This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

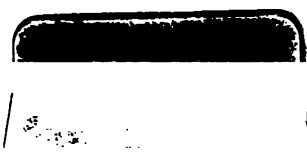
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

600076495.

275 a. 56/1



Geſchichte
der deutſchen Dichtung.

Erſter Band.

Geſchichte

der

Deutſchen Dichtung.

Von

G. G. Gervinus.

Erſter Band.

Vierte gänzlich umgearbeitete Ausgabe.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1853.

275. a. 56.

BIBLIOTHECA·BODLEIANA·

Den

Brüdern J. und W. Grimm

und

F. C. Dahlmann

gewidmet.

Ich ſchicke Ihnen, meine theuren Freunde, ein erneutes Buch in erneuerter Widmung zu; Sie können unter anderem daraus erſehen, daß ich noch nicht ganz in politiſcher Wühlerei aufgegangen bin. Ich habe es an Fleiß und gutem Willen nicht fehlen laſſen, dieſer Ausgabe etwas mehr Werth als den früheren zu geben; in vielen Abſchnitten der drei erſten Bände iſt ſie faſt ein neues Buch geworden. Die ganze Verpflichtung für dieſe Umgeſtaltung ſchulde ich der Berliner Bibliothek, deren alte und neue (Meuſebachſchen) Schätze nun jeder Benutzung offen ſtehen. Die ſtarken Nachträge zu dem zweiten und dritten Bande, die ſie lieferten, haben zwar (und dies war mir eine große Befriedigung) auf die hiſtoriſche

Gruppirung der literariſchen Thatſachen und auf die allgemeinen, aus ihnen hergeleiteten Ergebniſſe keinen ändernden Einfluß üben können, dagegen ſind die einzelnen Berichtigungen und Zuſätze, die ſie veranlaßten, von bedeutendem Umfang und zum Theil von großem Werthe. Leider bleibt mir auch jetzt noch eine letzte Hand daran zu legen übrig; und wer weiß, ob ſich die Zeiten je ſo ſchicken werden, daß dieß künftig noch geſchehen kann. Was für ein böſer Dämon mag doch in unſerer Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts ſein Weſen treiben? Als ich dies Gebiet 1837 in Göttingen kaum zu Ende durchreiſt hatte, trieb mich dort unverſehens ein Gewaltſtreich fort, und da ich jetzt in Berlin dieſelben Gegenden wieder durchſtöberte, erlitt meine gedeihende Arbeit in demſelben Augenblick des noch unvollendeten Abſchluſſes von Heidelberg aus eine viel unvorhergeſehenere Unterbrechung, von der ich nur wünſche, daß ſie blos eine Störung meiner, und nicht eine Störung aller wiſſenſchaftlichen Thätigkeit in Deutſchland bedeuten möge. Welchen Namen gibt unſer mythologiſcher Freund dieſem undienſamen Kobold und Störgeiſte, der dies ſo fügte? Ich beſorge, der politiſche Freund wird ſtatt ſeiner die Antwort geben: es ſei der unruhige Geiſt des wirkenden politiſchen Lebens, der uns mehr und mehr aus den friedlichen Stätten des Wiſſens, das auf die vergangenen Dinge gerichtet iſt, mit allen natürlichen und wunderbaren Mitteln hinwegſcheucht. Wie ſeltſam erinnerte uns in Berlin, als ich in Wilhelm's Stube Abſchied von der Familie nahm, dies ſeltſame Ereigniß des Tages an die Göttinger Vorgänge! Wir hatten bei dem Schlage, der uns damals gemeinſam traf, kein beſſeres mora-

liſches Gewiſſen, als ich Einzelner jetzt ein gutes wiſſenſchaftliches Gewiſſen hatte. Und dem muß ich es zuſchreiben, daß ich jetzt ſo wenig wie damals, meinen Gleichmut über dieſen Unbilden ganz verlieren konnte. Iſt ja doch ſelbſt für den guten Humor ſo viel krauſer Stoff in dieſen Dingen, daß ich manchmal nach meinem Kopfe faſſe, unſicher ob ich, oder ob die Welt verſchoben worden ſei. Denn welche ſonderbare Verkehrung der Dinge! Ich werde in der Zeit einer ſumpfigen Ruhe des Hochverraths und der Aufreizung gegen die konſtitutionelle Staatsform angeklagt, der ich zur Blütezeit der hochverrätheriſchen Unternehmungen (D. Z. 1848. 26. April.) in dem Badiſchen Lande ſelbſt laute Anklage erhob gegen die Zaghaftigkeit, die dem Hochverrath nicht zu begegnen wagte, und gegen die Herabwürdigung des konſtitutionellen Syſtems, die mir darin gelegen ſchien. Es wird die Beſchuldigung erhoben, daß ich mit einem politiſchen Pamphlete Unruhe ſtiften wolle, und es iſt vielmehr dieſe erhobene Beſchuldigung ſelbſt, die das Pamphlet erſt macht und die Unruhe wirklich ſtiftet. Es wird ein Verbrechen aus der Andeutung der Thatſache gemacht, daß der Monarchismus ſich durch ſeine neueſten Thaten viele moraliſche Stützen entzogen habe, und zugleich wird mit dieſer kleinen allerneueſten That eine weitere Thatſache gegeben zum Belege der Wahrheit meiner Andeutung. Ich ſoll Parteihaß ſäen, aber die Anklage ſelbſt iſt nichts als eine Erndte des Haſſes einer fanatiſchen Gegenpartei. Die der Verfolgung verbündete Preſſe wirft mir im Tone des giftigſten Geifers verbitterten Eifer in dieſer angefochtenen Schrift vor, die in einem wahren Geiſte, ja ich darf ſagen in einer wahren Arbeit der

Selbſtüberwindung geſchrieben iſt. Dies ſind Erlebniſſe, die auch den mildeſten Sinn empören könnten. Dennoch ſollen ſie mir mein inneres Gleichgewicht nicht ſtören; ich habe mit dem beſſeren Theile in mir Partei genommen gegen die Bewegung des Blutes. Mein großer Meiſter lehrt mich, daß erlittener Frevel der ins Herz dringt, und Wunden die uns die Bosheit in guter Sache ſchlägt, den höchſten Sinn in uns herausfordern und unſere beſten Kräfte auf die Probe ſtellen. Ich hoffe dieſe Probe zu beſtehen. Und dieſer Stoß des Schickſals, der mich nicht niederwerfen, der mich nur treiben kann, ſoll mich nicht über irgend eine Grenze des Gleichmuts treiben. Davon ſoll eben jene Arbeit Zeugniß geben, in deren Anfängen ſchon grade das die Gegner ſo zu erbittern ſcheint, daß ſie zwar bittere Wahrheiten, aber aus einem gelaſſenen Gemüthe ſagt.

Heidelberg, 20. März 1853.

Gervinus.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 3

I. Spuren der älteſten Dichtung in Deutſchland 17

II. Wirkungen der Völkerwanderung auf den geſchichtlichen Volksgeſang . 34

Grundlagen des deutſchen Volksepos 34

Das Hildebrandlied 60

III. Die Dichtung in den Händen der Geiſtlichkeit 65

1. Karolingiſche Zeit. Chriſtliche Dichtungen im 9. Jahrh. 65

Evangelienharmonien 73

Das Siegeslied über die Normannen. 84

2. Ottoniſche Zeit. Volksdichtungen in latein. Bearbeitung 86

Gedicht von Walther von Aquitanien 88

Ruodlieb 91

3. Fränkiſche Zeit. Geiſtliche Dichtung in Oeſterreich . . 103

Notker Labeo 104

Williram 104

Die „vier Evangelien“ 110

Das „Anegenge“ 111

Das „Lob Salomons“ 112

Die „Judith“ 112

Die „Bücher Moſes“ 112

Das „himmliſche Jeruſalem“ 113

Das „Leben Jeſu“ von Frau Ava 113

Görlitzer Evangelienharmonie 115

Leben des Täufers Johannes 115

Konrad von Fuſſesbrunnen 116

Rede von der Burg des Himmelreichs 117

Rede vom „Glauben“ vom armen Hartmann 118

Werner von Elmendorf 118

Gedicht vom Pfaffenleben 120

Wernher vom Niederrhein 122

Seite

4. Reinhart Fuchs 123
Die Ecbasis 136
Isengrimus 137
Reinardus 137
Reinhart Fuchs von Heinrich dem Glicheser 140
Renart 141
Reinaert 147

IV. Uebergang zu der ritterlichen Poesie der Hohenstauf. Zeit 154

1. Kreuzzüge 154
2. Legenden. Kaiserchronik 166
Legende vom heil. Veit und Aegidius 170
Lob der Jungfrau Maria 170
Legende von St. Bonus; St. Ulrich; Veronica und Vespasian.
Der heil. Servatius 171
Leben der Maria v. Wernher von Tegernsee 172
Legende von Pilatus 172
Tundalus 174
Sage vom heil. Brandan 176
Lied vom heil. Anno 177
Kaiserchronik 178
3. Veränderungen in der deutschen Volksdichtung 191
Herzog Ernst 195
Graf Rudolf 200
König Ruother 200
Salomon und Morolf 204
St. Oswalds Leben 205
Orendel 207
Biterolf 210
4. Alexanderlied vom Pfaffen Lambrecht 211
5. Rolandlied vom Pfaffen Konrad 231
6. Einführung britischer Dichtungen 247
„Tristan" von Eilhart von Oberg 260
„Lanzelot" von Ulrich von Zazikoven 260
7. Antike Dichtungen in neuer Gestalt. Heinrich v. Veldeke. 269
Veldeke's Aeneide 272
Albrecht von Halberstadt 280
Herbort von Fritzlar 280

V. Blüte der ritterlichen Lyrik und Epopöe 283

1. Minnegesang 283
Kürenberger 305
Walram von Gresten 305
Dietmar von Aist 305
Friedrich von Hausen 305

Seite

Reinmar der Aeltere 310
Heinrich von Morungen 310
Gottfried von Neifen 311
Ulrich von Winterſteten 311
Burkart von Hohenfels 311
Walther von der Vogelweide 311
Nithart 317
Tanhäuſer 319
Steinmar 320
Hadlaub 320
Ulrich von Lichtenſtein 322

2. Nibelungen und Kudrun 334
Nibelungen 334
Kudrun 357

3. Hartmann von Aue u. Wirnt von Gravenberg 360
Hartmann 363
Gregor vom Steine 363
Der arme Heinrich 364
Erek 369
Iwein 370
Wirnt von Gravenberg: Wigalois 377

4. Wolfram von Eſchenbach 383
Parzival 383
Titurel 402
Willehalm 404

5. Gottfried von Straßburg 408
Triſtan 408

6. Didaktiſche Dichtungen 424
Der Winsbeke 426
Cato, ein Spruchgedicht 428
Thomaſin: der wälſche Gaſt 429
Freidank 442
Stricker 448

7. Gottfrieds Schule 453
a) Weltliches 453
Ulrich von dem Türlein 455
Ulrich von Türheim 456
Heinrich von Freiberg 456
Wigamur 457
Konrad von Stoffel: Gauriel 457
Pleier 457
Berthold von Holle 457
Gottfried von Hohenlohe 458
Heinrich von dem Türlein: der Abenteuer Krone 459

Seite

Konrad Fleck: Flore und Blanſcheflur 462
Mai und Belaflor 464
Rudolf von Hohenems: Wilhelm von Orlens 465
Der gute Gerhard 468
Konrad von Würzburg 469
Partinopier und Meliur 470
Engelhard und Engeltrut 470
Der trojaniſche Krieg 472
Der Alexander des Rudolf von Ems 474
Die Weltchronik von demſelben 476
Enenkel 479
b) Legenden 480
Eraclius 485
Sylveſter; die h. Crescentia; Pantaleon; Alexeus von Konrad v. Würzburg 486
Barlaam u. Joſaphat von Rudolf von Ems 487
Der heilige Georg von Reinbot von Durne 488
Die heilige Martina von Hugo von Langenſtein 492
Das Paſſional 493
Leben Maria's vom Bruder Philipp 496
Marienleben von Walther von Rheinau 497
Marienleben vom Schweizer Wernher 497
Die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg 498
Gedicht von Maria's Grüßen 499
Himmelfahrt Mariä 499

Geſchichte
der deutſchen Dichtung.

Erſter Band.

Einleitung.

Ich habe es unternommen, die Geschichte der deutschen Dichtung von der Zeit ihres ersten Entstehens bis zu dem Punkte zu erzählen, wo sie nach mannichfaltigen Schicksalen sich dem allgemeinsten und reinsten Charakter der Poesie, und aller Kunst überhaupt, am meisten und bestimmtesten näherte. Ich mußte ihre Anfänge in Zeiten aufsuchen, aus welchen kaum vernehmbare Spuren ihres Daseins übrig geblieben sind; ich mußte sie auf anderen Stufen verfolgen, wo sie bald in dem Joche des Mönchthums lag, bald unter der Pflege des einseitig gebildeten Ritterthums gefährliche Richtungen einschlug, bald von dem heimischen Gewerbstand in Fesseln gelegt, oder von eindringenden Fremdlingen beherrscht ward, bis sie von allgemeinerer Aufklärung unterstützt sich in Mäßigung frei rang, ihr eigener Herr ward und schnell die zuletzt getragene Unterwerfung mit rächenden Eroberungen vergalt. Welche Schicksale sie litt, welche Hemmungen ihr entgegentraten, wie sie die Einen ertrug, die Anderen überwand, wie sie innerlich erstarkte, was sie äußerlich förderte, was ihr endlich eigenthümlichen Werth, Anerkennung und Herrschaft erwarb, soll ein einziges Gemälde anschaulich zu machen versuchen.

Wenn dieser Versuch vielleicht mehr einem bloßen Entwurfe ähnlich sieht, als einem ausgeführten Bilde, so urtheilt wohl jeder darüber schonend, der da weiß, wie unendlich schwer diese Aufgabe zu lösen ist, sei nun von Auffassung oder Darstellung oder auch nur von der bloßen Sichtung des Stoffes die Rede. Denn wie sollte in einem Gegenstande, der die vielfältigsten Erzeugnisse der verschiedensten Zeiten in sich befaßt, der, wenn er irgend erschöpft werden sollte, eine unermeßliche Belesenheit auf dem vaterländischen und den fremden Gebieten der Dichtkunst,

wie in den verwandten Reichen der Künste und Wissenschaften verlangt, wie sollte da ein Einzelner, und besäße er von der Natur im reichlichsten Maße die Gabe, alle Richtungen des menschlichen Geistes zu verfolgen, je hoffen dürfen, zugleich der strengen und Einen Forderung der Wissenschaft zu genügen und den getheilten Erwartungen der parteiten Gelehrten, zugleich das wahre Bedürfniß der Gegenwart zu befriedigen und die irregehenden Wünsche der Menge, und wieder die Ansichten der meist blos sachkundigen Kenner und der meist blos weltkundigen Laien mit Einem Male, gleich vertraut mit Sachen und Menschen, zu berücksichtigen!

Daß die Ziele, die sich der Schreiber einer Geschichte der deutschen Dichtung wählen kann, so weit auseinander, so leicht unterscheidbar liegen, dies erleichterte mir die Wahl; denn eine Wahl war unvermeidlich. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich ein zu weites Ziel ins Auge faßte, daß ich meine Kräfte mißkennend zurückblieb, daß ich wohl gar für den entferntesten einen Punkt nahm, hinter dem schärfere Augen noch andere erblicken; den stärksten Tadel aber werde ich mir wahrscheinlich dadurch zuziehen, daß ich in einem Gebiete, wo die vortrefflichsten Forscher eine bestimmte Bahn vorgezeichnet haben, meinen eigenen Weg einschlug, daß ich mich fast aller Vortheile, die mir ihr Vorgang darbot, begab, daß ich überhaupt die ganze Behandlungsart geschichtlicher Stoffe, wie sie seit mehreren Jahrzehnten in Deutschland herkömmlich ward, verließ, und statt einem forschenden Werke der Gelehrsamkeit ein darstellendes Kunstwerk zu entwerfen unternahm, und dies in einem Felde, auf dem noch so viele Beschäftigung eben für die forschende Geschichte übrig ist. Mir schien es aber, als ob die Geschichte der deutschen Dichtung noch von Niemanden aus einem Gesichtspunkte behandelt worden sei, welcher der Sache selbst würdig und der Gegenwart und jetzigen Lage der Nation angemessen wäre; mir schien es, als ob zu einer solchen würdigeren Auffassung der Sache auch auf dem hergebrachten Wege nur schwer oder gar nicht zu gelangen sei. Aehnlich verhält es sich auch mit der politischen Geschichte von Deutschland. Man legte die gewaltigsten Werke an, um der Nation geschichtliche Ehrendenkmale zu setzen, allein je höher man baute, je gleichgültiger ward das erst in Masse versammelte Publicum und verlief sich allgemach. Die Ursache war keine andere, als daß man hier nur der Vorzeit Denkmale setzte und sie mit heimlichen oder ausgesprochenen Vorwürfen einer Zeit und einem Geschlechte vorhielt, das, wenn es auch nicht in der Gegenwart großen äußeren Ruhm gegen den seiner Vorfahren zu stellen hatte, doch in seinem

inneren Leben ein erſetzendes Verdienſt kannte, und eben darin vielleicht eine Saat künftiger Thaten keimen wußte, deren ſtilles Wachsthum es ſich nicht verkümmern laſſen wollte. Während unter dieſen politiſchen Geſchichtſchreibern Charaktere fehlten, wie Möſer, dem das ächte Gepräge deutſcher Natur aufgedrückt war, mit der er die getrennteſten Eigenſchaften ſeines vieldeutigen Volkes umfaßte und mit gleicher Hingebung und mit jener geſunden Gründlichkeit ſich mit den engſten Bedürfniſſen ſeiner nächſten Umgebung, wie mit den großen Aufgaben eines Welthandels und einer rieſenmäßigen Staatsverwaltung beſchäftigte; während uns hier Köpfe abgingen, die wie Spittler, ſtatt immer und einzig mit ärgerlichem Beifall auf unſer Alterthum hinzuweiſen, dem wir uns bei jeder neuen Beleuchtung aufs neue mehr und mehr entwachſen fühlten, das auf die Zukunft gerichtete Volk mit der Vergangenheit und an der Gegenwart belehrt und ermuthigt hätten; während alſo die für die Gegenwart fruchtbare Behandlung der vaterländiſchen Geſchichte unterblieb, ſo war es in der Literargeſchichte noch ärger. Hier ſetzten zwar Männer, die das Vaterland unter ſeinen größten Gelehrten nennen wird und welche die unvergeßlichſten Spuren ihrer Wirkſamkeit hinterlaſſen haben, die Arbeit ihres Lebens mit einer nicht genug zu erkennenden Unverdroſſenheit und Ausdauer an eben jene Zeiträume, die auch in der politiſchen Geſchichte ſo viele aufmerkſame Beobachter, ſo viele fleißige Bearbeiter, ſo viele begeiſterte Bewunderer gefunden hatten; allein für die neuere Literatur der Deutſchen geſchah nichts. Die Geſchichtſchreiber in dieſem Gebiete nahmen folgerecht faſt allein Rückſicht auf die alte Zeit, faſt keiner aber erſchien, deſſen Werk auch ſelbſt in dieſen Theilen nur ahnen ließe, wie treffliche Forſcher hier vorgearbeitet hatten. Die neue deutſche Literatur aber, ſo reich, ſo blühend und mannichfaltig, nahm ſich meiſt überall in dieſen Geſchichtswerken wie ein unfruchtbares Feld aus, auf dem nichts zu erbeuten ſei; denn hier, wo aus den Quellen unmittelbar zu forſchen und zu urtheilen war, wo noch kein vermittelnder Forſcher die Urtheile an die Hand gab, hier wußte ſich Niemand zu helfen. Und doch! wie anders waren hier obendrein die Verhältniſſe, als in der politiſchen Geſchichte, die man in der neueſten Zeit ihrer Gehaltloſigkeit wegen eher verſchmähen und liegen laſſen durfte. Aber hier lag ein ganzes Jahrhundert hinter uns, in dem eine der merkwürdigſten Veränderungen in dem geiſtigen Reiche eines der geiſtreichſten Völker der Erde vorgegangen war, eine Umwälzung, deren ſichtbarſte Frucht für uns die Rückkehr aus der häßlichſten Barbarei zu wahrem, geſundem Geſchmack in Kunſt und Leben war, und deren größte Früchte wer weiß wie viele Jahrhunderte erſt in

ihrem Verlaufe zeitigen und genießen werden! Hier also lag die größte Aufforderung in der Zeit, nicht zum zweiten Male, wie wir es mit der Reformation gethan, eine ewig denkwürdige Epoche unserer Geschichte vorübergehen zu lassen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, eine würdige Erzählung der Begebenheiten jener Zeit der Nachwelt zu hinterlassen.

Daß wir dies damals nach der Reformationszeit nicht gethan, daß wir es dieses Mal nach der Blüte unserer Literatur noch nicht versucht haben, daß wir lediglich den alten Werken unseres Volkes in Staat, in Wissenschaft und Kunst unsere Forschung widmen, dies scheint mir nicht aus Kälte, nicht aus Undank, nicht aus vorherrschender Neigung des Volkes zu seiner Vorzeit, sondern aus der Natur unsrer Geschichte selbst erklärt werden zu müssen. Die neuere Zeit und ihre Geschichte spielt auf einer so ungeheuren Bühne, daß Uebersicht und Bewältigung der Erscheinungen nur aus sehr weiter Ferne möglich wird. Die schöne Zeit ist nicht mehr, wo ein Thukydides, mit glücklichem Alter gesegnet, sich erst der noch dauernden Sitten jener ehrenfesten Zeit der Marathonkämpfer erfreuen, dann ein dreißigjähriges Schauspiel der größten Umwälzungen im äußeren und inneren Leben mit unverwandter Aufmerksamkeit verfolgen, und endlich noch eine lange Reihe von Jahren den Nachwirkungen dieser Umstürze zusehen und Alles in Ein großes Werk niederlegen konnte. Die ähnliche Periode mit ähnlichen Ursachen und Wirkungen, die in der atheniſchen Welt in Einem Jahrhundert vorüberging, dehnt sich, nicht eben in jedem neuen Staate, aber in dem neuen Europa, dessen Theile ohne das Ganze nicht zu verstehen sind, in — wir können noch nicht sagen wie viele Jahrhunderte aus, wir, die wir bereits über drei Jahrhunderte zusammenhängender Bewegungen hinter uns sehen. Die alte Zeit unsers Volkes haben wir seit der Auflösung des Reichs mehr als vollkommen vollendet; die Acten sind geschlossen; dies mußte, trotz der Entfremdung der Nation von ihrer älteren Geschichte für die Geschichtschreiber Mahnung und Aufforderung genug sein, ihren ganzen Fleiß jenen Zeiten zu widmen, mit denen jetzt voll ins Reine zu kommen ist, deren Nachwirkungen immer mehr verschwinden, deren Zustände uns immer deutlicher werden, je mehr wir uns daraus entfernen. Wer aber sollte im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert eine Geschichte der Reformation entwerfen, da jede neue größere Begebenheit, die aus ihr in der äußeren Welt folgte, zweifelhaft ließ, wohin alles Geschehene und Geschehende zuletzt führen würde, bis erst das vorige Jahrhundert darüber bestimmtere Auskunft zu geben begann. Und wer sollte in den Jahren

1789 und 1830 Hand an eine Literargeſchichte der neueren Zeit legen? Kaum war nach jener außerordentlichen Gährung unter unſeren künſtleriſchen Geiſtern durch den überſetzten Homer eine Art Ruhe geſchafft und es folgte mit den reiferen Werken Göthe's eine Niederſetzung des Geſchmacks und der Sprache, ſo brachte uns die franzöſiſche Umwälzung um ſein friſcheſtes Wirken; Schiller ſtarb früh weg, und der grelle Abſturz unſerer Dichtung zu Entartung und Nichtigkeit war im erſten Augenblicke wohl noch viel abſchreckender, als die politiſchen Begebenheiten der Zeit, die uns von der behaglichen Betrachtung unſerer inneren Bildungsgeſchichte immer mehr abziehen werden.

In den allerungünſtigſten Verhältniſſen alſo greife ich den ſchwierigen Stoff einer Geſchichte auf, die theilweiſe faſt eine Zeitgeſchichte zu nennen iſt; kann irgend etwas dem Leſer Zutrauen einflößen, ſo wird es das ſein, daß er ſieht, ich kenne die Klippen, die ich zu vermeiden habe. Und vorſichtig hat mich gewiß die mißliche Aufgabe gemacht, aber abſchrecken konnte ſie mich nicht. Ich erkenne im ganzen Umfange, wie vergebens wir Neueren, wenn von Geſchichtſchreibung die Rede iſt, uns mit den Alten zu meſſen ſtreben, denen Alles nahe lag, Alles lebendig war, Alles die beſtimmteſte Beziehung hatte, was wir mühſelig aus der Ferne und aus Büchern herbeiholen müſſen. Jener Meiſter der Geſchichte durfte es wagen, der Nachwelt die Geſchichte ſeiner Zeit zur Belehrung und Warnung in wiederkommenden ähnlichen Lagen zu hinterlaſſen; die kürzeſte hiſtoriſche Erfahrung hatte er hinter und um ſich, aber ihre Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit, die Offenheit und Unverſteckheit des alten öffentlichen und Privatlebens, die Geſundheit der Beobachtung und die Maſſe der Begebenheiten, die ſich in kurzer Zeit und in kleinem Raume ungehemmt, ſchnell und raſch entfaltete, brachte ihn in Beurtheilung der Natur der Menſchheit vielleicht weiter, als uns unſere weitſchichtige Gelehrſamkeit und unſer fleißiges Forſchen nach den Schickſalen der Welt in mehr als zwei Jahrtauſenden, die ſeitdem verfloſſen ſind, gebracht hat. Wer heute nicht verſteht den Geiſt fremder Zeiten und Völker wie ſeiner eigenen zu faſſen, ſich jeder Beſchränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern, wer das Leben vergißt über dem Buch, und des Buches Geiſt über dem Wort, wer die Geſchichte der Menſchheit verſäumt über der der einzelnen Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt und mit gleich großer Kühnheit wie Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit Einem Blicke überſchlagen kann, ſondern am kleinen Maß ſeiner perſönlichen oder nationalen Beſchränktheit die Welt ausmeſſen will, der darf nicht wagen nach der

Palme in der Geschichtschreibung zu ringen. Ehedem aber war dies ganz anders. In so ungeheuern Fernen, mit so außerordentlichem Aufgebot von Fleiß und Ausdauer brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen. Der Geschichtschreiber des peloponnesischen Kriegs durfte diesen Kampf zweier kleiner Staaten eine Welterschütterung nennen, denn sein Volk war damals die Welt; er durfte auf seine einfache Beobachtung bauen, und ihrer Gültigkeit eine stete Dauer verheißen, denn noch war jeder Gegenstand des Beobachters unverschleiert, wie sein eignes Auge, während wir mit Vorurtheilen aufwachsen, mit widernatürlichen Bedürfnissen und Genüssen genährt werden und kein Ergebniß in der politischen Welt in seinen Ursachen offen vor uns daliegt. Bei uns muß das Lernen anfangen mit der Rückkehr aus einem verderbten und ungesunden Wesen zu der reinen Quelle der Menschlichkeit, von der der Grieche vertrauensvoll ausgehen durfte. Dann erst werden wir berechtigt sein, über unsere Zeit, ihre Geschichte und ihre Aussichten ein Urtheil zu fällen; und wenn bei solchen Forderungen alle Geschichtschreibung fast ganz bei uns aufhörte und nur Geschichtforschung übrig blieb, wenn die Wissenschaft sich ganz von dem Leben trennte, so war das traurig, aber natürlich und nicht befremdend. Und doch scheint es auf der anderen Seite wieder, als ob wir, die wir so reich sind an Erfahrungen jeder Art, uns eben dadurch ermuthigt fühlen müßten, auch diese Behandlung der Geschichte wieder aufzunehmen und in ihr lebendige Belehrung für uns und unsere Zustände zu suchen. Und unter uns besonders, die wir anzufangen scheinen, in eben dem Maße uns selbst zu verachten, wie man im Auslande die lang hergebrachte Verachtung gegen uns ablegte, unter uns scheint es doch endlich Zeit zu sein, der Nation ihren gegenwärtigen Werth begreiflich zu machen, ihr das verkümmerte Vertrauen auf sich selbst zu erfrischen, ihr neben dem Stolz auf ihre ältesten Zeiten Freudigkeit an dem jetzigen Augenblicke und den gewissesten Muth auf die Zukunft einzuflößen. Dies aber kann nur erreicht werden, wenn man ihr ihre Geschichte bis auf die neuesten Zeiten vorführt, wenn sie aus ihr und der verglichenen Geschichte anderer Völker sich selber klar gemacht wird. Allein nicht jede Seite der Geschichte eignet sich eben hierzu; zu irgend einem Ziele, zu einem Ruhepunkte müssen die Begebenheiten geführt haben, wenn sie lehrreich werden sollen. Keine politische Geschichte, welche Deutschlands Schicksale bis auf den heutigen Tag erzählte, kann je eine rechte Wirkung haben, denn die Geschichte muß, wie die Kunst, zu Ruhe führen, und wir müssen nie von einem geschichtlichen Kunstwerke trostlos weggehen dürfen. Den Geschichtskünstler aber

möchte ich doch sehen, der uns von einer Schilderung des gegenwärtigen politischen Zustandes von Deutschland getröstet zu entlassen verstände. Die Geschichte der deutschen Dichtung dagegen schien mir ihrer inneren Beschaffenheit nach eben so wählbar, als ihrem Werthe und unserem Zeitbedürfniß nach wählenswerth. Sie ist, wenn anders aus der Geschichte Wahrheiten zu lernen sind, zu einem Ziele gekommen, von wo aus man mit Erfolg ein Ganzes überblicken, einen beruhigenden, ja einen erhebenden Eindruck empfangen und die größten Belehrungen ziehen kann. Die Wahl eines Geschichtstoffes mit den Forderungen und Bedürfnissen der Gegenwart in Einklang zu bringen, scheint mir aber eine so bedeutende Pflicht des Geschichtschreibers, daß, hätte ich die politische, die religiöse, die gesammtliterarische oder irgend eine andere Seite der Geschichte unsers Volkes für passender und dringender zur Bearbeitung gehalten, ich diese andere ergriffen haben würde, weil auch kein Lieblingsfach den Geschichtschreiber ausschließlich fesseln soll.

Das Ziel in der Geschichte unserer deutschen Dichtung, auf das ich hindeute, liegt bei der Scheide der letzten Jahrhunderte; bis dorthin mußte also meine Erzählung vordringen. Dieses Ziel ist nicht ein künstlich von mir geschaffenes, ein zu meinen Zwecken zugerichtetes und untergeschobenes, sondern ein in der Natur der Sache begründetes. Und mag meine Geschichtserzählung auch allerhand besonderen Zwecken nachgehen, so kann und wird sie, falls auch nur das kleinste Verdienst in ihr ist, dem Hauptzweck, der Wissenschaft der Literargeschichte, vor Allem dienen. Das höchste Ziel irgend einer vollendeten Reihe von Begebenheiten in der Weltgeschichte kann nur da sein, wo die Idee, die in ihnen zur Erscheinung zu kommen strebt, wirklich durchdringt, und wo eine wesentliche Förderung der Gesellschaft oder der menschlichen Bildung dadurch erreicht wird. Was unsern Gegenstand angeht, so war die Dichtung, wie alle Kunst, bei den Griechen allein von keiner Religion, von keinem Stande und keiner Wissenschaft eingeengt, nur da konnte sie ihre edelsten Kräfte im vollesten Maße entwickeln, nur da Sitten, Glauben und Wissen gestalten und für alles ächte Bestreben in der Kunst späterer Zeiten und Völker gesetzgebend werden. Dieser Höhepunkt war erreicht, als die homerischen Gedichte ihre letzte Gestaltung erhalten hatten und die früheren Tragiker in Athen die Reinheit der alten Kunst noch bewahrten. Als die Pythia den Euripides für weiser als den Sophokles erklärte, war die griechische Dichtung auf der gefährlichsten Spitze; von da an gewann der Gedanke an den Werken der Einbildungskraft einen stets überwiegenderen Einfluß, den die Einwirkung der philosophi-

ſchen Schulen und die Verpflanzung der ſchönen Literatur unter die praktiſchen und materiellen Römer nährte und ſteigerte. Dies geſchah, als das Chriſtenthum gepredigt ward, das dem Menſchen eine neue innere Welt des Gemüthes erſchloß. Das Mittelalter fiel dann in einen ſchneidenden Gegenſatz gegen die Zeiten des Alterthums. Die reiſe und volle Bildung des Geiſtes ging verloren; Gefühle, Einbildungskraft, Verſtand erhielten eine getrennte, einſeitige Pflege; dies führte in allen Zweigen der geiſtigen Thätigkeit, in Religion, in Wiſſenſchaft und Staat zu den ſeltſamſten Verirrungen; die Aufgabe der neueren Zeit war dann, aus dieſen Verirrungen zu einer geſunden und harmoniſchen Thätigkeit des Geiſtes und ſeiner einzelnen Kräfte zurückzuführen. Wie dies die neueren Nationen gethan, was Italien darin den Deutſchen vorgearbeitet, warum dieſen es vorbehalten blieb, zum Ziele zu gelangen, läßt ſich in jeder Weiſe vortrefflich darthun: ich verſuche es, von dieſem Geſichtspunkte aus die deutſche Dichtung in ihrer Geſchichte zu entwickeln. Es iſt ein einziger großer Gang zu der Quelle der wahrhaften Dichtkunſt zurück, auf dem alle Nationen von Europa die Deutſchen begleiten, oft überholen, am Ende aber Eine nach der Andern zurückbleiben. Italiener, Spanier, Franzoſen und Engländer blieben auf dieſem Wege in verſchiedener Weiſe bei der griechiſch-römiſchen oder bei der alexandriniſchen Bildung haften; die Deutſchen allein ſetzten den ſteileren, aber belohnenderen Weg fort und gelangten zur ſchönſten Blütezeit griechiſcher Kunſt und Weisheit zurück. Göthe und Schiller führten zu einem Kunſtideal zurück, das ſeit den Griechen Niemand mehr als geahnt hatte. Je weiter ſie darin gediehen, deſto unverholener ward bei zwar ſteigender Selbſtändigkeit ihre Bewunderung für die alte Kunſt, bei ſteigendem Selbſtgefühl in ihrer Umgebung, ihre ehrfürchtige Beſcheidenheit den Alten gegenüber. Sie leiteten mit Bewußtſein auf die Vereinigung des Reichthums der Neueren an Gefühlen und Gedanken mit der Form der Alten, und dies eben war der Punkt, nach deſſen Erreichung bei den Griechen die Kunſt ausgeartet war. So war dieſelbe Nation, die in ihrer Wanderzeit die Ideen, welche Sokrates und Chriſtus in das neue Geſchlecht zur Bildung der Herzen geſtreut hatten, und die Keime, welche Ariſtoteles für alle Wiſſenſchaft gelegt, mit den alten Völkern zugleich vertilgen zu wollen ſchien, dieſe ſelbe Nation war beſtimmt, zuerſt die Lehre des Meſſias zu reinigen, und dann den Ungeſchmack in Kunſt und Wiſſenſchaft zu brechen, ſo daß es nun laut von unſern Nachbarn verkündet wird, daß wahre Bildung der Seelen und Geiſter nur bei uns geſucht, wie alle Bekanntſchaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann; daß

sichtbar unsere Literatur nun so über Europa zu herrschen beginnt, wie einst die italienische und französische vor ihr über Europa geherrscht haben.

Diese ungewöhnlich gefaßte Aufgabe konnte ich nicht hoffen, auf dem gewöhnlichen Wege zu lösen. Ich wünschte nicht den Leser zu täuschen über was er in dem Buche finden wird. Es weicht besonders darin von allen literarischen Handbüchern und Geschichten ab, daß es nichts ist als Geschichte. Ich habe mit der ästhetischen Beurtheilung der Sachen nichts zu thun. Der ästhetische Beurtheiler zeigt uns eines Gedichtes Entstehung aus sich selbst, sein inneres Wachsthum und Vollendung, seinen absoluten Werth, sein Verhältniß zu seiner Gattung und etwa zu der Natur und dem Charakter des Dichters. Der Aesthetiker thut am besten, das Gedicht so wenig als möglich mit anderen und fremden zu vergleichen, dem Geschichtsschreiber ist diese Vergleichung ein Hauptmittel zum Zweck. Er zeigt uns nicht Eines Gedichtes, sondern aller dichterischen Erzeugnisse Entstehung aus der Zeit, aus dem Kreise ihrer Ideen, Thaten und Schicksale; er weist darin nach was diesen entspricht oder widerspricht; er sucht den Ursachen ihres Werdens und ihren Wirkungen nach und beurtheilt ihren Werth hauptsächlich nach diesen; er vergleicht sie mit dem Größten der Kunstgattung gerade dieser Zeit und dieses Volkes, in dem sie entstanden, oder, je nachdem er seinen Gesichtskreis ausdehnt, mit den weiteren verwandten Erscheinungen in anderen Zeiten und Völkern. Aesthetischer Geschmack muß bei dem Geschichtschreiber der Dichtung vorausgesetzt werden, wie bei dem politischen Geschichtschreiber politisch gesunder Blick; deshalb aber darf der Eine keine publicistischen, und der Andere keine ästhetischen Abhandlungen einflechten, falls er auf seinem Felde bleiben will. Bestimmte Ansichten müssen hier und dort zu Grunde liegen; daß dies in meinem Buche der Fall ist, wird jeder Einsichtige finden; leider weiß ich auf kein Lehrbuch der Aesthetik zu verweisen und kann nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Schiller nennen. Ich bemerke übrigens noch, daß das Endurtheil des ästhetischen und das des historischen Beurtheilers, wenn beide in gleicher Strenge zu Werke gingen, immer übereinstimmen wird; es rechne nur jeder auf seine eigne Weise richtig, die Probe wird die gleiche Summe ausweisen.

Nicht Jedem wird meine Darstellung weit genug, Vielen meine Wahl zu knapp, den Meisten mein Urtheil viel zu streng sein. Dies steht nun nicht zu ändern; nur sehe jeder zu, daß er nicht an dem Einzelnen Anstoß

nehme, ehe er das Ganze überblickt hat. Es muß der neueren Leſewelt freilich dünken, ich ziehe meine Grenzen gar zu enge; mir aber ſcheint, man kann bei der Geſtaltung unſerer Literatur dieſe Grenzen nie zu enge machen. Wer tauſende von Jahren der Bildung hinter ſich hat, der darf wohl ekel in der Wahl der Dinge werden, an welchen er Geſchmack und Geiſt zu bilden ſucht, der darf nie fürchten, Mangel an wahrhaft trefflichem Stoffe zu haben. Wohin ſoll es doch endlich mit unſerem Wiſſen und Leſen kommen, wenn wir uns ewig unter der in beängſtigenden Verhältniſſen ſteigenden Flut unſerer Literatur theilen ſollten? wohin gediehe zuletzt unſere Bildung, wenn ſtets das Vielwiſſen bezweckt würde, und nicht das Wiſſen des Aechten und Guten, da es doch in jedem Fache — nicht freilich ſo gar vieles Vortreffliche gibt, aber doch immer genug, um das Leben eines ſinnigen Menſchen mit Arbeit und Genüſſen zu füllen. Und was die Dichtkunſt angeht, ſo theile ich gerne jene Meinung, die Horaz von ihr ausgeſprochen hat, daß das Abweichen vom Höchſten hier jählings zum Niedrigſten reißt und daß das Mittelmäßige in ihr am wenigſten zu dulden ſei. Denn über die Dinge der Kunſt wiſſen nur Wenige zu urtheilen, und in ihr wird daher durch das Mittelmäßige und Schlechte der Seele am verſtohlenſten das Schlechte und Mittelmäßige angebildet. So hat auch Göthe empfunden: nicht allein ſchrieb er vor, in aller Kenntniß überhaupt nach dem Höchſten zu ſtreben, auch in der Kunſt beſonders fand er alles Vorliebnehmen zerſtörend. Am allermeiſten aber wird die Urtheilsſtrenge nach großem Maßſtabe und das ſtete Augenmerk auf das Bedeutendſte grade in einer Geſchichte der Dichtung an richtiger Stelle ſein. Auch dies ſage unſer Meiſter der Kunſt für mich. „Nur auf dem höchſten und genaueſten Begriffe der Kunſt, ſind Göthe's Worte, kann eine Kunſtgeſchichte beruhen; nur wenn man das Vortrefflichſte kennt, was der Menſch hervorzubringen im Stande war, kann der pſychologiſch-chronologiſche Gang dargeſtellt werden, den man in der Kunſt nahm."

Wenn ich auch namentlich über einzelne Theile und Zeiten unſerer Literatur weniger warm oder weniger kalt urtheile, als Mancher wünſchen möchte, ſo erwäge man ja den Zweck des Ganzen und dränge ſich nicht mit Parteianſichten an eine parteiloſe Geſchichte. Den blinden Verächtern der altdeutſchen Literatur, ſo wie ihren blinden Verehrern genug zu thun, kann ich nicht hoffen und nicht wünſchen. Ich glaube von dem wahren Werthe der Dichtungen des Mittelalters ſo richtig zu urtheilen, wie von dem Verdienſte der Männer, die uns damit bekannter gemacht haben; und bin ich zwar in meinem Werke auf die neue Zeit

gerichtet, so glaube ich doch nicht anders als gerecht von dem Alterthum und seinen Verehrern zu denken. Ich werde mich strenge hüten, in den übertriebenen Ton der Anpreisung dieser Dichterwerke einzustimmen, denn dieser hat wohl Manches dazu beigetragen, daß sie nicht mehr Eingang fanden. Ich will nicht für die Bearbeiter und gelehrten Kenner dieser Literatur schreiben, nicht für eine besondere Klasse von Lesern, sondern, wenn es mir gelingen möchte, für die Nation. Ich möchte den Meisterwerken unserer Dichtung gewogene Leser verschaffen, aber dann muß ich auch Zutrauen in meine Wahrhaftigkeit erwecken; ich muß nicht marktschreierisch anpreisen und täuschen; was ich für ächt ausbiete, muß auch wirklich ächt sein; und dies wird es weiter entschuldigen können, wenn ich vorsichtig nur Weniges, nur das Erprobteste ausführend behandle. Wer eine Geschichte der Dichtung schreiben will, darf, wie Grimm verlangt hat, seiner Forschung kein Ziel setzen: er muß Gutes und Schlechtes gleichmäßig seiner Betrachtung unterwerfen. Wer aber zugleich darstellen und in einem Geschichtswerke künstlerisch verfahren will, muß seine kleine Schöpfung nach inneren Gesetzen gestalten; er darf kleinliche Untersuchungen nicht vor den Augen des Zuschauers oder Lesers führen; er muß die Spuren der mühseligen Forschung und Vielleserei tilgen; und ich schäme mich jetzt fast, daß ich in der Verleugnung des gelehrten Scheins nicht so weit ging, daß ich die Citate gar vermieden hätte. Wie leicht es hier war, die allerglänzendste Gelehrsamkeit auszulegen, weiß jeder, der in der Zunft ist, und es wäre, dünkt mir, an der Zeit, ganz laut zu sagen, wie leicht das ist. Denn ich bin gar nicht der Meinung derjenigen, die es für billig halten, daß die Leser zum Beweis unserer Gründlichkeit und Zuverlässigkeit Citate verlangen (es sei denn in einem Buche ausschließlicher Forschung), und für diesen Zweck würde ich auch niemals nur Eine Note unter ein darstellendes Werk setzen. Wer Zuverlässigkeit und Gründlichkeit nicht aus anderen Merkmalen gewahr werden kann, für den freilich möchten Citate das Wichtigste sein, aber mir wäre ein solcher eben nicht der liebste Leser.

Ich möchte indeß nicht so mißverstanden sein, als ob ich mit diesen Ansichten oder mit dem Werke, das ich hier darbiete, den eigentlichen Werken über Literatur und Bücherkunde entgegentreten wolle; auch diese müssen bestehen, und ich weiß es nur zu gut und bekenne es mit Vergnügen, daß ohne sie das Meine gar nicht hätte entstehen können. Nur wünsche ich, wenn man bei mir zu wenige literarische Nachweisungen findet, wenn man Lücken anderer Art sieht und Ausführlichkeit und Voll-

ständigkeit vermißt, daß man dies so nachsichtig dulde, wie ich selbst in jenen Werken den Mangel dessen entschuldige, was das Meinige enthalten wird; daß man nicht alles Mangelnde gleich auf Rechnung meiner Unkenntniß setze (so manches auch darauf kommen mag); daß man hunderte von Dingen, die anderswo besser behandelt sind, hier wenig oder gar nicht besprochen zu sehen erwarte. Zu einer Menge von Forschungen habe ich Winke gegeben; manche leere Stelle ist noch auszufüllen, die man nur finden konnte, indem man den Versuch machte, das Ganze zu behandeln: so könnte dies Buch vielleicht mit eigener Gefahr fremden Vortheil schaffen, wenn man diese Lücken berücksichtigen möchte. Dem Verdienst der Forschung selbst nachzutrachten, konnte aber neben den bereits angedeuteten Zwecken meiner Geschichte meine Absicht nicht sein. Ueberall galt mir eine alte, von Meistern und Kennern bestätigte Meinung mehr, als eine neue eigne; und ich verzichte auf jedes andere Verdienst, als auf das, was Horaz nennt: aus dem allbekannten herauszugreifen und durch Anordnung und Verbindung zu wirken. Die Aufgabe war schwierig genug, um jede unnütze Erweiterung zu vermeiden, und nur nach Geschlossenheit und Ganzheit zu streben. Wer das Verhältniß meiner Arbeit zu jeder anderen Kunstgeschichte durchschaut, wird vielleicht urtheilen, es sei fast eine ganz neue Wissenschaft, die ich mir erschaffen mußte; wenigstens müßte es mir unbekannt sein, wenn mir in dem, was hier eigenthümlich ist, irgendwo bedeutend vorgearbeitet oder nur eine Bahn vorgezeichnet wäre. Indem ich überall das Innere, das Geistige und Belebende zu ergründen strebte, war es namentlich in dem Mittelalter unendlich schwer, festen Boden zu gewinnen. Wollte ich den Dichtungen dieser Zeit, über die man sich fast nie anders als in geheimnißvollen Winken, in hohlen Redensarten, in blinden Lobpreisungen und mystischen Deutungen vernehmen ließ, scharf ins Auge sehen, ihren innersten Werth erforschen und unbefangen darauf ein uneingenommenes Urtheil gründen, so war es nöthig, daß ich die Materie möglichst erschöpfend durchsuchte, keine noch so gute Vorarbeit konnte mir da helfen; ich mußte viele hunderttausende von Versen aus dieser Einen Periode, und manche Theile doppelt und dreifach durchlesen, ohne das zu rechnen, was ich mit Lust und Liebe wohl auch zehn- und mehrfältig gelesen habe, um mich ganz in den Ideenkreis dieser Zeit zu versenken. Ich glaube, es ist eines kleinen Dankes wenigstens werth, daß ich mit meiner genauen Lectüre Niemanden beschwerlich fallen werde, wo ich sie werthlos fand. Und dennoch ist die Mühe, diesen Umfang der mittelaltrigen Literatur zu bemeistern, und die Schwierigkeit, sich mit

Ausdauer durch endlose Werke durchzuschlagen, von deren Nichtigkeit man auf dem ersten Blatte überzeugt wird, nichts gegen die größere Schwierigkeit und Mühe, sich wieder aus diesem Chaos frei zu erheben, mit klarem Auge es zu überblicken, mit Gerechtigkeit zu beurtheilen, nachdem man sich so lange bald mit Freudigkeit bald mit Ueberdruß in ihm herumgetummelt hatte. War man aber auch dahin gelangt, sich endlich den inneren Zusammenhang deutlich gemacht zu haben, dann traten wieder erschwerend die Forderungen der historischen Kunst zu, die zwischen Quelle und Behandlung ein gewisses Verhältniß fordert, die den Eindruck, den eine Zeit mit ihren Erzeugnissen macht, in dem Geschichtswerke rein und ungetrübt wieder gegeben verlangt, die also eine Dichtung, die im Ganzen voll Unbestimmtheit und Unbewußtheit ist, nicht allzukleinlich zerlegt wissen will, wie denn z. B. Jemand, der an den Minneliedern im Einzelnen viel zergliedern wollte, etwas Unmögliches unternehmen und etwas Albernes zu Tage fördern würde.

Was die letzte Blütezeit unserer Dichtkunst betrifft, so traf ich da auf eine ähnliche Periode der Gährung, des reformatorischen Treibens, der Bekämpfung des Herkommens, wie in jener: hier ist zwar Alles bestimmt und leicht zu erkennen, aber durch die Masse der Erzeugnisse, so wie durch die Vielseitigkeit und Größe der handelnden und schaffenden Geister und die wilde Verwirrung und Durchkreuzung der Bestrebungen war die Behandlung noch viel schwieriger. Hier hatte ich dazu, wie ich schon oben sagte, keinerlei Vorarbeiten, wenn ich die Winke in Göthe's Leben ausnehme, und blieb mir ganz allein überlassen. Ob es mir gelungen ist, jene geistige Revolution darzustellen und ohne Vorbild eine Erscheinung in der literarischen Welt zu *schildern*, deren bloses *Dasein* außer der politischen Welt bisher kaum geahnt zu sein scheint, ob es mir glückte, von dem gehobenen inneren Leben dieser Zeiten etwas mehr als einen todten Begriff zu geben, muß ich dem Urtheil der Leser zu entscheiden überlassen.

Welcher Werth aber auch diesem Werke, in seiner Vollständigkeit, zuerkannt, welche Wirkung und Dauer ihm zu Theil werden sollte, das Beste dazu wird nur die Größe seines Inhaltes gethan haben, der das Verdienst der Nation ist; das kleine Verdienst, das der Verfasser sein nennen kann, ist nur das des unverdrossenen und vielgewanderten, ich weiß nicht ob auch wohl*bewanderten* Wegweisers. Das große Gebiet unserer poetischen Schöpfungen liegt hier weit ausgebreitet vor; der Kern der schönsten Empfindungen und wie vieles von wahrer Weisheit

unſeres Volkes, ſo weit es ſich in den Dichtungen niederlegte, iſt hier verſammelt, ſo daß Einer des reichen Vorraths mit verhältnißmäßig kleiner Mühe froh werden kann. Der Geiſt des Volkes ſteht in dieſer raſchen Ueberſicht der Bildung von Jahrhunderten wie lebendig da und ſpricht uns aus tauſend beredten Stimmen zu Herz, Gemüth und Verſtand, daß wir in ihm uns ſelbſt lieb haben, uns ſelber niemals aufgeben ſollen.

I.

Spuren der älteſten Dichtung in Deutſchland.

Aus den erſten Jahrhunderten, in denen wir unſere Vorfahren in der Geſchichte finden, beſitzen wir zwar keine Denkmale ihrer Dichtung, aber doch ausdrückliche Zeugniſſe, daß ſie Lieder verſchiedener Art gehabt und geſungen haben. Wären dieſe Zeugniſſe auch nicht vorhanden, ſo hätte man gleichwohl auf das Daſein eines Geſanges unter ihnen ſchließen dürfen. Denn jene Art von Poeſie, welche der ungekünſtelte rauhe oder weiche Ausdruck heftiger oder ſanfter Gefühle und Leidenſchaften, oder des Lobes und Spottes auf öffentliche Handlungen iſt, verſchmäht nicht leicht irgend einen Raum der Erde; ſie findet ſich bei den Negern der Tropenklimate, wie bei den Kamtſchadalen. Sie verſchmäht nicht leicht eine noch ſo rohe Cultur, und würde ſich auch in dem Naturzuſtande eines viel wilderen Volkes eingeſtellt haben, als in dem des bildſamen Germanen, dem ſeine gebildeten Feinde, die Römer, als ſie ihren eigenen Untergang durch dieſe Barbaren noch drohend oder ſchon hereinbrechend ahnten oder erlebten, ein beſſeres Zeugniß ſchrieben, als manche ſeiner ſpäteren gelehrten Nachkommen, die bei ihren Ahnen nichts als thieriſche Rohheit fanden. Dieſe Art von Dichtung reicht endlich auch bis in die entfernteſten Zeiten hinauf, denn es iſt ſchwerlich ein Zweifel, daß nicht die erſten Menſchen, wie ſie von den vierfüßigen Thieren geſelliges Zuſammenſein lernten und Unterricht in der Befriedigung natürlicher Bedürfniſſe erhielten, ſo auch von dem Vogel den äußeren Antrieb empfingen, den melodiſchen Ausdruck innerer Regungen nachzuahmen, und bald den Geſang mit rhythmiſchem Falle der Worte oder mit ebenmäßiger Bewegung der Füße zu begleiten.

Tacitus erwähnt mancherlei Geſangesarten, wenn er von den Germanen redet. In alten Gedichten feierten ſie den erdegeborenen Gott

Tuisco und seinen Sohn Mann, die Stammväter und Gründer des Volkes, und Manns Söhne, die Benenner der einzelnen Stämme. Die ersten dieser Namen würden auf eine germanische Sage der Welt- und Menschenschöpfung hindeuten, an die sich mit den Söhnen Mann's dann die nationale Sage von dem Ursprung des Volks und seiner Stämme angereiht hätte. Daß unter den deutschen Völkerschaften, sobald sie in die Geschichte eintraten, sobald sie mit Fremden in dauernde Berührung kamen, ein Hang zu solchen Stamm- und Geschlechtstafeln war, beweisen schon die Genealogien der Könige, die wir unter Angelsachsen, Nordländern, Gothen und Langobarden aufgezeichnet finden[1]). Daß dergleichen aber ein höheres Alter und eigenen Trieb und Wuchs gehabt habe in einem Volke, das die Gegensätze des Stammes nie so weit getrieben hat wie der Orient, ist ganz unwahrscheinlich. Denn diese mythischen Genealogien scheinen überall erst in Zeiten entstanden zu sein, wo schon durch irgend einen Gegensatz gegen ein fremdes Volk oder fremde Zustände die Veranlassung dazu gegeben ist. So konnte in Griechenland die größere Achtsamkeit auf die Verwandtschaftsverhältnisse der kleinen Völker, die dann die Sagen der Logographen zur Folge hatte, erst dann aufkommen, als der alte Gesammtstamm der Achäer gesprengt war und Dorier und Jonier sich gegenüber zu stehen anfingen. So sind die Königsreihen der Angelsachsen und Langobarden offenbar erst auf den Zusammenstoß mit fremden Stämmen entstanden; wie sollten sie sonst den Wodan übereinstimmend so jung setzen und gar den Cäsar in ihre Königsreihe einmischen! Tacitus, der sich mit einzigem historischen Takte den kühnen Ueberlieferungen der Volksphantasie so junger Zeiten (licentiae vetustatis) gegenüber in vorsichtigen Grenzen hält, scheint auch selbst anzudeuten, daß die Gesänge jenes Inhalts unter den einheimischen Stämmen der Deutschen wenig Ansehn im Volke hatten. Er bemerkt, daß jene Stammbenennungen der Ingävonen, Iscävonen und Herminonen, die sich auf die Namen der Göttersöhne gründeten[2]), neu und willkührlich waren, wie sie denn auch bald verschwanden, während die ächten und alten Völkernamen, die entgegengesetzt werden, zum Theil bis jetzt ausgedauert haben. Denn bei dem ausdrücklichen Gegensatze, in den Tacitus gegen jene Benennungen die der Marser, Gambarer u. A. stellt, scheint es keineswegs sicher, aus diesen letztern die Namen andrer Söhne des Mann zu folgern. Und dürfte man dies, grade dann würde eine solche Reihe

1) Vgl. Grimms Mythol. im Anhang zur ersten Ausg.
2) Tacit. Germ. c. 2.

eben so willkührlich gemacht erscheinen, wie wenn bei Nennius dem ersten Menschen Alanus (vielmehr Mannus) die Enkel Frankus, Romanus, Alamanus und Bruto gegeben werden[3]).

War diese Herleitung der Nation von den Göttern zugleich eine Ansicht von der Menschenschöpfung, so sehen wir hier in den Vorstellungen der Germanen, worauf wir häufiger zurückgeführt werden, schon bei den ersten Spuren menschlich-einfache, geschichtlich-natürliche Vorstellungen vorwalten. Und falls sie darüber weitläufigere Sagen hatten, so möchten diese von den Kosmogenien der nordischen Völker in eben der Weise verschieden gewesen sein, in welcher alles Dichten und Trachten zwischen Deutschen und Scandinaven überhaupt verschieden ist. Die frühe Bekanntschaft mit gebildeten Völkern, die frühere Gelegenheit zu größeren und allgemeiner merkwürdigen Thaten gestaltete hier die Sage viel heller und geschichtlicher, während dort die längere Abtrennung, das Stillleben und die Abhängigkeit von einer wilden, großen Natur alle Vorstellungen geheimnißvoller, die Sage mythischer und die von der Menschenschöpfung im Besonderen pflanzlicher gestaltete. Schwerlich nährte man auf die Dauer in unserer gemäßigteren Zone die Bilder eines solchen Weltuntergangs oder einer solchen Welterschaffung, wie in den nordischen Ländern, wohin nur einmal ein griechischer Seefahrer gelangen durfte, um, nachdem er die endlose Nacht erlebt und den Eisrauch gewahrt hatte, diese gesehenen Dinge mit andern nicht gesehenen zu verbinden und aufs wunderbarste auszumalen, und so einen Beweis zu liefern, daß hauptsächlich jene Natur und jener Himmel so riesige Gedanken nähre, so phantastische Ungeheuer erschüfe und so grelle Bilder wie die der altnordischen Dichtung entwürfe.

Daß auch Hercules in Deutschland anwesend war, erzählte man sich nach Tacitus, und besang ihn bei anbrechender Schlacht vor allen andern Helden. Einige glaubten auch, Ulysses sei auf seinen Irrfahrten hierhin gelangt und habe Asciburg gebaut. Diese letztere Angabe kommt wohl auf Rechnung römischer Archäologen; wer sie in späteren Jahrhunderten läse, würde sie wie alle jene Sagen von dem trojanischen Ursprung der Franken, dem macedonischen der Sachsen u. s. w., nicht etwa eine dunkle Erinnerung der deutschen Völker an ihre asiatische Herkunft, sondern schlechtweg eine eitle Möncherfindung nennen. Und ungern sieht man, daß solche Fabeln schon so frühe erfunden sind und hier und da auch Deutschen mögen eingeflüstert sein. Jene Sage von Her-

3) Mythol. p. XXVIII.

cules aber müßte, dem Zusammenhange nach, von Deutschen selbst berichtet worden sein; höchstens könnte man bei den Schlachtgesängen die römische Deutung einer deutschen Gottheit[4]) annehmen. Es ist nichts dagegen, daß, so gut als sich später trotz der feindlichen Abstoßung christliche und heidnische Vorstellungen, Genealogien und Tempel zusammenrückten, früherhin auch römische und deutsche Sagen sich vereinen oder austauschen konnten und daß man bei diesen Berührungen nicht immer, am wenigsten auf deutscher Seite, bei bloßer Auslegung der Namen und Begriffe stehen bleiben, sondern auch Sagen und Geschichten herüber nehmen mochte. Allerdings waren dies dann oberflächlich erworbene Besitzthümer, die von den gebildeteren Vermittlern des Verkehrs mit den Fremdlingen eingeführt wurden. So suchen überall, wo Priester des Volkes Bildung leiten, diese gerne eine Verknüpfung der heimischen mit der fremden Sage. So benutzten später die christlichen Geistlichen jede Gelegenheit, die Anknüpfungen an die biblischen Genealogien zu vervielfältigen; und sie, die keine andere heiligere Urkunde kannten, als die Bibel, thaten hierin das nämliche, wie die Griechen, wenn sie mit der großen Vorliebe für ihren Homer jeden Gegenstand, mit dem sie neu bekannt wurden, auf diese Quelle zurückführten. So mochten sich, um ein weiteres Beispiel anzuführen, Griechen und gallische Priester früher überbieten in dem Eifer, die Kelten aus Troja herzuleiten. In jenen Zeiten der höchsten Blüte des römischen Reichs, besonders aber seitdem unter Hadrian der lange aufstrebende Hang zu allerlei mystischer Schwärmerei von Asien aus sich in Europa breite Bahn brach, seit von Griechen und Römern babylonische und ägyptische Priesterweisheit so leidenschaftlich gesucht ward, wo noch dazu dieser Hang gerade mit der Verpflanzung der lateinischen Literatur auf spanischen, gallischen und britischen Boden zusammentraf, suchte man hier so gut wie im Orient einen Anschluß an die ähnliche Priesterschaft dieser keltischen Völker; daher hat schon Timagenes an gallische Ueberlieferungen die Sage von Eingewanderten von Troja her angeknüpft und eben unsere Stellen bei Tacitus könnten möglicherweise die erste dunkle Annäherung ähnlicher Fabeln auf deutschen Boden ausdrücken. Dies würde zeigen, daß schon so außerordentlich früh der fremde Einfluß auf unsere dichterische Cultur, wenn auch in geringerem Grade, anfing, der auch im ganz passenden Verhältniß zu dem politischen und anderweitigen Einfluß der Römer stehen würde, und eben wie dieser vorerst noch abgeschüttelt ward; wie

4) Des Sahsnot? Vgl. Mythol. p. 203.

denn die eigentliche Herleitung der Franken aus Troja erst bei Fredegar, und aus derselben Quelle, scheint es, bei Otfried wieder vorkommt. Diesen Sagen würde man demnach priesterlichen oder gelehrten Ursprung geben; und obgleich sie in den Zeiten des Meistergesangs, nach langsamen Fortschritten, eine Art Volksthümlichkeit erlangten, so würde man sie doch so wenig volksmäßig nennen, wie die römische Trojanersage national römisch. Denn daß dort der Staat, was Niebuhr für entscheidend nahm, die Sage adoptirte, wäre so wenig ein Grund für eine solche Annahme, wie es in Deutschland eine amtliche Erwähnung derselben sein würde.

Von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die auch dem Stoffe nach die Pflege durch diesen Stand verriethe, haben wir in Deutschland keine Spuren, so wahrscheinlich es auch der Natur der Dinge nach wäre, daß namentlich in den Theilen des nördlichen Deutschlands, die der scandinavischen Bildung näher waren, eine Gattung priesterlicher Gesänge, verbunden vielleicht mit allerhand Zauberformeln, geherrscht haben könnte. Von eigentlichen dichterisch ausgebildeten Mythen über die Hauptgötter findet sich aber nicht die geringste Spur, nur der Erwähnung; und die gründlichsten Forschungen führten kaum auf ein fernes Zeichen von Zusammenhang zwischen Dichtern und Priestern selbst im Norden[5]). Nichts deutet auch darauf, daß jemals die Priesterschaft überhaupt bei den Deutschen ein solches Ansehn gehabt habe, wie die Druiden bei den Galliern. Schon Cäsar setzte in dieser Hinsicht Gallier und Deutsche scharf einander entgegen. Wie nach ihm der Götterglaube der Germanen einfach war, die da nur Naturgötter, Sonne, Mond und Feuer anbeteten und die übrigen „selbst dem Gerüchte nach" nicht kannten, so kannten sie auch das Priester- und Opferwesen der Gallier, hierarchische Bildung und Einfluß nicht: dieses früheste Zeugniß eines großen Mannes, der an Erfahrung und praktischem Urtheil in diesen Dingen mit den meisten gelehrten Schreibern nach ihm gar nicht zusammengestellt werden kann, muß für eine geschichtliche Betrachtung deutscher Götterlehre der unverrückte Ausgangspunkt bleiben. In späteren Zeiten aber ist dann mehrfach versucht worden, Priester- und Druidenwesen an die deutsche historisch-poetische Sage anzuknüpfen. So erhalten wir in der Chronik des Hunnibald[6]) aus schmalen Nachrichten der Römer, dazu aus abgetrennten Lappen biblischer, griechischer und späterer Völkergeschichte, aus willkührlichen Eponymen, aus angeblichen Liedern und alten Ueber-

5) Mythol. p. 62.

6) In Trithemii opp. hist. omn. ed. Freher.

lieferungen zuſammengeſetzt ein Gemälde des galliſchen Druidenweſens, das an die fränkiſche Geſchichte gereiht iſt. Den Aventin aber, der ähnlich aus ſpäteren Meiſtergeſängen und auf dem Grund der Germania des Tacitus eine Geſchichte der deutſchen Urzeit zuſammenſtoppelte, führte nichts auf Prieſterthum, weil die älteſten deutſchen Erinnerungen nicht weiter als auf ein Kriegerleben, die galliſchen dagegen auf Prieſterregiment leiten. Wer jener Chronik des Hunnibald die Geſtalt gegeben, in der wir ſie auszüglich beſitzen, gehört offenbar in eine ſehr ſpäte Zeit. Ihre Entſtehung iſt auf belgiſchem Boden zu ſuchen, da ſie die Franken dort einheimiſch ſieht und nach Deutſchland auswandern läßt. In ihrem Verfaſſer möchte man einen britiſchen Geiſtlichen aus mancherlei Gründen vermuthen, was nur zu gut möglich iſt, weil die fränkiſche Geſchichte auch ſonſt in britiſche Hände gerieth. Sie trägt wie die Chronik von Tongern, der Roman von Buscalus u. A. zu viele britiſche Merkmale an ſich, und britiſche Mönche, die noch ſehr ſpät im Belgiſchen thätig waren, haben überhaupt in den abentheuerlichſten Theilen der mittelaltrigen Sagen und Dichtungen ihre Hände am fleißigſten gehabt. Wer es aber geweſen ſein mag[7]), der hier die hierarchiſchen Zuſtände der alten Kelten an die Franken anknüpfte, er beging denſelben Fehler, wie Jornandes und ſeine Gewährsmänner, als ſie die Geſchichte der deutſchen Gothen an jene Geten anreihten, die eben daſſelbe unterſcheidende Merkmal von den Gothen trennt, wie die Kelten von den Franken. Statt daß den Jornandes der grundverſchiedene Charakter ſeiner ächt gothiſchen Ueberlieferung im Lied oder in der nationalen Geſchichte des Ablavius und jener getiſchen Sagen des Dio auf die Getrenntheit beider Nationen hätte aufmerkſam machen ſollen, nimmt er nur verſchiedene Sitze und mit Veränderung derſelben veränderte Bildung an. Und ſo läßt er uns denn in ſeinem Auszuge aus Dio, den er ſo leichtſinnig aufnimmt wie Annius von Viterbo und Aventin den falſchen Beroſus, daſſelbe hierarchiſche Gemälde ſehen, das wir auch bei Hunnibald erkennen: Könige mit den Verrichtungen von Prieſtern, Zauberern und Wahrſagern, oder doch von ſolchen als unabweislichen Rathgebern umgeben; ſein Diceneus erſcheint wie Hunnibalds Chlodomir, Hildegaſt und Theocal, und wie dieſe lehrt er die Söhne der Edlen theologiſche Weisheit, Geheimlehre und Prophetenkunſt, er lehrt ſeine Völker Ethik und Phyſik, eben wie Hunnibalds

7) Löbell in ſeinem Gregor iſt geneigt, wie Leibnitz den Tritheim für den Erfinder dieſer Chronik zu halten; dann überträfe dieſer noch weit den neuen Sanchuniathon.

Baſan, der wie Zamolxis Gott und König iſt. Dieſe Dinge alſo gehen die deutſche Geſchichte und poetiſche Sage nichts an. Wir erwähnen aber des Jornandes Anſicht darum ausdrücklich neben Hunnibald, um zu zeigen, wie das abentheuerlichſte Fabel- und Sagenwerk, das den müßigſten Erfindungen ſpäterer Geiſtlichen gleicht, ſchon frühe in die deutſche Geſchichte, und darum das Aehnliche möglicherweiſe noch früher in die deutſche Sage eingeſchwärzt ward[8]).

Nächſt dieſen Liedern erwähnt Tacitus der Germanen Schlachtgeſänge. Nachts vor dem Kampfe erſcholl in ihren Lagern Lärm und Geſang; unter dem Geſang der Männer erfolgte der Angriff und unter dem Geheule der Weiber. Eine eigene Art von Schlachtliedern waren die, durch deren Vortrag, den ſie Barditus nannten[9]), ſie den Muth entzündeten und aus deren Geſang ſelbſt man den Erfolg des Kampfes wahr-

8) Ich laſſe die obigen Sätze ſtehen, obwohl ich J. Grimm über Jornandes und die Geten. 1846. 4., ſo wie ſeine Geſchichte der deutſchen Sprache und A. gewiſſenhaft geleſen und ſeine Anſicht von der Identität der Gothen und Geten wohl erwogen habe. Ich unterſcheide drei Prüfungsmittel, nach deren Ergebniſſen ich mich entſcheide. Wenn man die Zeugniſſe und den Werth der alten Schriftſteller vor und ſeit Jornandes und ſeinen getiſirenden Quellen wägt, ſo kann füglich kein Zweifel in dieſer Frage ſein; die Geten müſſen dann von thrakiſcher Abſtammung und Sprache heißen. Wenn man nach geſchichtlicher Analogie getiſche und gothiſche Cultur vergleicht, ſo muß man ihre Unverträglichkeit ausſprechen; nicht daß die „Geten auf höherer Culturſtufe als die Germanen geſtanden hätten" (Geſchichte d. d. Spr. p. 817.), ſondern im Gegentheil, ſie erſcheinen auf der Stufe jener Völkerracen, die in Folge einer geringeren Bildſamkeit zu der Unentwicklung verurtheilt ſind, in der alle thrakiſch-illyriſchen Völkerſtämme in der alten Welt und in der neueren alle keltiſchen beharrten. Das dritte Prüfungsmittel, die Sprache, könnte die Ergebniſſe der beiden anderen allerdings auslöſchen. Aber es gewährt in dieſem Falle faſt nichts, als einige, wer weiß wie ſehr entſtellte Namen. Ich kann den etymologiſchen Scharfſinn bewundern, der jetzt ſogar in dem herodotiſchen Zalmoxis Gebeleizis die beiden (in Vater und Sohn getrennten) gothiſchen Anſen bei Jornandes: Gapt qui genuit Halmal aufſpürte; zur Entſcheidung dieſer ſo verwickelten Frage aber iſt der Sprachvergleichung zu wenig Stoff gegeben. Für die ſprachliche Beurtheilung konnte man ſehr geſpannt ſein auf das (a. a. O. p. 203.) mitgetheilte Verzeichniß getiſcher Pflanzennamen aus Dioscorides; aus ihm aber würde ich eine ganz andere Folgerung ziehen, als daß dies ein älteſtes kleines deutſches Gloſſar ſei. Was die Wahrſcheinlichkeitsgründe, die Raum- und Namenverhältniſſe, angeht, warum ſollte es ſich in jenen Wanderzeiten, wo ſo viele Stämme im Raume verſchmolzen ſind, nicht Einmal getroffen haben, daß unter ſo zahlloſen Völkerſchaften Zwei mit ähnlichen Namen aufeinanderſtießen! Warum ſollten gothiſche Wanderer nicht aus Dacien dieſen Namen ſo gut nach Danien getragen haben, wie Marcomanniſche den bojiſchen Namen aus Böhmen nach Baiern?

9) Germ. c. 3. Barditus, vom altnordiſchen bardhi, Schild. Die baritus leſen, leiten es aus dem altfrieſiſchen barja, ſchreien, her.

sagte: es war ein wildes Getön und durch den an den Mund gehaltenen Schild gebrochenes Getöse, aus dessen Stärke leicht auf den Ausgang der Schlacht zu schließen war. Solch ein wildfröhlicher Gesang war auch bei ihren Gelagen üblich[10]). Lieder dieser Art mußten wohl am ersten verschwinden. Es hätten sich denn Fremde finden müssen, die so viel Sinn für diese junge Volksdichtung und so viel Sprachkenntniß gehabt hätten, um solche Gesänge aufzuzeichnen. Und Schade ist es, daß uns kein näher mit den Deutschen beschäftigter Römer etwas von diesen Dingen aufbewahrt hat; sollte Ovid die barbarische Sprache erlernt haben, hätte er uns doch Verse daraus übersetzt, statt spielend deren zu machen. Aber diese Römer hatten ja so wenig Sinn für ihre eigne alte historische und skoptische Volksdichtung, daß sie schon zu Ciceros Zeit verloren war! Und welchen Geschmack sollten sie an deutschen Liedern finden, die dem Einen wie das Geschrei kreischender Vögel lauteten, während der Andere sich vor den deutschen Berg- und Völkernamen entsetzte, und Allen, wie noch jetzt den Südvölkern, unsere Häufung der Consonanten und die strenge einsylbige Aussprache der Doppelvocale hart sein mußte! Hat doch so spät noch selbst Otfried und jeder barbarische Schriftsteller, der sich vornehm romanisirt hatte, den Klang deutscher Worte zwischen dem Lateinischen zum Lachen abstechend gefunden!

Am merkwürdigsten wäre unstreitig für uns, wenn uns auch nur der Inhalt einiger historischen Gesänge[11]) der älteren Deutschen wäre erhalten worden. Tacitus aber klagt ja selbst, daß die Griechen, in deren Händen er die Literatur sah, nur das Ihrige bewunderten und unbekannt mit Armin wären, den noch lange Jahre nach seinem Leben die Lieder der Deutschen besangen. Dies Zeugniß des Tacitus ist der erste und unverdächtigste unter vielen Winken, die wir über die Anfänge des episch-historischen Volksgesangs deutscher Stämme besitzen. Nirgends scheint der geringste Anlaß zu einer Bezweiflung dieser Angabe. Die Vermengung eines dunkeln Heroen Irmin mit dem geschichtlichen Armin anzunehmen, hieße die reinste Freude an den klarsten geschichtlichen Zeugnissen trüben, und es würde dies ein Uebergriff der mythologischen Deutung in die helle Geschichte sein, der kaum durch die historische Zerlegung der Mythen entschuldigt wäre, deren man sich auf der anderen Seite bei anderen Gelegenheiten ungeschickt genug schuldig gemacht hat.

Daß auch in anderen deutschen Stämmen der ähnliche ganz un-

10) Tacit. Annal. I. 65.

11) Quod unum apud illos memoriae et annalium genus est. Tacit. Germ. 2.

mittelbare geſchichtliche Geſang herrſchte, läßt ſich aus Jornandes und aus der Geſchichtsſage faſt jedes deutſchen Volkes beweiſen. Die Gothen ſangen dergleichen von ihren alten Königen, und in faſt geſchichtlichem Anſehen ſtanden die Lieder von Filimer's Zug[12]). Theodorichs Leiche ward mit ehrendem Lied aus der Schlacht getragen[13]) und über dem todten Attila (a. 453) erſchallten Geſänge, die freilich einfach und arm geweſen ſein mochten, wie etwa die Nenien in den Scipioniſchen Gräbern, mit denen ſie, wenn der angegebene Inhalt ächt ſein ſollte, wirkliche Aehnlichkeit hätten[14]). Vor dem Herrſchergeſchlechte der Oſtgothen, berichtet Jornandes weiter, ſeien die Thaten der Helden Ethespamara, Hanala, Fridigern und Vidicula geſungen worden. Eben dieſen Vidicula, den man für den Wittich der Heldenſage hält, erwähnt Jornandes wahrſcheinlich aus Priscus in einem Schickſale, das eines Liedes werth ſein konnte[15]); und daß dieſe Perſönlichkeit von einem Fremden beſtätigt wird, läßt uns von dem geſchichtlichen Charakter der gothiſchen Lieder günſtiger denken, als es das bloße Zeugniß des Jornandes könnte. Eben ſo wird dann auch Fridigern von ihm in einer Scene vorgeführt, die geſchichtlich, wie ſie iſt, eine poetiſche Wirkung zu machen ſehr geeignet war[16]). Vor Allem merkwürdig aber iſt die Perſönlichkeit des Hermanrich, der vor Dietrich von Bern der große Mittelpunkt deutſcher Sage geweſen ſein muß, wie aus den Trümmern deutſcher und nordiſcher Dichterſage von ihm, und ſichtbarer aus dem angelſächſiſchen Wanderersliede[17]) hervorgeht. Bei Jornandes ſelbſt iſt eine Anekdote aus ſeinem Leben, die ſich verändert und entſtellt in der nordiſchen und deutſchen Sage erhalten hat. Aus einer dunkeln Urſache, wegen trügeriſcher Entweichung ihres Gatten, läßt Hermanrich ein Weib, Namens Sanielh oder Svanihilde von Pferden zerreißen und ihre Brüder Sarus und Ammius ſtellen ihm darum nach dem Leben und verwunden ihn[18]). In den nordiſchen Dichtungen, den Edden und der Volſungaſaga, ſo wie in der aus deutſchen Stoffen zuſammengeſetzten Vilkinaſaga iſt dieſe Erzählung, in der letzteren undeutlicher, wiederzufinden und zwar ſchon ange-

12) Jornand. de reb. Geticis c. 4.

13) Ibid. c. 41.

14) Ibid. c. 49.

15) Ibid. c. 34. — venimus in locum illum, ubi dudum Vidicula Gothorum fortissimus Sarmatum dolo occubuit.

16) Ibid. c. 26.

17) Scopes vidsidh, ed. Ettmüller 1839.

18) Jornandes de rebus Geticis c. 25.

knüpft an den großen Kreis der Nibelungenſage, mit der ſie in keinem urſprünglichen Verbande geweſen ſein konnte. Jörmunrek wirbt in der nordiſchen Sage durch ſeinen Sohn Randver um Svanhild. Ein treuloſer Begleiter, Bicci, verleitet den Sohn, die Geworbene ſelbſt zu behalten und Jörmunrek läßt dafür den Randver tödten und die Svanhild von Pferden zertreten. Ihre Brüder Sörli und Hamdir verſtümmeln ihn zur Rache. Die Sage fügt hier die abentheuerlichſten und härteſten Züge namentlich dieſem Racheverſuche der Brüder hinzu, die Jornandes ſchwerlich kannte, ſo wie auch die Anknüpfung an den Kreis des Sigurd beweiſt, wie bedeutend die urſprüngliche Erzählung in der nordiſchen Darſtellung gelitten hatte. Wir werden es aber mehrfach beſtätigt finden, daß der Norden Alles gerne ins Grauſame, Geheimnißvolle und Räthſelhafte zieht, was in Deutſchland weit mehr im Kreis der Wahrſcheinlichkeit und hiſtoriſchen Helle liegt. Hier iſt es ganz charakteriſtiſch, daß in der Volſungaſaga Randver vor ſeiner Hinrichtung ſeinem Vater einen gerupften Habicht ſchickt, um ihm anzudeuten, daß er nun ſich aller Ehre beraubt habe. So ſind die zwei rächenden Brüder erſt einem Dritten Namens Erp geſellt; ſie fragen ihn unterwegs, auf welche Weiſe er ihnen helfen wolle, er antwortet: wie die Hand der Hand und der Fuß dem Fuße. Erzürnt über dieſe Antwort, die ſie für eine ausweichende nehmen, tödten ſie ihn; als ſie aber bald darauf beide ausgleiten und der Eine ſich mit der Hand, der andere mit dem Fuße ſtützt, verſtanden ſie bereuend ſeine Rede. Aehnliche Unterſcheidungszeichen zwiſchen deutſcher und nordiſcher Dichtung werden ſich weiterhin mehrere bieten. Dieſe Eine Erzählung iſt kein kleiner Beweis für den deutſchen Urſprung der in Scandinavien und Deutſchland zugleich vorfindlichen Sage. Auf dieſe Frage in einer Geſchichte, die ſich lediglich mit dem Charakter der Dichtungen, nicht der Heimath der Sagen beſchäftigen will, näher einzugehen, iſt kein Anlaß; doch drängt ſich die Bemerkung auf, daß man allzuviele Mittel aufgeboten hat, um ſie zu beantworten und daß man ſich die Sache nur erſchwerte. In den Zeiten, wo die Dialekte ſich noch viel näher ſtanden, wo es auch auf das genaue Verſtändniß jedes Wortes im Liede nicht Jedem ankam, wo Alfred im däniſchen Lager, und Anlaf im angelſächſiſchen und ein niederſächſiſcher Sänger in Dänemark ſingen konnten, wo dazu die Völker bis zu Theodorichs Zeit in ſo weiter Verbindung ſtanden, daß Aeſthier dem gothiſchen Könige Geſchenke bis nach Italien ſchickten, wie viel hundert Male kann da geſchehen ſein, daß ein niederdeutſcher Harfner däniſchen Fürſten ſang, was nur ein, zwei Mal geſchehen durfte, um uns das ganze Verhältniß zu erklären, da man die

Sänger zu halten pflegte, bis man ihre Geſänge auswendig wußte, und da ohnehin in einer dichtungsreichen Zeit der geſuchte Geſang ſich auf tauſend Wegen verbreitet. Eigentliche Nachbildungen deutſcher Dichtungen ſind die Eddalieder freilich nicht, und das hat wohl auch Niemand im Ernſte je behaupten wollen.

Iſt aber dieſer Liederſtoff bei Jornandes nur gar zu hiſtoriſch, gar zu gerippartig, ſo liegt dagegen noch eine friſche poetiſche Farbe über den langobardiſchen Geſchichten des Paul Warnefrieds Sohns († 799). Die Langobarden, ein kleiner in ſich geſchloſſener Stamm, nicht wie die Gothen in unzählige Theile getrennt, auch auf ihrem Zuge nach dem Süden beiſammen gehalten, nicht wie die Gothen gleich der ausgebreitetſten Beſitzungen mächtig, in Italien nicht nachgiebig gegen das Römiſche, wie die Oſt- und Weſtgothen, ſondern wild, zerſtörend, mit dem römiſchen Element in ſteter Feindſchaft, nicht durch weitläufige Eroberungen zerſplittert, ſondern immer in ſich zuſammenhaltend, dieſe Langobarden hielten eine üppigere Sagengeſchichte voll der ſchönſten Züge feſt. Wir haben freilich keine poetiſchen Reſte zur Vergleichung mit Pauls hiſtoriſcher Erzählung oder ſeiner nächſten lateiniſchen Quelle, dem Vorworte zu König Rotharis' Geſetzbuch[19]), übrig, allein ſchwerlich wird man irgend Jemanden erſt überreden müſſen, daß eine Menge Stellen in Paul's (ſchon im Mittelalter vielbeliebten) Buche wirklich auf Liedern beruhen, deren gefälliger Inhalt noch durch den rohen lateiniſchen Vortrag anzieht. Der Anfang der Erzählungen trägt noch in dem Geſchichtchen von Wodans Beliſtung mit den Langbärten[20]) und Aehnlichen einen fremderen, nordiſcheren Anſtrich. Sobald aber der anrückende Zug in hellere Gegenden Deutſchlands kommt, ſo erkennt man hier ſogleich, wie unzählige Male in den alten Geſchichten zwiſchen Griechen und Orientalen, daß ein beſonnen und verſtändig beobachtendes Volk einen geſchichtlichen Stoff auch in der poetiſchen Behandlung noch der Wahrſcheinlichkeit und klaren Anordnung nahe hält. Hier iſt ein Beiſpiel: Der König Tato kriegt mit dem Herulerfürſt Rodulf. Die Urſache ihres Zwiſtes war dieſe: Ein Bruder Rodulfs war als Geſandter bei Tato geweſen; als er bei ſeinem Abzuge vor dem Hauſe von Tato's Tochter Rumetrude vorbeiritt, fiel dieſer ſein reiches Gefolge auf, und da ſie auf ihre Frage erfährt, wer er iſt, läßt ſie ihn einladen, einen Becher Wein anzunehmen. Er kommt mit einfältigem Herzen, das Mädchen aber läßt ſich vom

19) Ueberſetzt in Otto Abel's Paulus Diaconus. 1849.
20) Paul. Diac. de gestis Longob. I, 8.

Muthwillen verleiten, über ſeine winzige Geſtalt zu ſpotten; der Mann gibt ihr ihre Hohnreden zurück, und ſie, indem ſie ihren Groll darüber unter Heiterkeit verbirgt, lädt ihn zum Sitzen ein und läßt ihn dann meuchleriſch ermorden. Rodulf erregt Krieg, ihn zu rächen. Am Schlachttage ſitzt er ſorglos und des Sieges ſicher im Zelte am Spielbret, läßt einen der Seinigen auf einen Baum ſteigen, ihm den Gang des Treffens anzuſagen und droht ihm den Tod, wenn er Flucht der Heruler verkünde. Die Langobarden ſiegen; der Späher aber ruft auf Rodulf's jedesmalige Frage, die Heruler kämpften vortrefflich. Als er aber die ganze Schlachtordnung in Flucht ſieht, ruft er: Weh dir, armes Herulerland, das du vom Zorn des Himmels gebeugt wirſt! Erſchrocken fragt ihn der König: Fliehen meine Heruler? Und jener antwortet: Nicht ich, ſondern Du o König haſt es geſagt. Nun ſtürzen die Langobarden heran und hauen den König mit den Seinigen nieder. — Wer kann hier einen Augenblick die poetiſche Erzählung verkennen? Oder wer lieſt bei Paul die Geſchichten von Alboins Jugendthaten und Ritterſchlag, oder die grauſige Sage von Roſimunde, oder die liebliche Werbung des Autharis um Theudelinde, wer die Feindſchaften zwiſchen Grimoald und Bertarit, oder die Nachſtellung Cuniberts gegen Aldo und Grauſo, oder den Tod des Ferdulf, ohne hier überall den vortrefflichſten Romanzenſtoff zu entdecken und die ſchönſten Stücke poetiſcher Erzählung, deren Stoff zu abgerundet, deren Zahl zu groß iſt, als daß ſie für Geſchichte gelten könnten. Ueberall tragen dieſe Geſchichten nordiſche Züge, vieles erinnert an die ſcandinaviſchen Sagen, aber nicht zu verkennen iſt, daß ein freundlicherer, milderer Charakter bei aller Rohheit, die unterläuft, darüber liegt, daß Planheit und geſchichtliche Klarheit ſie auszeichnen, Eigenſchaften, die, wenn ſie nicht den Liedern ſelbſt eigenthümlich geweſen wären, ſo gut in Pauls Darſtellung mangeln würden, wie ſich die entgegengeſetzten in einigen ſeiner Sagen im Eingang erhalten haben, wo die Geſchichte noch im Norden ſpielt. Die Art des Inhalts und der Vortrag iſt ganz verſchieden von den nordiſchen Liedern in dem lateiniſchen Werke des Saxo Grammaticus, ähnlicher dem Wilhelm von Malmesbury, deſſen Liederſtoff an Friſche dem bei Paul übrigens nicht gleich kommt.

Dieſer auffallende Unterſchied zwiſchen Paul und Saxo, zwiſchen der Sage von Hermanrich bei Jornandes und bei den Nordländern berechtigt wieder zu der Behauptung, daß, wären uns deutſche Lieder aus dieſen Zeiten erhalten, wir darin einen ganz verſchiedenen Charakter von den nordiſchen Eddaliedern finden würden. Einfachere Rückſicht auf gewöhnliche menſchliche Handlungen, das Geſchichtliche und rein Epiſche, von

mythiſchem Inhalt und lyriſch-dramatiſcher Behandlung viel freier, würde das Deutſche vom Nordiſchen unterſcheiden. Und man braucht, um dies zu behaupten, kaum die ganze folgende Entwicklung der Dichtung bei beiden Völkern zu Hülfe zu nehmen, den ſtreng epiſchen Vortrag des Hildebrandliedes gegen die Edda, die ſchärfere Scheidung von Poeſie und Geſchichte in Deutſchland, und die dauernden Neigungen und Richtungen der nordiſchen und deutſchen Dichter, wo dort die Werke der Oehlenſchläger, Grundtwig, Ewald und Tegnèr große Rollen ſpielen, zu denen bei uns weder Fouqué's Romane noch die neueren Skaldengeſänge gelangen konnten. Dieſe müßige Frage über die muthmaßliche oder unwahrſcheinliche Uebereinſtimmung der Form deutſcher und ſcandinaviſcher Lieder würde hier nicht berührt ſein, wäre ſie nicht von anderen Männern, die hier von Gewicht ſind, beſprochen worden. Wäre uns eine deutſche Edda, älter als die alte nordiſche, erhalten, durch ein Zuſammentreffen faſt unmöglicher Glücksfälle, ſie würde ſo viel anziehender für uns ſein als die ſpäteren Epen, wie die Hamaſa des Abu Temmam feſſelnder iſt als die ſpäteren arabiſchen Dichtungen. Wie die Hamaſa von den muhamedaniſchen Poeſien, und die heidniſchen Eddalieder von den ſpäteren Erzeugniſſen chriſtlicher Dichter durch eine große Kluft getrennt ſind, ſo würden es auch unſere Arminslieder und ſelbſt die Quellen des Jornandes und Paul von dem ſpäteren deutſchen Epos ſein, das in den Zeiten der Völkerwanderung und des Chriſtenthums entſtanden iſt. Ein Volk, wie das deutſche, vor der Bekanntſchaft mit den Römern ſchwerlich je in größeren Verbindungen, getheilt in unzählige Stämme, ohne Städte und Dörfer, in kleinen Reibungen und Kriegen, wo freiwilliger Dienſt und Fahrten auf Raub und Abentheuer ſchon vorkamen, wo bei der wilden Rauhheit der Menſchen Beleidigungen und Privatzwiſt, bei dem ſchonenden Band der Geſetze Selbſthülfe alltäglich war, ein ſolches Volk kann nur Geſänge haben, wie jene Beduinen in der Wüſte, voll von Eiferſucht, Stammhaß, Blutrache und kleinen Kämpfen, von Beſchäftigung mit dem kleinen Kreis der Umgebung, mit der Waffe und dem Roß, dem Wild des Waldes, dem Gaſt und dem Feinde. Dieſe kleinen engen Verhältniſſe werden hier wie bei allen Völkern, die uns ſo alte Denkmale ihres Dichtens hinterließen, den ſinnlichen Reichthum der Sprache früherer Zeiten außerordentlich befördert haben, den wir in ſolchen Reſten überall gewahren, und der ſich in nichts mehr kund giebt, als in Benennung der Pferde, Kameele, Waffen und alles deſſen, was dieſe Naturſöhne nahe umgab und anging. Dieſe Benennungen, in zahlloſen Eigenſchaftswörtern, Metaphern und Umſchreibungen ausgedrückt,

bilden den Kern ſolcher alten Poeſien, wie es die jüngere Edda, dieſe nordiſche Poetik, wie es die Bragarädr ausdrücklich bezeugen. Nicht mit ganz ſo ungeheuren Bildern füllte wohl den Deutſchen ſein mittleres Klima, wie den Nordländer das unendliche Meer, die hohen Eisberge und endloſen Nächte, und wie den Araber die Wüſte, der ſtets helle Nachthimmel und die bratende Sonne; man wird zweifeln, ob der deutſche Sänger mit ſtets ſo bereitem Fluge der Phantaſie das Reitthier zum Schiff, das Schiff zum Pferde gemacht hätte, ſeine Kämpfer zu Eichen, die Schwerter zu Schlangen, die Welle zur Schweſter der Kühle, ob er im Schlachtgewühl ſeine blutdürſtige Lanze zur Tränke geführt, in der Siegerfreude ſeinen Waffen Wein zu trinken gegeben, ob er das Blutbad mit einer Brautnacht, das Schlachtfeld voll Leichen mit einem leckeren Mahle für Wölfe und Geier verglichen, ob er jetzt dem Tod ins Angeſicht gelacht und dann Sturm und Unheil zum Kampfe gefordert hätte. Waren nicht eben ganz ſo grelle Dinge und nicht ſo oft der Stoff des deutſchen Geſanges, weil der Deutſche auch ſchwerlich ſo viel Heißhunger nach Rache hatte wie der Araber, noch ſo viel Grauſamkeit wie der Scandinave, der den Blutadler ſchnitt, ſo mag er doch auch freilich nicht viel milder geweſen ſein. War ſeine Dichtung das Abbild ſeines Lebens, was konnte ſie dann ſingen von den Männern, die mit ſo großer Wildheit überall im Kampfe erſcheinen — und ihr Kampf war ja faſt ihr Leben —, überall mit jener fühlloſen Todesverachtung, die ihnen, wie Lucan ſchon ſagte, ihr Glaube an Unſterblichkeit einflößte; was konnten ſie von ihnen ſingen, die mit jenem Ungeſtüm in die Schlacht wie zum Tanze ſprangen, die ihre Jugend mit einem Schandzeichen behingen, ehe ſie einen Feind erſchlagen hatte, die behend über mehrere Pferde wegſprangen, auf Schilden über Eisberge rutſchten, Ströme ableiteten zum Grab eines Königs, Ströme in ſchweren Waffen durchſchwammen, Ströme mit ihren Schildern aufzuhalten verſuchten, von denen die Gallier im gewöhnlichen Berichte ſagten, die unſterblichen Götter widerſtänden ihrer Gewalt nicht. Auf das Entſetzliche und Schreckliche ging ihre Art des Angriffs, ihre Tracht, ihr Geſang, gewiß auch der Inhalt ihres Geſangs.

Wir wollen von dieſem Zeitraum nicht ſcheiden, ohne einige Bemerkungen mitzunehmen, welche die wenigen Nachrichten, die wir über den Geſang der alten deutſchen Stämme beſitzen, an die Hand geben. Welch ein Unterſchied iſt doch zwiſchen den Erwähnungen der erſten Spuren des Geſangs und den Anſichten von Dichtung bei Griechen und Germanen! Die Steine des Feldes und die Bäume des Waldes erhalten

durch jene erſten Sänger der Hellenen Leben, die Raubthiere legen vor Orpheus Leier ihre Wildheit ab, das Ungeheuer der Hölle und die Götter der Unterwelt ihre finſteren Schrecken. Von Zeus wird in des Dichters Seele der begeiſternde Funke gelegt, daß nicht der Sänger um ſeines Geſanges Inhalt getadelt werden darf. Nur die unſterbliche That, des Liedes Keim, wird wie die Urſache vor der Wirkung höher gehalten, ſonſt aber ſetzt der Achäer in das Horchen auf den Geſang die höchſte Luſt ſeines Lebens; an ihren Genuß aus dem Mund der Sirenen ſetzt der irrende Odyſſeus ſein Schiff und Leben. Die Begriffe von den Wirkungen der Dichtung ſind die feinſten, die je gefunden werden. Sie ſoll durchaus ſtörungslos auf das ganze Gemüth wirken; ſobald ſie an Alkinoos' Tafel durch ihren Inhalt den Odyſſeus aufregt, durch den Stoff auf ein einziges Gefühl wirkt, ſtatt heiterer Stimmung eine gramvolle Erinnerung aufruft, ſogleich wird ſie unterbrochen, weil ſie ihren Zweck verfehlt. Man vergleiche mit dieſen Vorſtellungen von der göttlichen Quelle der Dichtkunſt die von Odin's Meth, der aus des Menſchen Bruſt herausgelockt wird; wenn wir auch mit Finn Magnuſſen die ſaubere Fabel gern der ſpäteren Zeit zuſchreiben, wie materiell bleibt immer auch das bloße Bild! Die hiſtoriſche Treue wird im Lied des Rhapſoden vorausgeſetzt, geprieſen wird ſchon damals der bild- und lebenvolle Vortrag; es iſt die Form, die man preiſt — aber in Godrunarhvöt (Str. 21) iſt es der Inhalt, es ſind, wie im ganzen Mittelalter, die Schickſale, die Abentheuer, „welche der Männer Herz erleichtern und der Frauen Kummer mildern," und wo der muſikaliſche Vortrag eine Wirkung macht, da iſt in allen nordiſchen und finniſchen Anekdoten von der Gewalt des Geſangs die Wirkung eine bizarr übertriebene, und meiſt läuft ſie auf Hervorrufung oder Unterdrückung einer einzelnen Leidenſchaft hinaus. Wie ferner die griechiſche Kunſt auch ſpäter nicht fremden Zwecken gedient hat, ſo erſcheint ſie ſchon ſo frühe durchaus ſelbſtändig und herrſchend. Obgleich ebenſo wie bei dem Germanen auch bei dem Achäer Alles auf Krieg und Kampf ging, obgleich ſeine edle Muße, ſeine feſtungsartige Wohnung, ſein Adel, der nur in der Stärke der Fauſt beſtand, ſich hierhin bezog, ſo diente doch ſein Geſang dem Kampfe nicht; ſtill ging er in die Schlacht, und überließ es den Barbaren, mit Geſchrei ſich zu begeiſtern. Der Päan ertönt bei Homer nur bei Sühnopfer und Leichenbegängniß, und wahrſcheinlich nur aus dem Munde einer kleinen Anzahl von Jünglingen; als Schlachtgeſang war er ſchwerlich vor der größeren Ausbildung des Geſangs überhaupt üblich, und auch dann nicht als Reizmittel, ſondern als Gebet zu dem Gotte. So iſt auch die Vereinigung des Wahrſagerthums

mit dem Amte des Sängers unerhört. Bei keinem Mahle ſtörte ferner den ſanften Geſang, der aus milder Begeiſterung floß, das rohe Einſtimmen der Menge; die Maſſe ſingt bei Homer nie. Bei keinem Mahle hätte, wie nach Beda bei den Angelſachſen, die Harfe unter den Kriegern herumgehen können; im ganzen Chor der Freier ſpielt ſie nicht Einer, kaum daß Achill der Leier kundig genannt wird. Die Deutſchen kannten nicht einmal Barden oder Skalden, denn es iſt jetzt erwieſen, daß dieſe Sängerklaſſen nur den galliſchen und nordiſchen Nationen eigen waren, und daß wir dieſen Irrthum der gelehrten Vermiſchung dieſer Völker und der Bardenbegeiſterung in Deutſchland zur Zeit der Denis und Kretſchmann zu danken haben. Nicht einmal die wandernden Sänger, die ein Gewerbe aus der Kunſt machten, wird man in den alten Zeiten häufig ſuchen dürfen; dies ſcheint der Umſtand zu beweiſen, daß ein fränkiſcher König den Theodorich um einen Harfenſänger erſuchen muß[21]). Wo aber dieſe gewerbsmäßigen Sänger vorkommen, da erſcheinen ſie in ihrem Verhältniſſe zur höfiſchen Geſellſchaft — beſchenkt wohl für ihre Kunſt und geſucht, aber zugleich ihrem Stande nach verachtet. Wenn man die Benutzung ſolcher Sänger zu Botendienſten betrachtet, wenn man ſieht, wie im Wariniſchen Geſetz für Verletzung der Hand eines Harfners das Wehrgeld um ein Viertheil höher geſetzt wird, was eher auf eine Geringſchätzung als auf eine Auszeichnung deutet, ſo ſieht man, welch' ein ungemeiner Abſtand iſt zwiſchen der Geltung der Kunſt und der Künſtler hier und dem geheiligten Anſehen der Dichtung und jener zarten Behandlung und ehrfürchtigen Scheu gegen den Sänger unter den Achäern.

Es gab alſo keinen Stand unter den Deutſchen, dem die Pflege der Dichtkunſt beſonders anvertraut geweſen wäre, oder gab es ihn doch, ſo ruhte auf ihm weder die Weihe noch auf ſeiner Kunſt das Anſehen, wie im Alterthume; auch räumte ihm die Gewohnheit keineswegs das ausſchließliche Vorrecht des Singens und Dichtens ein. Vielmehr ſang bei Gelegenheit in Deutſchland Jeder, der ſich dazu aufgefordert fühlte, wie noch heute in einzelnen deutſchen Landſtrichen Jedermann ein Gelegenheitslied zu machen weiß. Es ſang der Mann vom Gewerbe, und es begegnet wohl, wie in der Dichterſage der Alten, ein blinder Frieſe Bernlef, der die Kämpfe der Könige und die Thaten der Alten zur Harfe ſingt[22]); es ſang auch gelegentlich der König, wie der Vandale Gelimer,

21) Cassiodor. Var. II. 40. f.

22) S. Liutger's Leben von Altfried aus dem 9. Jahrh. Pertz, mon. II. 412.

im numidiſchen Gebirge eingeſchloſſen, von ſeinen Belagerern eine Harfe begehrte, um ſein Elend im ſelbſtgefertigten Liede zu ſingen[23]); aber der eigentliche Träger und Bewahrer der Geſänge war das Volk. Wo man bis gegen die Zeiten der höfiſchen Sänger hinhört, erſchallt Volksgeſang. Das Volk, (die Bauern,) hatten die Sage von Dietrich nach der Quedlinburgiſchen Chronik im Munde[24]). Man darf nur die alten Denkmäler unſerer Geſchichte aufſchlagen, um überall zu finden, von wie unmittelbarer Natur jene Spottlieder des Volks geweſen ſind, die durchaus perſönlich und bei der augenblicklichen Gelegenheit entſtanden waren. Man darf nur in die Concilien ſehen, um zu erfahren, wie jene Teufelsgeſänge, die noch die Todten verhöhnten, und jene Liebes- und andere weltliche Lieder, an denen die Kirche Anſtoß nahm, verbreitet und ſelbſt bis in die Frauenklöſter eingewurzelt waren. Die deutſche Dichtung war noch in ihrer Wiege ſchon in den Händen des Volks: keine Dichtung irgend einer Nation der Erde iſt es in dem Maße geweſen, wie ſie, in alten und neuen Zeiten. Daher pflegen alle unſere Forſcher für das Volksmäßige der Dichtung eine ſo ungemeſſene Bewunderung zu haben; daher hat man an der volksmäßigen Ausbildung unſerer Nibelungen bei uns ſo wenig gezweifelt, bei Homer aber mit allem Rechte etwas geänderte Geſichtspunkte genommen. Kein Volk kann in irgend einer Zeit ſeine ausübende Kunſt in ſolch einer Verbreitung und poetiſchen Anſtrich des Lebens ſo ſehr als Gemeingut zeigen, wie die Deutſchen nach der Abblüte der ritterlichen Kunſt. Die Dichtung keiner Nation hat ſich ſo ſehr aus dem Volke ſelbſt ohne Pflege von oben gebildet, wie die unſeres vorigen Jahrhunderts. Noch heute ſind die Deutſchen durch alle Klaſſen das geſangreichſte Volk in Europa, und wer nur den gemeinſten Vortrag im Volksgeſang bei uns in ſeiner Innigkeit mit dem kalten der Franzoſen und dem eintönigen der Italiener vergleicht, der erkennt auch jetzt noch mit Leichtigkeit den erſtaunlichen Unterſchied. Das volksmäßige, gleichſtellende Element, das in allen Verhältniſſen des deutſchen Lebens durchgeht, erſcheint auch in der Kunſt des Singens und Dichtens ſchon in den früheſten Zeiten.

Ob aber dieſe Volksmäßigkeit des Geſangs auch der Würde und dem Werth des Geſangs günſtig war? Allgemeine Theilnahme an irgend einem Geſchäfte pflegt auch immer allgemeine Herabwürdigung

23) Procop. bell. Vand. II. 6.

24) Bei Grimm deutſche Heldenſage p. 32 iſt die Stelle ausgezogen: Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim.

zur Folge zu haben; wie denn unſer Kirchengeſang nur durch ſeine Volksmäßigkeit herabgekommen iſt. Die Dichtkunſt ſcheut in der Regel die Menge. Nicht einmal Athen läßt ſich einwerfen, wo gleichwohl die Menge einen andern Charakter hatte, als überall ſonſt; mit der eigentlichen Demokratie trat auch dort das Ende der guten Dichterzeit ein. Ueberall ſuchte die Dichtkunſt gern kunſtſinnige Höfe und freigebige Beſchützer; ſie entfaltete ihren höchſten Glanz in der Umgebung kleiner und menſchenfreundlicher Fürſten, denn ſie flieht eben ſo die Gemeinheit des niederen Lebens, wie ſie in der Kälte und dem erdrückenden Glanz eines Hofes wie Ludwigs XIV. ſogleich erſtarrt. Seit Pindar ſind die größten Dichter am leichteſten dem Vorwurfe der Fürſtendienerei ausgeſetzt geweſen; und umgekehrt, wo die Kunſt des Dichtens am verbreitetſten im Volke war, wie in Deutſchland im ſpäteren Mittelalter, ſank ſie ſchnell ins Allertiefſte herunter.

II.

Wirkungen der Völkerwanderung auf den geſchichtlichen Volksgeſang.

Grundlagen des deutſchen Volksepos.

Wir haben in dem erſten Abſchnitte aus Zeugniſſen und ſagenhaften Erzählungen der Geſchichtſchreiber erfahren, daß unter den älteſten Deutſchen ſchon Lieder verbreitet waren, die die Thaten der Helden beſangen. Wir wiſſen von allen entfernteren, allen ausgewanderten Stämmen, von Nordländern und Angelſachſen, daß ſie ſolche Lieder beſaßen, wir wieſen ſie unter Oſtgothen und Langobarden nach. Die Zeugniſſe dafür können in den Jahrhunderten, die der Völkerwanderung noch nahe waren, aus den abgelegenſten Gegenden beigebracht werden, denn damals ſchienen dieſe Geſänge noch ein Allgemeingut der zerſprengten Stämme, die wandernden Sänger die lebendige Zeitung der Gerüchte und der Geſchichte zu ſein. Die großen Geſtalten der Hermanrich und Attila waren den Scandinaven und den Angelſachſen bekannt, wie den Gothen; die Thaten des Alboin wurden noch zu Paul's Zeiten[25]) in Baiern und Sachſen

25) Paul. Diac. de gestis Longob. I, 27.

besungen, aber auch bis nach England hin war nach dem Wanderersliede sein Preis gedrungen; und der Dichter des Beowulf kennt den Fall des Hygelac[26]) durch die fränkischen „Hetware", die Abwehr eines dänischen Einfalls auf fränkisches Gebiet durch die (über den Rhein eingewanderten) Hattuarier im Anfang des 6. Jahrhunderts.

Nächst diesen unmittelbaren Zeugnissen für das Fortleben geschichtlicher Helden und Thaten im Gesange haben wir eine zweite Art mittelbarer Zeugnisse zu beachten, die Spuren älterer Ueberlieferungen in dem nationalen Epos späterer Zeiten, und besonders in den Nibelungen. Daß wir hier überall auf die Trümmer geschichtlicher Sage stoßen, beweisen die bloßen Namen der vorragenden Gestalten. In Theodorich und Attila, an deren historischer Beziehung nie gezweifelt wurde, ist die gothische Sage vertreten; die Geschichten der thüringischen Könige, die gleichfalls in dichterische Sage übergegangen waren, spielen in den Namen Irnfrit und Irinc in die Nibelungen herüber; in dem Untergange der burgundischen Könige, deren Namen in dem alten burgundischen Gesetze beglaubigt sind, scheint deutlich eine Erinnerung an die (geschichtliche) Vernichtung Gundicars durch die Hunnen hindurch. Was aber bei dieser Versammlung der Heldennamen so vieler deutscher Stämme, nur in dem Einen Nibelungenliede, auffällt, ist dies, daß der bei weitem mächtigste Stamm, vor dem gerade alle die übrigen verschwanden, der fränkische, auf den ersten Blick allein keine Stelle darin gefunden zu haben scheint. Diese Bemerkung wird noch auffallender gemacht durch das tiefe Stillschweigen über allen Volksgesang, das bei dem Hauptgeschichtschreiber der Franken herrscht, der nirgends erwähnt, daß die Geschichten der fränkischen Könige in Lieder übergegangen wären. Allein Gregor von Tours war ein Römer und schrieb mehr eine kirchliche, als eine fränkische Volksgeschichte, er hatte nur Legenden zu erzählen und hielt sich der Volkssage fern. Nach dem Zeugnisse[27]) des Poeta Saxo scheint es nicht zu bezweifeln, daß auch unter den Franken die Lieder des Volks den Ruhm „der Pipine und Karle, der Ludwige und Theodoriche" gefeiert haben. Unter diesen Helden des fränkischen-Gesangs unterscheidet die Quedlinburger Chronik (Anfangs des 11. Jahrhunderts) einen fränkischen Hugo-Theodorich[28]) von dem gothischen Amelungen (Dietrich von Bern); es ist dies

26) Der Chochilaich bei Gregor von Tours III, 3.

27) Poeta Saxo V, 117. bei Pertz I, 268.

28) Bei Pertz V, 31. Hugo Theodoricus iste dicitur, id est francus, quia olim omnes franci Hugones vocabantur. Dieser letztere Zusatz ist offenbar eine der

die älteſte Erwähnung des Hugdietrich in unſerem Heldenbuche, und man hat neuerlich in der einfachen Unterlage des Gedichts von deſſen Sohne Wolfdieterich, (deſſen Brüder ihm um ſeiner unächten Geburt willen ſein Erbe nehmen, und es ſpäter wieder an den rückkehrenden Eroberer und ſeine getreuen Helfer verlieren,) geſchichtliche Beziehungen auf einen Sohn und Enkel Chlodwigs gefunden, Theodorich und Theudebert, die beide unächter Geburt waren, und von denen der Eine ſeinen Bruder bei der Erbtheilung verkürzte, der Andere von ſeinen Oheimen ſeiner Herrſchaft beraubt werden ſollte, in der ihn aber ſeine treuen Mannen vertheidigten und erhielten[29]). Aber dies Alles wären doch nur ſehr ſpärliche Zeugniſſe und Reſte des fränkiſchen Heldengeſangs; gerade in das große Sammellied deutſcher Sage, in die Nibelungen, wäre nichts davon übergegangen. Und doch boten die ſchauderhaften Greuel der merowingiſchen Geſchichte, die an furchtbarem Inhalte die Sagen vom Hauſe Tantalus übertreffen, ſo reichen Stoff der Dichtung dar, daß es ſchon an ſich unwahrſcheinlich dünken mußte, es ſei gerade dieſe große Fundgrube von dem deutſchen Volksgeſange gänzlich unbenutzt geblieben.

Einzelne Namenähnlichkeiten haben daher ſchon vor langer Zeit auf die Vermuthung geleitet, daß die Geſchichten des auſtraſiſchen Königs Siegbert dem erſten und Haupttheile des Nibelungenliedes, der eigentlichen Nibelungen- oder Siegfriedſage zu Grunde lägen. Schon Gottſched war dem auf der Spur; ſpäter haben Göttling[30]) und Leichtlen[31]) die Vergleichung dieſer Geſchichten und Sagen genauer durchgeführt. Ihnen hat ſich in neuerer Zeit Emil Rückert[32]) angeſchloſſen, der zum erſtenmale ein zuſammenhängendes Ganze als Ergebniß ſeiner geſchichtlichen Auslegung gewonnen hat. Da es uns bei unſerer Darſtellung der Dichtungsgeſchichte jener Zeiten, die durch tägliche neue Forſchungen täglich umgeſtaltet wird, keineswegs darauf ankommt, einer einzelnen Anſicht und Betrachtungsweiſe der Entſtehung des deutſchen Epos geſchichtliche Beglaubigung zuzuſprechen, ſondern nur auf die neueſten Standpunkte der Forſchungen zu ſtellen, ſo theilen wir die Ergebniſſe dieſer letzten und umfaſſendſten hiſtoriſchen Auslegung mit, und ſtellen ſie

---

tauſend Erdichtungen jener Zeiten, die ein neues Geſchlecht (hier die Capetinger) mit einem alten Ruhme verherrlichen ſollen.

29) Gregor von Tours III, 23. Vgl. Müllenhoff, die auſtraſiſche Dietrichſage. In Haupt's Zeitſchr. VI, 435—459.

30) Ueber das Geſchichtliche in den Nibelungen.

31) Forſchungen im Gebiete der Geſchichte I, 2.

32) Oberon von Mons und die Pipine von Nivella. 1836.

darum voraus, weil jede Betrachtung dieser Sage immer von der Unterſuchung der geſchichtlichen Anlehnung ausgehen muß.

Nach dieſer Auslegung wäre im Siegfried unſerer Sage der ripuariſche Siegbert, den Chlodwig auf der Jagd ermorden ließ, verſchmolzen mit dem auſtraſiſchen Könige dieſes Namens, deſſen Hochzeit ſchon Venantius Fortunatus beſungen hatte (der ihn mit Achill verglich), und deſſen tragiſcher Untergang in Jugend und Siegesherrlichkeit ihn zu einem Helden der Dichtung machte. Das Weſentliche der Aehnlichkeiten läge in den Siegen, die Siegbert über die Sachſen und Dänen erfocht, in ſeiner Vermählung mit der berüchtigten Brunhilde, in der Feindſchaft ſeiner Brüder Guntram und Chilperich, deſſen Weib Fredegunde ihn ermorden ließ. Guntram ferner hatte einen Feldherrn Ennius (oder Eunius, Heune, Hagen), der mit dem Könige einen großen Schatz in einem hohlen Berge gefunden hatte und nachher von Fredegunde getödtet ward. Brunhilde wäre nun in der Sage mit der feindlichen Schwägerin Fredegunde, wie ſchon der Name zu verlangen ſchien, verwechſelt, und eine Erinnerung an das geſchichtliche Verhältniß läge darin, daß Siegfried in der nordiſchen Sage mit Brunhilde verlobt war und in der deutſchen ſie dem Gunther gewinnt. Mit Guntram ward weiterhin der ältere burgundiſche Gundicar, und die Franci Nebulones (wie ſie im Waltharius heißen) mit den Burgunden verſchmolzen. Selbſt Siegfrieds Drachenkampf fände eine ſymboliſche Erklärung in den Siegen des chriſtlichen Helden über die heidniſchen Sachſen und Dänen. Bis hierher hatte unſer Ausleger Vorarbeiter; aber das Folgende gehört ihm eigen, wonach auch die Verhältniſſe der Merwingiſchen Könige zu dem Geſchlecht der Pipine ſchon in dieſe Sage eingegangen wären. Als Merwinger träte nämlich Siegbert an die Stelle von Merovăus, der ſich nach Chlodio's Tode des fränkiſchen Throns bemächtigte. Nach der Chronik von Hennegau hatte nämlich Chlodio drei Söhne, Albero, Reginar und Reginald; er hatte ſeinen Verwandten Merovăus zum Vormunde ſeiner Söhne beſtellt, der ſie aber verdrängte. Albero gewann jedoch mit alemanniſcher Hülfe einen Theil ſeines Stammlandes wieder, und baute in der Gegend von Mons eine Burg, wo noch im 17. Jahrhundert ein Thurm im Volke ſeinen Namen führte. Albero ſtarb 491 und hinterließ zwei Söhne, Walbert von Mons und Ragnicar von Cambray; letzteren erſchlug Chlodwig; Walbert aber hinterließ wieder zwei Söhne, Walbert II. und Ansbert Markgraf von Antwerpen. Von jenem ſtammten die Grafen von Hennegau, mit dieſem hängt das Haus der Pipine, in dem der Name Nibelung heimiſch iſt, zuſammen. Dieſe Verdrängten

gewannen alſo ſpäter verdrängend den Thron der Merwinger wieder. Von dieſen blieb Siegfried von Morland (Maurunganien, Merwengau) im Gedächtniß, der den Söhnen des alten Stammvaters der Nibelungen das väterliche Erbe hatte theilen ſollen, und ſtatt deſſen für ſich behielt. Der Name der Pipine, der ſpätere Pipinus nanus, ſoll die Verwandlung der Nibelungen in Zwerge erklären; Albero iſt der Alberich der Nibelungen, wo er zwar nur als dienender Zwerg der zwei Nibelungenbrüder auftritt, während dagegen im Siegfriedliede der alte Nibelung und ſeine drei Söhne Zwerge ſind. In die franzöſiſche Sage ging er als Oberon über, in der ſüddeutſchen erſcheint er als Theodorichs Freund und Diener, mit dem der geſchichtliche Albero verſchwägert war; der Zwerg Walbaran, Laurins Vetter, erinnert an Walbert, der Name eines der ſchatzhütenden Zwerge in der nordiſchen Sage an Reginar. Die Söhne Nibelungs im deutſchen Liede erhielten ſtatt der vergeſſenen Namen der Brüder, der Eine den Stammnamen Nibelung, der Andere (Schilbung) den eines verwandten Geſchlechts in Brabant; man leitete den Einen von Nivelles (belgiſch Nyfels), den Anderen von Gemblour ab, das im Munde des Volkes Giblou lautet. Die Oertlichkeiten, die ſchon früher in dem Island und Iſenſtein nach dem Yſſellande und Yſſelſteine hinwieſen, erweitern ſich nun in dieſen Gegenden, die man faſt immer als das Vaterland der Siegfriedſage annahm. Die Mark zu Norwegen iſt ſo wenig das Nordland, wie das Iſenland die Inſel Island, ſondern die Mark von Antwerpen, der limes armoricus, danicus, adversus Normannos; die Mark zu Waleis iſt Valois, das Wallonenland, Wälſch Brabant und Flandern; der Walſinger Kämpfe mit den Hundingern deuten auf die Kämpfe der Franken mit den Frieſen an der Hunte. Der Berg des Alberich iſt Mons, der Moor von Gent die Gnitahaide, wo Fafnir wohnt, die Wohnung des Zwergs Andvara iſt Antwerpen, der Schlüſſel dieſer Lande für die normanniſchen Eroberer. Eben die genaue Bekanntſchaft der Normänner mit dieſen Gegenden erklärt den Uebergang der Sage nach Norden. Der däniſche Sigurd, der in den Eroberungszügen der Normannen eine große Rolle ſpielt, ward mit dem fränkiſchen Siegfried verſchmolzen, er ward jetzt ein Dänenheld, ein Sohn des Südens, der in Dänemark erzogen iſt, aber im Süden, in Hunaland ſein Reich hat, das man neuerdings gleichfalls, örtlich beſtimmter, in Weſtphalen hat finden wollen[33]).

Zu dieſen Ergebniſſen muß dann noch ein anderes angereiht werden.

33) Attila's Hofburg in Suſa wurde auf Suſat (Soeſt) übertragen.

Man hat eine weitere Anlehnung gefunden in der Geschichte jener Chrodichilde von Burgund[34]), deren Oheim Gundobad ihre Familie vernichtete und sie dann, obgleich vor ihrer Rache gewarnt, dem noch heidnischen Chlodwig zur Gattin gab, den sie gleich anfangs angeht, und nach dessen Tode sie noch ihre Söhne anreizt, an ihren burgundischen Verwandten Rache zu nehmen; so daß der endliche Untergang Burgunds im J. 538, der die endliche Folge dieser Anreizung war, mit seinem frühern Falle unter Attila in dem Nibelungenliede verschmolzen scheinen könnte, in dem, wie es nun vorliegt, die langverfolgte Rache der Krimhilde allerdings der eigentliche Kern und Mittelpunkt ist.

Wer nun auch in diesen Auslegungen, und besonders in der mit klarem Sinne verfolgten Untersuchung Rückerts die kühneren Einzelheiten, die wir noch zum Theile verschwiegen haben, mißbilligen, und den Druck der Geschichte auf die Freiheiten der Sage zu stark finden sollte, der muß doch zugestehen, daß die geschichtliche Anlehnung der Siegfriedsage neue Aussichten, und ihr Vaterland größere Bestimmtheit dadurch erhalten hat. Alle diese Entdeckungen weisen auf die belgischen und Nordsee-Gegenden, von wo die fränkische Herrschaft ausgegangen ist, wohin uns auch die Gudrun und die Thiersage leitet; wo in frühern Jahrhunderten derselbe geistige Aufschwung in den Klöstern herrschte, den wir nachher in der Schweiz beobachten, als sich dort die Mönche der süddeutschen Sage annahmen; eben dahin wo der Anfang der neueren nordischen Industrie, wo der dauerndste und gewaltigste Zusammenstoß der Stämme, wo die Hauptwiege der neueren Dichtung in Nord- und Nordwesteuropa war. Wie kam es aber denn, daß die Siegfriedsage in ihrem heimischen Gebiete so gänzlich verschwand, daß man im 11. Jahrh. in den Niederlanden nur unsere deutsche Gestalt derselben zu übersetzen wußte? Auch dies findet gerade in den geschichtlichen Verhältnissen dieser Gegenden seine Erklärung. Dies Land hatte zu aller Zeit die Eigenthümlichkeit, daß es seine geistigen Erzeugnisse, weil die materielle Thätigkeit zu groß war, fallen ließ und Anderen Preis gab; was man sogar fast von seiner Sprache sagen kann. Auch das Gudrunlied ist hier vergessen worden und gleichsam nur durch ein Wunder erhalten; von der Siegfriedsage aber ist es fast unwidersprechlich zu machen, daß sie vergessen werden mußte. Sie wäre nothwendig in deutscher Sprache verfaßt gewesen, die hier verdrängt ward. Sie hätte das Loos der deutschen Sage, von den französischen höfischen Dich-

34) Gregor von Tours im 2. und 3. Buch, verglichen mit Fredegar IV, 18. 19. S. Giesebrecht in dem Neuen Berliner Jahrb. der Ges. für d. Spr. II, p. 210 ff.

tungen in Schatten gestellt zu werden, nothwendig viel bitterer tragen müssen, da sich die französischen Trouvères mit Person, Sprache und Dichtung in die belgischen Provinzen schon im 12. Jahrh. eindrängten. Und später, als die deutsche Volkssprache im 13—14. Jahrh. wieder ein Uebergewicht über die französische erhielt, war der Hang zur Geschichte und Reimchronik gerade hier so entschieden, daß ein Maerlant die ganze ältere poetische Literatur, die er verdammte, auch gleichsam verdrängte. Noch mehr: neben einer industriellen und politischen Bildung, die hier vorherrschte, besteht die poetische nicht lange, so wie in Handelsstädten die theuersten Denkmale alter Baukunst dem Bedürfniß der prosaischen Gegenwart weichen müssen. Selbst dies ist noch nicht Alles. Wie sollte sich eine Sage, die, wenn sie wirklich historische Elemente hat, sich in unentschiedne Mitte zwischen die merovingischen und pipinischen Geschlechter stellt und einen Merovinger zum tragischen Helden macht, wie sollte sie sich erhalten können bei dem steigenden Glanze der Karolinger, der bald alle Gedichte in ungeheurem Umfang füllte und der Stolz aller niederländischen und französischen Chroniken ward? Es ist also kein Wunder, daß diese Sage auswandern mußte, wenn sie sich halten wollte. Es ist kein Wunder, daß sie mit einer Auswanderung nach Norden eben so ihre historische Natur verlor, wie die Thiersage bei den Franzosen ihren flandrischen Charakter, beides nach den Eigenthümlichkeiten der Nationen, die die Sage überkamen.

Diese Verhältnisse müssen es also erklären, daß eine größere geschichtliche Unsicherheit auf diesem Theile unseres Volksepos ruht, die zwar durch manchen glücklichen Fund geschichtlicher Beziehungen mehr und mehr aufgehellt worden ist, aber nur durch noch glücklichere Funde literarischer Denkmale und geschichtlicher Quellen völlig gehoben werden könnte. Aber auch so, wie die Dinge jetzt liegen, bietet die Geschichte bereits solche Anhaltspunkte für die Entstehung und Beziehung der Siegfriedsage dar, daß man kaum noch gerne auch auf die geistreichsten Herleitungen und Auslegungen der mythischen Deuter hört, die der geschichtlichen Auffassungsweise entgegenstehen.

Diese Art von Betrachtung ist zuerst von nordischen Forschern ausgegangen, die der Sigurdsage in der abentheuerlichen Gestalt, welche sie in Scandinavien angenommen hatte, alle geschichtliche Beziehung und alle feste örtliche Anlehnung absprechen konnten und durften. Unter ihnen hat P. E. Müller, der Verfasser der Sagabibliothek, den deutschen Ursprung der Sage gradezu geleugnet und ihn vielmehr in der frühern, asiatischen Heimat der deutschen Stämme gesucht. Indem er

so selbst eine Anlehnung an die nordische Mythologie verschmähte, ist er auf eine ganz vage, mehr allegorische als mythologische Auslegung der Sage verfallen.

Nach ihr bildet der in den Fluß versenkte Schatz (Nibelungenhort) den Mittelpunkt der Sage. Er bedeutet Flußgold, das älteste Gold, das den Menschen aus Mißgunst in diese Tiefen versenkt scheinen mußte. Wie es dahin gekommen war, dieß wäre der Inhalt der Sage. Nach alten asiatischen Mythen dachte man es aus dem Norden hergeholt, dem Lande des Goldes und der Ungeheuer. Der den Schatz zuerst gewann, mußte ein junger Held vom Göttergeschlechte sein, ein siegreicher Krieger (Sigurdr), ein Sohn der Gewalt (ein Volsunge), der durch Erschlagung der Ungeheuer, die darüber ruhten (fafner von fiofner, des Schatzes Inhaber), ihn ans Licht brachte. Das Gold aber scheine nach einer uralten nordischen Mythe nur Unglück über seine ersten Besitzer gebracht zu haben. Der junge Held, welcher nicht der sein konnte, der mißgünstig den Schatz versteckte, mußte also fallen, und zu Folge der poetischen Gerechtigkeit durch eignen Fehltritt fallen. So lange der Held seine Kraft entwickelt, so lange er der Kriegsjungfrau (Bryn-hilde) huldigte, die er aus dem Schlummer erweckt hatte, war er siegreich durch Stärke und Weisheit. Bosheit (Grimhilde) führte ihn in der Wollust (des Weibes, gudr-runa) Arm und brachte ihn dahin, den Ruf der Valkyrien zu vergessen. Nun verließ ihn sein Glück. Die Söhne der Finsterniß (Niflungr) überwältigten ihn. Diese bewahrten das Gold in des Flusses Tiefe, und trotzend auf ihre Stärke fielen sie durch des Bluträchers (Atli) Uebermacht, der wieder selbst für seine Verbrechen gestraft wurde.[35])

Wenn diese Deutung der Sage in einem gewissen natürlichen Verhältnisse zu der abgetrennt und für sich betrachteten Sigurdsage des Nordens erscheint, so bedurfte dagegen Lachmann[36]) einer Auslegung, die ebenso mit den schon viel festeren und menschlicheren Zügen der deutschen Siegfriedsage, die er für die alten und ächten hielt, in Uebereinstimmung war. Auch Er hielt wie Müller die Bedeutung des Schatzes in der Sage als das Wesentliche fest und legte, wie dieser, der nordischen Mythe folgend dem Golde die verhängnißvolle, verderbliche Kraft bei, die dem Besitzer den Untergang bringt. Dabei nahm er die Anknüpfung an die nordische Göttersage auf, die Müller vernachlässigt hatte. Nach

35) Sagabibliothek II, 366.

36) S. seine Kritik der Nibelungensage, im Anfang der Anmerkungen zu den Nibelungen. 1836.

dieser war das Gold zuerst von drei Göttern (Odin, Hönir und Loki) dem Zwerge Andvari geraubt worden. Auch ihnen hätte es den Tod gebracht, wenn sie es nicht für den erschlagenen Ottar (Hreidmar's Sohn) als Wergeld hingegeben hätten. Jetzt im Besitz eines Mittelgeschlechtes zwischen Menschen und Göttern, bereitet es zunächst diesen das Verderben; Ottar's Bruder tödtete den Vater; Regino ward von dem anderen (Fafnir) verdrängt, der in Gestalt eines Wurmes sein Gold bewachte. Um es ihm zu entreißen, reizt Regino den jungen Sigufried, den Wurm zu tödten; S. aber erschlägt beide und gewinnt mit dem Golde Reichthum und wunderbare Kräfte, trägt aber mit ihm das anhängende Unheil unter das Menschengeschlecht und wird selbst dadurch dem Verderben geweiht. Umsonst verlobt er sich mit der kriegerischen Königstochter Brunihild: sein Herr Gundahar, der Nibelungen König, will sie selbst haben. In der Tarnkappe unter Gundahars Gestalt reitet S. durch die Flamme, die um ihre Wohnung lodert, er gibt ihr einen besonders verderblichen Ring aus dem Schatze und bringt sie dadurch in die Gewalt Gundahars, sie erkennt Sigufrieden nicht. Er selber bekommt ein anderes Weib, Grimhild, die Schwester Gundahars. Brunhild rühmt sich des tapfersten und würdigsten Gemahls, dem S. weichen müsse; da entdeckt ihr Grimhild gereizt den Betrug; ihr Ring sei aus dem Nibelungenhort, der sie gewonnen sei S., nicht Gundahar. Brunhild läßt S., der für offenen Angriff unbesiegbar ist, meuchlerisch ermorden, und tödtet sich selbst. Der Schatz, nachdem Alle, die an ihm Theil hatten, vernichtet sind, fällt an seine ursprüngliche Herrn zurück und sie versenken ihn in den Rhein.

Bei Lachmann gilt, wie man sieht, die Siegfriedsage für eine Heldensage, die er an die Göttermythe anknüpft. Er fand im Siegfried zwar verwandte Züge mit dem Gotte Balder, aber noch hütete er sich, beide zu identificiren und aus der Siegfriedsage gradezu eine Göttermythe machen zu wollen. Seit der Erscheinung von Grimm's deutscher Mythologie aber hat sich nun noch diese dritte Auffassung breiten Raum geschafft, nach der diese Sage der Niederschlag oder die Entstellung einer Göttermythe sei, und Siegfried ein ursprünglich göttliches, in der Sage zum Heroen herabgedrücktes Wesen. Als das Wesentliche gilt dieser Auffassung[37]) Siegfried's Drachentödtung und Goldraub, die Befreiung Brunhildens aus flammenumloderter Burg, das Doppelverhältniß Siegfried's zu Brunhilden und Krimhilden und sein früher Tod, der

37) Wilh. Müller, Versuch einer mythol. Erklärung der Nibelungensage. 1841.

daraus erwächst. Diese Züge werden dann mit dem nordischen Mythus von Freyr und Gerdhr und ähnlichen anderen zusammengestellt und als eine Naturmythe gedeutet auf die Befreiung der im Winterschlaf liegenden Sommergöttin durch einen heiteren Gott, ihre Vermählung mit ihm, dem Bändiger der Winterstürme, dem Gewinner der goldnen Erdfrüchte, der aber nach kurzer Zeit von dem finsteren Verwandten des getödteten Drachen wieder getödtet wird. — Die ähnliche mythologische Betrachtungsweise hat dann auch über die Siegfriedsage hinausgegriffen, und man hat begonnen (nach einem Winke Jacob Grimm's) auch die Dietrichsage mythisch zu deuten und im Dietrich von Bern den Donnergott zu finden[38]); ja selbst den Ursprung unserer Thiersage hat man in den nordischen Mythen von thiergestalteten Göttern gesucht. Hatten die Meister der deutschen Sagenkunde, die Lachmann und Grimm, früherhin die vermittelnde Bestrebung, bei zwar sichtlicher Vorliebe für das Mythische, der Geschichte und der Mythe ihr gleiches Recht zu lassen, so scheint uns nun die letztere ein ungebührliches Uebergewicht erlangen zu wollen. Wenn man hier, mythologisch betrachtet, die Brunhilde und Krimhilde, und Siegfried und den Drachen nur für zwei Seiten von je einerlei Wesen erklärt, wenn man den aquitanischen Walther, weil er eine Hand verliert, mit Tyr, und den einäugigen Hagen mit dem blinden Hödhr vergleicht, die Irinc und Wate mit Hrimdall zusammenstellt und den Reineke Fuchs im Loki und den Isegrimm im Thor nachweist, so scheint uns der unnatürliche Uebergriff der mythischen Deutung hier ungleich größer, als wenn man in der historischen Auslegung den Fafnir und Regino auf geschichtliche Figuren zurückführte.

Es wird nicht befremden, wenn wir in einer geschichtlichen Darstellung der deutschen Dichtung nur der historischen Herleitung der Sagen, die die Grundlage unseres Volksepos bilden, mit aller Entschiedenheit, wenn auch ohne alle handwerksmäßige Befangenheit, zuneigen. Den geschichtlichen Beurtheiler der Dinge, der in der Fülle der Zeiten den Reichthum des schaffenden Menschengeistes bewundern lernt, stößt schon die unnatürliche Armuth ab, in der die Erfindungskraft erscheint, wenn man ganze Reihen von deutschen Sagen und britischen Mährchen mit nordischen, griechischen und orientalischen Mythen auf wenige gemeinsame Mythenstämme, und diese wieder auf noch viel wenigere Naturerscheinungen zurückführt, die ihre endlich feste Unterlage wären. Schon nach dem Maßstabe der geschichtlichen Kritik wäre auch die

38) Vgl. F. Clemens Meyer's hist. Studien. I. 1851.

Willkühr nicht erlaubt, deren die aufrichtigen unter den mythologiſchen Auslegern ſelber geſtändig ſind, die ſtatt der ſtrengen geſchichtlichen Beweisführung in ihrem Gebiete und für ihre Kritik ganz beſondere Geſetze in Anſpruch nehmen. Eine Mythe, die nicht aus einer geſchichtlichen Grundlage hergeleitet, ſondern auf einen phyſicaliſchen Kern zurückgeführt werden ſoll, kann mit einiger Sicherheit nur dann gedeutet werden, wenn ſie nachweisbar an einen feſten Cultus geknüpft iſt, der durch Zeit und Ort ihren Sinn unzweifelhaft macht. Dies Beurtheilungsmittel entgeht der deutſchen Mythe. Und wenn es übrigens gegeben wäre, ſo würde die geſchichtliche Kritik ſelbſt dann voll Mißtrauen dagegen ſein. Iſt doch, zum Beiſpiel, im ſpäteren Mittelalter über niederſächſiſche Städte Jahrhunderte lang etwas wie ein Gralcultus verbreitet geweſen: auf welche tiefſinnigen mythologiſchen Folgerungen müßte dies leiten, wenn man nicht zufällig wüßte, daß der Gral nichts als eine poetiſche Fiction wäre. So könnte auch in den älteren Zeiten mancher heidniſche Cultus in Niederdeutſchland aufgenommen geweſen ſein, dem in dem wirklichen Glauben, in der Sitte und Sage der Völker, nichts ächt volksthümliches und einheimiſches untergelegen hätte. Einen ſo unſicheren Boden wird daher der Schreiber einer deutſchen Dichtungsgeſchichte um ſo lieber vermeiden, als er, der mit den geſchriebenen Denkmalen der Dichtung ſich beſchäftigen ſoll, mit der urſprünglichen, mündlichen Fortpflanzung und Wandelung der Sage, und ihren über- oder unterirdiſchen Gängen, ſtrenggenommen nichts zu thun hat. Der größte Theil dieſer deutſchen Dichtungsſage fällt ohnehin, nach dem Geſtändniſſe der mythiſchen Deuter ſelbſt, ganz außer dem Bereiche mythologiſcher Beziehung. Dazu kommt, daß jede Spur, die man in den älteren Zeiten ſelbſt von einer Deutung unſerer epiſchen Dichtungen hat, immer auf geſchichtliche Herleitung hinweist. Auch würde es unſern mythiſchen Auslegern ſelber unglaublich ſcheinen, daß unſere alten Dichter, ſei es der ſpäteſte Schreiber der Nibelungen oder der erſte Sänger des Hildebrandliedes, jemals in ihren Sagen an Naturmythen oder bei ihren Siegfried und Dietrich an Balder und Thor gedacht haben ſollten.

Der allgemeine Grund, der mehr als alle einzelne Analyſe für die Annahme einer geſchichtlichen Grundlage der Nibelungenſage entſcheidet, iſt für uns, was wir ſchon oben betonten, der Geſammtcharakter des deutſchen Volkes und aller ſeiner Sagen. Nach der mythiſchen Anſicht wäre die Siegfriedſage aus einer älteren deutſchen Göttermythe erwachſen und (nach W. Müller) von den Burgunden aus ihren Oſtſitzen ſchon an den Rhein gebracht und hier durch ſpätere geſchichtliche An-

wüchse entstellt worden. Nach der geschichtlichen Ansicht ist sie unter den Franken entstanden, ist dann in Deutschland, wo sich vor dem 11. Jahrh. kein Zeugniß für sie findet, eine Weile vergessen worden, ist nach dem Norden übergewandert, ward dort, in der Umgebung einer reichen Götterſage, wie jede auch geschichtbegründete und einheimische Sage des Nordens mit mythischen Bestandtheilen versetzt und wirkte so, auf Wegen, die wir nicht verfolgen können, auf jene deutsche Gestalt der Sage zurück, die wir dann in den Nibelungen wieder in ein klares, durch unmythische, menschliche Thatsachen geschlungenes Verhältniß mit der rein deutsch gebliebenen, einfachen und unmythischen Dietrichsage gesetzt finden. Der historische Trieb wird in dieser Anknüpfung selbst in der nach nordischem Geiste entstellten Sage auf deutschem Boden sogleich wieder kenntlich. Es ist in diesen Sigurd- und Siegfriedsagen, die sich nach ihrem Inhalte berühren, derselbe verschiedene Grundzug erkennbar, der die ältesten dichterischen Sagen, die nach ihrem Inhalte ganz unabhängig von einander sind, selbst in der lateinischen Auflösung bei Nordländern und Deutschen unterscheiden. Immer geht der Zug dort nach dem Wunderbaren und Mythischen, hier nach dem Einfachen, und — um nicht zu sagen Geschichtlichen — nach dem Thatsächlichen menschlicher Verhältnisse.

Ob ein Volk seinen Sagen vorzugsweise diesen oder jenen Charakter geben soll, hängt lediglich von den Verhältnissen der Zeiten und Räume, von der Natur und der Geschichte des Volkes ab, das sie gebiert und pflegt. Ist ein Volk wie die Scandinaven beherrscht von einer gewaltigen Naturumgebung, welche die menschlichen Kräfte überragt, fehlt ihm wie den Kelten und Indiern die geschichtliche Entwicklung, Thatsachen, und mit ihnen die Kenntniß des handelnden Menschen, so wird jeder Sage, die es erzeugt, das historische Element abgehen und Jeder, die es aufnimmt, wird es das historische Element abstreifen. Es wird feste lebende Gestalten verallgemeinern, aus Personen und Menschen Ideen und Götter machen, die historische Wahrscheinlichkeit, die menschliche Wirklichkeit gegen die Wunder der Natur vertauschen, es wird beimischen, was Alles nur eine Sage mythisch, ja mystisch und allegorisch machen kann. Sind ja zu gewissen Zeiten, die dahin geneigt waren, die wirklichen Begebenheiten, noch ehe sie fertig waren, allegorisch gedeutet worden. Völker dagegen und Zeiten, die schon in der Helle, nicht der Geschichtschreibung, aber der Geschichte liegen, wie unsre deutschen Väter, gehen durchaus von nüchterner Beobachtung der Wirklichkeit auch in der Sage aus, die sich mehr auf die menschlichen

Verhältniſſe als auf die Erſcheinungen der Natur wirft. Die ganze Geſchichte der deutſchen Dichtung und Sage, wenn wir auf Zeugniſſe und Urkunden bauen wollen, zeigt bis jetzt, daß, je weiter wir in der Zeit zurückgehen, deſto mehr die menſchliche Wahrſcheinlichkeit wächſt und die geſchichtliche Anlehnung deutlicher wird. So iſts auch in der griechiſchen Sage; und Einerlei Scheide iſts, die die ſcandinaviſchen und deutſchen, die thraciſchen und griechiſchen Stämme, ſo wie die mehr auf die Natur gerichteten und hiſtoriſchen auf den Menſchen bezogenen Sagen in beiden Ländern trennt. Aller Sage Grund beruht immer auf Thatſächlichem, nur dies macht ſie zur Erzählung; der Menſch hat nichts zu erzählen, was ſich nicht auf Beobachtungen thatſächlicher Verhältniſſe bezöge. Seine Erzählung wird Geſchichte, wo ſie einen klaren Gegenſtand hat, dem der Erzählende gewachſen iſt; ſie wird Sage und Mythe, wo der Gegenſtand unfaßlich, der Erzähler noch nicht beobachtungsfähig iſt. Zwei große Gegenſtände aber hat ſchon der urſprüngliche Menſch ſeiner Beobachtung gegenübergelegt: Natur und Menſchen. Das Erſcheinende in der Natur iſt ihm objectiv räthſelhaft und dunkel, das Geſchehende unter den Menſchen aber nur ſeiner mangelhaften Beobachtungsgabe nach; beides verſchwimmt vor ſeinem idealen Bildungstriebe aus dem Wirklichen ins Wunderbare, und das letztere erfahren wir in den hellſten Zeiten noch jeden Tag. Die unfaßlichen Erſcheinungen in der Natur aber werden den Menſchen allmählig klarer durch ihre ſtete Wiederholung und Gegenwart, durch immer erneute Einprägung ihrer Wohlthaten oder Schreckniſſe; das Geſchehende wird deutlich, aber noch nicht des Geſchehenden Grund. Gründe geſchehender Dinge aber hat der Menſch in ſich ſelbſt und der Willenskraft ſeines Geſchlechts gefunden, er holt daher mit einem der Phantaſie eigenen Pragmatismus die Erklärung der Naturwunder aus der Menſchheit, belebt die Kräfte der todten Natur, gibt ihnen Perſönlichkeit und Willkühr, knüpft ſie an die Menſchheit, aus der er ſie entwickelte, wieder an und bildet ſich ſeine Götter. Ganz umgekehrt werden die an ſich, im Augenblick des Geſchehens, faßlichen Begebenheiten unter den Menſchen allmählig unklar, weil ſie ſich nicht wiederholen, weil ſie verſchwinden, weil eine ſtets neue Gegenwart ſtets neue Ereigniſſe in die Seele prägt und die alten verdrängt. Sollen dieſe halten und dauern, ſo müſſen die menſchlichen Urheber ungemeſſene Wohlthaten oder gewaltſame Andenken den Geſchlechtern hinterlaſſen haben, die ſich gleich den wiederholten Wirkungen der Natur durch Ueberlieferung der jungen Einbildungskraft immer neu beleben. Stellt die Gegenwart neue Großthaten zu den vergangenen, ſo

werden sich beide je nach ihrer inneren Größe verdrängen oder mischen, es wird ein Held den andern in Dunkel stellen oder sich mit ihm messen und vergleichen, oder gar verschmelzen. Aus der älteren Ueberlieferung wird immer mehr das Einzelne schwinden; jene Beweggründe, die in den gegenwärtigen Ereignissen unter den Menschen klar vorliegen, gehen am ersten in der Zeit verloren, weil sie das Ideelle, Unbildliche in dem Geschehenden sind; nun hüllen sich im umgekehrten Verhältnisse die Handlungen in wunderbare Beweggründe, die Wirkungen in wunderbare Kräfte; man holt mit demselben kühnen Pragmatismus der Einbildungskraft die Erklärung der menschlichen Wunderthaten aus der Natur, oder aus der schon gebildeten Götterwelt, und knüpft die Heldensöhne an beide an. Im letzten Falle werden sie als Göttersöhne in deutliche, den menschlichen Verhältnissen abgesehene Beziehungen mit den Göttern gesetzt werden, im andern Falle aber, wo eine ausgebildete und tiefgewurzelte Götterlehre noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist, da werden sie mit den unentwickelteren Gestaltungen der Naturkräfte, mit Riesen und Zwergen Gemeinschaft, und von ihnen Gaben und Kräfte haben. Strebt sich in solchen Verhältnissen die Naturmythe noch in den helleren Zeiten der menschlichen Sage weiter zu entwickeln, so wird sie von der todten Natur auf die organische, dem Menschen nähere, übergleiten, und die Thierwelt gestalten. In solch einer Lage waren die Germanen bei ihrer Erscheinung in der Geschichte, d. h. bei ihrem ersten Zusammentreffen mit andern Völkern. Diese kamen zu früh, und in ihrem Gefolge Aufklärung und Geschichte, als daß sich eine große Ueberlieferung und Ausbildung von Götter- und Heroenmythen hätte bilden können. Die Menschensage lockerte sich früh von der Naturmythe ab, die Natursage (im Thierepos) näherte sich vielmehr dem Thatsächlichen der Geschichte. Die Heldensöhne haben mit keinen Göttern zu thun, und mit den personificirten Naturkräften treiben sie ein Spiel, das der Ueberlegenheit schon sicher ist. Ganz anders in der nordischen und in der griechischen Sage, zwischen denen die deutsche völlig in der Mitte liegt. Die nordischen Mythen sprechen selbst in ihren menschlichen Theilen ein großes Uebergewicht der Natur, die griechischen selbst, wo sie am meisten Naturmythen sind, die Gewalt der geistigen und göttlichen Kräfte des Menschen aus. Die Thiersage, dieses charakteristische Erzeugniß jener mittleren Lage, war daher aus entgegengesetzten Gründen bei den Scandinaven und den Griechen entweder gar nicht oder nicht in der naiven, ursprünglichen Gestalt möglich, wie bei den Germanen. Eine der ideellen Mythologie der Griechen ähnliche, die schon eine grundtiefe An-

schauung der freien Menschennatur voraussetzt, konnte im Norden nicht entstehen. Die der Scandinaven, die den Druck feindlicher Gewalten und Naturverhältnisse auf den Menschen zu lange darstellt, hätte in Griechenland nicht dauern können. Beides paßte nicht auf den deutschen Boden, am wenigsten auf jene niederländischen und hochdeutschen Gegenden, wo wir so frühe römische Bildung Hand in Hand mit der deutschen entdecken, und wo zuerst unsre Dichtung die Volkssage gestaltend ergriff. Auf deutschem Boden erblicken wir die Sagendichtung uranfangs gleichmäßig entfremdet den Ungeheuern der nordischen, den Götterbildern der griechischen Mythe; sie lehnt sich in der Menschheit an die Geschichte und in der Natur an das Reich, dem sie eine Geschichte leihen konnte; das Wirkliche, dieser große Grundzug unserer ganzen Dichtung, der ihr die höchste Ausbildung und Verirrung unmöglich machte, war gleich im Beginne ihr charakteristisches Abzeichen.

Diese geschichtliche Betrachtungsweise, der das durchschaute Verhältniß einer Sage zu dem Boden, der sie erzeugte, fast wichtiger ist, als ihre zu findende Grundlage, hat noch andere Gegner in den systematischen Geistern, in den kritischen Untersuchern, die gerne auf eine reine Gestalt und einen ursprünglichen Kern gelangten. Kern einer Sage würde man aber nur nennen können, was in Natur oder Geschichte ihr festliegender Grund ist; ehe man dorthin gelangt, würde man sich immer nicht beruhigt fühlen. Zu diesem Grunde könnte man aber nur auf dem Wege jener historischen und physikalischen Deutungen zu kommen versuchen, bei denen wir uns eben so wenig beruhigen, weil die Einen, nach Jacob Grimm's Worten, allzuleicht „in lebloſe Dürre ausarten und das poetische Wohlgefallen an den Mythen stören, die anderen das geistige Prinzip derselben verflüchtigen." Wenn es undenkbar ist, daß wir aus den geringen Zeugnissen und aus den geringen poetischen Resten der Sage, so wie aus den Trümmern unsrer alten Geschichte und Mythologie zu einem solchen reinen Kerne gelangen, und wenn alle an sich achtbaren Versuche hierzu nur als Proben scharfsinniger Forschung ihren eigenthümlichen Werth haben werden, so ist es eben so wenig zu vermuthen, daß wir mit denselben Mitteln auf eine ursprüngliche und älteste Gestalt der Sage durch kritische Sichtung gelangen können, und selbst Lachmann wagte dies nicht zu hoffen. Alles zusammen liegt in der Natur der Sache selbst. Die Sage hat keinen solchen festen Grund, von dem sie ausginge, sonst würden wir Geschichte an ihrer Stelle haben, sie hat keinen Augenblick Ruhe in ihrer Ausbildung, außer wo man sie unbeachtet liegen läßt. Objectiv auf einen Kern oder auf eine Urgestalt

einer Sage zu kommen, ist darum unmöglich, weil sie Sage ist. Wie schwer ist dies selbst bei der Geschichte, die diese objective Grundlage hat, ein genau Erkundetes, ein Geschehenes, wie es in den Worten (Geschichte, ἱστορία) liegt. Hier kommt es auf den Sachverhalt an, bei der Sage (Legende, μῦθος), wie es wieder in den Worten liegt, auf das, was die Menschen berichten. Diese Ueberlieferung gestaltet sich bei der gereiftesten Beobachtungsgabe der gebildetsten Menschen in jedem Munde um, wie sollte sie unter der bildenden Kraft einer wuchernden Volksphantasie je einen Augenblick stille gestanden haben? Hat sie ja nach so vielen Jahrhunderten der Vergessenheit der kritische Forscher, der so viele Ehrfurcht vor ihr hat, nicht in Ruhe lassen können, und hat ihr das Unächte abzustreifen gesucht, was ihr Andere als ächt wieder ansetzen werden! Was hat es genützt, daß man 1800 Jahre die reine Gestalt der Christussage gesucht hat und ihren historischen oder mythischen Kern? Bei jeder Aufstellung einer solchen Gestaltung beginnt der alte Streit wieder von Neuem, denn jeder will von dem Gesagten wieder sagen, da ihn nichts zuverlässig Geschehenes verhindert, das er als geschehen stehen lassen müßte. Für den historischen Betrachter also ist nichts übrig, als daß er das dürftige Allgemeinste der Sage als jene vage Grundlage betrachtet, die wir ihr allein zusprechen können, daß er, wie die Sage selbst, sich mit diesen schwachen Spuren schweigend begnügt, und daß er dann mit ihr ihre Verwandlungen durchlebt. Er kann sagen, was die christliche Sage in der Zeit der Apostel, der Kirchenväter, des heil. Franciscus und der Reformation, und wieder, was sie in allen diesen Bildungsstufen gemeinsam war; er freut sich ihrer in dieser oder jener Gestalt, wenn er sich nur aus der Persönlichkeit, die sie gestaltete, aus der Oertlichkeit, die sie veränderte, aus der Zeit, die sie anders ansah, alle diese Verwandlungen erklären kann; und er wird sich vor Allem hüten, die Gestaltungen bei ganz verschiedenen Zeiten oder Völkern zu verwirren, was gegen die ersten Grundsätze historischer Kritik sein würde. Betrachten wir nach dieser Ansicht die deutsche Sage, oder den Stoff des Nibelungenliedes (denn nur mit diesem, der in den ältesten Zeiten zu suchen ist, nicht mit der Form, die späteren Jahrhunderten angehört, haben wir es hier zu thun), so werden wir der Sage und Geschichte, die kleinen Einzelheiten verschmähend, die auch die Sage nicht beachtet, auf eine edlere Weise ihr Recht thun, beide auf eine befriedigendere Art scheiden, und großartiger von dem geschichtlichen Bestandtheile der Sage wie von dem eignen und selbständigen Werth der sagenhaften Auffassung der Geschichte denken lernen.

Die hiſtoriſchen Namen in unſerer Volksepopöe weiſen uns auf die Zeiten der Völkerwanderung als auf die der Entſtehung der Sage hin. Verſetzen wir uns in das ſiebente Jahrhundert, ins Innere von Deutſchland, entblößt von der Wiſſenſchaft römiſcher Geſchichtſchreiber in den Geſichtskreis deutſcher Beobachter, ſo werden wir noch kaum eine Kunde übrig denken dürfen von einem gothiſchen Reiche, das verſchwunden war, aus deſſen Blüte nur noch der Name des erſten Hauptes in die Folgezeit herüberragte. Die hunniſche Herrſchaft war aus den Grenzen der deutſchen Sprache, nicht aus dem Gedächtniſſe gewichen, denn jener Attila ſchien der eigentliche Held ſolcher Wanderzeiten geweſen zu ſein, in deſſen Dienſt der Gothe ein Vaſall war, der ſich bald wieder auf den Trümmern der hunniſchen Macht erhob. Im Inneren war Deutſchland nach unaufhörlichen Auswanderungen erſchöpft, die Geſchichte drängte ſich über die Grenzen, Langobarden, Normannen, Angeln erhielten glänzende Sagen, denn ſie verrichteten große Thaten. Wenige Völkerſchaften blieben in Deutſchland in geringem Anſehen; mit den heidniſchen Sachſen und Dänen verfeindete ſich der neue Glaube, der ſich im Weſten ausbreitete. Thüringen verſchwand bald und hinterließ kaum ein dürftiges Andenken; die Alemannen wurden und blieben von den Franken ganz verſchlungen; Burgund fiel mit Franken zuſammen, es verlor ſich langſam, und erſt nachdem es an den hervorſtechendſten Begebenheiten in der fränkiſchen Herrſcherfamilie Theil genommen. Dieſe Familie allein trat in den Vorgrund der Geſchichte: Könige, deren Dienſtmannen mächtiger und gewaltiger waren als ſie ſelbſt, deren Haus von Greueln der Habſucht und des Mordes erfüllt war. Auch dieſer Stamm lag ſchon halb außerhalb des Geſichtskreiſes deutſcher Sänger, und es war wohl natürlich, daß man ſeine Sage bald mit der burgundiſchen verſchmolz, die von der Hunnenzeit her ein Eigenthum des deutſchen Liedes war. Noch dazu konnte im 9. Jahrh. die burgundiſche Sage neuen Farbenglanz erhalten, als ſich das untergegangene Reich erneute. Blickt man von dieſen äußeren Verhältniſſen auf die inneren Triebfedern aller Geſchichten jener Zeit, ſo geht aller Ehrgeiz eines heroiſchen Zeitalters auf den Ruhm der Stärke und den Glanz des Beſitzes, was beides den that- und erwerbſüchtigen Helden von der neidiſchen Natur und von den Mächtigen unter dem Menſchengeſchlecht ſtreitig gemacht wird. Ein ſolches Geſchlecht mit ſolchen Beſtrebungen zeigt uns Geſchichte und Sage, jede auf ihre Weiſe, wie es unter ſich ſelbſt ſich aufreibt und untergeht; ein anderes zeigt uns in den Ottonenzeiten, und deutlicher in Karl dem Großen, und ſeinen Helden die fortſchreitende Geſchichte und Sage, wieder eine jede auf ihre

Weise; und man kann kaum finden, daß so viele Jahrhunderte früher die Sage eigenmächtiger mit Theodorich und den fränkischen Königen verfahren wäre, als sie nachher mit Karl verfuhr. Wir finden den Kern der Geschichte also in der Sage wieder, in einen eigenen Körper gebildet; wir finden keinen wesentlichen Zug vergessen, keine wesentliche Oertlichkeit versäumt, fast keinen des Andenkens würdigen Namen verloren. Die Sage läßt der Geschichte, wie in absichtlicher Vermeidung, ihre Thatsachen und üblichen Benennungen, und es ist schwerlich paradox zu sagen, daß es einst eine Zeit gab, wo die dichterische Ueberlieferung die Geschichte so verschmähte, wie später die Anfänge der Kritik sich gegen die dichterische Sage wehrten.

Beides, Geschichte und Sage, würde sich besser vertragen, mehr einander genähert, und wie in der griechischen Dichtung wechselseitig getragen haben, wenn es nicht unser eigenthümliches Schicksal gewesen wäre, daß gleich vom ersten Auftreten unsrer Väter an Geschichtschreibung neben der mündlichen Ueberlieferung bestanden hätte. Dieses unnatürliche Verhältniß ward durch die Stellung der neuen Welt zur alten nothwendig, es verdarb uns aber unsre anfängliche Geschichte und Sage zugleich. Die historischen Werke liegen als Chroniken dürr und trocken da, und lassen uns die inneren Zustände in unsrer Heimat kaum ahnen. Die Gedichte zeigen uns, was ihnen nur gelegentlich hätte inwohnen sollen, Sitten und Zustände, die sich im Laufe der Fortbildung des Epos so leicht nach den Zeiten ändern, genau, und enthalten dafür desto weniger Thaten und Handlungen, die ihre Seele sein müßten, die der ändernden Hand späterer Jahrhunderte eher Trotz geboten hätten. Daß dies nicht so ward, dürfen wir beklagen, obgleich uns die Einsicht in die Natur der Verhältnisse zu gestehen zwingt, daß in den Zeiten des großen Zusammenstoßes der deutschen Urstämme mit der römischen Cultur, und ihrer Wanderungen die den Erdkreis umspannten, ein anderes Verhältniß nicht möglich war, eine andere Sage und Dichtung gar nicht entstehen konnte.

Wir müssen bei der Betrachtung unserer alten Geschichte nie vergessen, daß die theuersten religiösen und historischen Erinnerungen unserer Vorfahren nicht einen Augenblick, von der Zeit an wo wir sie deutlicher in der Geschichte auftreten sehen, ungestört ihrer Fortpflanzung überlassen wurden. Man beachte nur in der politischen Geschichte, welche schnelle Fortschritte die römische Bildung auch unter den stets feindlichen Stämmen der Germanen machte; man versuche sich dann überhaupt eine Vorstellung von der Wirkung zu machen, welche die immer genauere

Bekanntſchaft mit den Römern auf die Deutſchen mit der Zeit ausüben mußte. Ein endemiſches Volk, das nur kleine Kriege, Abenteuer und enge Verhältniſſe kannte, plötzlich in die vielfältigſten Berührungen mit einer gebildeten, weltherrſchenden Nation gebracht, in einen ungeheuren Kampf der Waffen und der Cultur mit ihr verwickelt, wo es im erſteren in eben dem Verhältniſſe ſiegte, als es im anderen unterlag! Ein Kampf von zehn Jahren hatte einſt in Griechenland alle früheren Sagen in ſich aufgenommen und verſchlungen; was Wunder, wenn unter einem Weltkampf von halb ſo vielen Jahrhunderten in einem weniger mittheilungsluſtigen Volke jede ältere Erinnerung bis auf die leiſeſte Spur verſchwand! Es war eine Bewegung, die nicht etwa einen unwillig folgenden König von ſeiner Familie riß, ſondern die einen Volksſtamm nach dem andern aus ſeinen urſprünglichen Sitzen lockte; nicht ein Zug nach einem geraubten Weibe, ſondern ein Kampf um Recht und Sitte und um den Beſitz der Welt. Und die Folgen waren hier nicht ein zehnjähriges Umirren eines verſchlagenen Häuptlings, nicht die Zerſprengung eines Völkerſtamms, die Ausführung von Colonien an nahe Ufer mit Bewahrung der Sprache, der Sitte, des Verkehrs, der Spiele und Orakel des Mutterlandes; es war eine Jahrhunderte lang wogende Bewegung ungeheurer Volksmaſſen, eine ewige Trennung vom Vaterlande, eine Theilung in Staaten, eine Schöpfung neuer Nationen, eine Zerſplitterung in drei Welttheile, ein Aufgeben der heimiſchen Sprache und Sitte, ein völliges Vergeſſen der alten Sitze, und Vertilgung der mächtigſten Reiche und der ausgebreitetſten Cultur. Was in dieſen Zeiten Rüſtigkeit und Kraft hatte, wanderte in die Fremde mit; das Glück der Frühern reizte den Verſuch der Spätern; ſtets neue Begebenheiten verſchlangen die alten ſelbſt mit der Erinnerung daran.

In allen romaniſchen Landen, wohin deutſche Stämme kamen, ſchwand der alte Volksgeſang ſchnell vor der römiſchen Cultur. In Spanien ging die lateiniſche Dichtung ihren Weg ungeſtört fort. Unter den Geiſtlichen der Oſtgothen war griechiſche Bildung ſchon in ihren Sitzen an der Donau zu Hauſe geweſen; in Italien bemächtigte ſich Caſſiodor ihrer Geſchichte, nicht im Sinne des Volks, ſondern in gelehrten oder politiſchen Abſichten[39]); ihn zog Jornandes leichtfertig aus, ohne eine

39) Cassiod. Var. IX, 25. Originem gothicam historiam fecit esse romanam: colligens quasi in unam coronam germen floridum, quod per librorum campos passim fuerat ante dispersum. Perpendite, quantum vos in nostra laude dilexerit, qui vestri principis nationem docuit ab antiquitate mirabilem, ut sicut fuistis

Spur von national-gothischem Sinne, sondern allein auf das Auskramen seiner klassischen Gelehrsamkeit bedacht. Bald ward durch christliche Priester die Geschichte zur Kirchenhistorie, wie bei Gregor und Beda, bald durch sie die Volkssprache verachtet, verlacht und in falscher Scham abgelegt. Daß wir unter diesen Umständen noch in der langobardischen Geschichte Trümmer behalten haben, welche wenigstens einen Schatten von einer Volksgeschichte behaupten, dürften wir wohl für ein Wunder halten, wenn nicht dieses Volk in Folge seiner schrofferen Natur fester an seinen alten Ueberlieferungen gehalten und wenn nicht das vorübergehende Interesse für nationale Alterthümer am Hofe Karls des Großen die Entstehung von Pauls Werke begünstigt hätte. Je mehr aber die Gelehrten sich von dem Volke entfernten, je mehr sie die Pflege des historischen Liedes versäumten, je näher sie sich in ihrem Vortrage den römischen Geschichtschreibern und den Kirchenvätern anschlossen und alle heidnischen Fabeln und Erinnerungen vertilgten, je mehr sie also frühzeitig und voreilig alles dichterische Element aus der Geschichte entfernten, desto voreiliger und frühzeitiger scheint sich dann auch die geschichtliche Sage von dem historischen Elemente, von dem treuen Anschluß an die geschichtliche Wahrheit entfernt zu haben.

Dies muß also, wenn wir es recht bedenken, die Ursache sein, warum das ganze Mittelalter weder einen Herodot noch einen Homer hervorgebracht; wir meinen keine Geschichte, die neben dem ächtesten historischen Gehalte einen so kunstmäßigen Plan und so rein poetische Anlage zeige, wie die des Herodot, und kein Epos, das bei dem reinsten dichterischen Charakter sich so treu der Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit anschließe, wie die Ilias, das so viele geschichtliche Festigkeit, örtliche Gewißheit und plastische Lebendigkeit besitze. Allein wie leicht war es auch dem Griechen, seinem Gedichte jene geschichtliche und geographische Sicherheit und Treue zu geben! Jener Kampf um Troja hatte in besuchter Nähe gespielt; unmittelbar nach der Zerstörung der Stadt siedelten sich eben diese Zerstörer, die Achäer, an eben dieser Küste an, bildeten dort auf dem Schauplatz ihrer Thaten die Erzählung der Thaten allmählig aus, lieferten sie von Stamm zu Stamm, von Cultur zu Cultur, bis sie endlich die herrliche Gestalt erhielt, in der wir sie jetzt bewundern. Ein so günstiges Geschick ist Deutschland nicht geworden; wer will uns verachten, daß wir nichts so treffliches geschaffen haben? In jener Welt-

a majoribus vestris semper nobiles aestimati, ita vobis rerum antiqua progenies imperaret. So lobt er sein Werk selbst in Athalarichs Namen.

erſchütterung liegen die Stoffe unſerer Epen, mitten unter jenen Begebenheiten, durch die mit dem Kern und Marke unſeres Vaterlands die entartete alte Welt neugeſchaffen und ganz Europa mit unſerem Blute verwandt ward. Unter den Eroberungen und Wanderungen mußte der Geſang ſtocken; denn wo — auch in unſeren Zeiten — blüht der geiſtige Verkehr in der Mitte der Thaten? Bis ſich die Stämme friedlich niedergeſetzt hatten, war plötzlich der geiſtliche und gelehrte Stand an der Spitze, er war unentbehrlich, er nahm ſich aller Dinge an, es war ihm eine Angelegenheit, die heidniſche Sage zu hemmen; kein Skaldenſtand, der die Dichtung wie ein Eigenthum gepflegt hätte, ſtand ihm entgegen; im ausgewanderten Volk ſchrieben die Pfaffen lateiniſche Geſchichten, die Niemand verſtand, als ſie ſelbſt, kein Sänger brachte ins Mutterland eine Kunde zurück. Wie ſollten ſo die einzelnen Thaten einzelner Helden erhalten werden? In Griechenland feierte jedes Städtchen den Namen des Heros, den es nach Troja geſchickt, kannte alle ſeine Genoſſen, erzählte von ihnen und beſang ſie, und der lebhafteſte Verkehr trug ihre Namen mit ihren Thaten in die ganze griechiſche Welt. Aber hier wurden wer weiß wie viele Völkerſtämme vergeſſen! wie viele Helden nie im Liede gefeiert! Nur die oberſten Häupter blieben erkennbar; und unter dieſen war Attila auch in der Wirklichkeit wie ein Meteor vorübergegangen, im Pomp eines aſiatiſchen Despoten mehr, als in der rüſtigen Thätigkeit eines alten deutſchen Fürſten; und Theodorich im entfernten Süden ſchloß Bündniſſe und politiſche Heirathen, ſtellte die Landescultur in Italien her, und ſchickte Feldherren an die ſelten bedrohten Grenzen ſeines ungeheueren friedlichen Reichs. Wie ſollte es anders ſein, als daß jede Sage leer an Stoff war? daß jede Kunde in Mangel an Intereſſe, in Ungewißheit, in Allgemeinheit ſchwamm, die dann jeden einlud, der urſprünglich mageren Dichtung einen Zug der Erdichtung zuzuſetzen. Aller alte Stoff ward über dieſer Erſchütterung vergeſſen; dieſer neue aber konnte weder zur Geſchichte werden, denn Niemand konnte damals das römiſche Reich oder die barbariſchen Nationen überblicken; noch auch konnte er zur poetiſchen Sage werden, denn auch hier war der Gegenſtand zu unendlich groß, als daß er dichteriſch hätte bequem aufgefaßt werden können. Dennoch kann man ſagen, daß es geſchehen ſei. Es geſchah in Deutſchland, welches nach der maßloſen Erſchöpfung durch die Wanderungen in den nächſten Jahrhunderten ſo gut wie gar keine eigne Geſchichte, keine neuen Intereſſen haben konnte, das alſo ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſeinen ausgewanderten Söhnen widmen durfte. Wäre der Schauplatz mit dem Auge leicht zu überfliegen geweſen, ſo

würde uns vielleicht die Dietrichsſage hiſtoriſcher und plaſtiſcher vorliegen; jetzt ſehen wir nur die Eine große Idee, den Untergang der Heldenzeit, als das Ergebniß einer richtigen Anſchauung darin ausgedrückt, nicht aber dichteriſch verſinnlicht. Ganz umgekehrt in der Trojanerſage: Niebuhr nannte die Zerſtörung dieſer Stadt ein Symbol von dem Untergang des pelasgiſchen Stammes; in ſeiner ganzen Größe wird uns die nahe Thatſache dichteriſch veranſchaulicht, jene Idee aber iſt in der Ilias ſo wenig zu finden, wie die Thatſache der Völkerwanderung in den Nibelungen. Von dieſer Seite betrachtet, wird es einem etwas ſchärferen Auge wenig ſchwer fallen, in der Natur der Geſchichte ſelbſt die Nothwendigkeit in der ſpätern Geſtaltung der hiſtoriſch-poetiſchen Sage zu entdecken.

Denn wo eine Begebenheit unter größeren Maſſen vorgeht, oder vielmehr wo größere Maſſen die Begebenheiten geſtalten, wie hier der Fall war, wo zugleich große Räume die Bühne bilden, wo gar vielleicht ſchon große Zeiträume hinter der Thatſache lagen, ehe nur ein dichtender Mann ſich ihrer bemächtigte, da fällt ſogleich die einfache Beobachtung weg und jene der Wirklichkeit und Natur treue Dichtung, wie ſie der Grieche beſaß, war weiter keine Möglichkeit mehr. Der erweiterte Raum und die gedehnte Zeit ſind die Quelle der unbeſtimmteren Vorſtellungen des Menſchen von den Dingen. Jede Ferne hat für uns Wunder; Wunderbares zu vergrößern iſt aber unſere Phantaſie immer am geſchäftigſten; rechnen wir gar die dunklen Regionen des menſchlichen Gemüthes, das mit der neuen Zeit durch das Chriſtenthum und den beſchaulichen Hang der Deutſchen anfing eröffnet zu werden, hinzu, und ziehen wir die jenſeitige Welt herein, in deren Geſtaltung die Chriſten freien Spielraum hatten, ſo haben wir alle Elemente des Romantiſchen beiſammen, das wie Jedes und Alles, was der neueren Zeit ihre Eigenthümlichkeit gab, ſeinen allgemeinſten Urſprung in der Erweiterung des Geſichtskreiſes hat, und in unſerem Bemühen, uns der Erſcheinungen und Begebenheiten mit der Einbildungskraft zu bemächtigen, da wir es mit den Sinnen nicht können. Es muß von dem Geſchichtſchreiber der Dichtung neuerer Völker gefordert werden, daß er der Ausbildung dieſer romantiſchen Vorſtellungsart nachgehe. Was in dieſem Punkte beſonders von den Engländern, vielfach auch von Deutſchen geſchehen iſt, iſt für eine geſchichtliche Betrachtung meiſt unbrauchbar. Es wird ſich aus dem Verfolge deutlich genug ergeben, daß keinerlei Literargeſchichte irgend eines europäiſchen Volkes ſtreng genommen außer der Verbindung mit dem Ganzen kann betrachtet werden; denn die ganze Bildung der neuen Welt hängt

innerlichſt zuſammen. Welch eine Beſchränktheit iſt es nun, zu ſtreiten, ob die romantiſche Kunſt durch die Briten oder die Dänen, durch die Franzoſen oder die Araber über die Welt gekommen ſei! Man muß daher die innere hiſtoriſche Entwickelung dieſer neuen Betrachtungsart der Dinge zu verfolgen ſuchen, und dazu liegt hier der erſte Anlaß, weil für das deutſche Volksepos hier die Hauptquelle der Art von Romantik liegt, die wir in ihm vorherrſchend finden. Dies ſind große Heerfahrten, Völkerkämpfe und ungeheure geographiſche Räume, deren Umfang ganz eigen mit den Grenzen der Wanderungen deutſcher Stämme übereintrifft, ſo daß unſere volksthümlichen Epen im offenbar gleichen Verhältniß zur Völkerwanderung, wie die ſpäteren franzöſiſchen Dichtungen zu den Kreuzzügen erſcheinen. Leitet ſich das Wunderbare theilweiſe von der halben Kenntniß dunkler Ferne her, ſo ſieht man ſogleich, wie der Gebrauch deſſelben in den deutſchen Epen viel unbedeutender ſein mußte, als in den franzöſiſchen, und es ſtellt ſich auch durch Lebebur's, Dahl's und noch neuere Unterſuchungen heraus, daß namentlich im Nibelungenliede die geographiſche Unbeſtimmtheit mehr verſchwindet. Hätten wir mit der ſcandinaviſchen Poeſie zu thun, ſo würden wir die allererſten Spuren romantiſcher Vorſtellungen in der halben Kenntniß der ungeheuren Natur finden; denn dieſe Vorſtellungen haben eine ſo regelmäßige Entwickelung, daß man deutlich zeigen kann, wie ſie ſich erſt ganz materiell an der Natur und ihren geheimnißvollen Kräften und Geſchöpfen äußern, dann, wenn die Heimat erforſcht iſt, ſich mit der Fremde, mit ihren Beſonderheiten, mit Reiſen und Reiſeabenteuern beſchäftigen, daß ſie dann vom Raume in die Zeit überſpringen und erſt die älteren, dann auch die neueren Geſchichten in ihren Kreis ziehen, von da aber in verſchiedener Weiſe in die räthſelhafte Geiſterwelt eindringen, ſo daß ſie ſich von Anfang bis zu Ende immer mehr verflüchtigen und immer nach der Aufklärung des einen Aſyls zu einem anderen dunkleren flüchten. Je älter die Zeit, deſto mehr ſehen wir jene Anfänge herrſchen, je neuer, deſto mehr dies Ende. So iſt die nordiſche Dichtung mit Rieſen, Zwergen und Ungeheuern aller Art gefüllt, mit ſonderbaren Thieren, wunderkräftigen Früchten, Thierverwandlungen, verhängnißvollem Golde. Alles Geographiſche iſt hier vag und ungewiß, denn die Fahrten der Nordländer gingen zur See vor ſich, die Fremde ſpielt hier nicht die große Rolle, wie in dem Volke, von deſſen Kerne die große Wanderung über Europa ausging. In unſeren Nibelungen nun ſtehen wir noch auf dem bekannteren heimiſchen Gebiete, und das Ungewiſſe in den örtlichen Beſtimmungen iſt noch unbedeutend. Allerdings iſt anzunehmen, daß vieles

Geographische Zusatz späterer Zeiten ist; für die Beobachtung aber, wie das Romantische in allen Zeiten und bei allen Bildungsstufen ein steter Begleiter der Vorstellungen von einer ungewissen Ferne ist, ist es gleichgültig, ob diese Bestimmungen älter oder neuer sind. Hier nun ist die Art, wie in den Nibelungen das Sichere und Ausführlichere im Oertlichen, wie in dem Geschehenden das Einfache und Natürlichere schwindet, sobald sich der Held der ersten Hälfte von dem südlichen Boden nach dem Norden entfernt, durchaus charakteristisch. Durch die ganze Geschichte läßt es sich unendliche Male zeigen, wie in einerlei Werk und Gedicht die Entfernung vom heimatlichen Boden fast nothwendig die Entfernung aus dem Kreise der Wahrscheinlichkeit oder gar Wahrheit mit sich führt. In den jüdischen Sagen ist vor und nach der Wanderung nach und aus Aegypten Einfachheit und Planheit, aber diese Wanderungen selbst sind am Anfang und Ende mit Wunderbarkeiten von allerhand Art geschmückt. In der nordischen Sage von den Wolsungen und Giukungen wächst mit der Entfernung der Länder vom Norden das Fabelhafte. In der Odyssee ist ein Stufengang des Seltsamen und Unerhörten, es steigt regelmäßig mit der Entfernung nach Westen und sinkt ebenso mit der Rückkehr nach Osten: hier sind alle Elemente der lebendigsten und ausgebildetsten Romantik schon frühe unter dem Volke, das diese Art von Poesie nur nicht vorzugsweise pflegen konnte, eben weil ihm Alles nahe und durch den lebhaftesten persönlichen Verkehr klar war. Als durch Carthager und Massilier der atlantische Ocean befahren ward, schob sich das Land der Wunder noch weiter in den Westen; seit Alexander aber überwog der Osten und beschäftigte fortan jede Einbildungskraft. Die Griechen um Alexanders Zeit selbst nahmen Indiens Naturwunder zu ihrem Gegenstand; die späteren Romanschreiber knüpften ihre Reiseabenteuer an die dunkle Geographie und an die dunkle Weisheit des Ostens, der Babylonier und Aegypter, und verknüpften die Fortschritte in der Kunde vom Nordwesten und Norden Europas damit; das Mittelalter kehrte zu dem Geschichtlichen, zu dem Wundermann selbst zurück, den es bis an die Grenzen der Welt, ins Reich der Gewässer und der Lüfte, endlich bis ins christliche Paradies wandern ließ. Nicht allein in der unbewußten Dichtung des Volkes, auch in dem Gedichte eines Ariost herrscht dieselbe Erscheinung vor: seine wunderlichsten Gestalten und Geschichten liegen fern im Osten und Westen. Arioste Werk aber bezeichnet die Grenze dieser Art von Romantik; mit der Entdeckung des Seeweges nach Indien und der westlichen Erdhälfte verschwand diese Art von Dichtung nothwendig. Mancherlei konnte sich, wie noch in Perstles und

Sigismunde die alten griechiſchen Romane, nachahmen laſſen, allein um original zu bleiben, mußte man, wie Milton, den Himmel und die Hölle, oder wie Andere, die Geiſterwelt zu Hülfe nehmen; das räumlich Romantiſche, um dieſen Ausdruck zu gebrauchen, hörte, wie es mit einem einzelnen verſchlagenen Reiſeabenteurer in der Odyſſee oder in der jüdiſchen Sage begonnen hatte, mit einem einzelnen Reiſeabenteurer, dem Robinſon, vollſtändig auf und konnte ſelbſt dann nur als Kinderbuch ſeine größte Wirkung machen.

Das deutſche Nationalepos kam durch dieſe Verhältniſſe in eine ganz eigene Lage. Es hatte die vage Schaubühne und den ungeheuren Spielraum der franzöſiſchen Gedichte nicht, welche ſich über den ganzen Oſten ausbreiten, es hatte aber eben darum auch manchen Gewinn an Vorſtellungen nicht; hat es nicht ganz in dem Maße die Unbeſtimmtheit der Oertlichkeiten, ſo hat es doch die Unbeſtimmtheit der Thatſachen. Dies liegt eben in dem Charakter der Geſchichte, die ſeine Grundlage iſt. Der Charakter jener Stoffe, die wir noch in und nach der Völkerwanderung ausnahmsweiſe in dem engeren Stamme der Langobarden herrſchen ſahen, jener Erzählung von Hermanrich bei Jornandes, der Charakter einzelner Begebenheiten und enger heimatlicher Verhältniſſe mußte ſeit der Völkerwanderung nothwendig aufhören. Die früheren kleinen Ereigniſſe wurden von den ungeheuerſten Bewegungen verdrängt, der feſte vaterländiſche Boden mit der ungewiſſen Fremde vertauſcht, die kleinen thätigen habſüchtigen Könige, wie noch im Walther, weichen jenen in erhabener Unthätigkeit ruhenden, nur ſchwer im Kampf erſcheinenden, reichen und glänzenden Herrſchern, die die Dichtung vor Attila und Theodorich ſo wenig kennen konnte, wie die Wirklichkeit ſelbſt ſie kannte. Sobald ſie erſchienen waren, ſtrebte die Dichtkunſt, dieſe großen Perſönlichkeiten in ihr Gebiet herüberzuziehen, wo ſich dann bald die poetiſchen Sagen um ſie verſammelten. Der Dichter, ſagt Dahlmann, will durch ſeine Schöpfungen die Gegenwart übertreffen, nur klein war da der Lohn des Beifalls oder der Gunſt, der ſich durch Beſingung der Kriege kleiner Landeskönige unter einander gewinnen ließ. Das hieß weit unter dem ſtehen, was die Gegenwart leiſtete. Er ſagt es in Bezug auf einen beſonderen Fall bei Saxo: es läßt ſich auf die geſammte Dichtung des Mittelalters anwenden. Geblendet an den außerordentlichen Gegenſtänden, welche die wirkliche Welt darbot, unfähig, dieſe zu übermächtige wirkliche Welt zu zwingen, rang die Dichtkunſt, ſie noch zu überbieten und mußte nothwendig in jenen Hang zum Uebertreiben verfallen, dem man in allen mittelalterlichen Dichtungen ſogar den inneren Zwang anſieht. Hier liegt

unſtreitig eine der Haupturſachen des Mißfallens, das ſo Viele an dieſen Dichtungen finden. Das Faßbare und Einfache verſchwand aus der Geſchichte; an die Stelle der Kraft trat die Macht, an die Stelle des Vaterlandes die Welt, an die Stelle des Einzelnen die Maſſen; man kann Alles zuſammenfaſſen: an die Stelle des einfachen Handelns, wie es Verhältniſſen und Umſtänden gegenüber, dem Menſchen des urſprünglichen Inſtinctes nothwendig wird, ein weitausſehendes aus Planen und Grillen; aus Ideen oder Launen fließendes Beſtreben. Dies ward weiterhin der Charakter der Fürſten im Mittelalter und ihrer Handlungen, es ward der Charakter der Dichtungen und der darin erzählten Begebenheiten. Dies geſchah ſeitdem der äußere Glanz der arabiſchen Reiche das Altrömiſche, und ſeit Karl der Große die alten Könige der Völkerwanderung überbot. Sein Auftreten als Welteroberer, der unerhörte Glanz ſeiner Herrſchaft, ſeine großen Entwürfe, ſein Weltüberblick in den Ideen von Einem Chriſtenreich und Einer Kirche, mit Einem Gott und Einem Cultus, ſeine Entwürfe zur Verbindung von Flüſſen und Meeren, ſeine Verhältniſſe zu den Chalifen, ſein Wegſpringen über mehrere Jahrhunderte bei Erneuerung des römiſchen Kaiſernamens, alles dies ſind in der Geſchichte und Wirklichkeit Erſcheinungen, welche den Erfindungen der Dichter entſprechen: was Wunder alſo, wenn der Lobgeſang auf den heiligen Hanno die Thaten Karls mit denen des Cäſar in Eins verſchmilzt! Aber ſchon lange vor Karl finden wir dies Verſchmelzen geſchichtlicher Erinnerungen: wenn Jornandes von ſeinen Franken das kaum ſich erholende Troja wieder zerſtören läßt, oder wenn Attila und Theodorich und Hermanrich neben einander gerückt werden! Dieſes Beſtreben „auf ein einziges Haupt den Glanz langer Jahrhunderte zu ſammeln, oder auch den Reichthum einer einzigen großen That wieder auszutheilen unter mehrere Geſchlechter," das Zuſammenrücken von Räumen, Zeiten und Menſchen iſt der germaniſchen Sage uranfangs ſo natürlich, ſie iſt ſchon ganz frühe darin ſo übermäßig kühn, wie es nur ſo ganz ungewöhnliche Zeiten möglich machen, die uns auch die Geſchichte ſelbſt nur im großen Ueberſchlag der Jahrhunderte vorlegen kann. Welch ein Document iſt dafür nicht das Eine angelſächſiſche Wandererslied! So rieſenhaft drückt die Phantaſie eines jungen Volkes die Länder und Geſchichten zuſammen, die ihm auseinanderzuhalten zu unbequem wird! Ein ſolches Beiſpiel von der Art und Weiſe, wie die dichtende Kraft ſo früher Zeiten mit Thatſachen und Räumen umſpringt, ſollte hinreichen uns die richtigen Begriffe von der geſchichtlichen Anlehnung einer Sage zu geben; ſollte hinreichen uns davon abzuſchrecken, das Maß unſerer Kritik an ſie zu

legen, und zwei Elemente auf einander wirken zu laſſen, zwiſchen denen es kein Bindemittel jemals gegeben hat noch jemals geben wird. Was haben nicht die Gesta Romanorum auf die einzige Beobachtung hin, wie die römiſche Cultur in das Recht aller Völker eindrang — was die reali di francia auf die Betrachtung der Verdienſte der fränkiſchen Könige um das Chriſtenthum hin, alles Wunderbare gedichtet und zuſammengeſtellt! Nicht anders war es in Bezug auf die Völkerwanderung.

Die großen Verhältniſſe, in denen ſich die deutſche Sage der Natur der Geſchichte nach, von Anfang an bewegte, mußten gleich ihren erſten Anfängen die Fähigkeit mittheilen, ſich an einander zu reihen, zu wachſen, ſich innerlich auszubilden; ſie veränderten das hiſtoriſche Lied, das ſich auf einzelne Thatſachen bezog, jene Geſänge, über die wir oben ſo viele Zeugniſſe hörten und von denen uns das Ludwigslied ein ſpätes Beiſpiel gibt; ſie ſetzten dieſen in ſich fertigen und abgeſchloſſenen Liedern Rhapſodien zur Seite, die ſich als Theile auf ein größeres Ganze beziehen ließen. Den Nordländern entgeht ein ausgebildetes Epos und eben ſo jene Anfänge, die in ſich die Anlage gehabt hätten, ſich zu einem ſolchen zu bilden.

Die nordiſche Dichtung kennt den Sigurd daher überall in Familienverhältniſſen und vereinzelter, wo ihn die deutſche Sage in große Verbindungen bringt, in den Kreis des Dietrich zieht, an ſein Schickſal das Schickſal von Völkern knüpft. Wer dieſe Siegfriede des Nordens uud der Deutſchen vergleicht, wer die Volſunga- und Viltinaſage neben einander lieſt, wer ein Eddalied mit dem Hildebrandliede zuſammenhält, der wird ſogleich finden, daß die ſcandinaviſche Dichtung überall das Abrunden einzelner, herausgehobener Begebenheiten liebt, die deutſche aber überall einen großen Zuſammenhang vorausſetzt. Darum fügte ſich Sigurd in die Dietrichſage nur ſchwer, und darum iſt Dietrich ſeinerſeits in den Norden faſt gar nicht gedrungen. Dennoch war die gothiſche Sage ſo weit verbreitet, daß ſie bis nach England kam, wo uns Winke erhalten ſind, nach denen viele Helden der Sage für uns verloren gingen. In dieſen Zeugniſſen ſchon werden überall jene großen Verhältniſſe angedeutet, und jener weite Umfang, der hier durchaus charakteriſtiſch iſt; und dieſe treten auch in dem berühmten Hildebrandliede hervor, dem faſt einzigen Reſte, der uns auf die reiche Volksdichtung blicken läßt, die im 8.—10. Jahrhundert geherrſcht haben muß, ehe es den Geiſtlichen gelang, dieſe Trümmer des Heidenthums dem Volke ganz zu entziehen.

Wir ſetzen die Arbeiten der Gebrüder Grimm und Lachmann's über

dies Lied als bekannt voraus[40]). Es ist reimlos, und wie das von den Grimm zugleich herausgegebene Wessobrunner Gebet, alliterirt. Der große Aufschluß ist durch diese Funde gewonnen, daß der ältesten deutschen Dichtung nicht weniger als der nordischen und angelsächsischen, die Alliteration völlig eigen war, eine Reimform, der wir vielleicht allein zu verdanken haben, daß unsere Poesie die Zählung der Rhythmen nicht gegen die Silbenzählung der romanischen Nationen aufgab, indem die Alliteration sich an Accent und die Geltung der Worte genau anschloß. Das Vaterland unseres Liedes setzen die Herausgeber nach Hessen und nennen den Dialekt, der doch sehr ins Niederdeutsche neigt, fränkisch; der Zeit nach gehört es ins 8. Jahrhundert, ist also mit den Eddaliedern gleichaltrig. Auch hier lehrt ein einziger Blick, daß das deutsche Gedicht vor diesen letzteren durch größere Wahrscheinlichkeit und Einfachheit in der Begebenheit, in den Reden durch ungesuchteres menschliches Gefühl ausgezeichnet ist, und sei die Darstellung auch an einigen Punkten so kernig und kraftvoll, die Sprache so kühn wie in der Edda, so ist doch keine Spur von jenem Ungeheueren in den Figuren und Bildern, oder von gesuchter Dunkelheit und lyrischem Schwung: die epische Form drängt sich hier im Gegentheil ganz überraschend selbst in den Dialog, und eine gleichmäßige Ruhe liegt über den Reden des Zorns, des Schmerzes, und über die Werke der Kraft verbreitet, was uns höchlich bedauern läßt, daß das Gedicht nicht ganz und nicht besser erhalten ist. Wenn wir es mit den späteren Behandlungen, die in der Grimm'schen Ausgabe mitgetheilt sind, vergleichen, so ist es einzig, in wie vielen bedeutenden Punkten es höchst vortheilhaft voransteht. Hier wird man nicht gleich Anfangs so genau bekannt mit Vater und Sohn, die sich hier kriegerisch begegnen, noch mit der Sicherheit des Vaters über den Ausgang des Zweikampfs; hier veranlaßt nicht die Sonderbarkeit, daß einer dem andern seinen Namen nicht sagen will, den Kampf zwischen beiden, sondern der Unglaube des Sohns und die Gereiztheit des Vaters über diesen Unglauben. Wie charakterisiren beide Züge den ehrlichen Alten und den leichtfertigen Jungen; wie anders stellt dies zugleich das Interesse, da nun nicht allein der

40) Lachmann, über das Hildebrandlied (in den Abhh. der Berliner Akad. 1833). J. und W. Grimm, die beiden ältesten Gedichte aus dem 8. Jahrh. Cassel 1812. W. Grimm, de Hildebrando etc. Gotting. 1830. Feußner, die ältesten alliterirenden Dichtungen in hochd. Sprache. Hanau 1846. Chr. Wilbrandt, Hildibraht und Hadhubraht. Rostock 1846. Das Hildebrandlied, herausgeg. von Vollmer und Hofmann. Leipzig 1860.

Leſer, da auch der Vater und der Sohn wiſſen, ſie bekämpfen einander. Hier wird nicht der Kampf wie dort ins Scherzhafte gezogen, keine überraſchende Wirkung in Worten noch in Scenen iſt geſucht, gewiß würde auch der Schluß nicht die poſſenhafte Wendung gekannt haben, wie jene ſpäteren Lieder. Wäre uns dieſer Schluß erhalten, der gerade in den verſchiedenen dichteriſchen Bearbeitungen und in der Viltinaſage ſo verſchieden behandelt iſt, ſo würden wir noch deutlicher erkennen und beurtheilen, ob und in wie weit unſer Lied dem größeren Sagenkreiſe nahe ſteht. Der Ausgang in jenen ſpäteren Liedern gibt dem Inhalt den Charakter einer einzelnen Begebenheit; ſie ſuchen dieſe in ſich ſelbſt zu vollenden, ſie bieten Witz, Scherz und Alles auf, um dieſer einzelnen Begebenheit Reiz zu geben, und gerade damit geben ſie ihr ein beſchränkteres Intereſſe. Dieſe Lieder tragen, um wieder hierauf zurückzukommen, ganz den Charakter, der auch in jenen langobardiſchen Romanzen gelegen haben mag, wo immer einzelne geſchloſſene Begebenheiten der Gegenſtand waren. Als aber durch die Völkerwanderung jene weitere Theilnahme an einer umfaſſenden Sage von einem Weltereigniß, das ſich in ein einziges Gemälde nicht faſſen ließ, angeregt war, nun mußte jedes einzelne Ereigniß in Bezug auf jenes Ganze geſetzt werden. In dieſen Bezug iſt das Hildebrandlied geſetzt, und in dieſem ſeinem rhapſodiſchen Charakter liegt der eigentliche Werth und die große Bedeutung deſſelben. Aus dem Alterthum der neueren Welt gibt es wohl kaum eine rhapſodiſche Erzählung, welche das Gepräge des Zuſammenhangs mit einem weiteren epiſchen Ganzen ſo deutlich an ſich trägt, wie dieſes Lied[41]), das gleich im Anfang bei der Andeutung von Hildebrands merkwürdiger und großer Vergangenheit das Intereſſe des Leſers weit über die Gegenwart hinwegführt. Die Tauſende von Verſen in der Ravennaſchlacht oder der Flucht geben nicht ſo ein paſſendes Bild von jenen Wander- und Heldenzeiten, wie die wenigen Züge dieſes kleinen Liedes, und jenes urkräftige Heldenweſen, das in ſpäteren Gedichten ſo leicht durch Sonderbarkeit und Uebertreibungen in den Charakter des Eiſenfreſſeriſchen übergeht, tritt hier in ſchmuckloſer Reinheit und Würde auf. Auch was die Sage ſelbſt angeht, ſo iſt zwar ſchon die Zeit Attila's mit Theodorichs zuſammengerückt, und (der in der Geſchichte beſiegte) Odoaker der Sieger, vor dem Dietrich flieht, aber dennoch ſcheint in dem Auftreten Odoakers und in dem Schauplatz

41) Wenn Lachmann (über das Hildebrandlied) glaubt, der Dichter des Hildebrandliedes brauche die übrigen Theile der Sage nicht gekannt zu haben, ſo bemerkt W. Grimm ſehr richtig dazu: Möglich! aber ſehr unwahrſcheinlich! ſo daß faſt zu leugnen.

der Sage ein festerer geschichtlicher Boden als in späteren Erzählungen von Dietrich durchzublicken; und man nimmt sicherer jederlei Entstellung in den späteren Sagen an, als hier einen Versuch, die Sage mit der Geschichte übereinstimmender zu machen.

So weit also führte die Völkerwanderung, daß sie die ursprüngliche poetische Erzählung, welche in sich abgerundeter, passender für den Gesang, für Erregung eines augenblicklichen Antheils, einer einzelnen Empfindung war, auflöste, erweiterte, ausdehnte auf großartige Verhältnisse und Zustände, die sich nicht mehr in Einem musikalischen Vortrag abschließen ließen, sondern in ein großes Bild von einer ganzen Welt geformt sein wollten. Stoffe zu einer einfachen poetischen Erzählung zu bieten, war jede einfache Begebenheit, die nicht alles Interesses ermangelte, fähig; Stoffe aber für eine Reihe von encyclischen Rhapsodien konnten nur solche außerordentliche Begebenheiten erschaffen, wie der Trojanerkrieg, wie die Völkerwanderung und die Kämpfe des Christen- und Heidenthums. Auf solchen großen Erschütterungen ruhen alle größten Volksepen, die wir besitzen; und wo ein einzelner Dichter sich epische Gegenstände wählte, da griffen die größten Köpfe am entschiedensten nach solchen Begebenheiten, wie Arioſt, Tasso, Camoens, oder nach solchen Männern, die ähnliche Umwälzungen in der Geschichte hervorbrachten, wie die Dichter der Epen von Alexander im Mittelalter. Allein mit diesem Stoffe zu der epischen Rhapsodie war eben noch kein Epos gegeben. Es war nicht genug die Dichtung auf große Verhältnisse zu lenken, an denen sie sich zersplitterte; es kam darauf an, das Getheilte auch wieder zu verbinden und zu vereinigen. Dazu bedurfte es der Kräfte der Einzelnen. Die Anstrengungen des Volkes waren nöthig, um einen weiten und würdigen Stoff zu erschaffen; um ihn zu einem Erzeugnisse der Kunst zu bilden, bedurfte es der Einheit und der Rückführung auf ein Ganzes. Eben so wie Karl der Große die germanischen Stämme wieder zusammenband, so geschahen von demselben Bedürfniß aus seit ihm und durch ihn die ersten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epischen Sagen. Die Nachricht von seinem Sammeln deutscher Gesänge[42]) bezeichnet daher den ersten Schritt zur Zusammensetzung epischer größerer Gedichte aus einzelnen Gesängen. Denn sobald eine zusammenhängende Reihe solcher Lieder aufgeschrieben und bequem zu übersehen war, so mußte wohl an einem Hofe, der mit der lateinischen und griechischen Literatur bekannt zu werden strebte und der poetisch das Alterthum

42) Die bekannte Stelle in Einhart's Leben Karl's des Großen.

Leſer, da auch der Vater und der Sohn wiſſen, ſie bekämpfen einander. Hier wird nicht der Kampf wie dort ins Scherzhafte gezogen, keine überraſchende Wirkung in Worten noch in Scenen iſt geſucht, gewiß würde auch der Schluß nicht die poſſenhafte Wendung gekannt haben, wie jene ſpäteren Lieder. Wäre uns dieſer Schluß erhalten, der gerade in den verſchiedenen dichteriſchen Bearbeitungen und in der Viltinaſage ſo verſchieden behandelt iſt, ſo würden wir noch deutlicher erkennen und beurtheilen, ob und in wie weit unſer Lied dem größeren Sagenkreiſe nahe ſteht. Der Ausgang in jenen ſpäteren Liedern gibt dem Inhalt den Charakter einer einzelnen Begebenheit; ſie ſuchen dieſe in ſich ſelbſt zu vollenden, ſie bieten Witz, Scherz und Alles auf, um dieſer einzelnen Begebenheit Reiz zu geben, und gerade damit geben ſie ihr ein beſchränkteres Intereſſe. Dieſe Lieder tragen, um wieder hierauf zurückzukommen, ganz den Charakter, der auch in jenen langobardiſchen Romanzen gelegen haben mag, wo immer einzelne geſchloſſene Begebenheiten der Gegenſtand waren. Als aber durch die Völkerwanderung jene weitere Theilnahme an einer umfaſſenden Sage von einem Weltereigniß, das ſich in ein einziges Gemälde nicht faſſen ließ, angeregt war, nun mußte jedes einzelne Ereigniß in Bezug auf jenes Ganze geſetzt werden. In dieſen Bezug iſt das Hildebrandlied geſetzt, und in dieſem ſeinem rhapſodiſchen Charakter liegt der eigentliche Werth und die große Bedeutung deſſelben. Aus dem Alterthum der neueren Welt gibt es wohl kaum eine rhapſodiſche Erzählung, welche das Gepräge des Zuſammenhangs mit einem weiteren epiſchen Ganzen ſo deutlich an ſich trägt, wie dieſes Lied [41]), das gleich im Anfang bei der Andeutung von Hildebrands merkwürdiger und großer Vergangenheit das Intereſſe des Leſers weit über die Gegenwart hinwegführt. Die Tauſende von Verſen in der Ravennaſchlacht oder der Flucht geben nicht ſo ein paſſendes Bild von jenen Wander- und Heldenzeiten, wie die wenigen Züge dieſes kleinen Liedes, und jenes urkräftige Heldenweſen, das in ſpäteren Gedichten ſo leicht durch Sonderbarkeit und Uebertreibungen in den Charakter des Eiſenfreſſeriſchen übergeht, tritt hier in ſchmuckloſer Reinheit und Würde auf. Auch was die Sage ſelbſt angeht, ſo iſt zwar ſchon die Zeit Attila's mit Theodorichs zuſammengerückt, und (der in der Geſchichte beſiegte) Odoaker der Sieger, vor dem Dietrich flieht, aber dennoch ſcheint in dem Auftreten Odoakers und in dem Schauplatz

41) Wenn Lachmann (über das Hildebrandlied) glaubt, der Dichter des Hildebrandliedes brauche die übrigen Theile der Sage nicht gekannt zu haben, ſo bemerkt W. Grimm ſehr richtig dazu: Möglich! aber ſehr unwahrſcheinlich! ſo daß faſt zu leugnen.

der Sage ein festerer geschichtlicher Boden als in späteren Erzählungen von Dietrich durchzublicken; und man nimmt sicherer jederlei Entstellung in den späteren Sagen an, als hier einen Versuch, die Sage mit der Geschichte übereinstimmender zu machen.

So weit also führte die Völkerwanderung, daß sie die ursprüngliche poetische Erzählung, welche in sich abgerundeter, passender für den Gesang, für Erregung eines augenblicklichen Antheils, einer einzelnen Empfindung war, auflöste, erweiterte, ausdehnte auf großartige Verhältnisse und Zustände, die sich nicht mehr in Einem musikalischen Vortrag abschließen ließen, sondern in ein großes Bild von einer ganzen Welt geformt sein wollten. Stoffe zu einer einfachen poetischen Erzählung zu bieten, war jede einfache Begebenheit, die nicht alles Interesses ermangelte, fähig; Stoffe aber für eine Reihe von encyclischen Rhapsodien konnten nur solche außerordentliche Begebenheiten erschaffen, wie der Trojanerkrieg, wie die Völkerwanderung und die Kämpfe des Christen- und Heidenthums. Auf solchen großen Erschütterungen ruhen alle größten Volksepen, die wir besitzen; und wo ein einzelner Dichter sich epische Gegenstände wählte, da griffen die größten Köpfe am entschiedensten nach solchen Begebenheiten, wie Ariost, Tasso, Camoens, oder nach solchen Männern, die ähnliche Umwälzungen in der Geschichte hervorbrachten, wie die Dichter der Epen von Alexander im Mittelalter. Allein mit diesem Stoffe zu der epischen Rhapsodie war eben noch kein Epos gegeben. Es war nicht genug die Dichtung auf große Verhältnisse zu lenken, an denen sie sich zersplitterte; es kam darauf an, das Getheilte auch wieder zu verbinden und zu vereinigen. Dazu bedurfte es der Kräfte der Einzelnen. Die Anstrengungen des Volkes waren nöthig, um einen weiten und würdigen Stoff zu erschaffen; um ihn zu einem Erzeugnisse der Kunst zu bilden, bedurfte es der Einheit und der Rückführung auf ein Ganzes. Eben so wie Karl der Große die germanischen Stämme wieder zusammenband, so geschahen von demselben Bedürfniß aus seit ihm und durch ihn die ersten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epischen Sagen. Die Nachricht von seinem Sammeln deutscher Gesänge[42]) bezeichnet daher den ersten Schritt zur Zusammensetzung epischer größerer Gedichte aus einzelnen Gesängen. Denn sobald eine zusammenhängende Reihe solcher Lieder aufgeschrieben und bequem zu übersehen war, so mußte wohl an einem Hofe, der mit der lateinischen und griechischen Literatur bekannt zu werden strebte und der poetisch das Alterthum

42) Die bekannte Stelle in Einhart's Leben Karl's des Großen.

zu verjüngen ſuchte, von ſelbſt die Aufforderung kommen, jene Lieder unter einander zu verbinden. Hier liegt der Urſprung eines jeden auf dieſe Weiſe aus Volksgeſängen entſtandenen Epos. Eine Zuſammenſetzung dieſer Art fließt aus einem beſtimmten Gedanken, um den ſich die einzelnen Theile feſt verſammeln, den ſie halb dem epiſchen Dichter an die Hand geben, den dieſer zur anderen Hälfte ausbildet. Dieſe Einheit, die man als einen Beweis gegen die volksmäßige Entſtehung der großen Epen hat geltend machen wollen, iſt die Grundbedingung jedes größeren in ein Ganzes geſchloſſenen Volksgedichtes. Das Epos dankt überall ſeine Entſtehung und im Mittelalter insbeſondere ſeine ungeheuere Verbreitung und Mannichfaltigkeit demſelben Geiſt, der, wie er hier das Zerſtreute und Vereinzelte in der Dichtung, ſo in anderen Verhältniſſen die Mönche in Orden, die Edlen in einen Ritterſtand, die Handwerker in Gilden verband und ſchloß, und dieſe Körperſchaften mit Ideen durchdrang und für Ideen begeiſterte. Jedes beſſere Epos im Mittelalter iſt, wie jedes größere Beſtreben dieſer Zeit von Ideen getragen; und dieſe unterſcheiden ſich von den Gedanken, die z. B. die Ilias und Odyſſee durchdringen, ſo charakteriſtiſch, wie die ganze neuere Dichtkunſt von der alten. Sie unterſcheiden ſich wieder unter ſich, und das Aeltere, reinen Volksmäßige, eben das deutſche Nationalepos, kommt dem antiken näher, als das ſpätere, das ſchon reine Abſtractionen, die der Poeſie eigentlich nicht mehr angehören, zu ihrem Mittelpunkte nimmt. Schade, daß das zu Große und zu Tiefe dieſer Menſchen Geiſt beſchäftigte! ſie blieben dadurch hinter dem Mittelmäßigen oft zurück. Das deutſche Epos mochte wohl ſtreben, die ganze Völkerwanderung zu bezwingen, allein es ſcheiterte daran, wie Karl der Große, indem er ſuchte das ganze Gebiet der ausgewanderten deutſchen Stämme wieder unter Einen Gebieter zu bringen und mit dem Einen Gedanken des Chriſtenthums zu vereinigen. Wunderbar wie Alles, was dieſes Beſtreben Karls nachher ſo plötzlich zu nichte machte, gerade auch das deutſche Epos von dem vortrefflichen Wege ableitete, auf dem es von Anfang an war! Man rief durch den feindlichen Gegenſatz der Religionen den Kampf und dadurch die Verbindung mit dem Orient hervor; die Normannen hatten ſchon bei Karls Lebzeiten ihn beſorgt gemacht; die unnatürliche Verbindung mit Rom brachte nachher ſtatt der geſuchten Einheit Spaltung im Chriſtenreiche hervor und lenkte alle Beſtrebungen der Deutſchen nach dem Oſten. So werden wir ſehen, daß die Verhältniſſe zum Orient, daß die durch die Normannen verbreitete britiſch-bretagniſche Poeſie, daß die römiſche und chriſtliche Cultur der deutſchen Dichtung die empfindlichſten Schläge

versetzt. Was neben diesen großen Zeitverhältnissen ihrer Fortdauer und Fortbildung durch den geistlichen Eifer Ludwigs des Frommen geschadet werden konnte, der seines Vaters Sinn nicht theilte und die Volkslieder, die er in seiner Jugend gelernt hatte, später nicht mehr lesen noch hören mochte[43]), konnte nur von geringer Bedeutung sein. Man hat ihm Unrecht gethan, wenn man ihm den Verlust der alten Lieder, die sein Vater gesammelt hatte, Schuld gab. Auch Alfred pflegte wohl mit mehr Eifer die angelsächsischen Lieder, er lehrte sie seinen Kindern lesen, er spielte selbst den Harfner, Niemand verbot oder verfolgte hier diese Gesänge, auch die Normannen vertilgten sie nicht, weil dem Malmsbury noch großer Vorrath zu Gebote gestanden zu haben scheint, und doch ist so Weniges erhalten.

Ehe wir aber den weiteren Gang unseres Volksepos verfolgen, müssen wir sehen, welcherlei Dichtung um und nach Karls Zeit besonders gehegt ward, um uns nachher zu erklären, warum wir in der Zeit der Ottonen dasselbe plötzlich aus dem Munde des Volkes in die Feder der Geistlichen, aus der Volkssprache in die lateinische übergehen sehen.

III.

Die Dichtung in den Händen der Geistlichkeit.

1. Karolingische Zeit. Christliche Dichtungen im neunten Jahrhundert.

Die Ausbreitung der deutschen Stämme in Europa war das Erste, was die Dichtung der Deutschen mächtig anregen und auf die Dauer beschäftigen konnte; mit ihr war die Verbreitung des Christenthums unter den Deutschen genau verbunden, ein Ereigniß, das wichtig genug war, in einer poetischen Zeit die deutsche Dichtung zu ermuntern, ihre Sprache und Form den Quellen des neuen Glaubens zu leihen. Wie sich jede deutsche Geschichte um diese Zeiten neben der Völkerwanderung besonders um die Einführung des Christenthums kümmern muß, so sind auch die geistlichen Dichtungen, die in Folge dieser Einführung entstan-

43) **Theganus**, Vita Ludovici c. 19.

den, zunächst der Gegenstand der Geschichte deutscher Poesie. Die Verkündung dieser neuen Religion, ihr erstes Einwurzeln, der frischeste Eindruck, den sie machte, mußte einer Nation, wie die deutsche, auf deren Stämmen das Christenthum allein in seiner Reinheit ruht, zu theuer sein, als daß seine Dichtung daran hätte vorübergehen können. Den Geistlichen stand die Aufforderung zu einer Geistesthätigkeit in dieser Richtung sehr nahe; die lateinische christliche Poesie war seit sehr frühen Zeiten gepflegt worden. Wäre es Noth, so würden wir hier bis auf Clemens von Alexandrien und Gregor von Nazianz zurückgehen; doch genüge die Bemerkung, daß besonders in Spanien die poetische Umschreibung der biblischen Schriften Aufnahme und von da Verbreitung fand. Juvencus schrieb schon zu Constantins Zeit eine evangelische Geschichte in Hexametern, hauptsächlich nach Matthäus; die Weltschöpfung gab im fünften Jahrhundert dem Dracontius, später dem Claud. Mar. Victor, die Maccabäer dem Victorin, die Wunder Christi dem Sedulius, die Bücher Moses dem Avitus, die Apostelgeschichte dem Arator und Anderes Anderen Stoff zu lateinischen Gedichten. Auch in Deutschland entstanden, seitdem diese Dinge mit Beda's Poesien, mit Aldhelm's und Cudberts Werken eingeführt waren, eine Menge von kirchlichen lateinischen Dichtungen von dem verschiedensten Werthe. Die Anregung des Versuchs, auch in der Sprache des Volkes diese heilige Poesie zu pflegen, war damit gegeben. Unter den Angelsachsen hatten die Quellen unserer Religion ausgebreiteten Eingang in die Volkssprache gefunden; und man kam von der Uebersetzung biblischer Schriften bald auf Umschreibung und auf dichterische Ausschmückung. Denselben Gang schienen die Dinge schon in viel älterer Zeit bei den Gothen nehmen zu wollen. Dieser Stamm trägt überall die Kennzeichen einer verfrühten Bildung. Es wird ein Irrthum sein, wenn man angenommen hat, daß die Gothen schon frühe geschriebene Gesetze besessen hätten, ein Ruhm, der neuerlich mit einleuchtenden Gründen vielmehr dem fränkischen Volke zuerkannt worden ist[44]), von dessen ältestem Gesetzbuche traurige Trümmer in den Trümmern einer Sprache erhalten sind, die an Alter der gothischen Bibel gleich, wenn nicht vorgesetzt wird. Desto sicherer dagegen ist, daß die Gothen sich zeitig römischer und griechischer Wissenschaft bemächtigten, wie sich denn Jornandes schon im sechsten Jahrh. auf gothische Geschichtschreiber und Geographen berufen konnte; daß sie auf

44) A. Holtzmann, über das Verhältniß der Malberger Glosse zum Text der lex salica, 1852.

einer frühzeitigeren Stufe, als wir von anderen Völkern wissen, ihre Sprache zur Schriftsprache ausbildeten; daß sie zuerst unter allen deutschen Völkerschaften zum Christenthume bekehrt waren. In ihrer Mitte wirkte (318—88) jener ehrwürdige Ulfila[45]), der unter den Thervingen und Theifalen lebend lange Jahre das Christenthum lehrte und unter ihnen erst weiter ausgebreitet und tiefer eingeprägt zu haben scheint. Er predigte und schrieb in gothischer, lateinischer und griechischer Sprache und stand bei Kaiser und Volk in dem Lichte eines Propheten und Apostels. Von ihm ist jene berühmte gothische Bibelübersetzung, das erste christliche Buch in einer Vulgarsprache, das merkwürdigste Sprachdenkmal, das wir aus dem Alterthume der neueren Völker besitzen. Nach Philostorgius hatte Ulfila die ganze Schrift übersetzt, mit Ausnahme des Buchs der Könige, weil er dem Kriegseifer seines Volkes, der eher eines Zügels bedurfte, keinen Sporn geben wollte. Nur Bruchstücke dieses Werkes sind uns übrig geblieben.[46]) Was für Schicksale es gehabt, ist leider nicht bekannt. Ein Westgothe, der vielleicht schon zu König Eurichs Zeit (466—84), jedenfalls vor Ende des 6ten Jahrh., ehe die Westgothen katholisch wurden, eine polemische Erläuterungsschrift zu einer Evangelienharmonie schrieb, welcher das Evangelium Johannis zu Grunde lag, hat es, nach den erhaltenen geringen Bruchstücken[47]) zu urtheilen, bei seiner Arbeit benutzt. Bei solchen Beschäftigungen lag es nahe, daß man schon bei den Gothen, wie später unter Angelsachsen und Alemannen, auch zu dichterischer Behandlung dieses Gegenstandes gelangt wäre, wenn dies Volk an heimatlicher Stelle eine stetige Fortbildung erlebt hätte, statt daß es, zertheilt und nach dem Süden wandernd, seine nationale Bildung und sein Dasein an das Römerthum verlor.

Auf das innere Deutschland blieb die gothische Bibel, obwohl sie Einzelnen noch im 9ten Jahrh. nach Walafried Strabo bekannt war, wahrscheinlich ohne jede Wirkung; hier mußte daher der Weg zu christlichem Schriftthum und zu christlicher Dichtung in der Volkssprache ganz von vorne gemacht werden; und er war hier, unter getheilten Stämmen, und ferner von den alten Heerden der Bildung, sehr erschwert. Die

45) G. Waitz, über das Leben und die Lehre des Ulfila. Hannover 1840.

46) Ulfilas. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta, quae supersunt etc. ed. H. C. de Gabelentz et J. Loebe. Lipsiae 1843—46.

47) Skeireins aivaggeljons thairh Johannen. ed. Massmann. München 1834. Vgl. Loebe, Beiträge zur Textberichtigung und Erklärung der Skeireins. Altenburg 1839.

Kirche selbst, die das Latein für die alleinige Kirchensprache ansah, war ein Hinderniß. Die arianischen Gothen hatten ihren Gottesdienst in der Volkssprache gehalten und die an der Donau Zurückgebliebenen hielten an dieser Sitte noch, wie Walafried erfuhr, im 9ten Jahrh. fest;[48] unter ihnen hatte man nicht gezweifelt, daß diese Sprache das wirksamste und geeignetste Mittel sei zur Ausbreitung christlicher Lehre und Schrift. Ob aber Caedmon's und Otfried's und ähnliche Werke mit oder gegen den Willen der Kirche verfaßt seien, darüber kann man füglich mit Jacob Grimm zweifelhaft sein. Zwar nahm sich auch in Deutschland das Volk selbst, oder die Geistlichen für das Volk, der innigeren Einpflanzung des neuen Glaubens durch die Vulgarsprache eifriger an, als anderswo. Bis aber erst auf den Mainzer Concilien festgesetzt war, daß die Bischöfe die Homilien entweder lateinisch oder deutsch vortragen sollten, bis dem Volke gestattet war, das Vaterunser und den Glauben, wenn es denn nicht anders gehen wollte, in der Landessprache zu lernen, mußte schon Karls des Großen freierer Geist gewaltet haben, es mußte seine Sorgfalt für die deutsche Sprache vorausgegangen sein, wiewohl einzelne Gebete und Formeln, Uebersetzungen, Auslegungen, Ermahnungen, Kirchengesänge und Ordensregeln aus älterer Zeit vorkommen. Wie viele Mühe kostete es aber, bis man nur die Sprache diesen Versuchen gewachsen gemacht hatte! Denn bisher hatte man das Deutsche nur zum Volkslied und zum Hausgebrauche gehabt. Jetzt sollte es geschrieben werden, und der Pfaffe, der nichts als sein Latein wußte, fand nicht einmal die nöthigen Buchstaben, um die Aussprache zu bezeichnen; und die es schreiben sollten und wollten, waren oft gar Fremde. Man mußte den mechanischsten Weg nehmen, bis man sich mit der Sprache verständigen konnte. Das lateinisch-deutsche Wörterbuch, das man gewöhnlich dem heiligen Gallus zuschreibt, ist der Versuch eines Mannes, der der alemannischen wie der lateinischen Sprache gleicherweise nicht ganz Meister war. Nach fremden grammatischen Begriffen, durch Leute, die in fremder Sprache erzogen waren, mußte sich das Deutsche erst bilden, um den schriftlichen Quellen des Christenthums allmählig gewachsen zu werden. Daher besitzen wir aus den Zeiten vor und um Otfried so viele deutsch-lateinische und lateinisch-deutsche Wörterbücher, zu gelegentlich praktischem oder allgemein wissenschaftlichem Gebrauche, so viele Glossen, Interlinearübersetzungen und ähnliche Hülfsmittel zur Erlernung der Volkssprache, die namentlich in

48) Ulfilas, ed. Gabelentz et Loebe 2, 2, 7.

den Klostenschulen der Benedictiner entstanden. Von da aus schritt man dann zu freierer Uebersetzung biblischer und anderer kirchlicher Schriften, zur Umschreibung und endlich zu poetischer Paraphrase vor, wo wir dann im 9ten Jahrh. die beiden Evangelienharmonien erhielten, die unser nächster Gegenstand der Betrachtung sind. Wir übergehen die prosaischen Werke, die den Weg zu diesen dichterischen Erzeugnissen bahnten, und begnügen uns, aus der Zeit vor Otfried die fränkische Uebersetzung des Isidor[49]), die Bruchstücke einer geschickten Uebersetzung des Matthäus[50]), die Interlinearübersetzung lateinischer Hymnen[51]) aus dem 8ten Jahrh., und aus dem neunten die sogenannte Evangelienharmonie des Tatian oder richtiger des Ammonius von Alexandrien[52]) nur angeführt zu haben. Dies letztere gewandt ausgeführte Uebersetzungswerk, das wohl noch etwas vor Otfried fallen wird, führt uns dicht an den Gegenstand unserer beiden poetischen Evangelienharmonien heran, wenn es auch ohne geraden Einfluß darauf war; der Dichter der niedersächsischen nahm bei seiner Erzählung den Faden des Ammonius zum Führer.

Der Durchbruch dieser großen, zugleich christlichen und sprachlich-nationalen Schriftthätigkeit unter den Geistlichen in und nach dem 8ten Jahrh. ist durch die karolingische Herrschaft veranlaßt, und dieser ganze Zeitraum der Literatur ist als ein fränkisch-karolingischer zu bezeichnen. Karls des Großen edler Bildungseifer umfaßte schon alle drei Grundelemente der neueren Cultur zu gleicher Zeit. Er pflegte das Altklassische, aber dies konnte bei der Rohheit der Zeiten nur das Eigenthum weniger Gelehrten bleiben, wie sie sich an Karls Hofe zu heiteren Geistesspielen zusammenfanden. Er sammelte die alten Volksgesänge, aber ihr heidnischer Inhalt, wie national er war, konnte sich neben der neuen strengen Religion nicht halten. Er arbeitete für die Ausbreitung und Einprägung des Christenthums, für die Bildung der rohen Geistlichen zum Verständniß der Schrift und zu allerlei Wissenschaft. Und diese Thätigkeit, die in dem ganze Triebe der Zeit wurzelte, hatte die nachhaltigste Wirkung auf die ganze Volksbildung, der wir auch gleich

49) Isidori Hispalensis de nativitate Domini epistolae versio francica saec. octavi, ed. A. Holtzmann. Carolsruhae 1836.

50) Fragmenta theotisca versionis antiquae evangelii S. Matthaei, ed. Endlicher et Hoffmann. Vind. 1834. Zweite Ausg. von Maßmann. Wien 1841.

51) Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpr. theotisca. ed. J. Grimm. Götting. 1830.

52) Ammonii Alexandrini quae et Tatiani dicitur harmonia Evangeliorum etc. ed. J. A. Schmeller. 4. Viennae 1841.

in diesem Zeitraume der Literatur überall begegnen. Der fromme Kaiser hatte sich zwölf geistliche Helden in seinen Dienst gewünscht von der Höhe eines Hieronymus und Augustin, deren doch, wie ihm Alcuin verwies, Gott selber nur zwei geschaffen hatte. Ward ihm aber dieser Wunsch nicht gewährt, so besaß er doch eben diesen Alcuin, der die Seele des geistigen Lebens an seinem Hofe war, der es von da folgenreiche verpflanzte in Klöster und Klosterschulen, von dem das nächste Geschlecht schon rühmte, es hätten durch ihn und seine Schule die Franken sich den Römern und Athenern gleichgestellt. Sein Schüler war Rhabanus Maurus († 856), der als Abt in Fulda hier die erste Pflanzstätte gründete, wo ganz in Karls Sinne die sprachlich-nationale, die altklassische und die christliche Literatur nebeneinander gleiche Pflege fand. Von da aus trugen seine Schüler den Eifer für die deutsche Sprache, Walafried Strabo nach Reichenau, wo man zu seiner Zeit das Deutsche aus deutschen Gedichten lehrte[53]), und Otfried nach St. Gallen, das, von Ludwig dem Deutschen aus Unbedeutung und Schutzlosigkeit emporgehoben, von da an auf Jahrhunderte eine Art Mittelpunkt deutscher Sprach- und Schriftthätigkeit blieb. Der Antrieb gerade zur Pflege der deutschen Sprache unter Geistlichen und für geistliche Zwecke war von Karl in doppelter Weise gegeben worden. Seine Liebe für die Volkssprache war aufrichtig und tief, und sie ist dem Weltherrscher aufs Höchste anzurechnen; die Versuchung, Alles in seinem Reiche unter Eine Sprache und Volksthum zu bringen, blieb ihm gänzlich fern. Wesentlich aber betrieb er ihren Anbau zum Zwecke der christlichen Unterrichtung, und Er wie sein Alcuin und Maurus, ermüdeten nicht, trotz der allgemeinen Unfähigkeit der Geistlichen, die Predigt und die Homilienerklärung in der Volkssprache einzuschärfen. Der große Mann hatte die Welt mit der Herrlichkeit des fränkischen Namens erfüllt, und dies kam der Aufnahme der Volkssprache unter den widerstrebenden Geistlichen am wirksamste zu Hülfe; indem Otfried seine alemannische Sprache fränkisch nennt und in ihr eifersüchtig mit den lateinischen Dichtern wetteifern will, rechtfertigt er den Ausdruck des Mönchs von St. Gallen, daß die Völker wegen Karls Herrlichkeit von Spanien bis Baiern sich selbst als Unterworfene der Franken des fränkischen Namens rühmten. Die Wirksam-

53) Von Reginbert ward a. 821 ein Verzeichniß der Bücher in Sindleozesouwe (Reichenau) aufgestellt, worunter in vigesimo primo libello continentur XII carmina theodiscae linguae formata — in vig. secundo: carmina diversa ad docendam theodiscam linguam. Neugart episcop. Constant. p. 536. 547. 550.

keit in dieser Richtung überdauerte daher auch Karls Lebzeit und der Sinn für diesen christlichen Gebrauch der deutschen Sprache pflanzte sich in seinen Nachkommen fort. Daher finden wir jede einzelne der deutschen Dichtungen dieses Zeitraums an den Namen eines Karolingers angeknüpft. Die niedersächsische Evangelienharmonie ist, wie wir weiterhin noch hören werden, wahrscheinlich im Auftrage Ludwigs des Frommen gedichtet. Das Werk von Otfried ist in einem Acrostichon Ludwig dem Deutschen gewidmet. Das Bruchstück eines christlichen Gedichtes vom jüngsten Tage[54]), das nicht frei ist von heidnischen Anklängen, und das auch darum von Interesse ist, weil es von Otfried gekannt und benutzt war, ist nach des Herausgebers Vermuthung von Ludwig dem Deutschen selbst auf den Rand eines ihm gewidmeten Buchs aufgezeichnet worden. Das Ludwigslied endlich besingt einen anderen Enkel Karls des Großen, Ludwig III.

Die beiden Evangelienharmonien und alle jene vorhin erwähnten prosaischen Erzeugnisse christlichen Inhalts, die ihnen zum Theil vorhergingen, haben, wie schon die bloße Zahl der älteren und neueren Ausgaben[55]) beweist, immer eine verhältnißmäßig große Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und sie haben vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, wie noch Otfrieds ältere Ausgaben zeigen, außer dem sprachlichen und poetischen auch noch ein anderes, das christliche Interesse erregt. In unsern Tagen schlägt man das letztere nicht mehr hoch an, das sprachliche dagegen um so höher. Gewiß können auch diese ältesten Denkmäler unserer Sprache, gar wenn man die gothische Bibel einschließt, nicht werth genug gehalten werden, und mit Recht hat Grimm jede Zeile gothisch für uns classisch genannt. Die Anerkennung dieses Werthes jener Werke würde hier genügen, wenn wir nicht einige Bemerkungen zu machen hätten über die Ueberschätzung besonders der beiden Evangelienharmonien, von deren dichterischem Werthe wir zunächst zu reden haben, die zum Theil auf Verwechselung dieses mit dem sprachlichen Werthe dieser Werke zu beruhen scheint. Wir können in dem Wohlklang der althochdeutschen Sprache, in dem mannichfaltigen Wechsel ihrer Flexionen und Bildungen, in dem Reichthum und der Fülle, die sie darbietet, vortreffliche Elemente zu einem poetischen Vortrage finden, ohne darum Otfrieds und

54) Muspilli, ed. Schmeller; in Buchners neuen Beiträgen zur vaterl. Gesch. München 1832. I, 89 ff.

55) Eine vollständige Angabe aller althochdeutschen Quellen, mit Verzeichnung der Drucke und Handschriften findet sich bei Rud. v. Raumer, die Einwirkung des Christenthums auf die althochd. Sprache. Stuttgart 1845.

ähnlichen Werken wirkliche Poeſie zuzuſchreiben. Die Sprache iſt für den Dichter immer bloßes Mittel, und wie der plaſtiſche Künſtler ſtets mit dem Stoff zu kämpfen hat, bis er ihm die Lebendigkeit eingezaubert hat, die fähig iſt auf die Einbildungskraft zu wirken, ſo hat auch der Dichter überall mit der Sprache zu ringen, um dem Gedanken feſte Geſtalt zu geben und der Phantaſie ihn ergreiflich zu machen. Man hat nun mit Recht zwiſchen der äußeren und inneren Geſchichte der Sprache geſchieden, und aufmerkſam gemacht, wie in Bezug auf jene von dem Sanskrit zum Gothiſchen, von da zum Althochdeutſchen, zum Mittel- und Neudeutſchen ein ſtufenmäßiges Rückſchreiten Statt hatte und ein ſteter Verluſt an ſinnlichem Reichthum, an mannichfachem Ausdruck, an Wurzeln, Lauten und Formen, an Synonymen, an feineren Unterſcheidungen der Begriffe, vielleicht ſelbſt ein Verluſt des Geſetzes der Quantität, das Grimm unſerer alten Sprache zuſprechen möchte. Darum dürfte man jedoch nicht behaupten, daß dieſe äußere Seite der Sprache im Gegenſatze mit den Geſetzen der menſchlichen Entwickelung ſtehe. Denn wären wir nur im Stande, hinlänglich weit zurückzugehen mit unſerer Forſchung, ſo würden wir nachweiſen können, daß einſt eine Zeit war, in welcher auch der phyſiſche Körper der Sprache von einer niedren Stufe zu jener Höhe hinaufrücken mußte, von welcher wir ihn nachher abſinken ſehen; es iſt mit jeder phyſiſchen Geſchichte der Völker und der Einzelnen nicht anders, und inſofern würde dies nicht im Widerſpruch mit aller übrigen Entwickelung ſtehen, in welcher Fortbildung und Rückgang für alle Dinge gleich feſt geordnet iſt. Auch die Dichtung und jeder andere Zweig geiſtiger Bildung hat eine ſolche ſinnliche und eine ſpätere geiſtige Periode. Wenn nun behauptet wurde, die Dichtung ſinke mit der Sprache, und damit gemeint ſcheint, jene erſtere Periode derſelben falle mit jener erſten der Sprache zuſammen, ſo iſt dem in der That nicht ſo. Unſere alten Dichtungen zeigen es faſt ohne Ausnahme, wie alle Begünſtigung durch die Sprache, die ſchärfſte Begriffsſonderung, die vielfachſte ſinnliche Unterſcheidung und der größte Wortreichthum der Dichtung nichts nützen, wenn die geiſtige Ausbildung gering oder die Dichter gar gewöhnt ſind in fremder Sprache zu denken. Wie aber dieſe fremden Sprachen auf die unſere gewirkt, darüber Unterſuchungen anzuſtellen, ſcheint eine ſchwierige aber höchſt belohnende Aufgabe[56]) zu ſein, deren Löſung nothwendig ſcheint, wenn die Geſchichte unſerer

56) Einiges dahin Einſchlägige in Rud. v. Raumer's angeführtem Werke.

Sprache nicht einseitig ausfallen soll. Es wäre wunderbar, wenn in allen erdenkbaren Verhältnissen, und nur in der Sprache nicht, der Einfluß des Fremden und Alten auf die deutsche und neue Welt überhaupt Statt gehabt haben sollte. Man kann daher dem Herausgeber des gothischen zweiten Korintherbriefes[57]) den Einfluß des Griechischen auf das Gothische schwerlich ganz ableugnen, den er behauptet. Auf jenen physischen Theil der Sprache, auf Wurzeln, Bildungen und Beugungen konnte allerdings die fremde Sprache nicht oder wenig wirken, dies liegt in der Natur der Sache. Allein in Bezug auf das Geistige, auf das Syntaktische, scheint der Einfluß des Griechischen aufs Gothische und des Lateinischen aufs Althochdeutsche nicht zu verkennen. Wenn daher die gothische Sprache allerdings ihre Reinheit, Ungemischtheit und Eigenthümlichkeit in allen Lauten, Formen und Flexionen behauptet, und die Bibel des Ulfila trotz ihrer großen Treue das Eigene der gothischen Etymologie bewahrt hat, so würde doch ein Gothe des Adels oder des Volks schwerlich geurtheilt haben, daß sich die aufgenommenen Fremdwörter und die abstracten Sätze des griechischen Textes ohne Zwang in die gothische Rede fügten, und manche Beispiele der wörtlichen Uebertragung im Ulfila dürften Beweise von zwangvoller Verrenkung der Sprache vielmehr, als von der Biegsamkeit und Bildsamkeit des Gothischen sein. So liegt es in Otfrieds ausdrücklichen Worten, daß er, eben so gut als er in den fränkischen Liedern nach lateinischer Prosodie kein Metrum findet, auch die Regeln der lateinischen Grammatik an seine deutsche Sprache hält; und wenn er selbst lateinische Worte in eben der Art, wie sie in den Glossen sich übertragen finden, in seinem Werke gebraucht, so ist zu zweifeln, ob darum dergleichen Worte im lebendigen Gebrauche waren[58]).

Von den beiden sogenannten Evangelienharmonien, die uns die älteste geistliche Dichtung in Deutschland darbietet, ist die Eine, zwischen 863—72 entstanden, von dem Weißenburgischen, von Geburt wohl alemannischen Mönche Otfried[59]), hochdeutsch, die andere, auf Veranlassung Ludwigs des Frommen verfaßte[60]), daher etwas ältere,

57) Ulphilae goth. vers. epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae etc. ed. Castilionaeus. Mediol. 1829.

58) Grimm, Rechtsalterthümer p. 301.

59) Krist. ed. Graff. Vgl. Lachmann's Artikel Otfried in der Encyclop. von Ersch und Gruber.

60) Heliand ed. Schmeller. Heliand scheint wirklich ein Theil des Werks zu sein, das nach der erhaltenen praefatio in librum antiquum lingua saxonica scrip-

niederſächſiſch. Was jene für die nähere Kenntniß der althochdeutſchen Sprache bedeutet, theilt ſie mit manchen anderen proſaiſchen Reſten; für die altniederdeutſche iſt dieſe eine deſto unſchätzbarere Quelle, je vereinzelter ſie iſt. Beide ſind unter ſehr verſchiedenen Verhältniſſen gedichtet. Ein ganz verſchiedenes Chriſtenthum, eine ganz andere Bildung bedingte im Norden und Süden ganz abweichende poetiſche Erzeugniſſe dieſer Art. Im Norden fand das Chriſtenthum, das die Richtung ſeiner Ausbreitung von Süden her dem großen Strome der Wanderungen entgegen nahm, erſt ſpäter und langſamer Eingang zu den reiner deutſchen Stämmen, als im Süden unter die mit Kelten und Römern vielfach gemiſchte Bevölkerung. Im Süden predigten britiſche Apoſtel, die in England die Erfahrung gemacht hatten, nicht allein wie man rohen deutſchen Stämmen am leichteſten den chriſtlichen Glauben annehmlich machte, ſondern auch, wie man einen vorbereiteten Grund, der hier aus der römiſchen und gothiſchen Zeit ähnlich wie unter den Briten, als die römiſchen Miſſionäre hinkamen, liegen und ähnlich gelitten haben mochte, bearbeiten müſſe. Im Norden geſchahen die Hauptſchritte zur Verbreitung des Chriſtenthums erſt durch Karl den Großen und mit Gewalt; es ward oberflächlich dadurch eingeführt, brauchte aber eben deshalb nicht von Miſſionären anbequemt und entſtellt zu werden. Spärliche Klöſter, ſehr ſpäte Kirchen, bis ins 12. Jahrhundert Wildniß und der alte Zuſtand der Germanen des Tacitus, einzelne Meierhöfe und Wälder von ungeheurer Ausdehnung, vor Heinrich dem Löwen erweislich wenig Anbau des Bodens, Städte in ſehr geringer Anzahl, dies Alles läßt uns errathen, wie lange ſich heidniſche Sitten und Gebräuche hier neben den chriſtlichen erhalten haben mögen, ſo daß erſt allmählig, im Volke und durch das Volk langſam wurzelnd das Chriſtenthum Boden faßte, während es in dem Süden mehr eingeimpft ward durch Cultus und Prieſter. Dieſer urſprünglichen Einführung gemäß hat ſich auch in

---

tum (in Flacius catal. testium veritatis — vgl. Lachmann über das Hildebrandlied p. 5. Note) von Ludwig dem Frommen einem ſächſiſchen Dichter aufgetragen ward, der dieſes Werk tam lucide tamque eleganter juxta idioma illius linguae exposuit, ut audientibus et intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem praestet. Tanta namque copia verborum tantaque excellentia sensuum resplendet, ut cuncta Theudisca poemata suo vincat decore. Lateiniſche Verſe auf den Dichter, die dieſer Vorrede beigefügt ſind, ſagen, er ſei ein Bauer geweſen, den, wie den Hirten Caedmon unter den Angelſachſen, eine Stimme im Schlaf zu dem Dichtungswerke berufen. Dies würde das Volksmäßige des Werkes erklären, das eine ganze bibliſche Geſchichte umfaßt hätte, von der alſo unſer Heliand nur einen Theil ausmachte.

allen ſpäteren Zeiten das Chriſtenthum im Norden und Süden verſchieden geſtaltet; der letztere iſt auch hierin wie in Allem der romaniſchen Cultur näher geblieben, die eben von der Miſchung des Keltiſchen, Römiſchen und Germaniſchen bedingt wird. Im Norden ſind wenige Spuren von der Wirkſamkeit ſolcher gelehrter Theologen, die in Süddeutſchland ſo frühe gefunden werden. Schon die Gothen, ſahen wir, hatten frühzeitig Geiſtliche von gelehrter römiſcher Bildung; früh konnten im Süden Klöſter und Pflanzſchulen entſtehen, und viele zuſammentreffende Dinge förderten hier die geiſtige und übrige Ausbildung zuerſt. Keltiſche Boier beſaßen hier im Süden der Donau Städte und Cultur, ſie verſchmolz ſich mit römiſcher, und hier darf man ſchon ganz früh den Keim zu der ſpätern Bedeutung von Regensburg ſuchen. Im ſiebenten Jahrhundert iſt in Baiern ſchon von mannichfachen Fortſchritten die Rede; der heilige Emmeran fand Kirchen und Geiſtliche in Menge, und die Legende von ihm ſchildert einen Zuſtand des Landes der Bojoarier und ihrer humaneren Bildung, der von dem der gleichzeitigen Sachſen gewaltig abſticht. Ob hierzu auch die Verbreitung des gothiſchen Volkes, vielleicht eine Schutzherrſchaft des Theodorich und ſeiner gebildeten Regierung einwirkte, iſt zweifelhaft; für vorgerückte Geiſtescultur aber ſpricht auch außer dieſen allgemeinen Zeugniſſen die Erſcheinung jener edlen Theudelinde, die mit Gregor dem Großen einen frommen und gelehrten Briefwechſel führte, und jener vielen Heiligen, die Baiern ſchon vor Karl dem Großen kennt, Severin († 488), Emmeran, Ruppert und Corbinian. Auf das Wirken dieſer Männer folgte dann hier ſpäter die Wirkſamkeit des Bonifaz und Odilo gewiß mit ganz anderem Erfolge als in Thüringen, wo jener den erſten Grundſtein zu legen hatte, und in den Kloſterſchulen, die der letztere ſtiftete, erſcheinen ſchon Griechen als Lehrer.

Ein ganz entſprechender Unterſchied trennt nun die beiden Evangelienharmonien. Wir haben in der niederſächſiſchen für die geiſtliche Poeſie des Nordens von Deutſchland und für jene des Südens an Otfried höchſt charakteriſtiſche Vertreter.

Was ihre Form angeht, ſo ſind ſie für die deutſche Verskunſt die hauptſächlichſten und regelgebenden Quellen. Der urſprüngliche epiſche Vers des deutſchen Volksgeſangs war eine auf dem Accent beruhende Langzeile[61]) von acht Hebungen und mehr oder weniger Senkungen, in

61) Daß der deutſche Vers rhythmiſch, nicht metriſch war, wußten ſchon die St. Galler Mönche.

zwei Theile zerlegt durch eine Cäſur, die dem erzählenden Verſe nothwendig ſcheint. Bis ins 8. Jahrh. hin herrſchte in ganz Deutſchland, auch im Süden ebenſo wie im Norden und bei den Angelſachſen, die Alliteration in dieſen Verſen; nachher verdrängte der Reim, den Einige, wie Wackernagel, gleich der Strophe aus der lateiniſchen kirchlichen Dichtung, Andere aus autochthoniſcher Entſtehung und Ueberlieferung herleiten[62]), zuerſt in Deutſchland dieſen Zierat der alten heidniſchen Poeſie. Otfrieds Werk hat ſchon die gereimte vierzeilige Strophe, der Heliand noch die alliterirten Verſe. Die Alliteration verbindet die zwei Versſätze oder Weiſen (vitteae) der Langzeile, die im Heliand kunſtrichtiger als ſonſt in alliterirten Gedichten zu vier Hebungen geregelt ſind, durch 2 — 3 — 4 gleiche Anfangsbuchſtaben (Reimſtaben) auf den betonteſten Wörtern. Wir verweiſen auf die Ausführung des ſcharfſehenden und -hörenden Forſchers[63]), dem es gelang, die Wildheit des altdeutſchen Verſes zu zähmen, die Regel unter ſo viel Freiheit zu finden, und das, was das Ohr fühlt, auch der verſtändigen Prüfung nahe zu legen. Eine Zeitlang mag Alliteration und Reim ſich um den Vorzug geſtritten haben, der letztere ließ ſich auf den Einſchnitt und das Ende der Langzeile nieder, und ſo wie er bei Otfried noch ſehr frei behandelt, und wie bei allen Naturſöhnen noch heute oft bloße Aſſonanz iſt, ſo ſteht er gleich der Alliteration weniger als Schmuck, mehr als Band der Vershälften. Der Gebrauch von Reim und Strophe ſcheint durch Otfrieds Werk in der deutſchen Dichtung mit entſcheidendem Nachdruck feſtgeſtellt worden zu ſein. Aus ſeinem Verſe aber ging nach Maßgabe der ſich abſchleifenden Sprache allmählig der kurze erzählende Vers der ritterlichen Dichtung hervor. Die eintretende Schwächung der Formen that den vier Hebungen Abbruch, und führte den klingenden Reim ein, den Otfried nicht kennt; in dem Vers der Nibelungen (von meiſt ſechs Hebungen) bewirkte die klingende Cäſur den Verluſt Einer Hebung in der erſten Hälfte, und in der zweiten forderte ihn die Gleichmäßigkeit. Dadurch, daß ſich der klingende Reim in der Cäſur dem ſtumpfen am Schluſſe verſagte, verlegte ſich der Reim nothwendig aus dem Schluſſe der zwei Theile Eines Verſes auf den Schluß zweier auf einander folgender Langzeilen, und

62) W. Grimm, zur Geſchichte des Reimes. 1852. p. 178. f.

63) Lachmann, über althochdeutſche Betonung und Verskunſt, 1833. und über das Hildebrandlied. Damit muß man verbinden J. Grimms Einleitung zu den lat. Ged. des 10. und 11. Jahrh. 1838., und über den Versbau in der alliterirenden Poeſie beſonders der Altſachſen: Schmeller in den Abhh. der bairiſchen Akademie hiſtor. Claſſe IV. 1. 205 ff.

daraus entstand der Nibelungenvers. Für die höfischen Reimpaare aber wurden vier Hebungen auf die stumpfe Reimzeile, drei auf die klingende die Regel, so daß jene dem Otfriedischen, diese dem Nibelungenverse entspricht.

Was die dichterische Sprache betrifft, so erinnert die niedersächsische Evangelienharmonie, in dieser Beziehung ein unschätzbarer Rest, mehr an die Volkspoesie; sie hat jene stehenden Umschreibungen und Wiederholungen, die auch der angelsächsischen und isländischen Dichtung eigenthümlich sind; Otfried dagegen erscheint überall als freier Bearbeiter, wo der Sachse vor seinem Stoffe verschwindet und seine Persönlichkeit dem Gegenstande unterordnet. Wenn dieser den Evangelientext verläßt, ist es an Stellen, wo ihm die Volkspoesie Stoff und Ausdruck für epische Ausführung oder Ausschmückung leiht, wie bei dem bethlehemitischen Kindermord[64]). Wo er in der Beschreibung des jüngsten Gerichts[65]) die Stellen des neuen Testamentes, welche zu Grunde liegen, verläßt, erinnert er noch bestimmter an den Ton der Volksdichtung, und Anklänge aus den Vorstellungen des scandinavischen Heidenthums von dem Weltuntergange, mit denen sich die christlichen vom Antichristen mischten, spielen herüber, was noch deutlicher ist im Muspilli, wo der Streit der himmlischen und höllischen Geister um die gestorbene Seele, der Kampf des Antichrists mit Elias, aus dessen Wunden das fallende Blut den Brand der Erde erregt, die ganze Darstellung noch epischer macht, während an dieser Stelle bei Otfried persönlicher Lehrton herrscht und Stellen aus Joel und Zephanja lieber gebraucht werden als die epische Ausführung des Gerichtstags in den Evangelien, die der Sachse genau beibehält und gemüthlich bearbeitet. Ueberall hat Otfried an solchen gehobenen Stellen einen lyrischen und lehrhaften Charakter; hier, wie in der Beschreibung des Himmelreichs oder im Preis des Kreuzes und der Auslegung seiner Bedeutung, treten oftmals psalm- und choralartige Wiederholungen und Refrains ein, die auf wirklichen Gesang berechnet waren, wie denn auch eine kleine Stelle in dem Heidelberger Codex mit Singnoten bezeichnet ist[66]). Der Niedersachse hat nur an Einer Stelle eine allegorische Deutung der Geschichte von dem geheilten Blinden mit Otfried gemein, sonst sind seine Entfernungen vom Text zwar häufig, aber nie bedeutend; bloße Erweiterungen, nicht Abweichungen; bloß

64) Heliand p. 22.
65) Ibid. p. 131. sqq.
66) I, 6. V. 3. 4.

wirklich dichteriſcher Schmuck und keine Betrachtungen. Otfried ſind Einſchaltungen das Liebſte. Er entlehnt Allegorien aus lateiniſchen lichen Dichtern, er hat jeden Augenblick ſeine ſittlichen, myſtiſche geiſtigen Betrachtungen zur Hand, mit denen er nach der bekannte terſcheidung des Origenes die Schrift auslegt, und dieſe dünke beſonders wichtig. Der nordiſche Dichter folgt ſeinen Evangelien ſehr genau und fügt in das Eine das Ergänzende aus dem An Paſſendes zu Paſſendem, geſchickt zuſammen, mit offenbarer Liebe z Sache; Otfried aber folgt oft ſeinem Gedächtniſſe und iſt daher an Erzählung viel ärmer, als jener. Dieſer führt das Lehrende, z. B Bergpredigt viel genauer aus als Otfried, bei dem eben dieſe Stell mager wegkommt; er verweiſt auf den Text ſelbſt[67]); er hört ſie lieber ſelbſt predigen, als daß er die Predigt des Evangeliums überſetzte. So ſind ihm auch ſeine myſtiſchen Auslegungen lieber die Gleichniſſe der Bibel, auf die er den Leſer gleichfalls zurück während der Sachſe ihnen mit großer Beſorglichkeit folgt; dem S ſind ſie viel zu einfach und plan. Eigene Empfindungen weiß er zu ſchildern; in dem Capitel (I, 18), wo er an die Abreiſe der M in ihr Vaterland eine Betrachtung über die Sehnſucht des Me nach ſeinem überirdiſchen Vaterlande knüpft, iſt der Ausdruck der verachtung, den wir bald ausgebildeter auch in den ritterlichen P als ein Moment werden kennen lernen, in dem den Dichtern dieſer die Beredtſamkeit am vollſten ſtrömt, vortrefflich und innig, und ſti vortheilhaft gegen den mehr einförmigen und trockenen Ton des A deutſchen ab, wie deſſen lebendigere und innigere Erzählung vo berichtenden und citirenden Erzählungen bei Otfried, wo wirklich zählen iſt. Die epiſchen Ausführungen des Sachſen, ſahen wir, g mehr auf große und erhabene Scenen, die bei Otfried lyriſch w der ſeinerſeits epiſche Erweiterung nur da kennt, wo er kleine häu Scenen andeutend ausmalt, was eine Vergleichung mit der Min malerei dieſer Mönche zuläßt, in welcher der Schüler des Rha Maurus kein Fremdling geweſen ſein wird. Im Heliand iſt ein ei gehaltener Ton in Unſchuld und Bewußtloſigkeit, aber Otfried k ſich jeden Augenblick über ſeiner Arbeit, macht Erörterungen übe Sprache, verzweifelt an ſeiner Fähigkeit, und betheuert ſein Unver

67) II, 24. V. 1. 2.
Thiz lerta Krist in uuara, ioh managfalto mera:
ih sagen thir zi uuare, maht selbo iz lesan thare.

so heilige Dinge in seiner Sprache ausdrücken zu können. Dabei ist das Berufen auf Autoritäten an ganz unpassenden Orten, das sich noch unpassender im Muspilli und im Wessobrunner Gebet findet, ganz charakteristisch: es geht durch das ganze Mittelalter durch und zeigt, wie sich alle neuere geistige Bildung stets an etwas Aelteres zu lehnen strebt. Wenn er auf Gegenstände geräth, die ihm nahe liegen, wird im Otfried Natur, Wärme und Wahrheit laut, wo vorher nur Zwang und Pfaffenton herrschte. Fremde Zustände aber sind ihm dunkel, ganz verwischt ist bei ihm z. B. die herrliche Stelle von Christus Seelenangst und seiner Jünger Schlaf auf dem Oelberg. Beide scheuen gleicherweise vor jedem jüdisch nationaleren Zuge und mit wahrer Ueberlegung vertilgen sie selbst bloße ganz allbekannte Namen, wie Jerusalem, oder geben, wo die Vermeidung durchaus nicht angeht, wie einmal im Heliand mit Sodom, eine kurze passende Erklärung. Der Niedersachse schöpft unmittelbar aus dem Evangelisten und kennt nichts weiter[68]), die dichterische Form legt sich ihm ungesucht um seinen einfachen Stoff; aber Otfried ist nicht allein von der Sache, er ist von den lateinischen geistlichen Sängern begeistert, und römische Vorbilder aus den weltlichen Dichtern stehen ihm vor. Er hat über Sprache und Reim gedacht, und so wie schon früher die Kirchenväter gezwungen waren, dem Ansehen der heidnischen Hymnen eine entsprechende christliche Gattung entgegenzusetzen, so war er kühn genug, jenen römischen Dichtern ein Werk in deutscher Sprache der Form nach entgegenzusetzen[69]), und mit dem Stoffe will er gegen die schmutzigen Volkslieder zu Felde ziehen. Auch dies verräth den Schüler des Rhabanus Maurus, der das Lesen der heidnischen Dichter empfahl, und die Nachwirkung der klassischen Studien zu Karls des Großen Zeit.

Das Großartige eines solchen Entwurfs in einer dunklen Mönchzeit, wo man kaum daran dachte, dem Volke das Verständniß seiner Religion näher zu bringen, hat man immer gefühlt, und in Zeiten, die viel Frömmigkeit und wenig Geschmack hatten, ist Otfrieds Werk von

---

68) Heliand. Introd. p. 1.

69) I, 1. V. 31.

Nu iz filu manno inthibit, in sina zungun scribit,
joh ilit er gigahe thaz sinaz io gihohe:
Uuanana sculun Frankon einon thaz biuuankon,
ni sie in frenkisgon biginnen sie gotes lob singen?
Nist si so gisungan, mit regulu bithuuungan,
si habet thoh thia rihti, in sconeru slihti.

den Flacius und Gaſſarus hervorgeſucht und beſtaunt worden. Bewundern kann man auch in dieſen literariſchen, wie in den maleriſchen Werken der Mönche die Ausdauer, den guten Willen und das Gleichmaß, mit dem ſie die Arbeit ihres Lebens an Ein ſolches Denkmal ihres Fleißes ſetzten. Immer wird Otfrieds Werk ein merkwürdiges Zeugniß von jener Blüte der klöſterlichen Gelehrſamkeit in der Schweiz und an ihren Grenzen bleiben, jener wahrhaft poetiſchen Erhebung und Begeiſterung in St. Gallen, die das griechiſche und lateiniſche Alterthum, die Grammatiker, die Poeten und Philoſophen beider Sprachen, und, wie wir bald ſehen werden, ſogar die weltliche vaterländiſche Dichtkunſt umfaßte. Von Seiten der Dichtung aber hätte man dergleichen nie bewundern ſollen. Die eifrigſten Vertheidiger der Mönchs- und Kloſterbildung, die zu allen Zeiten Werke von mühſamer Gelehrſamkeit zum Erſtaunen hervorgebracht hat, können nicht behaupten wollen, daß die Klöſter zugleich gedeihliche Pflanzſtätten der Dichtung und Kunſt geweſen ſeien, welche Kenntniß der Welt und der Menſchen, ihrer freieſten unbeſchränkteſten Natur, ihrer Leidenſchaften und Genüſſe erfordert. Nur ſolche Werke, die durch Abgeſchiedenheit, durch ungeſtörte Ruhe, durch langen und mühſeligen Fleiß gefördert werden, oder aus beſchaulicher Betrachtung fließen, können in Klöſtern gedeihen; was dieſe Betrachtung und jener Fleiß in Otfrieds Werke leiſten konnte, kann man erkennen, ohne ſich zu einer Wärme zu zwingen, der nichts mehr in uns entſpricht. Vergänglicher Ruhm und Glanz war mit einem ſolchen Werke nicht zu gewinnen, aber Heil für die Seele; es kam nicht auf die äußere Geſtalt an, ſondern auf die innere Weihe; und konnte der Dichter mit ſeiner frommen Heiterkeit und ſeinem Seelenfrieden die ähnliche fromme Vergnüglichkeit in ſeinem Leſer erwecken, was zu einer Zeit nicht ſchwer war, wo jede ſo angeſchlagene Saite im Gemüthe der gläubigen Menſchen anklang, ſo war jeder höchſte Zweck erreicht. Die Mönche retteten Wiſſenſchaft und Philoſophie, die Jahrhunderte lang das Licht der Welt ſcheuten, allein der Poeſie brauchten ſie ſich nicht anzunehmen; denn ſie ſcheut dieſes Licht nicht und gedeiht vielmehr nur in der Friſche und Blüte des Lebens. Ueberall ſchreckt uns hier die unbeholfene und ermüdende Breite, die Flachheit und Gewöhnlichkeit der Gedanken, die allen Eindruck ſchwächt, ſogar den, welchen der Stoff an und für ſich machen könnte. Wer uns glauben machen will, daß in Otfrieds Werke wirklich poetiſcher Werth oder auch nur einzelne poetiſche Stellen ſind, der muß in ſeinen Anſprüchen auf Dichtkunſt zu einer Genügſamkeit gekommen ſein, die Niemand wird theilen wollen, der an dem ächten Quell reiner Kunſt geſchöpft

hat. Die Männer des beschaulichen, aller Sinnenwelt entfremdeten Lebens konnten nichts Dichterisches leisten, was das Feuer der weltlichen Dichtungsstücke dieser früheſten Zeiten verriethe, oder was nur mit der Ueberſetzung des Boethius von Alfred verglichen werden könnte, an der gerade die Stellen ſo herrlich ſind, wo die ungeduldige Selbſtthätigkeit eines Mannes durchbricht, der an großen Erfahrungen und innerer Bildung gleich reich war. Selbſt mit den bibliſchen Geſchichten des Caedmon, die zur Vergleichung am nächſten liegen, können ſich beide Werke, was die freie geiſtige Kraft und Selbſtthätigkeit des Dichters angeht, nicht meſſen. Ueberall vielmehr athmet man hier die dicke Luft der Zelle. Bei Rhabanus Maurus wird jede Wiſſenſchaft, ſelbſt Arithmetik und Geometrie auf das Chriſtenthum, auf den Gebrauch in der Kirche bezogen. In dieſelbe Abhängigkeit kam auch die geiſtliche Poeſie. Es wäre einſeitig, wenn man an die Dichtkunſt jederzeit Selbſtändigkeit fordern wollte; ſie beſaß ſie nur höchſt ſelten und hat oft, indem ſie der Gelegenheit diente, das Höchſte erreicht. Nur aber Geiſteszwang muß ſie nicht dulden dürfen und keine Beſchränkung der Sinne, deren Freiheit und Schärfe ihr vor Allem nöthig iſt. Die Muſik, die von der Empfindung ausgeht und auf die Empfindung zu wirken ſucht, konnte in geſchloſſener Kirche und was feierliche Sammlung des Gemüths begünſtigte, gedeihen, aber nicht die Poeſie. Das Leben iſt dieſen Geiſtlichen durchaus fremd; ſelten verräth ein irgendwo abgeleſenes glückliches Bild eine Anregung ihrer Einbildungskraft. Wo ſich dieſe Paraphraſen etwas ungewöhnlicher heben, iſt es in Stellen, welche durch die Bibel eine Art von Gemeingut auf dem ganzen Erdkreiſe geworden waren. Solche Stellen ſind eben das jüngſte Gericht, das noch langehin ein Gegenſtand deutſcher Dichtung blieb, oder die Beſchreibung des künftigen Lebens; wir könnten zu Otfried Seitenſtellen aus dem Koran finden. Wenn Naturerſcheinungen, der Weg der Wolken, die Bahn der Sonne und des Mondes, der Fluß des Regens, wenn Sturm und Wetter beſchrieben werden, ſo war damit auf ein Geſchlecht ſinniger und einfältiger Menſchen tiefe und große Wirkung zu machen. Muhamed brachte mit ſolch einer Stelle jenen denkwürdigen Eindruck hervor; der Ton des Korans und der Voluſpa gleicht ſich in ſolchen Fällen; durch das ganze Mittelalter ſind dergleichen Schilderungen Lieblingsſtücke der Dichter; ſolche Verſe im alten und neuen Teſtamente führten dem Otfried und dem Niederſachſen die Hand, und wo ſie einfach in die Ueberſetzung des Tatian übergingen, ſind ſie in ihrer Anſpruchloſigkeit noch ſchöner als in den Evangelienharmonien.

Vor Karls des Großen Zeit hatte das Chriſtenthum unter den Germaniſchen Völkern die Blüte der Geiſtesbildung und menſchlichen Sitte nur in ſehr einzelnen Ausnahmsfällen entfalten können. Die heidniſche Wildheit in den Maſſen war noch zu wenig gebrochen, der lehrenden Prieſter waren zu wenige, und dieſe Wenigen ſelber allzu ſitten- und bildungslos. Von der wüſten Beſchaffenheit des fränkiſchen Clerus vor Karl zu ſchweigen, ſo erlebte noch der große Kaiſer durch ſein ganzes Leben ſelbſt unter ſeinen höchſten Geiſtlichen die zahlloſen Beiſpiele einer unſäglichen Rohheit, die er mit allen Mitteln auszutilgen ſtrebte. Seit ſeiner großen Fürſorge änderten ſich dann dieſe Zuſtände mehr und mehr zum Beſſeren, und von da bis zu den Zeiten hin, wo der Fanatismus der Kreuzzüge ausbrach und die römiſche Hierarchie ihre Ausbildung fand, war die köſtliche Zwiſchenzeit gelegen, wo das Chriſtenthum erſt eigentlich eindrang in das Gemeingefühl und Gemüth der Deutſchen, wo auf dem Grunde ihrer geiſtigen Unmündigkeit ein frommer Glaube alle die Einfalt und Unſchuld, die Aufgebung und Selbſtverleugnung unter Adel und Volk erzeugte, die Eigenſchaften und Tugenden, die der ächten Religioſität ſegenvollſte Früchte ſind. Noch hatte damals der römiſche Ehrgeiz keine welterſchütternden Spaltungen zwiſchen Kirche und Staat geworfen; noch war die Gläubigkeit durch Sekten wenig beirrt; noch gab es keine Kreuzzüge, die neben dem frommen Eifer des chriſtlichen Streites die unlauterſten Nebenabſichten erweckten; aber an der Gränze gab es jene Kämpfe mit den heidniſchen Normannen, Ungarn und Slaven, die alle geiſtlichen und weltlichen Kräfte zu einträchtigem Gemeinwirken herausforderten, wo es dem Abt und dem Burgherrn, dem Landmann und dem Fürſten gleich galt um die Behauptung ſeines Beſitzes und um die Vertheidigung von Vaterland und Religion. Auf dieſer Unterlage eines großen Gemeinbedürfniſſes, wo der Geiſtliche für den Staat, der Laie für die Kirche wetteifernd ſeine Kräfte einſetzte, fand der ſpätere Rangſtreit und die Ständeeiferſucht zwiſchen Geiſtlichkeit und Ritterſchaft noch keinen Raum. Noch ſah man den fortſchreitenden Verſuchen des Clerus, den Beichtſtuhl neben den Richterſtuhl, den Krummſtab neben das Scepter zu rücken, ohne Mißtrauen zu; man gab ſeine Neigungen ſelbſt an die launenhaften Forderungen der Religion gefangen; und ſorglos verſchenkte man, in frommer Bußfertigkeit, Hab und Gut an Kirche und Klöſter dahin. Die Stände durchdrangen ſich innerlichſt; es ward der Ritter zum Mönche, und der Mönch zum Ritter; der Kriegsmann wetteiferte in den frömmſten Andachtsübungen mit dem Geiſtlichen und dieſer mit jenem in Jagd und Baitze und in fröhlichem Le-

ben; die Domschulen traten neben die Klosterschulen, wo nun auch für die Laien Bildung und Gelehrsamkeit vermittelt wurde; besonders war der Verband zwischen Adel und Geistlichkeit auch durch die Kanoniker gefördert, die nicht vom weltlichen Besitze ausgeschlossen waren und dem Leben, den menschlichen Bedürfnissen und dem Frauenumgang näher standen.

So lag denn damals auch zwischen Geistlichkeit und Volk eine geringere Kluft; das rohste Volkslied wachte schmähend auf die Sitten der Geistlichen, die sittlicheren Geistlichen wachten umgekehrt auf die unfeinen Lieder im Volke. Sie fuhren fort, die zahllosen Liebeslieder, die Spottgesänge, die Reste heidnischer Gewohnheiten bei Tänzen und Begräbnissen, die Zauberlieder und Beschwörungsformeln, von denen uns durch eben diesen feindlichen Eifer der Geistlichen Viele erhalten sind[70]), zu verfolgen. Aber während sie sich diesen Boden eroberten, ging es ihnen wie den meisten Eroberern; die Cultur des eroberten Gebiets überwältigte sie selbst; unwillkührlich begannen sie die Form selber zu hegen und zu pflegen, deren früherer Inhalt ihnen anstößig war. Indem sie dieses Anstößige zu beseitigen suchten, bemächtigten sie sich der Dichtung in der Volkssprache selbst als eines Mittels, um in ihr das angefeindete Heidnische durch ein besseres Christliches zu verdrängen. In solcher Absicht war Otfrieds großes Werk entstanden; in derselben Absicht mögen auch die kleineren sangbaren Stücke verfaßt sein, von denen uns aus dem 9. Jahrh. einiges erhalten ist, zu unbedeutend, um hier eine ausführlichere Erwähnung zu verdienen. Es sind Gesänge christlichen Inhalts[71]); nicht gleichstrophige, zu wiederkehrender Melodie gedichtete Lieder, sondern Leiche von ungleichen, 4—6 und mehrzeiligen Absätzen, in denen die Melodie wechselte. Diese Gattung, die erst in der Minnesängerzeit kunstreichere Ausbildung erhielt, glaubt Lachmann und Andere aus den Sequenzen und Prosen der Kirche entlehnt, die um jene Zeiten von dem St. Galler Notker Balbulus († 912) und seinen Schülern aufgebracht,

70) Maßmann, die deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Betformeln vom 8—12. Jahrh. 1839. — Die merkwürdigsten sind die beiden sogenannten Merseburger Gedichte von ganz heidnischem, für die Mythologie bedeutendem Inhalte, bei J. Grimm, über zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Berlin 1842.

71) Ein Lobgesang auf den heiligen Petrus; eine Bearbeitung des 139. Psalms; Bruchstücke einer Erzählung von Christus und der Samariterin und einer Legende von St. Georg, die sich in den größeren Lesebüchern von Wackernagel und Gödeke leicht nachsehen lassen. Eine Legende von St. Gallus hatte der Mönch Ratpert († bald nach 897) gedichtet, sie ist aber nur in der späteren lateinischen Uebersetzung von Eckehard IV. erhalten. S. Hattemer's Denkmale des Mittelalters 1, 340.

und mit päbſtlicher Genehmigung in den Kirchengeſang aufgenom
wurden. Wackernagel dagegen hält den Unterſchied zwiſchen Lied
Leich, wo dort der Geſang über die begleitende Muſik, hier die W
über das Wort vorgeherrſcht habe, für altvolksthümlich, und
Leiche für die Gattung, die für die früheren heidniſchen Tanz- und S
geſänge ſchon üblich geweſen[72]). Weit das Merkwürdigſte unter
Erhaltenen dieſer Art iſt das Siegeslied über die Normannen
das gleich nach der Schlacht bei Saulcourt 881 zu Ehren Ludwigs
eines Sohnes Ludwigs des Stammelnden, gedichtet iſt; das merkw
digſte darum, weil hier nicht ein religiöſer, ſondern ein weltlicher
genſtand von geiſtlicher Hand behandelt vorliegt. Ein Schlachtlied (
liet) iſt an und für ſich ein ganz volksmäßiger Gegenſtand; und e
dies Lied unſchätzbar als ein ſpätes und einziges Beiſpiel von dem C
rakter jener zahlloſen Geſänge auf hiſtoriſche Begebenheiten und Perſo
die wir von Anfang an unter den Deutſchen zu Hauſe fanden.
volksthümliche und weltliche Ton freilich iſt in unſerem Ludwigsl
unter der Auffaſſung des geiſtlichen Dichters faſt ganz geſchwunden. I
vergleiche es mit einem verwandten Schlachtgeſang, wie er aus
Munde eines kriegeriſchen Sängers floß, mit dem angelſächſiſchen L
über Athelſtans Sieg bei Brunaburg, welch ein eigener Unterſchied
austritt! Hier verſetzt der Dichter den Hörer unmittelbar in die Schl
zwiſchen geſpaltete Schilde und geſtürzte Banner, mitten in den S
welchen das Brüderpaar erficht, denen auch hier, wie dem Ludwig
deutſchen Geſange, von den Ahnen angeboren iſt, des Vaterlands ta
Schutz und Schirm zu ſein. Im deutſchen Liede aber führt der Di
den Sieger erſt als einen Diener Gottes ein, als einen der Gnade G
tes beſonders Empfohlenen, als einen Gottesvaſallen auf dem Fran
throne. Der Himmel darauf ſendet ſeinem Erkorenen Unglück zur Prüfu
den Einfall der Normannen, und was noch pfäffiſcher klingt, moraliſ
Verderb, Raub, Lug und Verrath. Chriſtus war erzürnt; der Herr
ruft ſeinen Auserwählten und beurlaubt ihn, er tröſtet ſeine Geſellen
Gottes Rath und Hülfe, er verſpricht Lohn den Siegern und Sorge
der Gefallenen Wittwen und Waiſen. Er zieht aus, er ſieht die N
mannen, Gott Lob, ruft er, er ſieht, was er begehrte; er reitet kühn

72) Lachmann über die Leiche, 1829. F. Wolf über die Lais p. 120. und di
treffenden Noten. Dagegen Wackernagel Lit. Geſch. p. 62. ff.

73) ed. Docen. München 1813. Lachmann specim. ling. franc. 1825. Ta
Abdruck der Hſ. in Hoffmann's Elnonensia. Gand. 1837. 4.

singt ein heiliges Lied, Alle zusammen singen Kyrie eleison. Nun erst folgt in einer schönen und gehobenen Stelle eine kurze Beschreibung der Schlacht selbst, die das ganze angelsächsische Lied füllt, das uns dort mit den Theilen des siegenden und besiegten Heeres bekannt macht, mit den Führern und Erschlagenen, das den Fliehenden und Verfolgenden begleitet, die Sieger und Besiegten heimführt; wo der Deutsche am Schlusse fromm ein Siegestedeum anstimmt, jubelt der Angelsachse, wie der Ragnar Lodbrokgesang, daß Raben, Adlern und Wölfen auf dem Schlachtfelde ein Mahl bereitet sei; wo der Deutsche ein Stoßgebet zum Schluß gibt, blickt jener stolz auf die Thaten der Ahnen zurück. Es fällt aus diesen Gegensätzen in die Augen, daß das deutsche Lied das Werk eines Geistlichen ist. Dies aber benimmt seiner Volksmäßigkeit durchaus nichts. Es gibt, wie es vorliegt, eine vortreffliche Erläuterung zu dem Hergang bei jenen Schlachten auf dem Lechfelde oder bei Birthen, wo ganz dieselben christlichen Vorbereitungen erschienen, Abendmahl, frommer Gesang, Kreuztragung, Litanei und Tedeum, wie sie unser Lied ungefähr schildert. Auf dessen Verfasser ist neuerdings fast mit Gewißheit gerathen worden. Es wäre der Mönch Hucbald, der mit dem besungenen Könige in Beziehungen stand, der nach bestimmten Zeugnissen Legenden schrieb und Lieder (cantilenas) dichtete, und um die Zeit der Schlacht in dem Kloster St. Amand sur l'Elnon lebte († 937), woher die Handschrift unsers Gedichtes stammt, die wahrscheinlich eine Urschrift ist[74]). In diesem Kloster muß im 9. und 10. Jahrhundert unter dem Schutze Karls des Kahlen und seiner Söhne ein so schönes Bestreben geherrscht haben, wie in St. Gallen und andern deutschen Klöstern; wenigstens werden Hucbalds und seines Oheims Milo Dichtung und Philosophie erstaunlich gerühmt, und da von ihren Schriften welche erhalten sind, so wäre es von großer Wichtigkeit, diesen nachzuspüren[75]).

74) Vgl. Willems in Hoffmanns Elnonensia p. 16. Hoffmann entdeckte die Hs. in der öffentlichen Bibliothek in Valenciennes wieder, und erbeutete dadurch zugleich das älteste poetische Denkmal der französischen Literatur, die Legende von St. Eulalia. Sie ist von Hucbald's Hand geschrieben wie das Ludwigslied, und dieser Fund beweist, daß damals wie in Belgien so in den alten Bisthümern von Cambrai, Arras, Tournai und Therouanne das Deutsche neben dem Französischen gesprochen ward. Man weiß, daß dies noch längerhin dauerte, und daß früher im 7. Jahrh. Bischöfe in Tournai romanisch und deutsch predigten. Vgl. A. Dinaux, trouvères de la Flandre et du Tournais. p. 6.

75) Vergl. die Anhänge zu der Chronique de Mouskes, ed. de Reiffenberg I. p. 518 sqq.

2. Ottonische Zeit. Volksdichtungen in lateinischer Bearbeitung.

Das engere Verhältniß der Geistlichkeit zum Volke, dessen wir o gedachten, erhielt sich auch unter den Ottonen, obgleich hier neue M mente hinzutraten. Der schöne Anflug von Begeisterung für die klassische Literatur, der durch Karls des Großen Eifer in Klöstern Schulen erweckt ward, so daß schon Otfried den Ausdruck gebrau konnte, die Welt würde von den Gedichten der Lateiner bewegt, d schöne Anflug kehrte unter den sächsischen Kaisern lebhafter wieder. Ideen der beiden großen Fürsten, Karls und Otto's I., das römische K serreich herzustellen, ihr großartiger Ueberblick der Zeiten und der V hältnisse, das Bestreben der Ottonen, ein vereintes deutsches Weltr im Westen, ähnlich dem griechischen im Osten zu gründen, bewirkte, sich zweimal das Alte und Neue inniger die Hand reichte, als es s leicht geschehen ist. Wie unter Karl sehen wir auch unter den sächsis Kaisern eine Menge von neuen Klöstern und Schulen hervortreten Cöln, Utrecht, Mainz, Brünn, Corvey, Trier, Paderborn, Hildesh und sonst. Wie Karl der Große von Lateinern, von Gelehrten umg war und seinen Alcuin berief, so Otto seinen Rather, seinen Gerb seinen Gunzo, der eine Menge von Klassikern, der außer den längst kannten Lateinern auch Plato und Homer mit sich brachte. Otto I. s gab sich noch spät dem Lernen und der Aufmerksamkeit auf diese frem Studien hin; Otto II. war mit einer griechischen Prinzessin verm und von Griechen umgeben, Otto III. der griechischen Sprache g mächtig. So war Heinrichs von Baiern Tochter, die Gemahlin He Burchards II. von Schwaben, Hedwig, die früher dem griechischen K ser bestimmt war, eine Kennerin des Griechischen, sie gewann ihren C ten für ihre Studien und las mit Liebe Virgil und Horaz. War n hier und da auch gegen die Klassiker, so zeigt doch selbst die Art, wie berühmte Nonne Hroswitha, von der Aebtissin Gerberge in Gandersh mit den Alten bekannt gemacht, den Terenz zu verdrängen suchte, vertraut sie selbst damit war, und wie eingedrungen die Lateiner in Klöster waren, was auch durch die vielfachen Nachrichten, daß Non damals sich mit Abschreiben beschäftigten, bestätigt wird. Otto's Bruder Bruno, Erzbischof von Cöln, las beide alte Sprachen und füh selbst auf Reisen seine Bücher mit; er ließ Lehrer der griechischen Spr aus Griechenland kommen und griechische Werkmeister wurden im

und 11. Jahrhundert bei norddeutschen Bauten verwendet. Musik und Baukunst fingen an zu blühen, ja, dürfte man es glauben, so gab es in der Zeit der Ottonen Bildwerke in Stein und Gyps, und Schlachtgemälde, die von täuschender Lebendigkeit waren. Diesen neuen Bildungsverhältnissen und Richtungen entspricht es nun ganz, daß wir im 10. Jahrhundert plötzlich unsere deutsche Dichtung der Sprache des Volkes gleichsam entrissen und in lateinisches Gewand gekleidet finden, und daß die Geistlichen, die im 9. Jahrhundert vom Volke die Sprache und Form seiner Dichtung entlehnten, deren Inhalt sie verschmähten, jetzt umgekehrt diesen Inhalt, deutsche Sagenstoffe, ergriffen, sie aber in die Sprache und in die Formen der altrömischen Poesie übertrugen.

Man kann es beklagen, daß durch die Einwirkung dieser Fürsten die Nation auf Fremdes und Ausländisches im Politischen und Literarischen hingewiesen ward, allein wenn wir die ganze innere und äußere Geschichte der Deutschen überdenken und überall finden, daß wir stets das Anlehnen an die Menschheit außer uns vor der nationalen Selbständigkeit und Abschließung suchten, daß alles Reinnationale bei uns formlos und unentwickelt liegen blieb, während wir bei jedem tieferen Kampfe oder Wetteifer mit dem Fremden an das Höchste rührten, so müssen wir vielmehr den Trieb unserer innersten Natur in jenen Männern bewundern. Denn bei all ihrem Streben nach Außen hat Deutschland keine größeren Fürsten und keine deutscheren Männer aufzuweisen, als eben diese. Wenn wir die obigen Züge der inneren Betriebsamkeit dieser Zeit zusammenhalten, wenn wir hinzufügen, daß damals im Lüneburgischen und Bremischen der Mittelpunkt des nordischen Handels war, daß durch den Zufluß des italienischen und griechischen Geldes und die damals ergiebigen Bergwerke im Harz, Reichthum, Verkehr und Handel zuerst lebhaft ward, wenn wir die Bedeutung dieser klassisch-christlichen Zeit und ihr Verhältniß zu der fränkischen und hohenstaufischen besonders auch in der Literatur betrachten, so werden wir überall eine eigene Aehnlichkeit mit der Reformationszeit entdecken, die, was die Literatur angeht, zu der schlesischen und neuesten Zeit sich verhält, wie diese sächsische zu dem 12. und 13. Jahrhundert. Wo aber gab es je eine deutschere und zugleich klassischere Zeit als eben die Reformation? Die Ursache ist, weil die Aufnahme antiker Bildung, dieser Quelle aller Humanität, unserer eigenen Richtung und Natur zu allen Zeiten innerlichst zugesagt hat. Dies zeigte sich gleich bei jenen Richtungen Karls und Otto's; in den ausgewanderten deutschen Stämmen verschmolz die alte (römische) Sprache mit der neuen, in Deutschland pflanzte sie sich nur neben sie, und doch hat kein

Volk früher und inniger die klassische Literatur dieser alten Sprache ang
faßt, sich ihren Geist vertrauter gemacht und für die eigene Bildur
größern Vortheil daraus gezogen, als das deutsche. Noch unsere größt
Dichter der neuesten Zeit sind nur durch die eigene Verschmelzung d
antiken und deutschen Anlage jeder in seiner Art groß geworden; je
großen Kaiser der alten Zeit sind es durch nichts anderes. In allen mögl
chen Verhätnissen läßt sich in der Ottonischen Zeit diese Verbindung d
Antiken und Deutschen nachweisen, ob man nun jene Bestimmungen d
Kirchenjahrs anführen will, die aus Nordischem und Deutschem, aus R
mischem und Jüdischem, aus Christlichem und Heidnischem gemischt sin
oder ob man die Geschichtschreibung eines Wituchind geltend macht, der s
nen ächt deutschen Stoff in römisches Gewand kleidet, lateinische Schrif
steller benutzt, und, statt wie die früheren Chronisten biblische Reden
arten brauchten, lateinische anwendet, die man ihm allzuoft als baa
Münze abgenommen hat; oder ob man in der Baukunst jene Dome
Worms und Speier betrachtet, mit der durchdringenden Idee eines den
schen christlichen Tempels, der innere Geschlossenheit und Erhebung ve
langt und von dem Bedürfniß der Musik bestimmt wird, daneben m
ihren römischen Formen, horizontalen Linien, Halbkreisen und flächere
Dächern; oder ob man das lateinische epische Gedicht von Walthe
v. Aquitanien in Anschlag bringt, das uns hier näher angeht[76]).

Es ist von Eckehard I. in St. Gallen († 973) zwischen 920—4
verfertigt und geht uns hier als lateinisches Gedicht nicht an, wohl abe
nach seinem deutschen Stoff, der dem Dichter unstreitig in einem deut
schen Gedichte vorlag, oder von einem deutschen Sänger mitgetheil
ward[77]). Es ist von dem Verfasser in seiner Jugend als Schulübung
geschrieben, was streng nach dem Worte verstanden, nicht mit einem Sei
tenblick auf den Werth des Gedichtes nachgesprochen werden muß. Denn
obzwar in der Schule, ist es doch mit offenbarer Liebe an der Sach
gedichtet, und Jacob Grimm hat dieser Arbeit ihre Ehre gegeben. Eck

76) In J. Grimms und Schmellers latein. Gedd. des 10.—11. Jahrhunderts. Deutsch von Klemm.

77) In einem Prologe der Pariser und Brüsseler Hs. nennt sich ein Geraldus als Verfasser. S. J. Grimm a. a. O. p. 59 sqq. und v. Reiffenberg in den bulletins de l'acad. royale de Bruxelles. t. V. p. 612 f. Die beiden zeitgenössischen St. Gallischen Mönche werden das Gedicht wohl in Gemeinschaft verfaßt, Geraldus vielleicht schon vor Eckehard IV. daran gebessert haben. Vgl. A. Geyder, in Haupts Z. 9, 150 ff. wo der eitle Versuch Fauriels (in seiner Geschichte der provenzalischen Dichtung), dem Waltharius romanischen Ursprung beizulegen, zurückgewiesen ist.

hard IV. († um 1070), derselbe der auch jenen alten Lobgesang Ratperts auf St. Gallus, so treu als ihm möglich war, ins Lateinische übersetzt hatte, verbesserte sie; und es ist ungewiß, ob dies unser erhaltener Text ist. Wir sehen hier an einem vollkommen klaren Beispiele die deutsche Heldensage aus dem Kreise des Attila und der Wormser Könige in den Händen eines Geistlichen und Lateiners; und wir sehen in der Behandlung durchgehend jenes eben angegebene Verhältniß. Die ächt deutsche Heldenzeit ungetrübter von dem Ritterlichen als selbst in den Nibelungen, ungetrübter auch von dem Geist ausschweifend romantischer Liebe, rohe Kriegssitten, heidnische Anklänge, grausige Darstellung ohne viele Milderung durch christliche Sanftheit, ein ächtes Heroenzeitalter, in dem noch der Edle, wenn auch nicht eben mit Freude, sein Landgut baut sobald er Hausvater ist (V. 153), tritt hier so bestimmt und so ganz entfernt von dem Anstrich der späteren Epen heraus, daß dies den früheren Herausgeber[78]) verführte, das Gedicht viel älter noch zu machen als es ist. Die ächtesten Züge der deutschen Sage sind aufs treueste bewahrt. Aecht alt ist der Attila als ruhender Tartarfürst; ächt die schlechte Rolle, die Gunther spielt, der hier schon aus einem Burgunder ein Franke geworden ist, wie denn die späteren Dichtungen sein Geschlecht wechselnd als Burgunder und fränkische Nibelungen bezeichnen. Aecht deutsch ist die Erwähnung der Wappen auf den Schilden; besonders aber jene riesenhaften Späße: als Walther von Randolf durch einen Schwerthieb um einige Haare gebracht wird und dafür den Gegner tödtet, ruft er ihm nach, für die Glatze nehme er ihm den Kopf (V. 979); als er am Ende mit Hagen und Gunther fertig geworden ist, so daß Er seine rechte Hand, Gunther einen Fuß und Hagen ein Auge eingebüßt hat, trinken sie einen Versöhnungstrank; und nun folgen wieder Scherze über ihre Wunden und Hagen räth unter andern dem Walther, einen ausgestopften Handschuh an der Rechten zu tragen. Die einfache Handlung, eine Reihe von Zweikämpfen; der Geist, der nichts als Kampf athmet; die Liebe Walthers zu Hiltgunden, die er von Attila's Hof entführt, ohne eine Spur jenes zärtlichen Liebesdienstes der Späteren; die Entfernung von Wundern, Zaubereien und Ungeheuern; jene naive Frömmigkeit, die den unschuldigen und fromm biederen Geist der ganzen Zeit und der darin entstandenen Geschichtswerke, wie Thietmar's, abspiegelt, all das zeigt, wie treu und wahr das Leben und die wirkliche Sitte der Zeit in dies Gedicht übergegangen ist. Für eine mäßige Prahlerei, die ihm ent-

78) F. C. Fischer, de prima expeditione Attilae etc. Lips. 1780.

fuhr, ſinkt hier Walther ſogleich von ſeinem Gewiſſen getroffen zu Boden und bittet in Demuth um Vergebung; nach glücklich beſtandenem Kampfe betet er in frommem Danke. Zu dieſem Allem bildet nun die Behandlung den beſtimmteſten Gegenſatz. Sie iſt ganz antik und nachgeahmt; der Dichter kennt und benutzt den Virgil; er kennt und erinnert an Homer; er kennt den ſiebenhäutigen Stierſchild, und den Pandarus und die alte Mythologie. Er weiß aus Homer, der die ähnlichen Sitten ſchildert, den Hauch eines ächten heroiſchen Gedichts über ſein unbehol fenes Latein, ſoweit das gehen will, hinzugießen. In der Beſchreibung ſeiner vielen Einzelkämpfe, die weit vor denen im Roſengarten an Mannichfaltigkeit und Beſonderheit vorausgehen, iſt Alles voll Leben, voll Wechſel, voll Farbe aus den Alten, ſo wenig ſie ſklaviſch benutzt ſind. So iſt's auch mit ſeinen Bildern, die ausgeführt ſind in Homers Weiſe, wie ſie die ſpätern deutſchen Dichter nicht kennen. Und wie glücklich weiß er dergleichen anzubringen! Im Anfange träumt es Hagen, daß er ſich und den König im gefährlichen Kampfe mit einem Bären geſehen. Ganz überraſchend iſt nun, wie am Schluß, wo beide in den Kampf mit Walther gerathen, der Dichter, ohne auf den Traum zurückzuweiſen, den angefallenen Walther in ausgemaltem Bilde mit einem numidiſchen von Hunden gehetzten Bären vergleicht. Wie ſehr ſteht gegen dieſe anſpruchloſe, reine, ihrem Stoffe nach ſo ächte und einfache Erzählung, die, wenn ſie ähnlich im deutſchen Gedichte lautete, uns einen ſehr vortheilhaften Begriff von dem Volksepos jener Zeit gäbe, die gleiche Sage, wie ſie ſchon Ein Jahrhundert ſpäter in der Chronik von Novaleſe[79]) vorkommt, im Gegenſatz! Ein neuer Beweis, wie das Aeltere überall das Einfachere und Verſtändigere geweſen iſt. Da iſt Walthers Ritterlichkeit auf der einen Seite, und auf der andern ſeine Frömmigkeit ſchon ins Weiteſte getrieben; da ſpuken ſchon alle Geſchichten von ſolchen frommen Eiſenfreſſern, wie der Samſon der Bibel und der Ylſan der ſpätern Dichtung, und der Held ſtirbt da als Mönch; ein Zug, der vielleicht aus der Sage von Guillaume d'Orenge auf Walther übertragen ward. In einer anderen lateiniſchen Bearbeitung der Sage in Diſtichen, welche das Chronicon von Novaleſe anführt, die alſo noch etwas älter iſt, iſt er am Indus geweſen und hat den Weſten und Oſten berührt und erſchreckt[80]). In der Viltinaſage iſt hingegen die gleichgültige Verſetzung

79) Murat. T. II. p. II.

80) Ibid. col. 704.

Waltharius fortis, quem nullus terruit hostis,
colla superba domans, victor ad astra volans.

von Personen sichtbar; Hagen ist bei Attila, und nicht Alpher, sondern Ermanrich, als Walthers Vetter, schickt ihn zu Attila. Vor nicht lange hat sich ferner ein deutsches Bruchstück von einem „Walther und Hiltgunt", einem Epos des 13. Jahrhunderts gefunden[81]), das in den Schluß des Gedichtes fällt, und vom Empfang des rückkehrenden Walter, den Volcker durch das Burgundenland geleitete, bei seinem Vater Alpher in Lengers (Langres) handelt. Wir haben eine andere Wendung der Fabel, die den Beziehungen im Biterolf und in den Nibelungen zu entsprechen scheint, wir haben das Nibelungenpersonal, von dem der Waltharius außer Gunther und Hagen nichts weiß, und in der Form eine Erweiterung der Nibelungenstrophe. Das Bruchstück zeigt hinreichend, welch eine Kluft unsere Volksdichtung der heroischen Jahrhunderte von der der ritterlichen schied.

Ein Gegenstück von dem höchsten literarischen Interesse hat sich zu Waltharius gefunden in den Bruchstücken des lateinischen Ruodlieb[82]), der von den Mönchen am Tegernsee im Anfang des 11. Jahrhunderts ausgegangen ist[83]). Sprache, Vers und Darstellung sind in diesem Gedichte viel verderbter, als im Walther; für diese neu ansetzende Rohheit muß dann, wie J. Grimm sagte, der Naturhauch entschädigen, der den älteren strenger antik gehaltenen Werken eines Hraban oder Walafried abgeht. Der Inhalt ist dieser: Ein Edler (Ruodlieb) hat sich im treuen Dienst großer Herren nichts als Versprechungen und Feindschaften verdienen können, und begibt sich in fremde Reiche. Im Nachbarland führt ihn ein Waldmann an den Hof des Königs, in dessen Dienst er sich kriegerisch auszeichnet. Das zweite Bruchstück erzählt uns eine Friedenstiftung zwischen diesem Könige und seinem Gegner. Unter den Festlichkeiten erhält Ruodlieb einen Brief von Hause, der ihn zur

---

Vicerat hic totum duplici certamine mundum,
insignis bellis, clarior est meritis.
Hunc Heroa tremuit quoque torridus Indus
ortus et occasus Solis eum metuit.
Culus fama suis titulis redimita coruscis
ultra caesarias scandit abhinc aquilas.

81) In der Frühlingsgabe (1839. neue Titelausgabe: Schatzgräber. 1842.) von v. Karajan und Haupts Zeitschrift II, 216.

82) In Grimms und Schmellers latein. Gedd. des 10.—11. Jahrh. und weitere Bruchstücke in Haupts Zeitschr. f. d. Alt. I. p. 401 ff.

83) Schmeller nimmt Froumunt als Verfasser an, von dem ein Büchlein existirte (cod. Teg. 1008), worin 40 kleinere Gedichte und verschiedene Briefe, die meist gedruckt sind in Mabillon analecta; Petz thes. anecd. u. s. w.

Rückkehr beſtimmt. Er erhält Urlaub und Geſchenke, und auf die Frag des Königs, ob er lieber Gold oder Weisheit wolle, entſcheidet er wi Salomo. Der König gibt ihm 12 Lehren mit, die nun im Verlaufe de Gedichts am Helden durch Erfahrung ſollen geprüft werden. Unſer lückenhaften Reſte laſſen uns dieſe Abenteuer nur theilweiſe verfolgen die wie das ganze Gedicht ſehr ins Breite gegangen ſein müſſen. Nachdem der Held heimgekehrt iſt, hören die Bruchſtücke leider gerade da auf, wo di Erzählung eine neue unerwartete Wendung nimmt. Die Mutter träum einen jener vorbedeutenden Träume, die der deutſchen Sage eigenthüm lich ſind und Zeugniß von ihrer mythiſchen Einfachheit geben; er ver heißt ihrem Sohn hohe Ehren. Im 17. Fragmente hat es Ruodlieb mi einem Zwerge zu thun, der ihm den Schatz zweier Könige, Vaters und Sohns, Immunch und Hartunch verſpricht. Hier ſcheint ſich das Ge dicht an die deutſche Heldenſage anlehnen zu wollen, die auch (im Eggen lied) einen König Ruotlieb kennt. Im ganzen Inhalte erkennen wir den Charakter jener freier behandelten deutſchen Sage, wie ſie Herzog Ernſt, König Ruther und ähnliche Stücke darbieten, und die Kluft zwiſchen die ſen und unſerem lateiniſchen Werke iſt weit nicht ſo groß, als zwiſchen dem Walther und den Nibelungen. Dies erklärt ſich aus dem Charakter der eigentlichen Heroenſage, die ſich den Geſchlechtern weiterhin mehr entrückte, während dieſe neuere Färbung tragenden Dichtungen ſich wei terbildeten und dem romantiſchen Geſchmack, der ſpäter hereinbrach, mehr entſprachen. Schon der kleine Zeitraum, der die Entſtehung des Walther und Ruodlieb trennen wird, mag erſtaunlich viel zu der Veränderung der zeitigen Geſchmacksrichtung in Deutſchland beigetragen haben, weil eben in dieſe Jahrzehnte der Haupteifer für die alte Literatur, und der Haupt glanz der byzantiſirenden Ottonen fällt. Dies aber iſt ja ein Hauptgepräge jener Dichtungen, wie Morolf, Ernſt, und wie auch unſeres Ruodlieb, daß ſie Heimiſches und Fremdes, Altes und Neues, Gelehrtes und Volksmäßiges, Mährchen und Züge der griechiſchen Romane, Erdich tung, Mythe und Geſchichte miſchen. Kann es ein ſtärkeres Beiſpie jener Verbindung ſtreitender Elemente geben, die wir eben dieſen Otto nenzeiten eigen fanden, als gerade dieſe Dichtungen, die am ent ſchiedenſten gelehrte und volksmäßige Behandlung erfahren haben, di aus Erzählungen fahrender Sänger lateiniſche Gedichte wurden, will kührliche Zuſätze aus den Büchern und Köpfen der Mönche erlitten, un in dieſer Geſtalt ſpäterhin wieder überſetzt von gelehrten Laien wurden zuletzt wieder in die Hände von Bänkelſängern oder Vorleſern gekomme ſein mögen? So hätten wir im Ruodlieb gegen den Schluß augenſchein

lich deutsche Sage vorgefunden, alles übrige aber könnte unmöglich je in dieser Weise im Volke gewesen sein, ja zum Theil schwerlich vor den Ottonenzeiten überhaupt bestanden haben. Schon diese ganze Redseligkeit, diese vage Bühne ohne Oertlichkeiten und sogar fast ohne alle Namen der handelnden Personen sieht einer Erfindung und einem Erfinder ähnlich. Die Beschreibungen von Geschenken, die Freude an Festlichkeiten, Mahlen, kostbaren Gegenständen, Dienstverhältnissen, Gesandtschaften, Reden verrathen uns einen Geistlichen, dem der Hof und höfische Umgebungen nicht fremd waren, wie sie erst seit den Ottonen in Deutschland aufkamen. Und wirklich scheinen wir am Ruodlieb ein kostbares Denkmal zu haben, das uns errathen läßt, wie sich ungefähr eine gebildete höfische Dichtung nach dem Heraustritt aus der heroischen Zeit aus sich selbst gestaltet haben möchte, wenn nicht die französischen Einwirkungen zugetreten wären. Hier haben wir in dem leoninischen Hexameter gegen den reinen im Walther ungefähr das Verhältniß der höfischen kurzen Reimpaare zu dem langen epischen Verse der älteren Zeit; wir haben prunkende Hofverhältnisse gegen die einfachen und rohen im Walther; wir haben einen Helden, der die Harfe spielt und ritterlicher Künste voll ist gegen den Kriegsmann dort; gegen jenes nüchterne Liebesverhältniß haben wir hier eine Episode zwischen einem verliebten Paare, die vollkommen als Vorläufer jener naiv schalkhaften Scenen bei Heinrich von Veldeke erscheint, tändelnde Liebesspiele, sehr einschmeichelnd vorgetragen, den Charakter eines zierlichen, schnippischen, gewandten Mädchens, in dessen Munde gewisse derbe Späße bei der Verlobung noch etwas fremd und unpassend stehen; wir haben jene gelehrten Ostentationen, die später die ritterlichen Sänger von den geistlichen dieser Zeit überkamen. Jene Freude an fremden Sagen von Naturwundern, von denen später das Gedicht von Herzog Ernst voll ist, tritt hier besonders stark heraus. Dieses Mythische ward uns aus der Fremde eingeführt, als wir uns in jenen Zeiten zum erstenmal der Fremde aus der Ferne, von festen Wohnsitzen aus, durch Buch und Ueberlieferung näherten. Dem neuen Hange nach diesen Sagen fröhnte bald die Dichtung. Die Befreundung mit der Thierwelt, die Erzählung von ihren wunderbaren Eigenschaften und Kunstfähigkeiten, die uns hier gelegentlich begegnet, liegt auf Einer Linie mit den ersten Gestaltungen der Thiersage, die wir in diesen Zeiten von Belgien werden ausgehen sehen. Ein langes Fischverzeichniß, eine Vorschrift, wie der Luchsstein, wovon die Alten fabelten, von dem neidischen Thiere zu erhalten sei, die Beschreibung zweier abgerichteter Tanzbären, das vergnügte Verweilen unsers Dichters bei einem Staar, der das

Vaterunſer drollig nachſpricht und bei einer Dohle, die den heimk
den Ruodlieb mit einem Willkomm begrüßt, dies Alles ſind Ding
dem Stoffe nach fremden Beiſchmack haben, und die ihre Analogi
reichſten im St. Oswald und Herzog Ernſt finden, in den ſo viele
tike eingegangen iſt, und in der Aeneide Veldeke's, die mit Ruodli
Grenzſteine der Zeit bildet, innerhalb welcher ſich dieſe halb gelehrt
volksmäßige, halb lateiniſche halb deutſche, fremde und einhein
überſetzte und originale, durchaus nicht rein entwickelte Gattun
Dichtungen bewegt.

Das Hauptkennzeichen des gemiſchten Charakters der Dicht
dieſer Zeit, unter denen Ruodlieb gleichſam den romantiſchen Geſ
einleitet, Waltharius den heroiſchen verabſchiedet, bleibt ihre latei
Abfaſſung. In dieſen Jahrhunderten (10.—12.) blühte die latei
Dichtung, wie in dem Reformationszeitalter, als beidemale die de
verſtummt oder verbauert war. Sie bildet die Brücke von der
gehenden althochdeutſchen Poeſie eines Geſchlechtes heldenmäßiger
turſöhne zu der mittelhochdeutſchen des Ritterſtandes. Wir haben
dieſen Zeiten die lateiniſchen Schauſpiele der Hroswitha. Wir
von eben dieſer Nonne, von dem Kanzler Wippo und Anderen
niſche Panegyriken der Fürſten; ſie ſind in der ſächſiſchen oder fränk
Zeit in großer Menge vorhanden; und meiſt iſt ihnen, wie den
Wippo, das Gepräge des Claſſiſchen aufgedrückt, das jedoch im
der Zeit immer mehr hinter volksmäßige Eigenthümlichkeit, hint
reimte Hexameter, Miſchung des proſaiſchen und poetiſchen Stils,
baſt und Spielereien zurücktritt und verſchwindet. Dieſen dramat
und geſchichtlichen Werken ſchloß ſich dann eine große epiſche Literat
lateiniſcher Sprache an, von der wir eine Menge Zeugniſſe übrig h
Sehr viele unſerer Dichtungen aus dem 12. und 13. Jahrhunder
weiſen auf lateiniſche Quellen, die der Natur der Sache nach im
und 10. Jahrhundert zurückleiten. Von den meiſten der ſpäterhin
Volksſprache verfaßten, nicht von Weſten her entlehnten Erzählung
ausdrücklich geſagt, daß ſie früher in lateiniſcher Zunge geſch
waren; und wie viele jener lateiniſchen Schulbearbeitungen älterer
ſcher Gedichte, wie des Walther, mögen uns verloren gegangen
Bis ins 11. oder ſelbſt 10. Jahrhundert glaubt Grimm lateiniſche
beitungen der Thierſage vom Wolf zurückſetzen zu können. Otto
Ungarnkriege ſollen auf Betrieb Pilgrin's von Paſſau in einem,
weiß zwar nicht gewiß, ob lateiniſchen Gedichte beſungen worden
Seinen Otto den Rothen dichtete Konrad nach einem lateiniſchen A

Herzog Ernſt floß aus einer älteren lateiniſchen Quelle. Sehr früh mag Salomon und Morolf in Deutſchland eine lateiniſche Bearbeitung erhalten haben. Wollte man lateiniſche Legenden (wie den Gregorius, von dem Leo ein Bruchſtück entdeckt hat[84]) und Umarbeitungen altklaſſiſcher Mythen und Geſchichten hinzunehmen, die aus dem Auslande eingeführt und behandelt worden ſein mochten, und erinnert man ſich an jene weitern Bearbeitungen des Walther und an ſo vieles Andere, ſo ſieht man, wie thätig die Geiſtlichkeit ſich eine lange Zeit mit der lateiniſchen Dichtung beſchäftigt hat. Selbſt jene geſchichtlichen Gelegenheitsgedichte konnten ins Lateiniſche übergehen und in dieſer Sprache fortdauern bis auf die Hohenſtaufen; wir haben aus den Zeiten, in denen wir ſtehen, das Beiſpiel eines halb deutſchen halb lateiniſchen Leichs auf die Verſöhnung Otto's I. mit ſeinem Bruder Heinrich im Jahr 941 und einen lateiniſchen Trauergeſang auf Heinrichs II. Tod 1074[85]). Daß auch ſelbſt die volksmäßigſten aller Lieder, „die auf Straßen und Wegſcheiden erſchollen", die Schnurren und Schwänke, die Spott- und Loblieder auf die Zeitgenoſſen, dem Volke entlehnt wurden, daß die Geiſtlichen in lateiniſchem Muthwillen die ſchmutzigen Gegenſtände jetzt behandelten, die ſie ſonſt angefochten hatten, und die Formen der Litaneien, Meſſen, Concilien dazu mißbrauchten, dies beweiſt am ſtärkſten für die allumfaſſenden Eingriffe der Geiſtlichen in die Dichtung. Aber entziehen konnten ſie, wenigſtens jene uralte und eingewöhnte Liederart, dem Volke doch nicht ganz. Wir wiſſen, daß viele geſchichtliche Figuren jener Zeiten noch immer in den Volksgeſang übergingen, und erinnern nur beiſpielsweiſe an die Lieder von Hatto's Verrath an Adalbert v. Babenberg (J. 904), die noch im 12. Jahrhundert geſungen wurden; von dem Grafen Konrad Kurzbold vom Niederlahngau († 948), der ganz wie ein Rieſen- und Löwenſchläger, als Weiberhaſſer und Raufbold in Sage und Geſchichte erſcheint; an die Geſänge von dem heiligen Ulrich und ſeinen Wundern, und von Benno's Verdienſten in Ungarn unter Heinrich III. Daß König Otto der Rothe in Gedichte überging, beweiſt der Herzog Ernſt (der ſelbſt hier hinzugefügt werden darf) und eine Erzählung Konrads von Würzburg; und der geſchichtliche Biſchof Pilgrin von Paſſau erſcheint in den Nibelungen.

---

84) Lit. Unterhaltungsblätter 1837. Dez.

85) Der erſtere von Lachmann herausgegeben in Ranke's Jahrb. des d. Reichs unter den ſächſiſchen Kaiſern. I, 2. 1839. Der andere in Grimms und Schmellers lat. Gedichten des 10.—11. Jahrh. 1838.

Dieſer Name macht uns wieder auf unſer nationales Epos, Nibelungen, aufmerkſam. Jener Pilgrin von Paſſau, von dem erzählt wird[86]), daß er einen deutſchen Dichter aufgefordert habe, Thaten der Avaren und Hunnen unter den ſächſiſchen Kaiſern zu be gen, ſoll nach dem Schluß der Klage[87]), dem bekannten Anhange Nibelungen Noth, auch die Begebenheiten, welche der Gegenſtand Nibelungen ſind, nach dem Berichte Swemmels, in lateiniſcher Spr von einem Meiſter Konrad urſprünglich haben aufzeichnen laſſen. Se die, die dieſe Angabe für eine Erdichtung erklärt haben, wie W. Grimm müſſen ſich doch geneigt bekennen, das Daſein eines lateiniſchen Gedi von den Nibelungen anzunehmen. Es ſtimmte auch gar ſo gut zu den ül gen lateiniſchen Quellen, die wir in dieſen Zeiten zu ſo vielen deutſchen dichten ſpäterer Zeit annehmen können oder dürfen; es ſtimmte ſo gut der Thätigkeit der Geiſtlichen in St. Gallen und Tegernſee, daß man auch in Oeſterreich ſchon zu Pilgrins Zeiten († 991) um die deut Sage bekümmert hätte, die ſich hier localiſirte und ſpäter anhalte Theilnahme fand. Daß dieſe Zeit der Ottonen für unſer Volksepos e Durchgangsperiode, eine Zeit der Wiederaufnahme und Umgeſtaltu war, wird man aus vielen Gründen zu glauben geneigt. Nicht al weil der Waltharius ein Zeugniß dafür iſt, daß damals die deut Heldenſage lateiniſch behandelt ward; nicht allein, weil obige S darauf hinweiſt; nicht allein weil das Chriſtenthum in die Ni lungen Eingang fand und der Gegenſatz der Rheinländer gegen heidniſchen Hunnen, der ſich in dieſen Zeiten am leichteſten e ſchleichen konnte; nicht allein weil der Markgraf Gero an den bekan ten Zeitgenoſſen Otto's I. erinnert, oder weil Pilgrin in die Nibelung eingeflochten iſt (denn dies geſchah ſo locker, daß man alle Stellen,

---

86) Hundt, Metropolis Salisb. I. p. 201. Das Gedicht verſichert der Verfa gehabt und 1575 in die Bibliothek des Prinzen Albert von Baiern geſchenkt zu haben

87) Klage V. 2145.

Von Pazowe der bischof Pilgerîn durch liebe der neven sîn
hiez schrîben disiu mære, wie ez ergangen wære,
mit latînischen buochstaben, daz manz für wâre solde haben —

wan im seit der videlære diu küntlîchiu mære
wie ez ergienk unde geschach, wan er ez hôrte unde sach,
er unde manic ander man. Daz mære dô briefen began
ein schriber, meister Kuonrât.

Vgl. V. 1728 sqq.

88) Heldenſage p. 109.

nen er vorkommt, mit Leichtigkeit ausscheiden könnte[89]), oder weil
ibiger von Pechlarn, der stets als Zeitgenosse Pilgrins genannt wird,
r freilich nicht in eigentlichen geschichtlichen Quellen erscheint, so eng
einverwebt ist, „daß sich in dem Liede keine deutliche Spur einer Ein-
ung mehr nachweisen lassen möchte“[90]); sondern weit mehr als aus
en diesen unterstützenden Gründen, weil die Zeit der Ottonen und die
ubrüche der Ungarn das Andenken an die alte Hunnensage auffrischten.
alte Verhältnisse schienen sich zu erneuen, als an der Scheide des 9.
10. Jahrhunderts ein ungarisches (hunnisches) Reich im Osten und
Westen das burgundische hergestellt ward, das in engere Verhältnisse
Deutschland, innerhalb der Schweizergrenze, kam; als König Ru-
lf II. († 937) seinen Ruhm ausbreitete und mit den Ungarn zusam-
nstieß, die 924 tief in Burgund einbrachen, um an dem ermordeten
nig Berengar Rache zu nehmen. Solche Zeiten aber nehmen alte
gen in besondere Pflege, die von irgend etwas Entsprechendem in
nen selbst bestimmter darauf hingewiesen werden. Mit jenem Heinrich I.
ner, der die berühmte Hunnenschlacht schlug, fing die alte Heldenzeit
utschlands ganz an zu verschwinden und ein neues Ritterthum auf-
kommen; solche Zeiten aber, die einen frühern Zustand vollen-
n, pflegen diesen Zuständen alsdann in der Dichtkunst Denkmale zu
en. Gerade das schien uns aber das Eigenthümliche der Nibelungen
sein, daß sie auf die scheidende Heroenzeit der Deutschen gebaut sind;
ade das macht sie so einzig in ihrer Art, weil kein anderes der aus-
wanderten deutschen Völker seine eigene Stammsage so zu behaupten
wußt hat, obgleich sie Alle den Thaten der Völkerwanderung näher
ben, als die Deutschen selbst. Wir müssen, wenn wir in diesen Zei-
n von den Nibelungen reden, nothwendig nur den letzten Theil ins
ge fassen, denn wir werden weiter unten sehen, daß selbst noch
ter die Siegfriedsage damit nicht in der Art verknüpft war, wie in den
arbeitungen, die wir kennen. Dieser letzte Theil des Gedichtes aber
es gerade, in dem das höfische Ritterwesen noch viel weniger, die alte
eldenzeit viel deutlicher erscheint; er trägt den Charakter der ältesten
utschen Dichtungen. Jeder Sagenkreis des Mittelalters hat bei der
ßen Uebereinstimmung, die wieder sämmtliche oft unter sich zeigen,
ewisse eigenthümliche und besondere Züge voraus. So ist es in Allem,
as griechischer Herkunft ist, eine gewisse künstliche Maschinerie und Ver-

89) Lachmann über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungen p. 10. 11.
90) Ebd. p. 8.

flechtung von Abenteuern, in dem Britischen sind es irrende Ritter, die uns stets wieder begegnen (um von Einzelheiten der Mythologie und dergleichen zu schweigen); im deutschen Volksepos ist es, ganz entsprechend der Eigenheit, daß es die Heroenzeit in ihrer Allgemeinheit zum Gegenstande nahm, der Kampf, und zwar der Einzelkampf besonders, der Preis der Stärke und der Ruhm des Sieges. Der zweite Theil der Nibelungen und der Waltharius tragen diesen Charakter neben dem Hildebrandliede am reinsten; später ist er im Rosengarten treu aufgefaßt worden und er liegt in einem weiten Kreise in dem Theile der Wiltinasage ausgebreitet, der Dietrichs Helden um diesen versammelt. Dies ist jedoch nicht erschöpfend; es ist nur Eine Seite des deutschen Epos hiermit (in jener allgemeinen Weise, wie es dem Fremden gegenüber selbst im Stoffe Eigenthümliches darstellt) charakterisirt; ein anderer Theil der Wiltinasage, der sich um Werbung um berühmte und schöne Frauen und um Kriegszüge in der Ferne dreht, ist eine zweite Seite des deutschen epischen Gedichtes. Jene erste allgemeinere Seite ist die ältere; ihre Feststellung und Gestaltung und gewissermaßen Vollendung muß wohl in den Zeiten gesucht werden, von denen wir jetzt reden. Zu jener zweiten Seite legten diese Zeiten den Keim. Den abenteuerlichen Zug Otto's I. nach der schönen Adelheid und die Verbindung Otto's II. mit Theophania darf man geradezu, wenn nicht als die Quelle solcher Erzählungen von Brautfahrten und Brautkriegen, doch als aus dem gleichen Geiste mit diesen entsprungen ansehen, und die Möglichkeit eines früheren Daseins solcher Sagen schlechtweg leugnen. Diese Sätze, die früher sehr gewagt scheinen konnten, haben durch die Auffindung des Ruodlieb eine Stütze erhalten, der diese vageren erfindungsvolleren Sagen eröffnet und seiner ganzen Beschaffenheit nach noch wenige Vorbilder gehabt haben kann, wie denn auch keinerlei Quelle in ihm genannt wird.

Ist es nicht eine willkührliche Annahme, daß in der Ottonischen Zeit unser Volksepos eine neue Umgestaltung empfing, so hätten wir jetzt neben der Zeit der Entstehung der Siegfriedsage, und neben der Völkerwanderung schon die dritte Periode, die mit ihren Zuthaten hier einzuwirken suchte, und später wird es die leichteste Arbeit sein, noch die vierte und fünfte Hand nachzuweisen und die Farbe des 12. und 13. Jahrhunderts. Viele Zwischenglieder und Durchgänge mögen uns bis auf die letzte Spur verschwunden sein. Wenn nun nicht Alles, was man über Volksmäßigkeit eines Epos sich vorstellt, Faselei und Traum bleiben soll, so scheint dies das Einzige zu sein, was einen solchen Ausdruck rechtfertigt. Stoffe, in sich so groß, so weit, so fest und gewaltig,

aß ſie jede neue Idee jeder folgenden Zeit in ſich aufnehmen, jede neue orm, die dieſe mit ſich bringt, ausfüllen können, gehen auf dieſe Weiſe on Hand zu Hand, von Jahrhundert zu Jahrhundert; man behält ſie i jedem Wechſel lieb, man geſtaltet ſie um und überliefert ſie dem fol-enden Geſchlechte; hundert geſchäftige Geiſter verſuchen ſich daran; bſt wenn ſie ſchon die letzte Geſtalt erhalten haben, die Alles zu er-höpfen ſcheint, unterbleibt das leichtere Ueberarbeiten nicht. Dieſe nbauernde Natur bedingt allein eines Gedichtes Volksmäßigkeit, und ich ihrerſeits wieder bedingt durch die innere Abgeſchloſſenheit des Ge-ichts und des in ihm dargeſtellten Inhalts, den wir nicht zu entſtellen agen, den jeder Dichter oder Ordner, der ſpäter ſeine Hände daran egt, nur mit Scheu in ſeine Sprache überträgt, ohne an den Kern zu aſten.

Dieſe Fortbildung des Volksgedichtes geſchieht aber in verſchiede-en Nationen ſehr verſchieden. In Griechenland verdunkelten die Ge-änge vom Trojanerzug jede andere Sage; ihr Inhalt blieb hinfort der ieblingsgeſang der Nation. So oft und vielfach ſie umgeſtaltet ſein ögen, ſo vielfach ſich unter Jonern und Dorern und Attikern Sprache nd Vortrag geändert haben mag, immer blieb die Zeit des Trojaner-riegs und ihre Sitte unverändert, ja die Sage ſelbſt im Ganzen ward enig umgeſtaltet. Von ſpäterer Verfaſſung, Religionsanſicht, Dich-ung und Sage iſt keine Spur, vielleicht einige geographiſche und ethno-ogiſche Einſchaltungen, aber dieſe ſo einzeln und leicht herauszuſcheiden, aß es kaum der Rede werth iſt. Der reichſte poetiſche und geſchichtliche Stoff, der ihr urſprünglich nicht angehörte, legte ſich um die Trojaner-age an, allein immer iſt er aus der Vergangenheit, immer ohne Ver-oß gegen Zeiten und Räume dargeſtellt; manches ſo ſehr der Wirklich-eit des Lebens und den anderweitigen Zeugniſſen der Geſchichte entſpre-hend, daß man ihm in alter und neuer Zeit hiſtoriſche Geltung zu-chrieb; anderes poetiſch die Züge älterer Zeiten entwerfend, ſo daß man ie Verſchiedenheit der Menſchen und Zeiten ſieht oder ahnt, wenn von en Thebaner-Helden, von Herakles, von den Lapithen und Kentauren, on den Titanen und Urgöttern die Rede iſt. Jede alte Thatſache, ie ſich fügte, ward einverwebt; aber immer ſtand man in der Trojaner-eit feſt, hielt und behauptete ihren Einen Charakter und bildete dieſe Heroenwelt ſo gediegen aus, daß nicht allein kein ſpäterer Bearbeiter er Trojanerſage, nein, daß ſelbſt die älteren und beſſeren Tragiker nicht agten, neue Sitten an die Stelle der alten zu ſetzen und in die Dich-ung die Farbe des ſpäteren Lebens zu bringen; als dies im Euripides

begann, begann auch der Verfall der Dichtkunſt. Nichts änderte die Zeit an dem Volksgedicht der Joner, als die Form. Die helleniſche Muſe hielt in dem alten Epos den Stoff und ſeine Erſcheinung, rückwärts ſchauend, unverändert feſt; ſie kehrte der jüngeren Zeit den Rükken, um die ideale Geſtalt, die ſie jener Heldenwelt abgewonnen, höchſtens in den Reiz der gebildeteren Sprache ſpäterer Zeiten zu kleiden, das Einzige, was ſie der fortſchreitenden Zeit überhaupt abnahm und wobei ſie ſich gleichwohl nicht ſo weit wagte, den Dialekt der urſprünglichen Ueberlieferung mit dem attiſchen zu vertauſchen. Genau ſo entkleidete die bildende Kunſt die Heroen der alten Zeit allmählig ihrer Rüſtungen und Gewande, bis ſie, unterſtützt von der ſeit Orſippos' Sieg in der 15. Olympiade eingeführten Sitte ungegürtet in den Wettkampf zu treten, die nackte Form ergriff, hinfort feſthielt und von der trockenen Treue und den ſtrengen Umriſſen zur ideellen Wahrheit und jenen milderen Contouren überführte, die nicht blos den Sinnen Beſchäftigung geben.

Ganz anders entwickelte ſich das deutſche Epos. Wir fanden, daß auch hier eine einzige ungeheure Begebenheit den Mittelpunkt bildete; daß auch hier jene Völkerwanderung die Zeit ausmacht, in welcher der Kern des ganzen Sagenkreiſes zu ſuchen iſt. Allein welch eine Zeit iſt dies ſchon! Gleich die Hauptheldeu, jene Hermanrich, Etzel und Dietrich trennen geſchichtlich mehrere Jahrhunderte von einander! Weit entfernt, daß hier die Sitte der urſprünglichen Entſtehungszeit feſtgehalten wurde, ſo iſt auf den Grund einer ächten Heldenzeit nachher Chriſtenthum und Ritterweſen aufgetragen, Alles was im Staat, in der Kirche, in der Heimat und Fremde geſchah, Entdeckungen von Ländern, Einführungen von fremden Koſtbarkeiten, Alles und Jedes fand Eingang und ward ſo verwebt, als ob es urſprünglich dazu gehört hätte. Wo ein geſchichtlicher Name auf geſchichtlichen Stoff rathen läßt, tritt gleich vor dem näher zuſehenden Auge Alles in deſto tiefere Dunkelheit zurück; wo, wie im erſten Theile der Nibelungen, eine viel ältere Sage zu einer ſchon neueren Gattung hinzugezogen wurde, ward auch ſie dem Mittelpunkt mit dem ewig wiederkehrenden Anachronismus gleichgeſtellt, und hart an die Züge eines wilden Schlangentödters, die aus der Fremde oder aus Urzeiten herſtammten, traten die eines empfindungsvollen Ritters des 13. Jahrhunderts. Weit entfernt, daß die höfiſchen Ritter des 13. Jahrhunderts, die Tragiker des Mittelalters, die alten Sitten und Sagen feſtgehalten hätten, ſo empörten ſie ſich dagegen; und was die Sage ſelbſt angeht, ſo fing ſie gleich im Fortgang der Zeiten an, ſich mit

den Sitten derſelben auch geſchichtliche oder dichteriſche Geſtalten daraus anzueignen. Es erſcheint alſo der thüringiſche Irmenfried in den Nibelungen, und Pilgrin von Paſſau, und jener ſo eng eingeflochtene Rüdiger, von dem es nun ganz gleichgültig iſt, ob er eine geſchichtliche oder blos dichteriſche Perſönlichkeit iſt. So iſt im Herzog Ernſt von Adelheid auf Giſela, von den Ottonen auf Konrad, von Ludolf auf Ernſt übergegangen, und dies Einſchieben ſpäterer Perſonen bei der Umarbeitung älterer Gedichte ſetzt ſich im Ruther, in der Kaiſerchronik, im Wigalois, bis in noch ſpätere Zeiten fort. Nicht allein im Volksepos, auch in der Kunſtpoeſie herrſchen dieſelben Verhältniſſe. Die höfiſchen Dichter des 13ten Jahrh. gaben ihren alten Erzählungsſtoffen das Gewand der neueſten Zeit; und weit entfernt, daß dieſer Eindrang des Neuen ihrer Dichtung ſo ſchädlich geworden wäre, wie bei den Griechen, entfaltete ſie gerade ihren höheren Glanz unter ihnen, und den höchſten bei jenem Gottfried von Straßburg, der das gegenwärtige Ritterleben am unverholenſten abſchilderte. So iſts auch unter den Romanen. Je entſchiedener Arioſt ſeinem Gedichte die Farbe ſeiner Zeit gab und die Ausſicht auf das Feuerrohr und die neue Welt und was alles ſeine Zeit entdeckte und erfand, deſto beſſer ward es; je mehr Taſſo zurückblickte und hiſtoriſch verfuhr, deſto ſchlimmer war es; und er verſtand ſeinen Vortheil ſchlecht, wenn er ſich ſpäter anklagte, nicht geſchichtlich treu genug geblieben zu ſein. Jede neue Idee und Richtung, die irgend bedeutend in der Folgezeit heraustrat, und willkührlich dieſer oder jener Vertreter ſolcher Richtungen, wurde in unſer Epos im Laufe der Zeiten aufgenommen. Man ſteht nirgends feſt; von einer Zeit wird man in die andere, von einer Sitte zu einer anderen verſetzt, und die jüngſte Bearbeitung trägt in einzelnen Stellen die Farbe der jüngſten Zeit. Wo in dem griechiſchen Epos Alles Einheit iſt, iſt hier Alles zerriſſen; deshalb ward die Einheit der Nibelungen ſo wenig, die des Homer ſo hartnäckig vertheidigt. Deshalb lockte das deutſche Gedicht ſtets mehr die wiſſenſchaftliche Unterſuchungsluſt über Entſtehung, Geſtaltung und Sage, das Griechiſche befriedigte vor allem den poetiſchen Genuß. Es zieht daher den Knaben von ſelbſt an, dem die Nibelungen erſt ſpäter und wie oft gar nicht zuſagen, denn es feſſelt die Phantaſie und überzeugt von ſeinem Werthe das Gemüth, ohne erſt den Verſtand überzeugen zu müſſen. Das deutſche Epos veränderte mit der Zeit Alles, nur die Form, die die Hauptſache hätte ſein müſſen, am wenigſten oder am ſorgloſeſten. Das Nibelungenlied erhielt nicht einmal einen ſo feinen letzten Ordner, wie die Gudrun. Alles klafft von Lücken, und die Sprache

von Unebenheiten, während der letzte Bearbeiter der homerischen Gedichte vielleicht nur wenig der Feile bedurfte, aber die feinste gebrauchte um auch die letzte offene Fuge zu verbergen. Die Zusammenfassung der alten Welt in all ihrem Dichten und Treiben und das Ausschweifen der neueren Zeit, die Liebe des Orts und Vaterlands bei den Alten und die Flucht der Heimat bei unsern Ahnen, die Lebenslust Jener und unsere Beschäftigung mit dem ungewissen Künftigen, die Einheitsliebe der Alten in allen ihren Erzeugnissen der Kunst und die Mannichfaltigkeit der Neueren, die Geschlossenheit und Enge der griechischen Zustände und die Weite und Endlosigkeit der germanischen bedingt diese Unterschiede. Alles, was die Alten je in der Kunst vollbracht, ist mit dem Entwurf zugleich fertig. So stehen ihre Tempel, irgend einem Gotte geweiht, dessen Wesen ihrer Einbildungskraft faßlich war, in dem schönsten Einklang des Innern und Aeußern da, dem innern und äußern Auge mit Einem Blicke überschaubar. Allein jeder Dom des Mittelalters ward gleich im Anfange, um ihn des Unendlichen würdig zu machen, mit riesenmäßigen Anlagen begonnen, als ob er nie fertig werden sollte; was die Geistlichen mit dem Rundbogen begannen, setzte die Ritterzeit mit dem Spitzbogen fort und die industrielle Zeit plackte äußerlich ihre Buden daran. Mit dem Aeußeren Eine einzige Wirkung zu machen, war der deutschen Baukunst und Dichtkunst gleichgültig, der griechischen lag Alles hieran; die neue Architektur baute ungeheure Thürme, deren Theile dem Auge des Betrachters ganz verschwinden, die alte machte ihre Metopen und ihren Sculpturzierat in der Höhe großartiger und kühner, um ihn nicht wirkungslos für den Beschauer zu lassen. Daher macht ein Aufriß eines gothischen Gebäudes, in welchem das Auge die Schönheit und Harmonie des Entwurfs in allen Theilen leicht verfolgen kann, oft größere Wirkung als das Gebäude selbst, einem griechischen Tempel kann eben dies gerade schaden. Genau so ists mit den Epen. Endlose Verse, besonders in den Kunstepen, alle mit gleicher Kunst und Liebe behandelt aber unmöglich zu überblicken, bis man sie zerlegt; lauter vereinzelte Herrlichkeiten, selbst im Ariost; Homer dagegen eine einzige Gruppe. Ein geistreicher Auszug kann trefflich beitragen, in den Geist eines mittelteldeutschen Epos einzuführen, am Homer kann er einem den Geschmack verderben. Mit der Betrachtung der Form und des Aeußeren, was die Phantasie ergreift, hört bei den griechischen Künsten die Wirkung auf, hier fängt die der deutschen, möchte man sagen, erst an. Man muß die gothische Kirche im Innern betrachten, dort beginnt ihre Größe; und im deutschen Gedicht muß man die Ideen suchen, um Achtung davor zu

bekommen. Wer im Innern des griechischen Tempels die Erhebung sucht, die er im gothischen Dom erhält, oder in der griechischen Poesie den Reichthum an Gefühlen und Gedanken, den die neuere darbietet, der geht eben so fehl, wie wer umgekehrt vom Bau und Gedicht der Deutschen die Anregung der Einbildungskraft durch die formelle Erscheinung erwartet. Beides ist in seiner Art groß; als Kunst, die streng genommen nur mit der Form für die Phantasie sich beschäftigen soll, ist das Griechische reiner.

Wir gingen davon aus, zu zeigen, wie die historische Entstehung unsers Volksepos schon die zerrissene Gestalt desselben bedingt, die zu erklären wir nicht von zu vielen Seiten versuchen können. Wir suchten oben durch die großen Räume, die es umspannt, dieser Aufgabe näher zu rücken; jetzt aber nahmen wir die großen Zeiten, die es umspannt, zu Hülfe; auf die großen Ideen, die in allen besseren Gedichten des Mittelalters niedergelegt sind, kommen wir später beim Kunstepos der Hofdichter zurück, bei welchen diese Ideen ebenso vorherrschen, wie sie in unserm Volksepos, wie sie in jeder ächt epischen Poesie zurücktreten, und wo wir dann nach den bisherigen doppelten Erörterungen schon vorbereiteter anlangen.

3. Fränkische Zeit. Geistliche Dichtung in Oesterreich.

Noch während der ganzen Regierungszeit der fränkischen Kaiser blieb Wissenschaft und Kunst in den Händen der Geistlichen, und alle Bildung ihr ausschließlicher Besitz. Und dies dauert bis gegen Ende des 12ten Jahrhunderts, bis zu der Zeit des aufkeimenden Rittergesangs fort, wo wir noch jenen Werner, Lambrecht, Konrad begegnen, die uns als Brüder und Pfaffen bezeichnet werden. In den dichterischen Werken dieser letzteren schlägt schon der Geist des Ritterthums durch, während in den lateinischen Dichtern unter den sächsischen Kaisern noch der Rückblick auf das Heldenzeitalter unsers Volks und seiner Dichtung gestattet war, während die karolingischen deutschdichtenden Geistlichen ganz ihres Amtes gelebt und nur christliche Lehre und Mythe behandelt hatten. Ganz verschieden von den Richtungen dieser drei Gruppen ist die geistige Beschäftigung, die wir in der dazwischengelegenen Zeit der fränkischen Kaiser unter den Geistlichen vorherrschend finden. Auf das angeregte Jahrhundert der Ottonen folgte eine Zeit der Erschlaffung, wo sich die geistigen Kräfte erst wieder sammelten, die nachher den glänzenden Aufschwung der hohenstaufischen Zeiten tragen sollten. In Kunst und

Dichtung wenigſtens feierte das 11. Jahrhundert, eine Periode Ungeſchmacks, der nüchternen Verhältniſſe, der politiſchen Zerrütt beinahe gänzlich. Wo ja noch ein ausgezeichneter Mann thätig iſt, Hermannus Contractus, da iſt er entſchieden auf das Praktiſche Verſtandesmäßige gerichtet, auf ſtrenge Wiſſenſchaft, auf Geſchi Zeitrechnung, Mathematik, Aſtronomie und Mechanik. Und wo ai Grenze der Zeit noch ausnahmsweiſe in einem Kloſter der frühere ſ aushält, da iſt er auf Werke der Proſa, der Schule, der Gelehrſa gewandt. So war es in St. Gallen im Anfang des 11. Jahr derts. Es iſt eine bewundernswürdige Thätigkeit, die hier der ſ und Schüler des uns bekannten Ekkehard I., Notker III. Labeo, faltete, der, aller Wiſſenſchaften der Zeit kundig und in vier Spr bewandert, Vorſteher der St. Galler Schulen war und nach ſeinem nen Zeugniſſe (in einem Briefe an den Biſchoff Hugo II. von Si eine Menge altklaſſiſcher, bibliſcher und anderer Werke[91]) ins Deu überſetzte oder überſetzend erklärte. Er hieß von dieſer Thätigkeit ſ ſeinen Genoſſen der Deutſche; aber er brauchte die Sprache mehr zu jenen volks- und kunſtfreundlichen Zwecken, wie die Na und Ekkehard, ſondern nur zum Schulunterricht; ſeine Schriften lauter „Expoſitionen", wo lateiniſcher und deutſcher Text gemiſcht i anderlaufen zum Zwecke der gegenſeitigen Verdeutlichung. Seiner ßen Betriebſamkeit machte die Peſt 1022 ein Ende, die ihn mit an ſeiner Brüder hinwegraffte, an dem Tage, wo er ſeinen Hiob voll hatte. Sein Beiſpiel wirkte auf Fulda zurück, wo Williram, Franke, der ſeine Schule in Paris gemacht hatte und ſpäter Abt Ebersberg in Baiern wurde († 1085), ſichtbar von den St. Gallern geregt, eine ſymboliſche Auslegung des Hohen Liedes[92]) ſchrieb (vor 1(Er beklagt es ſelbſt, daß in ſeinen Tagen Gelehrſamkeit und Bil herabgeſunken ſei und gibt in dieſem Werke den lebendigen Beweis von; er iſt geſchmacklos genug, die barbariſche Miſchung latein und deutſcher Sätze und Verſe nicht wie die St. Galler zum Zweck

91) Das Nähere über Notker, der unſern Gegenſtand nicht angeht, muß m Hattemer (Denkmale des Mittelalters 2, 1 ff.) nachſehen. Von ſeinen Werken fi halten: die Pſalmen; Boethius de consol. phil.; Ariſtoteles' Organon, Kate und Hermeneutik; 2 Bücher von Marcianus Capella; und einiges Notkern ſelbſt über Rhethorik und Muſik. — Verloren ſind der Hiob; Virgils Bucolica; die ſ von Terenz; Cato's Diſtichen; Boethius de trinitate, und Anfänge der Arith Gregors Sittenlehre.

92) ed. Hoffmann. Breslau 1827.

Unterrichts, ſondern um des Schmucks und des gelehrten Prunks willen beizubehalten. Und was für die verderbte Richtung der Zeit noch bezeichnender iſt, als die Beſchaffenheit dieſes Werkes, iſt ſein Erfolg: es iſt ſchon um 1057 ins Niederländiſche überſetzt worden und iſt unter allen althochdeutſchen Werken in den meiſten Abſchriften erhalten. Der geſchmackloſen Sprachmengerei Williram's verwandt iſt die Miſchung des Reimes in die Proſa, zu der in der lateiniſchen Literatur das Beiſpiel gegeben war und der man in faſt allen Geſchichtſchreibern der fränkiſchen Zeit begegnet. Auch in deutſche Proſawerke der Zeit ſchlich ſie ſich ein; ſo in ein weltbeſchreibendes Werk aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts, das nach einem Capitel in der Encyclopädie Iſidors (den Etymologien) die Wunder der Natur beſchreibt, und von dem uns ein Bruchſtück erhalten iſt[93]). Die Reſte reiner Proſa aus dieſer Zeit ſind äußerſt ſpärlich, die Proben einer glücklicheren Redegabe bilden eine noch ſeltnere Ausnahme[94]).

Den Verfall, in den die Literatur unter den fränkiſchen Kaiſern gerieth, erklären hinlänglich die Charaktere und die Schickſale dieſer Fürſten, unter welchen Deutſchland von dem Kampfe des weltlichen und geiſtlichen Prinzips, und den politiſchen Parteien, die die alte Verfaſſung zu halten oder an ihre Stelle eine anarchiſche Ariſtokratie zu ſetzen ſtrebten, zerriſſen ward. Alles drängte ſich nach dieſem Mittelpunkte, keinem anderen Beſtreben konnten dieſe Kaiſer Raum geben, als wie ſie ſich gegen die Großen feſtſtellen, gegen die Kirche ſchützen, auf die Städte und niedere Ritterſchaft ſtützen könnten. Ruhm, Glanz, Eroberung, nichts was die Phantaſie und die Begeiſterung erregt hätte, zeigt ſich faſt in dem ganzen Jahrhundert; und der Anflug von Schwärmerei unter den Nachbarn, ſowohl bei dem Gottesfrieden in der Mitte, als bei dem erſten Kreuzzug am Ende des Jahrhunderts konnte in Deutſchland nicht eindringen. Die Kaiſer ſelbſt, von dem zweiten Konrad bis zu Heinrich V. bilden eine Reihe von praktiſchen, nur auf die Intereſſen des gewöhnlichen Lebens gerichteten Männern, die für Kunſt und höhere Geiſtesgenüſſe keinen Sinn hatten. Konrads Gattin Giſela hatte Notker's Pſalmen und ſeinen Hiob ſich abſchreiben laſſen, offenbar nur in einem religiöſen Intereſſe. Was Heinrich III. für geiſtige Intereſſen

93) Unter dem Titel Merigarto in Hoffmanns Fundgruben II, 1. 1837.

94) Darunter gehört eine geiſtliche Rede, die die Herrlichkeit der himmliſchen Gottesburg und den Jammer des Höllenreichs ſchildert. Aus einer Bamberger Handſchrift mitgetheilt von Reuß in Haupt's Zeitſchrift 3, 443.

that, der ſinnig war und durch ſein Weib mit dem Sitz der aufkeimenden Cultur verbunden, doch aber keine Jongleurs und Bouffons bei ſeiner Hochzeit dulden wollte, war durchaus vorübergehend; die übrigen Kaiſer waren ohne Bildung. Der Adel hatte die Schule, welche die großen Karl und Otto ſeinen Söhnen aufgedrungen hatten, wieder abgeſchüttelt, und verſchmähte wieder die Laienbildung, noch im Sinne der alten Heroenzeit.[95])

Die Männer der hohen Geiſtlichkeit, ein Hanno oder Albert von Bremen, fanden es vortheilhafter, ſich in einer andern Sphäre umzutreiben, als der gelehrten. Welch ein Beiſpiel ging auch von Rom aus, unter jenem Benedict IX., oder in anderer Art ſpäter unter Gregor VII., beide nur geeignet, jenes, die Zucht und das geordnete Leben in den Klöſtern aufs ſcheußlichſte zu verderben, dieſes, die mönchiſchen Gelehrten in den Kampf der weltlichen und geiſtlichen Oberhäupter hineinzureißen und eine politiſche, kirchliche, ſchriftſtelleriſche Parteiſucht und Heftigkeit zu gründen, wie ſie keine Zeit vorher kannte. Wie endlich konnte unter der Verwüſtung und Plünderung, unter dem Raub und Mord zur Zeit Heinrichs IV., während des großen Inveſtiturſtreites 1075—1122, irgend eine geiſtige Betriebſamkeit entſtehen, oder nur, wo ſie bereits beſtand, ſich erhalten? Mit Recht hat Stenzel zur Vergegenwärtigung des inneren Zuſtandes von Deutſchland in jenen ſchrecklichen Zeiten nichts Lebendigeres geben zu können geglaubt, als die Erzählung des Abts Rodulf von St. Tron von den Schickſalen ſeines Kloſters im Anfange des 12. Jahrhunderts[96]). Mit nichts anderem kann man dieſe Scenen der Anarchie, des brutalen Soldaten- und Raubweſens und der Auflöſung aller geſelligen Bande vergleichen, als mit den ähnlichen Schilderungen aus dem dreißigjährigen Kriege. Blieben auch hier und da die Klöſter eine Zuflucht- und Ruheſtätte für die Unglücklichen, die ſich während des Kampfes der Gegenkönige und der wilden Fauſtherrſchaft des Ritteradels hierhin zuſammendrängten; konnte auch dann und wann die Noth auf einzelne Geiſtliche wirken, ſich zu einer frommen Geiſtesarbeit zu faſſen, und andere, ſich in herben Parteiſchriften auszulaſſen; und mochte dann auch gerade jener Zuſammenfluß der Flüchtigen beitragen, ſolche Erzeugniſſe auszubreiten, ſo blieb dies

95) Wippo Panegyr. ad Henric. III. in Canis. lect. ant. p. 196.
totis Teutonicis vacuum vel turpe videtur,
ut doceant aliquem, nisi clericus accipiatur.

96) Stenzel, Geſchichte Deutſchlands unter den fränkiſchen Kaiſern. 1, 755 ff.

doch wesentlich auf die mönchischen Kreise beschränkt. Im großen Ganzen der Nation litt die geistige Thätigkeit eine Unterbrechung; selbst das Andenken an den älteren Volksgesang schien sich zu verlieren; für die geschichtliche und skoptische Tagesdichtung im Volke, die im 10. Jahrh. blühte und im 12. wiederkehrt, findet sich im 11. Jahrh. kaum ein Zeugniß. Denn jener selbstgewachsenen, der Geschichte und Zeit vom Volksgesang entlehnten Erzählstoffe einzelner Ereignisse bietet diese ganze Periode fast keinen; man müßte denn annehmen, daß der Herzog Ernst schon in diesen Zeiten Gegenstand des Gesangs gewesen sei, der sich aber schnell an die Geschichten der Ottonen und älterer geschichtlicher Personen anlehnte, wie flüchtend vor diesen Zeiten der Barbarei und der Prosa.

Nur zwei Gegenden an Deutschlands entgegengesetzten Grenzen blieben damals als vereinzelte Zufluchtstätten für eine Regsamkeit im Gebiete der Dichtung übrig. Die eine derselben war in Oesterreich, Steiermark und Kärnthen, wo sich eine Gruppe verwandter Seelen findet, die sich in einer verdichteten Frömmigkeit auf biblische und religiöse Dichtung warfen, von der zerrütteten Außenwelt zurückgeschreckt auf ein inneres, abgezogenes Leben. Die andere Stelle, die wir meinen, ist am Niederrhein und in Belgien, wo damals die Schulen in Lüttich, in Lobbe und Gemblours wetteiferten um den ersten Rang und die Ausländer durch die Vortrefflichkeit ihrer Lehrer anzogen. Der Gegensatz der Gesinnung und der aus ihr gefloſſenen Dichtung dieser Zeit unter den Mönchen dieser entgegengesetzten Lande könnte nicht schärfer und interessanter sein. Während sich in den südlichen Klöstern Deutschlands die Anhänger des Pabstes sammelten, waren dort in Belgien die gelehrtesten und beredtesten Vertheidiger des kaiserlichen Ansehns gegen die Anmaßungen Roms. In Köln und Lüttich fand Heinrich IV. noch vor seinem Ende in verzweifelter Lage warme Theilnahme und Hülfe; und in Flandern traten dann im 12. Jahrh. jene lateinischen Dichter der Fuchs- und Wolfsage auf, deren Einer mit einer so ungeheuren Heftigkeit gegen den römischen Stuhl eifert.

Wir betrachten zuerst die Erscheinungen im Südosten, die sich an den bisherigen Verlauf und Zustand unserer Literatur nach Zeit und Charakter am engsten anschließen.

Wir haben schon bisher beobachten können, wie die Beschäftigung der Klostergeistlichen mit der Sprache und Dichtung des deutschen Volkes sich in den obern Landen von Westen nach Osten allmählig ausbreitete. Schon das Muspilli versetzte uns, seiner Sprache nach, nach Baiern; wir sahen alsdann in Tegernsee den volksſinnigen Geist wirk-

ſam, den wir vorher in den Mönchen von St. Gallen und Reichenau gefunden hatten; Williram zog von Fulda nach Ebersberg; das Proſawerk Merigarto wie der ſpätere Phyſiologus weiſen uns nach Oeſterreich; in Bamberg tauchten vor nicht lange literariſche Proſareſte aus dem 11. Jahrh. auf. Wenn wir für die Angaben des Gedichtes von der Klage gläubig ſein wollen, ſo hatte der Biſchoff Pilgrin von Paſſau im 10. Jahrh. für alte und neue Dichtung aufmunternde Sorge getragen. Wir haben nun ferner ein Zeugniß, daß ein Jahrhundert ſpäter in Bamberg, deſſen Schule nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe in dem Leben des H. Anno[97]) um die Mitte des 11. Jahrh. an religiöſer Zucht und wiſſenſchaftlichem Eifer allen anderen in Deutſchland vorausging, der Biſchoff Gunther (1057—65) die ähnliche Rolle eines Pflegers der Dichtung, nur in einem anderen Geiſte, geſpielt habe. Als er 1065, da man den Weltuntergang erwartete, eine große Pilgerfahrt aus Volk, Adel und Geiſtlichen nach dem heiligen Grabe führte, war in ſeiner Geſellſchaft ein weiſer und gelehrter Mann, Namens Ezzo, der ein Lied von den Wundern Chriſti in deutſcher Sprache verfaßte[98]); nach einem zweiten Zeugniſſe[99]) ließ Günther eben dieſen Ezzo ein Lied machen, zu dem ein Willo (es gab einen Abt zu Michelsberg dieſes Namens, der 1085 ſtarb) die Weiſe fand, und das die Wirkung übte, daß Viele, die es hörten, in den Mönchſtand übertraten. Beide Berichte, über das Mönchwerden dieſer Hörer und über jene Wanderfahrt, ihren Grund und die Maſſe der theilnehmenden (7000) Pilger, laſſen auf den bereits emporſchießenden Geiſt der herannahenden Kreuzzüge, auf eine eifrig religiöſe Bevölkerung und eine fromm erregte Zeit hindurchblicken, aus der es von um ſo größerem Werthe ſein müßte, die Dichtungen zu beſitzen, die aus jener Stimmung hervorgegangen ſein ſollen, je dunkler uns bisher ohnehin dieſe Gegenden und Zeiten in literariſcher Beziehung

97) Aus dem 12ten Jahrh. In Surius de probatis Sanctorum historiis. Col. 1581. t. VI. p. 784.

98) So erzählt das Leben des Biſchoffs Altmann von Paſſau, aus dem 12ten Jahrh. in Pez, scriptt. rer. austr. 1, 117.

99) In Diemers deutſchen Gedichten des 11ten u. 12ten Jahrh. (Wien 1849) p. 319 beginnt die Rede von den vier Evangelien ſo:

Der guote biscoph Guntere vone Babenberch, der hiez machen ein vil guot werch,
er hiez di sine phaphen ein guot liet machen.
eines liedes si begunden, want si di buoch chunden.
Ezzo begunde scriben, Wille vant die wise.
duo er die wise duo gewan, duo ilten si sich alle munechen.

geweſen ſind. Diemer, der hier durch die Herausgabe der Vorauer Handſchrift[100]) ganz neues Licht gezündet hat, glaubt nun (nach ſeinen Mittheilungen in den Sitzungen der Wiener Akademie), daß jene beiden Gedichte Ezzo's uns wirklich in zweien Stücken dieſer Handſchrift erhalten ſeien. Denn daß jene beiden Zeugniſſe nur auf Ein und daſſelbe Lied gingen, bezweifelt Diemer mit Recht, weil auf der Pilgerfahrt zu jenem Uebertritt ins Kloſterleben nicht wohl Anlaß und Gelegenheit war; er glaubt eher, daß das Lied, das dieſe Wirkung machte, um 1063 verfaßt ſei, als Günther das Collegiatſtift St. Gangolph zu Bamberg vollendete; und er nimmt an, daß es uns in der „Schöpfung“ (p. 93 ſeines angeführten Werkes) vorliege. Dies iſt aber darum zu bezweifeln, weil dies Gedicht, nach Sprache und Schreibung, wohl früher zu ſetzen iſt und dem Anfang des 11. Jahrhunderts näher liegt, als ſeiner zweiten Hälfte. Das kleine Stück ſtellt die Schöpfung und Erlöſung, Geburt und Wiedergeburt der Menſchheit, den erſten und zweiten Adam in jenen tiefſinnigen Gegenſatz, der das geiſtige Band um das alte und neue Teſtament ſchlingt; es iſt die Arbeit eines ernſten und gehobenen Geiſtes. Durch die Vereinigung einer gewiſſen urſprünglichen Friſche in Erfaſſung und Deutung dieſer Myſterien mit einer vorſtechenden Fertigkeit in abgezogener Betrachtung ſchlägt dies Gedicht (wie auch das nächſt zu erwähnende) eine Brücke zwiſchen der religiöſen Tiefe der erſten Kirchenväter und der geiſtigen unſerer ſpäteren Myſtiker, von Auguſtin zu Eckard. Die bildlichen Vorſtellungen von der Ausſtattung der Menſchen mit den verſchiedenen Eigenſchaften und Kräften der Elemente, der Geſchöpfe und des Schöpfers ſelbſt, und die ſymboliſche Deutung der Thatſachen des alten Teſtamentes ſind nicht Eigenthum des Dichters; jene ſind aus Iſidor und aus Gottfried von Viterbo entlehnt, dieſe ſind Gemeingut aller chriſtlichen Denker und Prediger geweſen; doch aber muß man, um dies kleine Gedicht zu ſchätzen, vergleichen, was Williram mit dieſen Sinnbildereien anfing, um ſeiner Gelehrſamkeit froh zu werden, und wie ſie hier benutzt ſind, um den Kern der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre, die Einſchärfung der ſelbſtloſen Liebe zu Gott und Menſchen und die Zuverſicht zu Chriſtus daran zu knüpfen: dies ſcheint uns an ſelbſtvergeſſenem religiöſem Ernſte ſelbſt den Otfried ſo weit zu übertreffen, wie Otfried den Williram an Geſchmack übertrifft.

Können wir nun dieſe „Schöpfung“ nicht bis in Biſchoff Gunther's

100) In dem eben angeführten Werke, deſſen Einleitung wir bei der folgenden Darſtellung weſentlich verpflichtet ſind.

Zeit herabſetzen, ſo ſcheint uns dagegen kein Zweifel, daß die „vier Evangelien“ (bei Diemer p. 319), die von Anderen als das ältere „Anegenge“ bezeichnet werden, ein Werk von Ezzo ſeien. Die vorhin von uns (in Note 99) angeführte Eingangsſtelle ſcheint uns nur einen Sinn zu haben, wenn man annimmt, ſie ſei der ſchon fertigen „Rede“ vorgeſetzt worden, nachdem eben dieſe Rede (und nicht die „Schöpfung“) jene Wirkung gemacht hatte, welche in eben dieſem Eingang dem „Liede“ Ezzo's [101]) zugeſchrieben wird. Beide Gedichte ſind, wie alle in dieſen Zeiten, von der äußerſten Einfachheit der Sprache und des Satzbaus, die Reime bloße Anklänge, die Verſe ſehr entfernt von denen, die Hartmann geſchlichtet und Lachmann gerichtet haben; doch aber ſind es wirkliche Dichtungen, die offenbar ſogar der Lyrik weit näher ſind als der Proſarede. Es ſind Hymnen im ächteſten Stile, beſonders die „vier Evangelien“ durch ihren epiſchen Kern, dem ſich Gebet, Erbauung und Lehre nur anfügt. Das letztere Gedicht iſt in demſelben Geiſte geſchrieben, wie die Schöpfung und weſentlich von demſelben Inhalte. Die Rede, die der Dichter halten will, „ſind die vier Evangelien“; er will die rechte, eigentliche Schöpfung beſprechen, d. h. die Gnade (der geiſtigen Neuſchaffung), die uns in dem alten Bunde verkündet iſt, d. h. das geiſtige Verhältniß zwiſchen Schöpfung und Evangelium oder Erlöſung. Er beginnt daher mit der Schöpfung und Ausſtattung des Menſchen, wie das vorige Gedicht, mit dem Sündenfall und der Nacht, in die er die Menſchheit warf; er führt dann an den einzelnen Sternen vorüber, die zur Zeit des alten Bundes Licht warfen, zu dem Morgenſtern (Johannes dem Täufer) und der Sonne, die den Tag wiederbrachte. Chriſti Leben und Wunder werden kurz berührt: was Alles verkündet war in den Propheten und geiſtlich vorbedeutet in Abels Lamm, in Abrahams Opfer u. ſ. f., deſſen Erfüllung trat ein, als das hehre Oſterlamm geopfert ward, deſſen Tod das geiſtige Iſrael von Pharao's Joch erlöſte. Der Schluß geht dann bildreicher und kürzer als in der Schöpfung zur Lehre über: im Vertrauen auf den guten Führer den Kampf mit dem Böſen um unſer Erbtheil zu kämpfen; auf dem Meere dieſer Welt zum Himmel, unſerer Heimat, zu ſteuern, das Kreuz zur Segelſtange, den Glauben zum Segel, die guten Werke zu Segeltauen, den heiligen Geiſt zum Fahrwind. Will man auch hier vergleichend den Werth des Gedichtes ſich anſchaulich machen, ſo muß man daneben eine ſpätere Be-

101) Dieſe beiden Bezeichnungen (Rede und Lied) für einerlei Gedicht finden ſich auch in der jüngern Judith vor.

handlung desselben Gegenstandes, das „Anegenge“[102]) aus dem 12. Jahrh. lesen, wo an die Stelle des Hymnenschwungs Predigtton tritt, Controversen an die Stelle der Erbauung, wo die Beziehungen zwischen Schöpfung und Erlösung kritisch und philosophisch betrachtet, und dabei mögliche Zweifel und Irrungen geschlichtet werden.

Wenn jene beiden Dichtungen in Franken entstanden sind, so haben sie doch ihre Hauptwirkungen in Oesterreich gemacht. Es läßt sich dazu selbst ein äußerer Anlaß vermuthen: jener Altmann ist nach der Beschreibung seines Lebens, die unseres Ezzo so rühmlich gedenkt, in dessen Gesellschaft mit in der Pilgerfahrt von 1065 gewesen; er konnte diese Gedichte nach Oesterreich gebracht haben, wo sie uns erhalten sind, und er wirkte weiterhin als Bischoff von Passau (1065—91) ganz in dem Geiste, der sie durchdringt. Als der furchtbare Kampf zwischen Heinrich IV. und Gregor VII. auch diese Gegenden mit Zerrüttungen traf, die Geistlichen in den Cölibatstreitigkeiten verwilderten und sich zerwarfen, in der steirischen Fürstenfamilie Bruder mit Bruder sich entzweite, wirkte Altmann in Oesterreich, wie Erzbischoff Gebhard von Salzburg (1060—88) in Steiermark und Kärnthen, mitten in den Stürmen der Zeit als unbeugsamer Diener Roms auf eine Umgestaltung und Neubildung des kirchlichen und klösterlichen Lebens hin; es wurden Stifte und Klöster[103]) neu gegründet und andere reformirt und der strengen Ordnung der Benedictiner unterworfen, die seit Karl dem Großen so viele geistige Thätigkeit in Deutschland angeregt hatte. In diesen Gegenden blühte daher ein Nachsommer der geistlichen und geistlich-dichterischen Bildung auf, als sie im Südwesten bereits unterging. Die größere Ruhe, die seit dem Tode Gregors (1085) hier im Osten einkehrte, die Unterstützung der Babenberger und Ottokare, Leopolds des Starken in Oesterreich und Ottokars V. und VI. in Steiermark, förderten dies gehobene Leben und diesen neuen Geist. Bis tief ins 12. Jahrh. dauerten die Reformationen und Neustiftungen der Klöster fort, in welchen dann die Handschriften gefertigt und bewahrt wurden, deren Bekanntmachung uns neuerdings erst diese literarische Periode erhellt hat. Dann trat der neugewonnene Bildungstrieb in den Adel und die Höfe über, wo er sich erhielt, so lange die österreichischen Landestheile klein und getrennt, die Bevölkerung ungemischter, die äußeren Einflüsse geringer, das religiöse Bekenntniß noch ungespalten war. In

102) In Hahn's Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts. p. 1 ff. — 1840.

103) Ich zähle in der Uebersicht im Anhang von A. v. Meiller's Regesten (Wien 1850) neun solcher Stiftungen während Altmann's und Gebhard's Amtsführung, darunter sieben Benedictinerklöster.

dieſen Zeiten erkennen wir Deutſche dort Fleiſch und Geiſt von an
Geiſt und Fleiſche; und es waren dieſe Lande, wo ſich nicht allein
geiſtliche Poeſie bis ſpät ins 12. Jahrh. fortſetzte, ſondern hier die
vielleicht auch die Geiſtlichen, die ſich dann zuerſt an weltliche G
ſtände und größere epiſche Dichtungsſtoffe wagten, hier erſcheint
Minneſang in ſeinen erſten Vertretern und wahrſcheinlich auch in ſ
größten, hier wetteiferten die babenbergiſchen Fürſten mit den thü
ſchen an freigebiger Ermunterung der Kunſt, und unſere nationalen
wurden hier in die Geſtalt gebracht, in der wir ſie leſen. Was un
zunächſt beſchäftigt, iſt das weitere Verdienſt, daß hier im 11. J
der Funke deutſcher Poeſie glimmend erhalten wurde, als er faſt ü
ſonſt zu erlöſchen ſchien. Eine Reihe von Dichtungen, meiſt in öſter
ſchen Klöſtern entſtanden, ſchließt ſich in der Zeit, wie durch verwa
Geiſt und Inhalt, den beiden letztbeſprochenen Werkchen an. Die
tung und Beziehung der altteſtamentlichen Thatſachen und Verkünd
auf die Myſterien des neuen Bundes, der Gegenſtand auch Willir
iſt der eigentliche Mittelpunkt eines großen Theiles dieſer Dichtu
Das „Lob Salomons“ und die ältere „Judith“ (bei Diemer p
und 117) gehören noch ins 11. Jahrh.; das erſtere iſt ein ähn
viel minder geſchickt behandelter Hymnus; an die epiſchen Anhaltsp
(die bibliſchen Geſchichten von Salomo's Wahl und Tempelbau,
die apokryphe von einem Drachen, der alle Brunnen in Jeru
austrank, bis er, durch Salomo berauſcht, ihm ein Mittel zur Förd
ſeines Baus angab) iſt mit kurzen Worten die Deutung des König
Königin von Saba, der Dienſtmannen Salomo's angeknüpft auf
die Kirche und ihre Diener. Das Bruchſtück der älteren Judit
eine jüngere, dem 12. Jahrh. angehörige Behandlung deſſelben G
ſtandes, die dem Bibeltexte folgt (bei Diemer p. 127), ſind beid
bibliſche Geſchichtserzählung ohne Bezeichnungen. Dagegen die „B
Moſes“ (bei Diemer p. 3) reihen ſich theilweiſe durch ihren ſinnbild
Inhalt wieder jenen älteren Gedichten an. Das Werk iſt uns in d
ter Geſtalt erhalten; die jüngere Bearbeitung[104]), die die Geneſi
einen Theil des Exodus umfaßt, fällt noch vor 1122; die ältere,
mittleren Theil (die Geſchichte Joſephs) Diemer nicht hat abd
laſſen, weil er mit dem jüngeren Texte ziemlich genau zuſammenſtimm
hört noch dem 11. Jahrh. an. In ihren erſten Theilen iſt dieſe Dic
nichts als bibliſche Geſchichte, wie wir ſie für die Jugend auszu

104) In Hoffmann's Fundgruben. II, 9 ff.

pflegen, mit sehr wenigen Abschweifungen; beide Bearbeitungen erzählen schlecht und recht, die jüngere in etwas gefälligerem Vortrage; einige schwankartige Stellen, wie die von Jakob's Betrug und von Bileams Esel, sind mit humoristischer Vorliebe behandelt, bei einigen Namen werden Reimspiele versucht; sonst wagen sich beide in der Kunst der Sprache und Darstellung nicht weit; bei schwierigeren Stellen flüchtet der Dichter ins Latein. Dies tritt in dem dritten Theile ein, wo schon in dem älteren Vorauer Texte ein anderer Geist in veränderter Darstellung arbeitet. Hier schleichen sich schon apokryphe Sagen neben der Bibelerzählung ein; es sind hier einzelne Stellen aus den „vier Evangelien" entlehnt; die Einmischung lateinischer Worte, der symbolisirende Hang scheint von dort mit eingezogen zu sein; die Geschichten von Moses sind hier nur kurz erzählt; gegen Ende springt der Dichter von Josua (Jesus) plötzlich auf Christi Geburt und einen Marienhymnus über, dann eben so unvorbereitet auf Bileam; dann wird ein neuer Gegenstand, das jüngste Gericht, angekündigt, der aber nicht ausgeführt, sondern von einer Predigt ersetzt wird über das ähnliche Thema wie am Schlusse der vier Evangelien. Die sinnbildlichen Beziehungen sind in diesem Theile dem Dichter zur Hauptsache geworden; selbst der Titel, den er dem Werke zu geben scheint[105]), legt das ganze Gewicht auf diese Deutungen; es sind deren aber zu zahlreiche und zu gezwungene hereingezogen, als daß die Innigkeit in jenem Gedichte Ezzo's oder in der „Schöpfung" dabei aushalten könnte. Noch weniger gefallen die sinnbildlichen Bestandtheile des Gedichtes von dem „himmlischen Jerusalem" (bei Diemer p. 361), das eine Stelle der Offenbarung Johannes' frei bearbeitet, in seinem größeren Theile aber, wo die Kraft und mystische Bedeutung der Grundsteine des himmlischen Jerusalems ausgelegt wird, den kleineren Werken des Marbodius († 1123) folgt, der über die Kräfte der Edelsteine auch ein lateinisches Gedicht verfertigt hat.

Zu den „Büchern Moses" bildet das Leben Jesu von einer Frau Ava, die als Klausnerin in Göttweih lebte und 1127 starb, gleichsam

105) Es heißt (bei Diemer a. a. O. p. 89) gegen den Schluß hin:
Daz liet heizet diu wârheit; daz ist dem tievel sô leit,
swa er daz hôret singen oder sagen, oder dehein rede vone gote haben.
Diemer findet den Titel unpassend. Es ist aber doch dieselbe Bezeichnung, die auch in den „vier Evangelien" gebraucht ist, wo die Geschichte des alten Testaments den vorbedeuteten Erfüllungen wie der gegenwärtige Schatten der künftigen „Wahrheit" entgegengesetzt wird (p. 327), und wo diese eingetretene Erfüllung ebenso als das Verderb des Teufels geschildert wird, wie hier die Rede oder der Sang davon als seine Qual.

ein Kehrſtück. Dort ſind Geſchichten des alten Teſtaments erzählt, i
Hinweiſung auf den darin vorbedeuteten Chriſtus; hier iſt das Le
Jeſu vorgetragen, mit wohlthuender Sinnigkeit, mit weiblicher Vorli
für die gemüthvolleren Scenen (Nachtmahl, Oelberg u. a.) und mit char
teriſtiſchen Ausbrüchen des perſönlichen Gefühls bei der Kreuzigung, u
dabei wird gelegentlich auf die weiſſagenden Ereigniſſe, die Vorherſag
gen des Pſalmiſten und andre Bezeichnungen zurückgewieſen. Mit die
Ava hat dann Diemer zwei namhafte Dichter dieſer Zeiten und Geg
den, Hartmann, den Verfaſſer einer Rede vom heiligen Glauben, u
Heinrich, von dem das Gedicht von des Todes Gehügede iſt, in en
Beziehung gebracht. Er hält den erſteren für identiſch mit einem gele
ten frommthätigen Prieſter dieſes Namens († 1114), einem würdig
Genoſſen der Altmann und Gebhard, der in Paſſau zum Prieſter ge
det, während des Inveſtiturſtreits wahrſcheinlich nach St. Blaſien
flüchtet war, und dorther 1093 oder 1094 nach Göttweih berufen wu
de[106]). Er wäre dann, nach Diemer, der Bruder jenes Heinrich, u
beide die zwei Söhne, die ſich Ava am Schluſſe des Lebens Jeſu z
ſchreibt[107]). Beide macht Diemer dermaßen zum Mittelpunkte der ganz
öſterreichiſchen Dichtung dieſer Zeiten, daß er dem Verfaſſer des Glaube
auch die Bücher Moſes', den Pilatus, die dem Leben Jeſu angehängt
Stücke vom Antichriſt und jüngſten Gericht, dem Verfaſſer der Tode
mahnung aber das Anegenge, die Litanei, das Pfaffenleben und das L
der heiligen Jungfrau zuſchreibt. Wir können dieſer Vermuthung nic
anhängen, weil die ſprachliche und dichteriſche Beſchaffenheit dieſer z
ſammengeſtellten Werke zum Theil ſehr weit auseinander liegt, weil u
der „arme Hartmann," der Dichter des Glaubens, nicht den Eindru
macht, als ſei er jener Prälat, der bei Kaiſer und Pabſt in hohem A
ſehen ſtand, weil wir nicht für glaublich halten, daß der „Gott
Knecht" Heinrich, der die Litanei ſchrieb, derſelbe „arme Knecht" Heinr
ſei, der die Todesmahnung dichtete. Wir führen aber Diemer's Meinu
gern an, weil ſie mit einem Male das innige Verhältniß anſchauli
macht, das, wenn nicht zwiſchen dieſen Dichtern, doch zwiſchen all
dieſen öſterreichiſchen Dichtungen des 12. Jahrh. Statt hat. Wie es u

106) Daß der gleichzeitge Abt Hartmann in St. Lambrecht derſelbe Mann
wie Diemer will, wird mir zweifelhaft, da v. Meiller ein anderes Stiftungsjahr die
Kloſters und eine andere Lebenszeit ſeines erſten Abtes Hartmann (1073—1109) angi

107) Dizze buoch dihtôte zweier chinde muoter,
diu sageten ir disen sin; michel mandunge was under in.
der muoter wâren diu chint liep; der eine von der werlt sciet. p. 29

der perſönlichen Verwandtſchaft ſtehe, die geiſtige, literariſche, zeit- und landsgenöſſiſche Verwandtſchaft in dieſer Dichtungsfamilie iſt die größte. Wie verſchieden die kleinen Eigenheiten der Sprache, der Verſe, des Vortrags ſein mögen, im großen Ganzen ſind alle dieſe Gedichte in dem einfach-ſtrengen und trocknen Stil aller anfänglichen heiligen Kunſt gehalten, die des Schmucks entbehren kann um ihres Inhalts willen. Die meiſten dieſer Dichter ſind auch ihres Ungeſchicks geſtändig, ſie vertrauen aber alle auf die Hülfe des heiligen Geiſtes, den ſie meiſt mit demſelben Spruche (aperi labia mea) anrufen, ihre Sinne zu berichten und ihren ungelehrten Mund zu füllen. Wie dieſer Quell der Begeiſterung, wie die bibliſchen Stoffe ihnen Allen gemeinſam ſind, ſo auch die von ihnen geſchaffenen Werke: eines macht von dem anderen durch Aneignung, Nachahmung, Wiederholung den freieſten Gebrauch. Auch in den Handſchriften begegnet immer neben einem, auch noch ein anderes oder mehrere Werke aus dieſem Kreiſe. Faſt jedes einzelne hat dann eine zeitige Ueberarbeitung auf öſterreichiſchem Boden erhalten. So hängen die Vorauer Bücher Moſes' nicht allein mit der Wiener Geneſis, ſondern auch mit einer Ueberarbeitung in der Millſtätter Handſchrift zuſammen[108]). So iſt Ava's Leben Jeſu in der ſogenannten Görlitzer Evangelienharmonie überarbeitet[109]) und ihm eine Geſchichte des Täufers Johannes ungeſchickt vorangefügt. Dieſe Gegenſtände ſcheinen hier im 12. Jahrhundert die zeitgemäßeſten und beliebteſten geblieben zu ſein. In Maria Saal in Kärnthen ſind Bruchſtücke eines Lebens des Täufers Johannes vom Prieſter Adelbrecht gefunden worden, das ganz in dieſe öſterreichiſche Gruppe gehört; der Dichter führt ſich mit denſelben Worten ein[110]), die der öſterreichiſche oder ſteiriſche Prieſter Arnold von ſich gebraucht in ſeinem „Loblied auf den heiligen Geiſt" (bei Diemer p. 333), eine ſchwerfällige Arbeit etwa aus der Mitte des 12. Jahrh., zum Preiſe des heiligen Geiſtes und der ſieben Gaben, die wir ihm danken,

108) Karajans deutſche Sprachdenkmale des 12. Jahrh. Wien 1846.

109) In Hoffmann's Fundgruben 1, 127.

110) In Mone's Anzeiger Bd. 8., wo die Bruchſtücke zuſammengeſtellt ſind, heißt es p. 53.

Durch Sancti Johannis minne sô vant mit sînem sinne
unde mit des heiligen geistes gebe, dise churzliche rede
ein priester hiez Adelbreht.

und in Arnold's Loblied bei Diemer p. 356.

durch des heiligen geistes minne, sô vant disiu churzlichen wort
ein priester hiez Arnolt.

und die dem Dichter ein Anlaß werden, vielmehr ein Gedicht zum Preise der Zahl Sieben, mit Auslegung von allerhand, auch astronomischer, Gelehrsamkeit zu schreiben. Das Anegenge ferner, das wir oben erwähnt haben, kann als ein Leben Jesu betrachtet werden; es gehört diesem Kreise enge an, wie mit ihm wieder ein weiteres „Leben Jesu" verwandt ist, in dem die geschichtliche Erzählung uns wieder in anderer Weise durch Lehre, Predigt und Deutung breit gemacht wird[111]). Auf das Anegenge nimmt noch im Anfange des 13. Jahrh. Konrad von Fussesbrunnen (in Niederösterreich) Bezug, der aus apokryphen Quellen die Kindheit Jesu[112]) schon in der Breite dieser spätern Zeit, aber noch ohne Schulfarbe und poetisches Zierwerk, mehr im Geiste jener älteren Zeiten behandelte. Der Name dieses Dichters wieder bezeichnet bei Anderen, wie Hartmann's Name bei Diemer, den Vereinigungspunkt verschiedener Werkchen. Für Wackernagel ist es ausgemacht, daß die Urstende[113]) eine farblose, legendarische Erzählung von Christus Tod, Auferstehung und Himmelfahrt von Fussesbrunnen sei, für Pfeiffer, daß sie dem Konrad von Heimesfurt (in Schwaben) zugehöre, dem Verfasser eines trockenen und leeren Gedichtes von unserer Frauen Hinfahrt[114]), der dann mit Fussesbrunnen einerlei Person sein müßte. — Eine fernere Gruppe bilden die Dichtungen über den Antichrist und das jüngste Gericht. Diese Stoffe hatten sich schon früher durch ihre Anklänge an heidnische Vorstellungen dem heroischen Zeitalter empfohlen; im 12. Jahrh. gingen sie durch alle Welt in allen Sprachen, bis in die Gedichte des Pseudo-Taliesin und der wälschen Barden dieser Zeit; die Vorliebe für sie hing mit der sündbewußten Zerknirschung dieses Geschlechtes, mit der abergläubigen Erwartung des Weltuntergangs zusammen, und ebenso mit der Deutungssucht prophetischer Stellen des alten Testaments. Dem Leben Jesu der Ava sind zwei Anhänge über diese Gegenstände beigefügt. Hartmann nach einer Stelle in seinem „Glauben" (Z. 1626) hatte von dem Weltuntheile geschrieben, und diese Arbeit hat man wohl in dem Einen jener Anhänge gesucht. In dem Antichrist, der dem Leben Jesu beigefügt ist, ist die Weissagung noch sehr

111) Von Pfeiffer herausg. in Haupt's Zeitschrift 5, 17.

112) In Hahn's Ged. des 12. und 13. Jahrhunderts p. 67 ff.

113) Bei Hahn p. 103. Das Gedicht nimmt seinen Stoff aus dem apokryphen Evangelium Nicodemi, einer Schilderung von Christi Leiden, Höllenfahrt und Auferstehung, von dem sich eine noch dem 12. Jahrh. angehörende poet. Bearbeitung erhalten hat; s. darüber den Anhang zu diesem Bande.

114) In Haupt's Zeitschrift 8, 156.

allgemein gehalten; in einem anderen Gedichte des 12. Jahrhunderts über denselben Gegenstand[115]) sieht man schon, wie sich die einfachen Quellen dieser Sage in der Offenbarung und bei einzelnen Vätern allmählig epischer formten; es wird hier dem Gegenchrist oder Endchrist, dem Sohne der stolzen Babylon, schon eine Gegengeschichte, dreißig Jahre Stillleben und drei Jahre seiner pseudomessianischen Laufbahn geliehen. Ueber die Zeichen des jüngsten Gerichtes gibt es mehrere Gedichte des 12. Jahrhunderts[116]); mehr vereinzelt steht das Bruchstück einer Rede[117]), die im Gegensatz zu diesen schreckhafteren Gegenständen von der Burg des Himmelreichs eine glänzende, von gelehrten Abschweifungen nicht freie Darstellung entwirft, worin die Schilderung des seligen Lebens der Himmelsbürger dadurch naiv wird, daß der Dichter natürlich nichts anzuführen hat, als was sie dort Alles nicht haben, noch thun und treiben. Im 13. Jahrh. treten die Gedichte über die letzten Dinge mehr zur Seite; diese Stoffe wurden dem weicheren Geschlechte zu düster und hart, im 14. kehrten sie mit der Verwilderung der Zeiten wieder zurück[118]). — Dem milderen 13. Jahrh. empfahl sich mehr die fromme Beschäftigung mit der Maria, die gegen das strenge letzte Gericht ein Schutz und Gegengewicht war. Doch begann ihre dichterische Lobpreisung in Deutschland schon frühe im 12. Jahrh. Ihre Wunder, ihre Verehrung hatte schon unter Justinian angefangen, und als ihr im 7. Jahrh. Bonifaz IV. das Pantheon weihte, galt sie schon allgemein als die Fürsprecherin der Menschen und stand ihnen als solche näher, als Gott selbst. So war die jungfräuliche Pallas den Griechen die nähere Helferin, da Zeus sich nie zu unmittelbarer Hülfleistung herabließ; ihre Theilnahme aber, als Rathgeberin und Helferin für die Rüstigen und Tapferen, ist von der der Jungfrau Maria, der Trösterin gläubiger und schwacher Sünder, so eigen verschieden, wie die ganze alte Sittenlehre von der mittelalterlichen. Auch für den poetischen Cultus der Maria nun finden sich die frühesten Belege in Oesterreich, obwohl er sich sehr schnell über ganz Deutschland

115) Antichrist, in Hoffmann's Fundgr. 2, 106.

116) In den Fundgruben 2, 135 ff. und in Haupt's Zeitschr. 1, 117. Vergl. E. Sommer ebd. 3, 325.

117) Mitgetheilt in Haupt's Zeitschr. 8, 145 von Schmeller, der den Verfasser oder Schreiber des Gedichtes für einerlei Person hält mit dem Verfasser der Windberger Psalmenübersetzung vom Jahr 1178, die Graff 1839 herausgab und zu denen Schmeller (ebd. p. 120.) einen Anhang liefert.

118) Ein Antichrist aus dieser Zeit in Haupt's Zeitschr. 6, 369; ein anderer in den Fundgruben 2, 104; ein dritter zu München Cod. germ. 574. fol. 87 ff.

ausgebreitet hat. In Melk ist 1123 ein schönes, von Gleichnissen a die Jungfrau blühendes, aber doch einfaches Lied geschrieben worden [119] ihm reiht sich die in den Büchern Moses' eingeschaltete Hymne und i Sequenz an, die Diemer am Schlusse seiner Sammlung mittheilt. Au in dem Theile des „Loblieds auf die Jungfrau" (bei Diemer p. 295), i wirklich an sie gerichtet ist, sieht man, wie unsern österreichischen Dichte des 12. Jahrh. die bilderreiche Beredsamkeit zu ihrem Preise strön Auch ein, wie es scheint, episches Gedicht von unserer Frauen ist v einem Meister Heinrich hier gedichtet worden, das von Konrad v Fussesbrunnen erwähnt wird. Dieses ist uns verloren, und die ande epischen Marienleben, die wir aus dieser Zeit besitzen, führen uns sch über die österreichische Gränze hinüber. Auf sie kommen wir später zurü

Noch aber sind dies die verwandten Gruppen der Dichtungen dies Geistes und dieser Zeit nicht alle. Es lag nahe, daß neben den erzählend und sangbaren religiösen Dichtungen auch lehrhafte Stücke entstande daß sich Beichte, Litanei, Bekenntniß und Predigt ebensowohl wie i biblische Geschichte in dichterisches Gewand kleiden würden. Die Han lungen der religiösen Sage sind gerecht und fromm, die Helden si Heilige, die Erzählung von ihrem Beispiele führten graden Weges die Lehre herüber. In dieser Richtung stehen jene Hartmann und Hei rich im Mittelpunkte einer neuen Dichtergruppe. Der „arme Hartman gibt uns in seiner Rede „vom Glauben" [120]) eine umschreibende Pr digt voll Latein und Gelehrsamkeit über die Glaubensformel, wo er d Legende zur Einschärfung seiner Lehren benutzt, die überall im Geiste d vorher besprochenen Dichtungen von Uebermuth, Reichthum, Gewa that und weltlicher Ehre hinweg der Gottesfurcht und Rettung der Se zuleiten. Solche gereimte „Reden" bilden eine ganz förmliche Gattu in dieser Zeit des 12. Jahrhunderts, in der man auch gelegentlich üb den biblischen Stoff hinübergreift. Dieser Art ist die Rede des Th ringers Werner von Elmendorf [121]), die in der wiederholt an gesprochenen Absicht, den Menschen zu lehren was er zu seinen Ehr bedarf, eine Reihe nicht geistlicher sondern weltlicher Vorschriften en hält, die nicht aus der Bibel, sondern aus einer Anzahl römischer Schri steller gezogen sind, mit denen die Bibliothek des Probstes von Heilige stadt, Dietrich von Elmendorf, wohl besetzt gewesen sein muß, welc

119) Fundgruben 2, 142.
120) In Maßmann's Gedichten des 12. Jahrhunderts p. 1 ff.
121) In Haupt's Zeitschr. 4, 284.

der Dichter zu ſeiner Rede benutzte. Nicht allein aber bei dieſem weltlichgerichteten, auch bei unſeren geiſtlichen Dichtern iſt das Lehrgedicht ſogleich disciplinariſch, und hier und da ſatiriſch bitter, wie wir es ſpäter immer finden werden. Hartmann wendet ſeinen moraliſchen Eifer gegen die Ritterſchaft; er iſt ein Mann des geiſtlichen Standes, den er preiſt und rühmt; der „arme Knecht Heinrich“ dagegen, von dem das Gedicht „von des Todes Gehügede“ iſt[122]) und der ſich zu den Laien rechnet, eifert mit erklärter Bitterkeit gegen die Geiſtlichen, wiewohl er Ritter und Frauen ebenſo wenig ſchont. Sein Gedicht, das alte Kraft und neue Gewandtheit ſchön verbindet, läßt uns einen intereſſanten Blick auf den damaligen Frauenverkehr werfen. Der Dichter zürnt über den Frauenumgang der Pfaffen, über ihr üppiges Leben, aus dem die Laien Argwohn nehmen. Wenn man das Himmelreich mit herrlicher Speiſe, mit wohlgeſträhltem Barte und hochgeſchornem Haare erwerben könnte, ſo wären ſie alle heilig. Durch ihr böſes Beiſpiel verleiteten ſie die Laien, der Blinde führe den Blinden in die Grube. Nächſtdem bezüchtigt er die Frauen der herrſchenden Laſter, die einhergehen in langen Gewanden, daß der Falten Nachwurf den Staub erregt, als ob das Reich bei ihrem hoffärtigen Gange deſto beſſer ſtehe, die mit fremder Farbe auf der Wange und mit gelbem Gebände über ihren Stand wegſtreben. Unter den Reitern herrſchen die böſen Sitten, daß ſie den Armen nichts geben und in ihrer Unterhaltung nichts als buhleriſche Reden führen und ſich des Böſen rühmen, das ſie thun. Der Dichter beſinnt ſich plötzlich, daß er über dieſe Schilderung des „gemeinen Lebens“ von ſeiner Materie abgekommen iſt; er hält uns die Schrecken des Todes, der die Eitelkeiten dieſer Welt zerſtört, gegen die Herrlichkeiten des ritterlichen Lebens und Frauenverkehrs: überall blickt der Gedanke vanitatum vanitas hervor, der auch dem Pfaffen Lambrecht, dem Dichter des Alexanderliedes, die Hand führte. Bei Diemer gilt es für ſelbſtverſtanden, daß dieſer Heinrich derſelbe ſei mit dem gleichnamigen Verfaſſer einer Litanei[123]), die ſich voll Sündergrimm und Selbſtverachtung mit gleicher Strenge gegen ſich ſelbſt kehrt, wie jener Heinrich ſich gegen die Welt kehrte. Eben ſo ſchreibt Diemer demſelben Verfaſſer das Gedicht zu, dem er in ſeiner Sammlung (p. 295) den Titel „Loblied auf Maria“ gegeben hat. Der

122) Bei Maßmann a. a. O. p. 343. der Herausgeber ſetzt es vor 1163, indem er den darin erwähnten Erchenfried auf den Abt dieſes Namens von Melk bezieht, der 1136 ſtarb. Diemer bezieht ihn auf einen früheren Prieſter dieſes Namens in Göttweih.

123) In den Fundgruben 2, 215. Eine erweiterte und veränderte Recenſion in Maßmann's Gedichten des 12. Jahrhunderts p. 43 ff.

Verfasser dieses Stücks ruft aber nur im Anfang die Jungfrau um Hi
und Fürsprache an, das Ganze ist wesentlich eines Laien offene Bei
vor Gott, in der er sich von der Wiege auf aller ärgsten Sünden besch
digt. Dem Geist und Inhalt nach stimmt dies allerdings sehr gu
der Litanei, dies muß aber bei der offen getriebenen Freibeuterei in
sen Dichterkreisen nicht zur Annahme von einerlei Verfasser führen.
berührt sich diese Beichte wieder mit dem „verlornen Sohn" der M
stätter Handschrift[124]), und beide mit anderen Bruchstücken, die
für Theile eines Gedichtes von St. Pauls[125]) Bekehrung genomm
hat. Weniger unsicher als die Annahme der Identität der
den Heinriche ist die Meinung, daß das Gedicht vom Pfaffe
leben[126]) dem Verfasser der Todesmahnung angehöre. Beider Inh
so wie die Beschaffenheit der Sprache und Reime machen uns geneig
zu der Annahme, daß sie schon mehr der Zeit zuliegen, wo die ritterli
Bildung aufkommt und auf die Sitten der Geistlichen einzuwirken
ginnt. Das Gedicht vom Pfaffenleben kehrt sich ausschließlich gegen d
weltliche Leben der Geistlichen und schärft besonders den Cölibat e
Ganz deutlich sagen hier einige Stellen, wie sich die Geistlichen in d
neue gehobene Leben des Ritterstandes einmischen, wie sie Becher reich
auf weichen Polstern manches Spiel beginnen, von Minne rede
davon sie viel schreiben hören, und von dem Umgang mit wo
gethanen Weibern wohl gern die Laien ausschlössen, da sie doch keine
sich dulden sollten als Mutter oder Schwester. Der Priester ist nach d
Propheten ein Engel und soll auch englisch lieben, ihm gebührt nicht
„Gemeinheit und Höfischkeit" der Ritterschaft, sondern Keuschheit, Wo
thun, Gastlichkeit, Schirm der Wittwen und Waisen. Man beachte
wie dieser Eindrang des Frauenverkehrs und der Minne in die Dichtu
in diese Zeit fiel, wo der Cölibat in der Geistlichkeit durchdrang. Sol
der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte unter dem schlimmen B
spiele, das die Geistlichkeit hier zu geben gezwungen ward, nicht ganz
Gemeine versinken, so war es wohl nöthig und ein wahrer Segen,
gerade jetzt die Ritterschaft den Frauen eine übertriebene Huldigu
brachte und die Marienverehrung dem Geschlechte eine neue Heiligkeit li

124) In Karajans d. Sprachdenkmalen p. 45 ff. Sie enthalten noch mehrere k
Stücke aus diesen Zeiten und Oertlichkeiten, wie die lehrhafte Rede vom Recht und
allegorische Stück die Hochzeit, beide geistlichen Inhalts.

125) Eines in Haupt's Zeitschr. 3, 518. Das Andere bei Karajan a. a. O.

126) Altdeutsche Blätter 1836. 1, 3.

Und sobald dies geschehen war, so sieht man auch leicht, warum die Geistlichen dann nicht länger die Dichtung in Händen behalten konnten: Minnelieder und britische Liebesromane von Geistlichen bearbeitet zu lesen, die keinen Umgang mit Frauen kennen sollten, wäre doch ein allzugroßes Aergerniß gewesen. Noch im 13. Jahrhundert begegnet diese Gattung poetischer Reden, in den Zeiten, als man sich über die Sündhaftigkeit des weltlichen Rittergesanges Zweifel zu machen begann, und als die Dichter weltlicher Mähren in späteren Jahren zu der sühnenden Legende griffen. Von einem solchen Dichter des 13. Jahrhunderts, der sich seines früheren Weltsinnes abgethan, und der in dem Sinne entschlossener Weltverachtung von den Freuden dieses Lebens wegweist zu dem Glück dort oben, wo tausend Jahre wie Ein Tag sind, ist die Warnung[127]), eine längere Rede, die so, wie die reuigen Legendendichter des 13. Jahrhunderts vor den epischen Rittergedichten warnen, gelegentlich einen strafenden Blick auf den Minnegesang von Sonnenschein, Sommerfreude, Blume und Nachtigallen wirft, in denen man das Werk lobt, aber des Werkmeisters nicht gedenkt.

Bis hierhin haben wir uns fast jeder Erwähnung von Dichtungen enthalten, die ganz außer diesen östlichen Kreis von Oesterreich fallen. Es haben aber diese Dichtungen selbst zum großen Theile sehr bald den Weg über die Grenze gefunden. Viele derselben erscheinen noch im 12. Jahrh. im Westen, am Rhein, überarbeitet wieder; so einzelne Theile der Vorauer und Millstätter Handschriften, Hartmanns Glauben, Heinrichs Litanei; und zwei größere Werke, die wir erst später kennen lernen, wie die Kaiserchronik und das Alexanderlied tauchen in West und Ost fast zugleich auf. Diemer erklärt sich dies daher, daß viele österreichische Geistliche der päbstlichen Partei vor den Verfolgungen während des Investiturstreits in westlichen Klöstern, nach ausdrücklichen Zeugnissen besonders in St. Blasien, Schutz suchten und fanden, und die dichterischen Erzeugnisse ihres Vaterlandes dorthin mitbrachten. Dies könnte allerdings eine solche Verpflanzung der österreichischen Dichtungen erklären. Wie mancher süddeutsche Geistliche mag auch aus diesen Klöstern, wie jener Anno (der spätere Erzbischof von Köln) aus der Stelle eines Vorstehers der Bamberger Schule, nach Nord- und Westdeutschland übergewandert sein! Außer allem dem fehlt es aber auch nicht an den Anzeigen, daß der gleiche fromme Trieb, der diese Werke im Osten gestaltete, doch auch an anderen Orten unter den Geistlichen selbstthätig fortwirkte, was dann die Nach-

127) Gedruckt in Haupts Zeitschrift f. d. Alterth. 1, 438.

frage nach den österreichischen Dichtungen im Westen Deutschlands auch ohne jene persönlichen Berührungen begreiflich machen würde. Besonders scheint eine solche Thätigkeit sich in dem gerade entgegengesetzten Raume Deutschlands, am Niederrheine, geregt zu haben. So haben wir oben gesehen, daß sich die Niederlande den Williram schon im 11. Jahrhundert aneigneten. So sind unlängst Bruchstücke einer Evangelienharmonie oder eines Lebens Jesu, wahrscheinlich von niederrheinischem Ursprung, in Friedberg gefunden worden[128]), die an Alter wohl dem Gedichte der Ava gleich sind. So ist man über das höhere Alter und die größere Aechtheit der rheinischen und österreichischen Handschriften der Litanei, des Glaubens, der Kaiserchronik, des Alexander, und über die ursprüngliche Herkunft dieser Gedichte noch keineswegs einig. So stellen sich den lehrhaften Reden der Hartmann und Heinrich ungefähr gleichzeitig die des Wernher vom Niederrhein gegenüber, den wir unten noch als Legendendichter werden kennen lernen; darunter Eine[129]) von der „Girheide," die ganz in dem Sinne des armen Hartmann das weltliche Treiben bekämpft, und selbst die geistliche Buße am Ende eines habgierigen Lebens verwirft, wie sie Geschichte und Sage, Wirklichkeit und Dichtung, den Friedrich I. und Alexander in diesen Zeiten beilegt. So werden wir weiter unten sehen, daß sich eine Reihe oberdeutscher Legenden eine selbständige Reihe von niederdeutschen im 12. Jahrhundert entgegenstellt, und den ersten Minnesängern, die in Oesterreich erscheinen, treten Andere am Mittel- und Niederrheine zur Seite. Dem Uebergewichte der südöstlichen Leistungen im 11. und im Anfang des 12. Jahrhunderts folgte ein Gleichgewicht zwischen ihnen und den niederrheinischen Bestrebungen, bis dann gegen das 13. Jahrh. hin das Uebergewicht unter den Einflüssen aus Flandern, Frankreich und England auf diese Seite herüber tritt. Ehe aber diese Einflüsse beginnen konnten, mußten schon die Kreuzzüge und ihre Wirkungen auf den äußeren und inneren Verkehr der Völker vorausgegangen sein. Diese Wirkungen entdeckt man auch schon in den Behandlungen der Thiersage, wie sie sich in den lateinischen und vulgaren Dichtungen jener flandrischen Geistlichen des 12. Jahrhunderts darstellt, die sich, nach unserer obigen Aeußerung, der frommen Dichtung der Oesterreicher in einem scharfen Gegensatze gegenüberstellen.

128) Von Weigand mitgetheilt in Haupts Zeitschr. 7, 442. u. 8, 258.
129) Wernher vom Niederrhein, ed. W. Grimm. p. 33.

4. Reinhart Fuchs.

Dieſe Dichter der Thierſage gehen uns eigentlich aus dem doppelten Grunde nichts an, weil ſie nicht auf deutſchem Gebiete und nicht in deutſcher Sprache dichteten. Wir müſſen aber an dieſer Stelle aus dem doppelten Gegengrunde darauf eingehen, weil die Thierſage, dieſe merkwürdige Erſcheinung, der wir die trefflichſten Dichtungen des Mittelalters danken, unter deutſchen Stämmen entſtand und in ihren erſten Keimen gewiß zu Zeiten zurückführt, wo unſere Väter noch nicht in entfremdete Völkerſchaften zertheilt waren; und weil ſie nach Deutſchland nach der Zeit ihrer Vollendung zurückkehrte, ſo daß wir die ganze Geſtaltung der Sage nur unvollkommen erkennen würden, wenn wir nicht auch jede fremde Bearbeitung derſelben in den Kreis unſerer Betrachtung zögen; und dann, weil der Reinardus, das lateiniſche Gedicht eines Flanderers aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, der grelle Vertreter jenes Gegenſatzes einer polemiſchen Dichtung im weltlich-ſtaatlichen Intereſſe gegen die päbſtlichen Anmaßungen und die Ueberhebungen des kirchlichen Lebens iſt. Die Bedeutung der Sache wird entſchuldigen, wenn wir umfaſſend, aber ſo kurz als thunlich, dem Gange, den dieſer Zweig der Volksdichtung genommen, zu folgen ſuchen, und daher, wie bei dem heroiſchen Epos in verſchiedenen Perioden ſeine verſchiedenen Umwandlungen einer getrennten Betrachtung unterwerfen.

Erſt in unſeren Tagen iſt dieſe geſchichtliche Betrachtung des Thierepos möglich geworden, nachdem die älteren lateiniſchen Bearbeitungen durch Grimm und Mone, die franzöſiſchen durch Méon, die altholländiſche durch Grimm und Willems bekannt gemacht wurden[130]). Was man bisher über dieſe merkwürdige Dichtung geſagt hat, die einzige des früheren Mittelalters, die eine fortdauernde Theilnahme zu allen Zeiten gefunden hat, weil ſie nicht die eigenthümlichen Zuſtände jener Zeit aus dem engen Geſichtspunkte eines einzelnen Standes von halber Bildung nur halb verſtändlich überliefert, ſondern die allgemeinſten menſchlichen Verhältniſſe in ſtets gültiger Betrachtungsweiſe auffaßt, ging ſelten über

130) Reinardus Vulpes, ed. Mone. Stuttg. u. Tübingen 1832. Le Roman du Renart, ed. Méon. Paris 1826. Reinhart Fuchs. Von Jacob Grimm. Berlin 1834. Reinaert de Vos. ed. J. F. Willems. 1836. Dazu kann man noch die neue Auflage der Lübecker Ausgabe des niederſächſiſchen Reineke von Hoffmann von Fallersleben (Breslau 1834) nehmen, ſo hat man alles Material zuſammen.

das Literariſche und über die Perſönlichkeiten der Dichter hinaus. Nu aber hat Jacob Grimm, indem er mit der Nachleſe oder der ſaubere Ausgabe der kleineren auf die Thierſage bezüglichen Stücke ſeine Abhand lung über das geſchichtliche Verhältniß, die Fortbildung, den Urſprun und das Weſen der Thierſage geliefert, eine ganz andere Bahn gebroche und ein Feld ganz neuer Betrachtung geöffnet. Da der Fleiß der For ſcher um dieſe Gegenſtände fortwährend beſchäftigt iſt, und, wie Willem ſagt, die Fuchsjagd noch lange nicht zu Ende ſcheint, ſo werden wir hie zuweilen die Form des geſchichtlichen Vortrags mit einem kritiſchen tau ſchen müſſen, indem wir den Anſichten jener Männer folgend unſer eigenen zu entwickeln trachten, deren Selbſtändigkeit wir übrigens nur i der geſchichtlichen Betrachtung ſuchen. Zugleich müſſen wir in Bezu auf das eigentliche Literariſche auf J. Grimms Abhandlung verweiſen, da wir dies überall vorausſetzen.

Grimm geht von der einfachen Bemerkung aus, daß die Quelle der Thierfabel in der Betrachtung der mannichfaltigen menſchenähnlichen Triebe, der Fähigkeiten, Eigenſchaften und Leidenſchaften der Thiere liegt, die dem Menſchen der urſprünglichen Geſellſchaft bedeutend genug ſein mußten, um ein engeres und vertraulicheres Band zwiſchen Menſch und Thier zu ſchlingen. Blieben zwar in der Wirklichkeit immer Grenzen geſteckt, „ſo überſchritt und verſchmolz ſie doch die ganze Unſchuld der phantaſievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abſtands wenig fühlend, Thiere beinahe für ſeines Gleichen anſieht und als ſolche behandelt, ſo faßt auch das Alterthum ihren Unterſchied von den Menſchen ganz anders, als die ſpätere Zeit.“ Es glaubt alſo an Verwandlungen der Thiere in Menſchen, der Menſchen in Thiere, an übernatürliche Kräfte und übermenſchliches Wiſſen der Thierwelt; es leiht ihr Kenntniß des Schickſals der Menſchen, und eigene oder menſchliche Sprache. „Wo aber ſolche und ähnliche Vorſtellungen (und ſie ſcheinen bei Völkern auf halber Bildungsſtufe am ſtärkſten und lebhafteſten) in dem Gemüthe des Menſchen wurzeln, da wird er gern dem Leben der Thiere einen breitern Spielraum, einen tieferen Hintergrund geſtatten, und die Brücke ſchlagen, über welche ſie in das Gebiet menſchlicher Handlungen und Ereigniſſe eingelaſſen werden können.“ Demnach gründet ſich die Thierfabel „auf den ſicheren und dauerhaften Boden jedweder epiſchen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Ueberlieferung;“ ſie ſteht, wie alles Epos, in ſtetem Wachsthum und ſchmiegt ſich den veränderten Zeiten verändert an. Echte Thierfabeln zu erſinnen, hält Grimm daher für widerſtrebend; alle Verſuche ſcheiterten, „weil das Ge-

lingen gebunden ſei an einen unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen ſein muß, ihn zu weihen und zu feſtigen."

Aber hier müſſen wir bei dieſer Zuſammenfaſſung von Thierſage und Thierfabel ſogleich ſtille ſtehen. Die beiden Grimm ſind es hauptſächlich, welche in Deutſchland auf den Unterſchied von Volks- und Kunſtpoeſie aufmerkſam gemacht, welche es bei uns dahin gebracht haben daß an der volksmäßigen, allmähligen Entſtehung unſerer großen Epen, ſo wie der der Griechen, kaum ein Zweifel übrig bleiben darf; ſie haben der Geſchichte der Dichtkunſt dadurch eine Geſtalt gegeben, welche ſie bei uns wohl nie wieder verlieren wird, welche die Franzoſen aber ſchon ſchwerer, die Engländer noch weniger, Italiener und Spanier aber gar nicht annehmen werden. Dies hat ſeine deutlich nachweisbaren Urſachen, es hat ſeine Erklärung und Entſchuldigung in ſich. Die Volksmäßigkeit der Dichtung der verſchiedenen Nationen hat Grade der Völligkeit oder Mangelhaftigkeit je nach der Geſchichte, der Bildung und namentlich nach der Stellung der untern Volksclaſſen in den Völkern. Darüber Beobachtungen zu ſammeln, wäre vor Allem Noth geweſen, ehe man in vager Unbeſtimmtheit Alles Volkspoeſie genannt hätte, was in irgend Einem Zuge nur etwas Volksmäßiges verräth. Bei unſeren deutſchen Forſchern nun iſt die Vorliebe für alle Volksdichtung zu einer Höhe getrieben, auf die zu folgen ſchon der rein nationale Sinn dieſer Männer gehört, der dieſe Eine Richtung vielleicht mit zu viel Verachtung der entgegenſtehenden ergriff. Sie haben nicht allein Volkslieder und Epen für ſehr werthvoll gehalten, über die mancher Andere anders urtheilen möchte; ſie haben aber auch Volksdichtung oft genannt, was doch nur ſehr uneigentlich ſo genannt werden kann. So hat denn auch Grimm hier in der Thierfabel (und dies mit Recht) volksmäßige Dichtung geſehen, und er denkt Thierfabel, Thierſage, Thierepos, Thiermährchen auf einerlei Stamm gewurzelt.

Ein Stamm mag auch das Alles in der That getragen haben, und es wird eben der ſein, der vorhin bezeichnet wurde. Wenn aber das Thierepos und die Thierfabel in Einer Folge als Blüte und Frucht eines einzigen ungeimpften Zweiges dieſes Stammes angeſehen werden ſoll, ſo wiſſen wir dieſer Anſicht nicht zu folgen. Die Thierfabel iſt von dem Charakter des Thierepos, da wo dieſes am reinſten iſt, grundverſchieden; und nichts iſt vielleicht hier beweiſender, als das Gefühl jedes Unbefangenen, dem beim erſten Leſen unſeres Reineke die äſopiſchen Fabeln, die dort in den zweiten Theil Eingang fanden, aufs unangenehmſte läſtig,

wenigſtens als etwas Fremdes beſchwerlich fallen werden. Die T
fabel iſt einzig und allein im alten Orient ein einheimiſches Erzeu
nirgends ſonſt iſt ſie wieder original erſchienen, und das was in De
land original in der Thierſage iſt, iſt keine Thierfabel. Sie ma
erſten Anfänge ſchon in den Zeiten gehabt haben, als die Menſchen
ſich der Kluft zwiſchen Thier und Menſch bewußt wurden. Der
Eindruck, den ein ſolches Beſinnen in den Menſchen hervorrufen m
konnte kein anderer ſein, als der der Erkenntlichkeit für Hülfeleiſtun
Belehrung, die er von dem Thiere empfangen hatte, denn in dieſen S
hungen lernte er eben die Thiere, die ſich an ihn anſchloſſen, und
welche dieſe befeindeten, d. h. eben jene welche faſt ausſchließlich i
Thierſage auftreten, zuerſt kennen, er lernte Kriegs- und Hausl
Geſelligkeit und Regeln der Geſelligkeit von dem Thiere. Es gibt
denkbares älteres Verhältniß zwiſchen Thier und Menſch als dies. T
ſind vielleicht überall die älteſten Sprichwörter jene, welche Zuſtänd
Eigenſchaften der Thiere auf menſchliche anwenden, wo dann gleich
bar iſt, wie ſich das Lehrhafte an die Beobachtung der Thierwelt kn
Durch jederlei Geſtaltung der Thierſage von der erſten zur letzten iſ
faſt allein durchgedrungen, daß die geſelligen Verhältniſſe und T
den oder Laſter ihren Mittelpunkt bilden. Wenn der Verſuch in den
Romanorum, chriſtliche Moral daraus zu ziehen, ſo ſehr geſcheite
ſo liegt eben hier die Urſache am Tage. Wenn die Tugenden der T
überhaupt weniger Rollen darin ſpielen, als die Laſter, ſo liegt das
darin, daß der Friedensſtand überall in der Geſellſchaft voraus
wird und nur deren Störung Anlaß zu Erzählung oder Belehrung
und in dieſem Sinne konnten auch die Tugenden der Freundſchaft
Einigkeit und ähnliche Eingang finden. Dagegen hat man es ve
den, dem Thiere in Fabel oder Erzählung Tugenden der edleren M
heit, Frömmigkeit, Aufopferung beizulegen, weil das zur Blasp
oder zur [redacted]lichkeit werden mußte. Ja das Thierepos ſcheint hier
einen Schritt weiter gegangen zu ſein und ganz eigentlich die thie
Natur des Menſchen zu ſeiner Sphäre zu machen und alles Höh
bende in demſelben grundſätzlich zu verſpotten. Faßte nun der M
jenen erſten Bezug zwiſchen ſich und dem Thiere, ſo mußte die L
allerdings das Urſprüngliche in der Fabel, und die Fabel das Urſp
liche in der Thierſage werden. Die friedliche Fabel blickt auf den
lichen Urſtand der Menſchheit zurück, das kriegeriſche Thierepos au
Kriegsſtand, der in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts nich
Urſprüngliche ſein kann. Zur Fabel genügte ein Nachdenken übe

Menſchen geſellige Zuſtände, das früh genug geweckt werden mußte, und eine nur allgemeine Bekanntſchaft mit den hervortretendſten Eigenſchaften der Thiere. Beides konnte der ſcharfſinnige, zu Räthſeln, Allegorien und Parabeln aus undenklichen Zeiten geneigte Orientale leicht erwerben. Und gleichwohl ſcheint es, als müſſe eine Gegend zum Entſtehen der Fabel geſucht werden und eine Zeit, die ſchon höhere Begriffe von Menſchlichkeit beſaß, als ſie der Orient im Alterthume faſt durchgängig hatte und die Heimat und das Zeitalter, das man dem Aeſop gibt, ſcheint hierzu gleich gut paſſend, ohne daß wir übrigens damit leichtſinnig ihn den Erfinder der Fabel zu nennen meinten. In irgend einer volksmäßigeren Geſtalt möchte ſie allerdings viel früher dageweſen ſein, und eine unmittelbarere Form und Entſtehung ſcheint auch die vortreffliche Fabel im Buche der Richter zu zeigen. Wer ihr aber die Geſtalt der äſopiſchen Fabel gegeben, den darf man keck für ihren Erfinder ausgeben. Dieſe Geſtalt darf man für das Anfängliche halten, denn alles frühere blieb in ſeiner Unmittelbarkeit ungeſchrieben, und die Veränderung, welche der Fabel eine ſelbſtändige Bedeutung gab, war von ſolcher Folge, daß von da an, wo die Moral zur Seele der Fabel ward, dieſe kleine Schöpfung in ſich einen Werth, eine Dauer und Feſtigkeit erhielt, der faſt keine Zeit und keinerlei Entartung etwas Bedeutendes anhaben konnte. Es wird daher Anſtoß erregen, wenn Grimm von einer geſchwächten Form, von Verdünnung der äſopiſchen Fabel ſpricht, und damit gerade jenen ſtrengen inneren Zuſammenhang, jene durchdringende und bindende Lehre meint. Er nennt dies die Fabel nach den Epimythien zuſchneiden; die Kürze nennt er den Tod der Fabel, in die Leſſing ihre Seele ſetzte; in dieſem Sinne verwirft er die Lokmanſchen Fabeln, wie die Aeſopiſchen; in dieſem Sinne ſpricht er Leſſings Fabeln das naive Element ab; das Thun ſeiner Thiere intereſſire nicht an ſich, ſondern nur durch Spannung auf die erwartete Moral. Ob dies Urtheil richtig iſt, ob Leſſings Fabeln auf die Moral ſpannen oder nur ſie erwarten laſſen, weil wir nicht anders gewöhnt ſind, ob der Mangel an Naivetät nicht ein nothwendiger Begleiter aller neuen Poeſie iſt, ob das Epigrammatiſche in Leſſings Fabeln nicht eine Eigenthümlichkeit des Verfaſſers iſt, die ſeinen Grundſätzen über die Fabel ſonſt keinen Eintrag thut, dies Alles laſſen wir dahingeſtellt. Gewiß iſt das Eine, daß der ganze Weſten den Aeſop und der ganze Oſten den Lokman als die Quelle aller Fabeln und ihre Fabeln als Muſter angeſehen hat; gewiß iſt, daß die Entfernung von der Kürze zur epiſchen erzählenden Breite in der alexandriniſch-römiſchen Welt und im Mittelalter, von Phädrus bis auf

Lafontaine und Gellert als eine Entartung, ja von den berühmteſten dieſer Erzähler ſelbſt als eine Entartung iſt angeſehen worden, und es gibt faſt keine Stimme, die nicht Leſſings Rückſchreiten zu der alten Einfalt ein Zürückgehen auf das Alte und Aechte genannt hätte. Solch einer in Jahrtauſenden feſtſtehenden Anſicht entgegenzutreten, iſt gegen alle hiſtoriſche Möglichkeit. Solch eine Anſicht, wenn ſie Irrthum ſein ſollte, müßte ein Irrthum ſein, der auf einer Wahrheit ruhte, und kann alſo nur Irrthum ſcheinen, aber nicht ſein. Der ſtrenge und trockene Vortrag iſt überall ein Kennzeichen der Urſprünglichkeit und des Alters künſtleriſcher Formen. Die Urſprünglichkeit der Fabel als Gattung aber iſt eben ſo natürlich und erweislich. Die Thierdichtung gibt nicht wie das Epos das reine Bild einer bloßen Anſchauung: zu dieſer höheren reinſten Gattung der Poeſie gehörten große und edle Gegenſtände einer Welt von Helden und Göttern. Sie gibt das allegoriſche Bild einer abgezogenen Betrachtung, und bezieht ſich auf wirkliche Verhältniſſe, die durch die freie Umgeſtaltung erſt den poetiſchen Adel erhalten. Dieſe Dichtung, in Haus und Heimat gewachſen, geht vom geſelligen Bedürfniß aus; ſie mußte in ihren Anfängen das Verhältniß von Menſch zu Menſch, das moraliſche Verhältniß gleich Berechtigter ſchildern, und mußte in ihrem Fortgang auf das Verhältniß von Stand zu Stand, das politiſche Verhältniß ungleich Geſtellter kommen, ein Fortſchritt der in der menſchlichen Entwickelung nothwendig iſt. Jenes ſchildert die Fabel; es iſt ein Verhältniß, das dem Weltlauf gegenüber nur in der Theorie erſcheint, eben wie es die lehrende Fabel darſtellt; dies andere Verhältniß aber iſt ein thatſächliches, deſſen Darſtellung nothwendig auf die epiſche, erzählende Form führen mußte. Die Fabel muß daher in ihrem Entſtehen ſelbſtändig und lehrhaft gedacht werden, als Anfang einer niedern Kunſt, einer Genredichtung, die ſich im Thierepos in freierer Lebendigkeit ausbildet. Zeiten der erſten, aufkeimenden Theilnahme des unteren Volks an der Poeſie, Z[illegible] der herrſchenden Lehrdichtung haben denn auch immer die äſopiſche Fabel wieder geſucht, und in Deutſchland iſt dies nicht allein im dreizehnten Jahrhundert ſichtbar, wo dieſelbe, nachdem ſie lange ihrem Stoffe nach Eingang in das Thierepos gefunden, nun auch ihrer Form nach ihre eigene ſelbſtändige Entwickelung beginnt und dies faſt, den erſten Spuren nach, ſeit dem welſchen Gaſte, eben dem Buche, welches gleichſam die höhere Ritterdichtung verabſchiedet; ſondern es zeigte ſich noch viel deutlicher im 18. Jahrhundert, wo die Fabel im engſten Verband mit der Lehrdichtung ſtand, und zugleich in einer Zeit der ſchöngeiſtigen Vielſeitigkeit (die nur die Nothwendigkeit dunkel empfand zu eine

alten Reinheit und Einfachheit zurückzukehren,) sich geltend machte, alle schaffenden und denkenden Köpfe beschäftigte, und zuerst unter allen Dichtungsarten jene alte klassische Einfachheit erreichte. In dem größten Wirrwarr einer aufblühenden, von Fremdem überflutheten Literatur hebt sich die äsopische Fabel aus der ärgsten Entstellung zu ihrer einstigen schmucklosen Reinheit heraus, und ehe sie diese von Lessing erhielt, war in Deutschland keinerlei Aussicht zu irgend einer klassischen Dichtung. So sehr ward damals die alte inwohnende Kraft der Fabel erprobt gefunden, daß sie unter einer Masse von werdenden Dichtungen als das einzige Werthvolle dasteht, daß sie in Breitingers Theorie als die vollkommenste Dichtungsart genannt wird. Als eine vollkommene Schöpfung, als eine Erfindung hat die Fabel von jeher die größten Köpfe gereizt: am meisten immer die, welche in der Dichtung ein verständiges Princip nicht vermissen wollen. Die größeren Dichter, wie Göthe und Schiller, hat sie als Gedicht kalt gelassen, Göthen nur einmal als historische Erscheinung angezogen. Nur solche Zeiten, welche die Dichtkunst zur Verstandessache machten, haben auch von je die Fabel begünstigt. Wäre das Epische in der Fabel ihr Ursprüngliches, so würde das gerade umgekehrt sein; das Epos seinerseits hat sich mit solchen Zeiten nie vertragen. Man kann daher nicht sagen, daß dies Lehrhafte und Verständige in der Fabel späterer Zusatz oder Zeichen von Ausartung sei. Wenn Göthe schon, seines dichterischen Genius sich bewußt, die homerische Vielheit nicht leiden mochte, wie würden Alle, die je Fabeln ersonnen und erdichteten, aufschreien, wenn sie hörten, Alles das sei gescheiterter Versuch gewesen! Gerne würden sie zugeben, ihre Versuche ständen so weit hinter Aesop zurück, als sie, die Dichter, von der Natur, von Einfachheit des Lebens, von Kunst der Beobachtung, von Schärfe der Sinne hinter dem Alterthume überhaupt zurückständen, und sie näherten sich ihm um so mehr als sie allem diesem näher kämen, allein darin würde all ihr Zugeständniß und ihre ganze Entschuldigung liegen.

Es gibt einen zweiten, ganz verschiedenen Zweig der Thiersage dagegen, der in Deutschland von uralter Zeit her bestanden haben mag, der uns oder dem Norden überhaupt ganz eigenthümlich, von aller Thierfabel aber ganz unabhängig ist. Diesen Zweig möchte man Thiermährchen nennen. Er tritt nicht allein in unserem größeren, durch Einmischung alter Fabeln entstellten Epos auf, sondern auch in besonderen unabhängig gebliebenen Mährchen; und die von Grimm mitgetheilten esthnischen und serbischen Fabeln, welche die völlige Geschiedenheit der nordischen Thiersage von der äsopischen Fabel bestätigen, sind hier von unschätz-

barem Werthe. Die innere Bedeutung der Namen der Haupthelden im deutſchen Thierepos führt auf ferne Zeiten des Urſprungs dieſer Erzählungen zurück[131]), wo noch an keinen römiſchen Einfluß zu denken iſt.; „die ganze Complication dieſer Dichtungen hat alle Zeichen erfinderiſcher Rohheit, ſinniger Einfalt, naturtreuer Beobachtung —, eine Zugabe von Wildheit iſt darin noch merkbar, die Römern und Griechen widerſtanden hätte.“ Die von Grimm bezeichneten Stücke[132]), welche durchaus keine Spur von äſopiſcher Fabel an ſich tragen, ſind eben lauter ſolche Mährchen; ihnen auch nur eine Lehre abzugewinnen, möchte oft ein großes Kunſtſtück ſein. Dieſe haben ihren Zweck in ſich ſelbſt, ſie wollen durch Stoff und Erzählung wirken. Sie haben jene epiſche Breite, die das ganze Mittelalter liebte und auch auf die Lehrfabel übertragen hat: aber ſie widerſtreben dem Charakteriſtiſchen der Fabel eben ſo ſehr, wie das Charakteriſtiſche dieſer jenen Mährchen widerſtrebt. Ein ganz allgemeines Band umſchlingt beide; wo die Fabeln in das Thierepos, das Thiermährchen, die Thierſchwänke Eingang fanden, mußten ſie bedeutend verändert werden, wenn ſie ſich natürlich einfügen ſollten. Das bei weitem vortrefflichſte Stück aus unſeren Thierepen aber, das altniederländiſche aus dem 12. Jahrhundert, iſt gerade darum ſo einzig, weil es die äſopiſche Fabel ganz ausſchließt; und ſeine Fortſetzung fällt durch nichts ſo ſehr auf und ab, als durch die Einmiſchung ſolcher Fabeln. Wenn aber Grimm auch gewiſſe Theile in den deutſchen Epen, die Aehnlichkeit mit den äſopiſchen Fabeln verrathen, nicht von dieſen hergeleitet wiſſen will; wenn er darum bei einer Annahme von früher Verpflanzung griechiſcher Fabeln in den Zeiten des Verkehrs der Gothen und anderer deutſcher Völker im byzantiniſchen Reiche ſo viele Schwierigkeiten findet; wenn er, weil mancher ſchöne Zug aus der äſopiſchen Fabel in ſolchen Entlehnungen verwiſcht ward, dieſe nicht als Entlehnungen gelten laſſen will (als ob das Mittelalter nicht in Allem, was es von dem Alterthum herübernahm, das Schöne verwiſcht hätte!); wenn er darum in allen ſolchen ähnlichen Stücken, die ſich in dem griechiſchen Fabuliſten und im deutſchen Epos blos allgemein entſprechen und nicht ſpätere, deutlichere Erborgung verrathen, eine uralte Gemeinſchaft, eine Verwandtſchaft der Sage, die ſich auf ein uraltes Band des indiſchen und deutſchen Stammes gründe, annimmt, ſo iſt es ſchwer ihm zu folgen. Abgeſehen davon, daß ſich Alles dagegen ſträubt, wenn man zwei ähnliche Sagen am

131) Grimm c. l. Einl. p. CCXCIV.
132) Ebd. p. CCLXVII. in der Note.

Ganges und an der Schelde, wenn man noch dazu so allgemein ähnliche Dinge wie den im Hitopadesa in eine Kufe mit blauer Farbe gefallenen Schakal und den im Renart gelbgefärbten Fuchs auf Eine Ursage zurückführen will, so geht man hier von Voraussetzungen aus, die gegen alle Geschichte sind. Die Ansichten von volksmäßiger Dichtung führen hier auf Uebertreibung und falsche Anwendung. Unsere deutschen Forscher haben eine neue Sprachforschung begründen helfen; überall wies sie hier die Verwandtschaft der neueren Sprachen auf eine ältere Quelle. Das war natürlich, denn Sprachen kann man wohl aufs Unkenntliche verändern, aber nie völlig ablegen. Aber Sagen! Poesien! Die Kreuzzüge haben fast jede Erinnerung an die Ottonische Zeit verlöscht; die Völkerwanderung hat in der Heimat alle großen Erinnerungen getilgt, die vor ihr lagen; und durch diese ungeheuren Verwüstungen des Alten, und noch dazu durch wer weiß wie viele Jahrtausende der Wanderungen hätte sich die Fabel vom blau- und gelbgefärbten Fuchs erhalten! Wunder genug, daß in der Sprache so Manches ausdauerte, in der beweglichen Sage können wir dies nicht annehmen. Und selbst in der Sprache scheint es, als habe man zu wenig beachtet, daß derselbe Sinn der Beobachtung derselben Gegenstände die ähnlichen Ausdrücke für den inneren Eindruck auch unabhängig habe finden können und oft wird gefunden haben. Wollte man von solchen Voraussetzungen uralter Gemeinschaft bei jeder Aehnlichkeit in der Geschichte ausgehen, dann gäbe es kein Gesetz innerer Entwickelung und jedes Volk und jeder Mensch könnte keinen Schritt thun, ohne zu entlehnen. Es ist derselbe Gedanke, wie wenn man annahm, die ähnlichen Pflanzengestalten auf den Alpen und den Cordilleren müßten von Vögeln herrühren, die unverdauten Samen vertrugen; aber dieser Gedanke war doch ein sehr unverdauter.

Was aber die Verschiedenheit des deutschen Thiermährchens und der orientalischen Thierfabel und was ihre beiderseitige Abtrennung bedingt, ist der Boden, auf welchem sie wuchsen. Der Orientale, der im Alterthum, mit Ausnahme von Juden und Persern, gar keine oder eine höchst magere Sage und Geschichte hatte, der nichts von Handeln und freier Bewegung kannte, faßte in der Thiersage, wie in Allem, das Allgemeinste und brauchte es schnell zu einem Zweck, und ihr Zweck ergab sich von selbst. Die Art, wie die Thiere in den Fabeln aufgeführt werden, forderte eine weit geringere Vertrautheit des Menschen mit dem Thiere; allein für eine so genaue oft naturgeschichtliche Kenntniß des Thiers, wie sie in den deutschen Mährchen sichtbar ist, für eine solche Beobachtung der „Heimlichkeit der Thierwelt," gehörte ein ganz anderer

Schlag Menschen. Das ganze Alterthum kennt keine Freude an der Natur, und Freude an der Natur ist ein Grund dieser Dichtungen. Das frühere Alterthum kennt nur Naturwunder, aber keine Naturgeschichte, und kein Bestreben darnach; es kennt die Art von Jagd und Jagdliebe durchaus nicht, die das ganze Mittelalter oft bis zum Unsinn steigerte. Es ist ein kecker Ausspruch von Grimm, daß ihn alter Waldgeruch aus dem deutschen Thiergedicht anwehe, aber es ist ein Ausspruch, dessen ganze Wahrheit jeder fühlen wird, der diese einfache Dichtung in einem unverdorbenen Gemüthe aufnimmt, der Sinn für Natur und Leben im Freien hat. Allein nun probe man die feinsten Sinne, ob etwas von diesem Dufte in der äsopischen Fabel liegt! Nicht die Spur! Aber ist sie darum jünger, unreiner? Vielmehr spricht eine Kindlichkeit, ein Verhältniß zwischen Thier und Mensch, aus ihr, welche die deutsche Thiersage nicht mehr erreicht, wo schon eine größere Kluft zwischen beiden Geschöpfen liegt, wo es unleidlich und oft ekelhaft wird, wenn in den französischen Thierschwänken manchmal der Mensch, aber ja nur der Bauer, mit dem Thiere in feindliche Berührung und meist zu seinem Schaden kommt. In den Fabeln ist gleichsam der Mensch noch das lernende Kind und für das lernende Kind sind sie auch jetzt noch im Gebrauche. Aber in dem deutschen Epos läßt sich der Mensch zu dem Thiere ganz fühlbar herab; in den lateinischen Sagen sieht man ordentlich den schreibenden Pfaffen, der sich freut, seinem Wolf seine mönchische Sophistik zu leihen; im französischen Renart ist das Bewußt-Menschliche der Thiere weit zu deutlich, und es forderte ein künstlerisches Rückschreiten zum Einfacheren selbst in diesem Epos, wie später in der Fabel, um dahin zu gelangen, wo, wie im Reinaert, die Thierwelt wieder reiner, ungestörter von unpassend geliehenen höheren menschlichen Eigenschaften und Zuständen erscheint. Daß sich nun das deutsche Mährchen trotz all dieser Verschiedenheit mit der äsopischen Fabel so sehr verschmolz, lag einfach darin, daß diese Fabel dem Mittelalter in einer Gestalt zugeführt ward, welche ihr strenges inneres Band schon aufgegeben, schon viel mehr die Erzählung zur Hauptsache gemacht hatte; gleichwohl konnte sie nur unter mancherlei Veränderungen zu jener Verbindung tauglich gemacht werden.

Die Freude an der Natur, welche der neueren Zeit im Gegensatz zum Alterthum eigenthümlich ist, die sich in den frühesten Gedichten des ganzen Mittelalters ausspricht, und worin übrigens das Alterthum in seinem Absinken der germanischen Natur entgegen kam, diese Freude an der Natur, am Beobachten des pflanzlichen und thierischen Lebens ist die Seele dieser Dichtungen. Das Alterthum kannte in allen seinen

Poesien, wie in seiner bildenden Kunst nur den Bezug auf Heroen und Götter; sein Blick war stets aufwärts gerichtet. Dieses niedere Gebiet der Fabel überließ die alte Welt Sklaven und Fremdlingen (so Aesop und Lokman in der Sage); Sokrates zuerst liebte sich mit ihr zu beschäftigen, der die Griechen zuerst lehrte auf Geringere als auf ihres Gleichen zu blicken. Ausnahmsweise konnte in Griechenland eine Batrachomyomachie entstehen, denn freilich, was erschuf dieses Volk auch nicht! Aber eigentliche Wurzel schlagen und zu einer so ungemein reichen Entfaltung kommen konnte die Thiersage nur da, wo ein unvertilgbarer Hang zum Stillleben und zur Naturfreude und ein Sinn für die kleineren menschlichen Verhältnisse obwaltete. Dies trifft in jeder Hinsicht auf Flandern; in den allgemeineren auf Deutschland überhaupt. Hier mag das Thierepos auch empfangen sein; groß gezogen, in die Welt geschickt und wahrscheinlich auch geboren ward es dort. Jene Gegenden haben die niedere Malerei vor allen andern Ländern gepflegt, Landschaft und Viehstücke; sie haben auch die niedere Poesie gepflegt; und man darf nur die Scenen lesen von dem verfolgten Wolfe oder Bären, oder zwischen der Katze und dem Priester, so wird man die vollkommensten und ächtesten niederländischen Gemälde vor sich glauben. Jenen höheren Sinn und Geschmack des Alterthums hat der Süden von Europa wenig abgelegt, oder erst spät; erst spät erscheinen daher poetische Thierstücke im Süden, nicht in diesem innigen Geiste und Ernste, sondern scherzhaft wie die Batrachomyomachie, welche sie auch erst erzeugte (Gatomachie u. dergl.). Ueberall ferner steht diese Art Malerei und Dichtkunst in einer Parallele mit republikanischem, mit bürgerlichem Sinne, mit Achtung der niederen Stände, mit Freiheitssinn, mit Tyrannenhaß; sie fand daher überall nur da Eingang, wo diese herrschten. Dies ist genau die Scheide der Wirkungen des Reinhart Fuchs; es ist ganz genau die Scheide der Wirkungen der Reformation. Fast wird kein Unterschied sein zwischen den Schicksalen dieses Gedichts in den einzelnen Ländern und zwischen denen der Reformation; man achte nur auf die ungeheuren Anstrengungen, die für diesen Zweig der Dichtung und für die Reformation in Frankreich durch Jahrhunderte gemacht wurden, und wie man Beides fallen ließ und die Früchte verscherzte. Hier also führt die Geschichte wieder auf eigene Ergebnisse, die aber so einfach als überraschend sind. Was Grimm (p. XVI.) über die örtliche Einschränkung des Thierepos bemerkt, wird man sehen, trifft hiergegen nicht den rechten Punkt und ist überhaupt unbestimmt. Dem Historiker aber kommt es vor Allem zu, in den Neigungen und Ideen der Nationen die Wahl

der Gegenstände ihrer geistigen Thätigkeit zu suchen, diese aus jenen zu erklären, dann ihren Wirkungen nachzuspüren und in Allem Zusammenhang und Nothwendigkeit nachzuweisen.

War nun das Thierepos auf diesem Grunde der Volksthümlichkeit entstanden, so war es natürlich in jenen Zeiten, wo ein Unterschied der Stände noch weniger fühlbar war, Allgemeingut. In jenen Zeiten mochte die Erzählung an und für sich dem Hörer oder Leser behagen und die Freude an dem räthselhaften Treiben der Thiere konnte ihm in dem bloßen Stoffe Befriedigung schaffen. Allein sobald die Stände sich bestimmter schieden, sobald nur das Mönchswesen anfing aufzukommen, und gar als es anfing auszuarten, sobald man ein ascetisches Leben überhand nehmen sah, dessen Unnatur der schlichte Sinn des Volkes empfinden mußte, sobald man in ein solch widersinniges Verrenken der menschlichen Natur Heiligkeit und Seligkeit setzte, sobald man Tugenden predigte, die man erst schuf, und daneben gar selbst die Tugenden versäumte oder ins Angesicht höhnte, welche die menschliche Gesellschaft seit Urzeiten als Gesetze anerkannte, ohne deren Aufrechthaltung der Bestand der Gesellschaft selbst eine Unmöglichkeit war, konnte es da anders kommen, als daß diese Thierdichtung, die auf der natürlicheren Seite des Menschen festhaftete, die stets der gemeinen Wirklichkeit anhing und stets mehr Ursache finden mußte, dieser sich desto enger anzuschließen, je höher die Priester- und Ritterwelt sich in ein ideales, luftiges Träumen und Treiben verlor, konnte es anders kommen, als daß sie, auch ohne daß sie es wollte, politisch, sittlich und ästhetisch einen Gegensatz gegen die höheren Stände, ihr Treiben und ihre Dichtung zu bilden anfing? Daß sie das Heilige und das Hohe herabzog, das Gemeine und den alltäglichen Weltlauf ironisch in ein heiteres Licht stellte, hier und da die Uebertreibung des Idealen verspottete, und das Schmähliche satirisch verfolgte? War auch keine Absicht, kein Bewußtsein der Art in den einzelnen Dichtern, so brachte der Stoff an sich dieses Verhältniß mit sich. Jedes bessere Volksbuch in Deutschland allegorisirt gleichsam die Zustände oder Schicksale eines Standes, einer Richtung, einer Eigenthümlichkeit der Zeit, ohne daß eine Spur von Absichtlichkeit dabei wahrzunehmen wäre. Dies eben ist es, was einem Stoffe die wahre Volksthümlichkeit giebt; man sieht hier am auffallendsten, wie sehr aus dem Ganzen hervorgegangen ein solcher Gegenstand ist. Ob nun aber dieser Gegensatz zum Bewußtsein in dem behandelnden Dichter werden sollte oder nicht, dies hing natürlich von dessen Geist und Persönlichkeit, es hing auch von der Zeit ab, in der er lebte und von dem Volke, dem er ange-

hörte. Hier muß man ſich allerdings hüten, überall angelegte und abſichtliche Allegorie zu ſuchen, allein man muß auch auf der anderen Seite das Allegoriſche, was dieſe ganze Dichtung ihrer Natur und ihrer Entſtehung nach an ſich hat, nicht verkennen; man darf ferner nicht leugnen wollen, daß nicht einzelne Bearbeiter der Sage ſich das Verhältniß dieſer Art von Poeſie und ihres Inhaltes zum Leben mehr oder minder klar gemacht hätten. Leugnet man das, indem man unklaren Gedanken über Volksdichtung nachhängt, ab, ſo ſtemmt man ſich gegen das ſchönſte Vorrecht des menſchlichen Geiſtes; und die, welche auch in dem heroiſchen Epos jede bedeutendere Einwirkung eines letzten Kunſtdichters leugnen wollten, könnten ſich eben an der Geſchichte der Thierſage, könnten ſich an dem Reinaert belehren, der in der reinſten Bewahrung der Volksmäßigkeit, nicht im Erfinden, aber im Erfaſſen der Grundform dieſer Dichtung, eine Thätigkeit des Dichters kund gibt, die faſt ſtatt eigener Schöpfung gelten kann.

Es iſt in die Augen fallend, daß in dem ganzen Kreiſe dieſer Dichtungen der Wolf in älterer Zeit die Hauptrolle ſpielt und daß er ſpäter erſt von dem Fuchs verdrängt ward, der in den älteren Gedichten zum Theil eine ſchlechte Rolle, ſogar oft die des Bevortheilten ſpielt. Wäre es auch nicht ausdrücklich geſagt, ſo würde doch aus der ganzen anfänglichen Behandlung des Wolfs, wo er mehr für ſich auftritt und nur gelegentlich mit dem Fuchs wie mit jedem anderen Thiere in Berührung kommt, ſodann aus ſeiner erſt ſpäter ſchärfer vortretenden Stellung zum Fuchs und aus dem letzten, in dem Reinaert und deſſen Fortſetzung ſtets beſtimmter werdenden Auftreten des Reinhart nicht zu verkennen ſein, daß hier wie in einer zufälligen Perſonification die Geiſtlichkeit, die große bewaffnete Ritterſchaft und die ſpäteren ritterlichen Hofleute und Rechtsgelehrten erſcheinen, wie denn der Wolf ausdrücklich erſt ſtets als Mönch, dann als großer Vaſall, und der Fuchs zuletzt als Kanzler auftritt. Nicht, daß urſprünglich in den Thierſagen dieſe Bezüge ſogleich gelegen hätten. Allein die erſte Geſtaltung eines Thierſtaates konnte doch nicht anders, als ſie mußte das Bild dazu von dem wirklichen Staate nehmen; und ſo mag es wohl ſein, was Grimm aus andern Urſachen und übrigens nach einem ausdrücklichen Zeugniß (p. LI.) behauptet, daß einſt, als noch nach einheimiſchen Rechten Könige waren, der Bär das Reich der Thiere beherrſchte, und daß erſt, nachdem das bibliſche Königthum von Karl dem Großen eingeführt ward, der habſüchtige, jähzornige, lenkſame, in anerkannter Majeſtät unthätige Löwe den Thron einnahm, der in allen Zügen jenen Königen des ernſten Epos entſpricht.

Sobald ſich nun die Sage weiter ausbildete, ſobald man Schimpfwörter aus den Namen und nach den Eigenſchaften der Thiere machte, ſobald man Ereigniſſe in der Sage mit dem wirklichen Leben verglich, ſo war es natürlich, daß man auch aus dem wirklichen Leben Züge in die Sage zurücktrug und das einmal bemerkte Abbild deſſelben im Gedicht ſtets mehr aufhellte und beſtimmter zeichnete. So bemerkt Willems, daß man in den inneren Händeln von Flandern im 13. Jahrhundert unter den Parteinamen der Blaufüße (einen Namen, den der Fuchs noch im Norden trägt) und der Iſengrimmer die Stände der Bauern und des Adels verſtand. Da ferner dieſe Sagen ſehr frühe in die Hände der Geiſtlichen geriethen, die die lateiniſchen Fabeln kannten, gelehrt, gebildet, mit alten Dichtern bekannt waren, ſo erhielten ſie gleich hier eine Geſtalt, in der es thöricht iſt, den Stoff für die Hauptſache gelten laſſen zu wollen, die vielmehr durchweg ſchon den Gebrauch zu einer unbeholfenen Satire gegen den Mönchſtand zeigt. Dieſe Sätze beſtätigt auffallend die Ecbaſis[133]), das Gedicht eines lothringiſchen Verfaſſers, das vielleicht noch aus dem 10. Jahrhundert ſtammt, das älteſte Denkmal der Thierdichtung. Es behandelt die (äſopiſche) Erzählung von dem Arzt Fuchs, der den Löwen durch des Wolfes Haut rettet, den Grund der Feindſchaft zwiſchen Wolf und Fuchs; die Hauptſache aber iſt dem geiſtlichen Dichter die ſchlecht erfundene Einkleidung, in der er wahrſcheinlich ſeine eigene Flucht aus dem Kloſter unter der Fabel eines aus dem Stall entrinnenden Kalbes „per tropologiam“ erzählt. Den Wolf als Mönch darzuſtellen, iſt, ſcheint es, ſchon den älteſten Zeiten geläufig; ſchon in dieſer Ecbaſis erſcheint er ſo und auch im Luparius[134]), der ins 11. Jahrhundert geſetzt wird, wird ihm die Krone geſchoren. Es iſt möglich, daß dieſe Vorſtellung im Anfang unter den Geiſtlichen ſelbſt harmlos gepflegt und genährt ward, allein dazu gehört ſchon eine ganz eigene Zeit. Eine ſolche Zeit mag es vor Gregor VII. gegeben haben; eine ſolche Zeit war auch das ſpätere Mittelalter, aus der die Steinbilder in dem Straßburger Münſter ſind, welche ein Todtenamt für den ſcheintodten Fuchs und einen Leichenzug darſtellen, eine Zeit, welche die tollſten und ausgelaſſenſten Späße und Verſpottung des Heiligen geſtattete. In der Zeit des gereizten Kampfes der weltlichen und geiſtlichen Macht möchte aber doch dergleichen ſchwer zu finden ſein. Wenn daher z. B. in dem byzantiniſchen Querbau des Freiburger Doms,

133) In den oft citirten lat. Ged. des 10. und 11. Jahrh.

134) Grimm. p. 410. Von Marbodius? Endlicher codd. Vindob. I, 171.

dem älteſten Theile dieſer Kirche, der in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts gebaut ward, zweimal ein Wolf in der Mönchskutte abgebildet iſt, wie er von einem Mönche (ſo weit ſich aus den rohen Figuren ſchließen läßt) leſen gelehrt wird und dabei nach einem hintenſtehenden Widder zurückblickt oder ihn faßt, ſo müſſen dieſe Bilder nicht nothwendig als ein anderer Beweis für die Duldſamkeit der Geiſtlichkeit angeſehen werden, indem die Episcopalkirchen durchaus keine Urſache hatten, die Mönche zu ſchonen. Als Mönch aber tritt in den lateiniſchen Gedichten der Wolf immer auf. Ob in dem Bruchſtück Iſengrimus, welches eine Quelle des Reinardus zu ſein ſcheint und wohl den Umfang dieſes letzteren gehabt haben mag, eine ſolche Schärfe der Satire gegen das Mönchsthum gelegen, wie im Reinardus, läßt ſich nicht ſagen, ſo lange man das Ganze nicht beſitzt; es läßt ſich indeß bezweifeln. Der Iſengrimus fällt in das erſte Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts; ſein Verfaſſer ſcheint ebenſowohl ein Geiſtlicher als der des Reinardus, jener aus Süd- dieſer aus Nordflandern. Er enthält nichts, was nicht auch der Reinardus, doch alles in viel größerer Kürze; das erſte Abenteuer dort iſt hier von 528 auf 1200 Verſe angewachſen. So wenig ſchon im Iſengrim die Sprache einfach, ſo redſelig, ſo mönchwitzig er ſchon iſt, ſo iſt doch hier der Gang der Erzählung mehr Hauptſache als dort, und einzelne Züge ſtechen gegen die Behandlung im Reinard vor, z. B. die wenigen Verſe (53 ff.), die den pulsfühlenden Arzt ganz vortrefflich ſchildern.

Dagegen iſt der Reinardus, aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, wie jener in elegiſchen lateiniſchen Verſen, ein unleidliches Gedicht. Der Titel iſt willkührlich und es ſollte billig wie jenes Iſengrimus heißen, denn dieſer iſt der alleinige Mittelpunkt des Gedichts. Ueberall erſcheint er hier als Abt, überall in der hungrigen Dürftigkeit eines Bettelmönchs, in mönchiſcher Dummheit, Unwiſſenheit und Gefräßigkeit[135]). Die Handlung, die Erzählung wird zur Nebenſache; überall ſucht der geiſtliche Verfaſſer[136]) die ältere Quelle, auf die er in einigen Stellen hinweiſt[137]), zu benutzen zu Ausfällen auf die Habſucht der Geiſtlichkeit, auf die Ordensregeln, die Synoden, das verderbte

135) Reinardus Vulpus ed. Mone I, 203. 1389. p. 115 und 203.

136) Nach Grimm lat. Ged. p. XIX. hat Lachmann den Namen des Verfaſſers, Magiſter Nivardus, entdeckt. Vgl. Willems im belgiſchen Muſeum 1842. 4. Lieferung. p. 426 f.

137) III, 1879. gavisam scriptura refert his lusibus illam.

Kloſterleben, auf Rom und ſeine geiſtliche Obergewalt (praecipue sidus celebrant, ope cujus, ubi omnes Defuerunt testes, est data Roma Petro) und ſeine Geldgier. „Ein bitterer Spott" ſagt Grimm, „iſt über den Verfall der Geiſtlichkeit ergoſſen und weder das Oberhaupt der Kirche, (perſönlich wird Eugen III. in ſeinen Verhältniſſen zu Konrad und Roger mit feindſeligen Entſtellungen angegriffen[138]) noch anderer hervorragender Biſchöffe, namentlich des Mannes, deſſen Ruhm damals Europa durchdrang, des h. Bernhards geſchont." Er meint dann weiter, die beißende, dem Stoff der Fabel an ſich fremde Satire, habe die lange Unterdrückung und Seltenheit des Werkes veranlaßt; uns dünkt, die gelehrt pfäffiſche Ausführung und die Sprache ſelbſt hätte das eben ſowohl mit ſich gebracht. Beſondere Rückſichten, meint Grimm ferner, nähere Verhältniſſe ſeines Stiftes zu benachbarten Stiftern und zu Rom könnten ihm den Mund geöffnet haben. „In jener Zeit hatte ſich ſchon unter Weltlichen und Geiſtlichen vielfach eine Partei gegen den päbſtlichen Stuhl gebildet, die ſich entweder an die Könige ſchloß oder auch ganz ſelbſtändig auftrat. Der Dichter war kein gottloſer Spötter, ſondern ein Mann, der fromme Geiſtliche ehrte, wie ſeine Lobpreiſung Walthers (Abt von Egmond) und Balduins (von Lisborn) zeigt, als deren Freund und Vertrauten er ſich darſtellt. Auch dieſes ſpricht für ſeinen geiſtlichen Stand. Und denkt man ſich ihn (die Aebte, die er lobt, ſind Benedictiner) als Benedictiner nach der alten Regel, dem die gewaltig umgreifende Neuerung der Ciſtercienſer zuwider war, ſo ſcheint ſeine Heftigkeit gegen deren Haupt, den h. Bernhardus, und den von ihm gepredigten Kreuzzug nicht unbegreiflich." Wenn man auch in den Hauptpunkten ſeiner allgemeineren Satire mit dem Dichter übereinſtimmen möchte, wenn man ſeine allzu eifrige Derbheit auch dem Zeitalter zu Gute halten wollte, wenn man ſeine Perſonalſatiren und Panegyriken auch für frei von Eingebungen der Parteiſucht halten dürfte, ſo ſcheint doch ein unſchöner Charakter vorzublicken. Sein Spott iſt oft frech, wie er ſelbſt im Mittelalter ſonſt ſelten gefunden wird. Die Scherze auf die Heiligen mögen als ächt volksmäßig hingehen, auch die Stiche auf die Kreuzfahrten mögen nicht übel angewandt ſein; aber die Ironie geht doch ſtellenweiſe etwas weit, wenn z. B. die Apoſtel einfältig geſcholten werden, weil ſie die Grundſätze einer frivolen Predigt (p. 190) nicht theilten; nirgends iſt Maaß und Schonung; in dem Ausmalen ſchlüpfriger Stellen iſt wo möglich noch weiter gegangen als in den franzöſi-

138) IV, 1217 sqq.

ſchen Thierſchwänken. Es ſteigt wohl eine Stufe zu tief, wenn hier alle Streiche, die von Fuchs und Wolf verübt werden, aus Freßſucht fließen; ganz anders ſind die Triebfedern im niederländiſchen Reinaert. Man ſollte meinen, es leuchtet aus dieſer Beredtſamkeit eine gewiſſe Schadenfreude manchmal, wenn es darauf ankommt, den Iſegrim zu plagen und zu ſchinden. Wenn ſcholaſtiſche Philoſophie, wenn Bekanntſchaft mit antiken Dichtern, wenn gewandtes Latein und einzelne Beſchreibungen einen Dichter machen, dann mag man den Verfaſſer des Reinardus vielleicht loben. Allein dieſe endlos breite Redſeligkeit, dieſes Haſchen nach Phraſen und Antitheſen, dieſe Sophiſtik, Wortſpielerei und ſchale Witzelei, dieſe ſtete Vernichtung jedes guten Gedankens durch ewige Wiederholung, dieſe gedehnten Reden, die hier zwiſchen Zwölf und Mittag liegen und jeden Gang der Handlung ſtören, dieſe gerade Ironie, welche ermüdend das Laſter fortwährend preiſt und erhebt, das Alles zu bewältigen, durch den ungeheuerſten Wortſchwall die dünnſten Thatſachen feſtzuhalten und an ihnen ſich zu vergnügen, dies iſt mehr als man ſelbſt einem Zeitgenoſſen des flandriſchen Geiſtlichen zumuthen könnte, geſchweige dem des Herausgebers. Mone hatte bei Herausgabe des Reinardus eine ältere Quelle richtig vermuthet, die mehr erzählender Natur wäre, als das Werk des 12. Jahrhunderts. Sie hat ſich im Iſengrimus gefunden. Geſchichtliche Anſpielungen auf frühere Begebenheiten leiteten dabei, und Mone hat mit dem Reinardus die Vermuthungen weiter verfolgt, die Eccard vorlängſt[139]) über die hiſtoriſchen Beziehungen der Fuchsſage ausgeſprochen. Dieſe geſchichtliche Deutung hat bei J. Grimm und Raynouard Widerſprüche, bei andern Deutſchen dagegen, ſo wie bei Willems und Anderen Beifall gefunden. Anſpielungen auf geſchichtliche Perſonen und Begebenheiten ſind in der Thierſage immer als wahrſcheinlich angenommen worden; den beſtimmten Deutungen im Einzelnen beizutreten, kann man in der Geſchichtſchreibung, wo das Sichere und Gewiſſe geſucht wird, nicht wagen, ehe entſcheidende Zeugniſſe gefunden werden. Doch zwingt die Wahrheitsliebe einzugeſtehen, daß man der hiſtoriſchen Deutung des Kerns unſerer Fuchsſage geneigter werden muß, wenn man die Bedeutung der Allegorie in den Poeſien aller rohen Zeiten genauer beachtet, und in dem erneuten hiſtoriſchen Volksliede im 14.—15., ja ſelbſt im 17. Jahrhundert die durchweg entſchiedene Neigung bemerkt, geſchichtliche Verhältniſſe

139) Franc. Or. 1729. 2, 781 sq. 797—800. Mone's Entgegnungen gegen Grimm, Raynouard und einige Stellen unſerer erſten Ausgabe ſ. Anzeiger VI, 28.

und Personen in Thierallegorien zu kleiden; wozu nun das freilich geringe Beispiel in der Ecbasis hinzukommt, die dieser Tropologie ausdrücklich geständig ist.

Schon im 12. Jahrhundert war eine hochdeutsche Bearbeitung des Reinhart Fuchs von dem Elsasser Heinrich dem Glicheser (Gleisner) bekannt, die wir vollständig nur in einer Bearbeitung des 13. Jahrhunderts kennen[140]). Vor nicht langen Jahren fand sich ein Bruchstück des alten Gedichtes[141]), das ungefähr ein Drittel der Dichtung umfaßt, und aus dessen Vergleichung sich ergab, daß der Ueberarbeiter dem Originale, das man um 1170 setzt, treu blieb und nur einige veraltete Ausdrücke tilgte. Dieser ältere Dichter hatte wieder eine französische Quelle vor sich und in Frankreich waren Erzählungen vom Fuchs und Wolf[142]) schon im Anfange des 12. Jahrhunderts so verbreitet, „daß man einem wildaussehenden Menschen spöttisch den Namen Isengrim beilegen und Jedermann im Volke die Anspielung fassen konnte." Der deutsche Reinhart Fuchs, oder wie der erste Dichter selbst es nennt, das Buch von Isengrims Noth, enthält auch außer dem Abenteuer von der Ursache der Krankheit des Löwen und von seiner Vergiftung nichts, was nicht in dem französischen Renart irgendwo wieder erschiene, und wenn es uns nicht darauf ankommt, die einzelnen Verschiedenheiten in dem Ton und Geist des Renart und Reinhart ausdrücklich hervorzuheben, so dürfen wir sagen, daß das hochdeutsche Gedicht bei etwas größerer Zucht, Naivetät und Anspruchslosigkeit und bei größerer Kürze im Allgemeinen den Stil der französischen Erzählungen hält und mit dem Renart in Eine Linie gesetzt werden kann.

Wie die kleinen Legenden oder Contes devots, so berühren sich wieder dieser deutsche Reinhart und die französischen Branchen des Renart mit dem Fabliau und Schwank. Wir wollen nicht anders als mit den allgemeinsten Winken auf diese Gattung eingehen, die erst in den Zeiten der absinkenden Ritterzeit und der Reformation ihre rechte Verbreitung und Pflege bei uns fand. Mancherlei (obwohl gegen den Reichthum der Franzosen nur weniges) existirt davon in Handschriften wie die Heidelberger 341 und die Wiener 2885; in dem Koloczaer Codex, in Laß-

140) Im Koloczaer Codex altd. Ged. Pesth 1817. Hergestellt von J. Grimm in dem oft angeführten Werke.

141) J. Grimm, Sendschreiben an K. Lachmann. 1840.

142) Siehe Raynouard im Journ. des Savans 1826. p. 339. und Grimm cap. 10.

bergs Liedersaal, und in von der Hagens Gesammtabenteuer ist hinreichender Stoff dieser Art gedruckt worden. Viele dieser Erzählungen sind Gemeingut der Welt; von der Hagen hat sich die Mühe gegeben, zu den von ihm herausgegebenen die Quellen und Bearbeitungen zu bezeichnen. Diese kleinen Stücke sind von dem verschiedensten Inhalte; es sind Tenzonen, Allegorien, Novellen- oder Romanstoffe ins Kurze gezogen, kitzliche Rechtsfälle, sophistische Probleme, Streiche der Einfalt und Schlauheit, der Schalkheit und des Betrugs, Mährchen, Lieblingsanekdoten, oft moralisch gewendet in Regeln und Satiren. In nichts sind sie muthwilliger, als wenn es über die Ehe hergeht; in nichts schelmischer, als wenn es den Mönchen und Nonnen gilt; in nichts erfinderischer, als in Schlüpfrigkeiten; und in der Kunst, diese recht behaglich auszumalen, haben selbst die hierin reichen Franzosen auch in Deutschland ihre glücklichen Nebenbuhler. Gerne heben sie die Kehrseite der Welt heraus, sie stellen das niedere, bürgerliche Leben häufiger dar, als die höheren Stände; die Ritterwelt tritt selten darin auf; man bleibt in der Heimat, in Stadt und Dorf, in Kloster und Haus, unter Menschen unseres Fleisches und Blutes; alle engeren Verhältnisse, alle Häuslichkeiten werden uns geöffnet. Statt der Unnatur der Ritterromane treffen wir hier auf gesunde Beobachtung der wirklichen Welt. Das Verdienst heiterer Erzählung und lebendigerer Darstellung theilen daher diese kleineren Gedichte mit dem Reinhart des Glicheser und den französischen Fabliaux vom Renart.

Was den französischen Renart angeht, so ist seine Verbreitung und Ausdehnung in Frankreich außerordentlich groß. Die deutschen und niederländischen Bearbeitungen lassen auf französische Quellen schließen, die nicht einmal erhalten sind, und außer den beinahe 42,000 Versen, welche der von Méon herausgegebene Roman du Renart enthält, hat der schmutzige Renart contrefait aus dem 14. Jahrhundert, der nicht darin aufgenommen ist, aber noch in zwei Handschriften existirt, einen ähnlichen Umfang. Eine solche Masse hat freilich kein anderes Land entgegenzusetzen. Doch, wollen wir Alles zusammenfassen, was in Frankreich und in deutschen Landen aus der Verbreitung der Sage auf ihre Wirkung und auf die Freude des Volks an ihr geschlossen werden darf, so müssen wir in Anschlag bringen, daß in Frankreich alle alten Dichtungen unstreitig viel besser zusammengehalten und weit nicht so viel davon verloren wurde wie in Deutschland; daß ferner die Franzosen den Renart später ganz fallen ließen, während in Deutschland der (nur in einem Dialekte erschienene) Reineke eine Verbreitung erhielt, die es be-

weiſt, daß Deutſchlands größeres Intereſſe nur ſpäter kam als F
reichs, und daß es ſich auf Eine einzige aber vortreffliche Bearbe
beſchränkte, während die Franzoſen oberflächlich und flüchtig ewig
Neuem trachteten, ſchale Wiederholungen ſchufen, und ſo zu einer
tiſchen Vollendung dieſer Dichtung nicht gelangten. So charakteriſi
dieſe Richtung der Franzoſen, daß ſie auch für die Ausgabe von Mé
ganz entſprechendes unkritiſches Verfahren an die Hand gab: aus
Handſchriften hat er ſeine 32 Branchen in willkührlicher Ordnung z
mengeſtellt, ſo daß ein einziger Faden die verſchiedenen Zweige verb
die aus ganz verſchiedenen Zeiten, in ſehr abweichendem Geſchmacke un
dem ungleichſten Werthe ſind. Indeß hat dies Verfahren in der That
ſo viel auf ſich, denn nirgends hat ſich der Renart zu einem epiſch geſ
ſenen Ganzen gebildet, außer etwa in Br. 20 bei Méon, wo ein
ſetzer des Pierres de St. Cloot, den man für den älteſten und H
bearbeiter des Renart hält, den ungefähren Inhalt des Reinaert
mit allerhand ſchlechten Abweichungen erzählt[143]). Auch dieſer D
hat wieder eine ältere Quelle[144]) vor ſich, die, wenn ſie erhalten
uns vielleicht belehren würde, daß ſie ihrerſeits aus den niederländ
entnommen ſei[145]). Doch auch dieſe etwas geſchloſſene Branche
den Charakter des Fabliau, wie alle Branchen der drei erſten Bän
Méon. Wenn Grimm (p. CXVI.) meint, die nordfranzöſiſchen
dichte ſeien der Thierſage ergiebigſte Ader, ſo mag das in einem ge
Sinne zugegeben werden; nennt er ſie aber ihre lauterſte Quelle, ſ
er zu weit. Die lauterſte Quelle würde man immer den ohnehin
Reinaert nennen müſſen, in ihm iſt alles Aechte und erweislich
nale ungetrübt. Dieſe Reinheit mag ſich auch nach der Verpfla
der Sage auf galliſchen Boden lange erhalten haben, einzelne,
ächte deutſche Thiermährchen finden ſich auch offenbar in den noch

---

143) Er beginnt mit Recht mit den Worten Vers 9649.

Perroz, qui son engin et s'art — quant il entr' oblia les plez
mist en vers fere de Renart — et le jugement qui fu fez
et d'Isengrin son chier conpere, — en la cort Noble le Lion.
lessa le miez de sa matere,

144) Vers 9659: Ce dist l'estoire es premiers vers, que etc.

145) Willems in ſeinem Reinaert de Vos. Gent 1836 hat aufmerkſam ge
daß ſchon das einmal ſtehen gebliebene Wort willecome an einer Stelle wo
Reinaert ſteht, auf Entlehnung der franzöſiſchen Branche aus dem Niederländ
hinweiſt.

tenen Branchen, allein im Ganzen sind sie nicht allein mit dem Stoffe äsopischer oder avienischer Fabeln überladen, sondern noch mehr haben sie von der Manier der Fabliaux gelitten. Sie konnten sich in Ton und Farbe den Schwänken ihrem inneren Wesen nach ungefährdet anschließen. Wir bemerkten oben, daß ein offenbarer Gegensatz gegen die Idealität und Vornehmheit des Ritterlebens und der höheren Stände sich von selbst in der Thierdichtung herausstellen mußte, und es dürfte in Deutschland wohl daher rühren, daß man sie in keinem der höfischen Dichter erwähnt findet, aber sogleich in Thomasin, der sich aus den höfischen Aventiuren so viel nicht macht. Es ist daher gleich natürlich, daß die Entstehung dieser Gedichte nach dem bürgerlichen Niederland weist, wie daß ihre reinste Gestaltung (im Reinaert) noch vor die Blüte der ritterlichen Poesie (ins 12. Jahrh.) fällt; daß man sie in Deutschland während der Ritterdichtung vernachlässigte und daß sie in Frankreich hauptsächlich erst nach der Abblüte der Ritterpoesie im Tone des burlesken Schwankes behandelt wurden. Denn dem ritterlichen Leben steht auch das Fabliau überall gegenüber, wie der ganze Schatz der kleineren Erzählungen im Mittelalter überall. Hier ist gar nichts von einer Bewußtheit, weil der Gegensatz fast lediglich ein ästhetischer war. Was nämlich gewandte Sprache, Darstellung und lebendige Auffassung angeht, so steht überall das, was in die Klasse der Fabliaux fällt, so weit über dem höfischen Epos, als die Gegenstände, welche sich dieser Zweig der niederen Kunst wählte, und die Manier, in der man sie schilderte, der Natur und der Wirklichkeit näher stand. Und diesen Vorzug theilt der Renart, wenigstens in einzelnen Branchen mit den Fabliaux; hier und dort haben die Franzosen ein anerkanntes Talent der leichten, freien, oft frivolen Erzählung bewährt, gegen das der Reinaert und Reineke andere Verdienste geltend machen müssen. Dennoch kann man behaupten, auch in diesen deutschen Gedichten herrsche, verglichen zu den deutschen Ritterepen, eine ähnliche Kunst, und jener ästhetische Gegensatz bleibt auch hier als eine Eigenthümlichkeit des Thierepos sichtbar. Durchaus finden wir in jedem Zweig dieser Dichtung, in welcher Sprache er auch behandelt sei, gegen den großen Stil der Kunst in dem Ritterepos die kleine und ausführende Manier der Niederländer. Gegen die weite und unbestimmte Bühne dort, wo man bestimmte Sitze erwarten sollte, steht hier, wo man jede Unbestimmtheit gelten lassen würde, oft die festeste Oertlichkeit; gegen bedeutungsvolle Namen dort hier ganz individuelle; gegen die schale Flachheit der Charaktere jener Helden diese scharfgezeichneten Thierindividuen (da ja, wie das Mittelalter in zahl-

loſen Sprichwörtern ausſprach, das Thier, wie die geſammte Natur, im Gegenſatz zu dem ſchwankenden Menſchen, ſeinem urſprünglich ihm angewieſenen Wege treu bleibt); dem pomphaften Weſen jener Ritterwelt gegenüber dieſe alltägliche Gemeinheit; ſtatt des hohen Kothurns der niedrige Soccus; ſtatt der träumeriſchen Sehnſucht dort das vergnüglichſte Behagen hier. Wo dort Alles Wunder und Ueberraſchung iſt, fließt hier Alles in der ebenſten Gewöhnlichkeit; je mehr Edelmuth und Selbſtruhm dort, deſto mehr Schlechtigkeit und Selbſtruhm hier; je höher dort die Idee der Kreuzzüge geſteigert ward, deſto unverſchämter und abſcheulicher verſpottet man ſie hier; dort kennt man das gemeine Bedürfniß nicht, hier dreht ſich Alles um dies Eine; dort iſt die Liebe erhaben und ätheriſch, hier iſt ſie viehiſche Unzucht; und als ob ſich Alles vereinigen wolle, gegen jenes ſo oft mühſelige Stammeln der ritterlichen Poeten, hier dieſe gelöſte Zunge, dieſe Kraft der Darſtellung, dieſe reizende Leichtigkeit, dieſe ſtets dauernde Energie, wo dort oft über der langen und langweiligen Materie die Friſche ausgeht, die Sprache ſtockt und der Reim lahmt und Lücken füllt. Und in Deutſchland, wo der Gegenſatz ſich am vollkommenſten herausſtellen ſollte, mußte ſich als Schlußſtein des ganzen Gebäudes eine Bearbeitung in einem Dialekte geltend machen, der wie eine weitere Beſonderheit gegen das Allgemeine der höheren Dichtkunſt erſcheint, ein Dialekt, der, ſo wenig er ſich ſonſt hervorgethan hatte, ſo ganz für dieſe Art der Dichtung geſchaffen ſchien, daß man die ſpäteren Umarbeitungen, ſelbſt die von Göthe, damit vergleichend, nichts wahreres ſagen kann, als was Lauremberg vor langen Zeiten ſchon darüber geſagt hat[146]).

Der franzöſiſche Renart nun zeichnet ſich, wie die franzöſiſchen Fabliaux überhaupt, in dieſer Kunſt der heiteren Darſtellung gegen die trockenen ritterlichen Epen der Trouvères gehalten noch mehr aus, als das Aehnliche gegen das Aehnliche gehalten in Deutſchland; ſie verhalten ſich aber zu der reinen Thierſage wie Lafontaine und ſeine Nachahmer zu der reinen

146) Man hefft sich twar thomartert dat boek tho bringen
in hochdütsche spraek, men ydt wil gantz nicht klingen.
Idt klappet yegen dat original tho recken,
als wenn man plecht ein stücke vul holt tho brecken,
edder schmitt einen olden pott gigen de wand;
dat maket, dewyl yuw ys unbekand
de natürlicke eigenschop dersülven rede,
welcke de angebahrne zierlichkeit bringt mede etc.

äsopischen Fabel. Wir wollen nur auf einige Punkte aufmerksam machen. In der äsopischen Fabel, wo die Erzählung so wenig Zweck ist, daß sie jede erzählte Begebenheit, sobald die Moral deutlich ist, fallen läßt ohne ihr Ende herbeizuführen, konnte Alles dienen, wenn nur der Zweck erreicht ward; Thiere, Töpfe, Pflanzen, Menschen, Götter, Alles konnte in der schönsten Gleichheit mit einander verhandeln, auch menschliche Einsicht durfte der Dichter den Thieren leihen, so weit er mochte. Das Thierepos aber, das in seinem Stoffe dem Dichter eine ganze, von unserer wirklichen verschiedene, Welt an die Hand gab, machte es nöthig, daß der Dichter dieses fremde Geschlecht in seinen Handlungen und Trieben der wirklichen, menschlichen Welt nahe stellte, und je näher er darin die gemeine Wahrheit traf, desto besser war es. Kein Dichter, der eine solche erdichtete Welt verkörpern will, kann anders. Wenn er vom Olymp, vom christlichen Himmel, von Petrus oder Mephistopheles singt, so muß er unverholen die Menschheit in jene Zustände oder Charaktere übertragen. Auch hier zeigt sich wieder der natürliche Gegensatz, in dem diese Thierdichtung mit jeder andern steht: der Dichter geht sonst gewöhnlich dem Stoffe nach von der Wirklichkeit aus, und sucht seine poetische Welt zu schaffen, indem er die Handlungen und das sittliche Treiben seiner Charaktere aus der Gewöhnlichkeit unseres Lebens erhebt; umgekehrt ist es hier. Hier also würde man die beiden nothwendigen Bedingungen der Thierdichtung suchen, daß sie auf der einen Seite die Thierwelt in allen ihren äußeren Beziehungen der Wahrheit gemäß schildert, und ihr nur menschliche Fähigkeiten (wir wählen noch den unbestimmten Ausdruck mit Fleiß) beilegt, um uns ihr inneres Getriebe zu erklären, und nur wo dieser letzte Zweck hier und da ein Herausgehen aus jenen wirklichen äußeren Zuständen verlangt, nur da darf man zugeben, daß es geschieht, zumal da dadurch, wenn es mit Vorsicht geschieht, eine Steigerung der komischen Wirkung hervorgebracht wird, die hier zwar nicht absichtlich gesucht werden darf, aber darum nicht kleinlich geflohen zu werden braucht, weil die ganze Grundfarbe des Thierepos ironisch ist. Die ironische Schilderung hat es eigen, daß sie eine gleichmäßige Heiterkeit hervorbringt, die aber immer an Ernst grenzen und lieber in satirischen Eifer oder in tiefe Gedanken überstreifen wird, als in oberflächliche und thörichte Späße. Zu dem ersteren wird sie zum Theil im Reinardus, zum Theil im Reineke gezwungen, zu dem letzteren im Renart auf Weg und Steg, der Reinaert im ersten Theile steht mitten inne. Wenn sogleich im Eingange zu dem französischen Romane der Unglaube rege gemacht und auf die Thorheit der Annahme

einer vernünftigen Thierwelt mit Fingern gedeutet wird, wenn den Thiercharakteren ihre moralischen Bedeutungen gegeben, im Wolf und Fuchs Gierigkeit und Untreue versinnlicht genannt werden, so ist sogleich aller Eindruck verfehlt. Der Dichter stellt sich über seinen Gegenstand und theilt uns seine Weisheit mit und unser episches Interesse ist auf der Stelle aus; er sucht uns mit seiner feinen Erzählung, mit Erfindung und Anlegung von Intriguen zu fesseln, und es ist schon seltner, wenn die oft reizende, anschauliche, lebendige Erzählung den gleichmäßigen Grundton der Schelmerei festhält, der hier bezweckt wird. Wenn die Thiere hier auch mit Menschen umgehen, Menschen betrügen und mißhandeln, so finden wir darin eine Verletzung der allerersten Bedingungen, die ein ganzes Mißverständniß der Sage verräth. Das Haschen nach kleiner Ausführlichkeit in der Erzählung ist hier so unleidlich, wie im Reinard die Witzeleien; gleich sind auch die endlosen Reden, welche die raschen Handlungen unterbrechen, und diese üble Eigenschaft wird auch ausdrücklich (V. 5468) bemerkt. Es muß ferner jene Grundbedingungen nothwendig verletzen, wenn hier auf der einen Seite ganz ohne alle Veranlassung die Thiere mit Prügeln, in menschlicher Kleidung, mit menschlichen Waffen, mit Pferd und Sporen eingeführt werden, meist scheint es ohne daß man anders als figürlich davon redet, und auf der anderen wieder in ihren feinsten thierischen Eigenthümlichkeiten erscheinen, der Hahn singend mit Einem geschlossenen Auge, mit gespreiztem Flügel, den er mit den Füßen tritt, die Katze mit ihrem Schwanze spielend und um sich selbst im Kreise drehend, und dergl. Es ist schwer, Gesetze zu geben und Grenzen zu ziehen zwischen dem Lächerlichen und Abgeschmackten, zwischen dem Gemeinen, was die Thiersage schildert und dem nutzlos Lästerlichen, wozu sie hier übergleitet; doch sind diese Grenzen unbestreitbar überschritten in der läppischen Branche 7, wo die Katze zwei Priester, welche sie fangen wollen, heimschickt; in Br. 9, wo die Hostien durch den Fuchs aufgefressen werden; in der unflätigen Br. 14, deren Titel man heutzutage nicht einmal altfranzösisch herseten kann; in Br. 20, wo die Profanirung der Wallfahrtinsignien den Mißbrauch der Wallfahrten mit grobem Spotte straft. Es gibt kein Beispiel, wo das übertriebene Uebertragen menschlich äußerer Verhältnisse auf die Thierwelt so in seiner ganzen Lächerlichkeit erscheint, als in eben dieser Branche in der Belagerung von Maupertuis. Die Häufung kindischer Erfindungen, Neuerungen und Erweiterungen ist nirgends ekler als am Ende eben dieser Branche. Ueberall fast sieht man den Renart nichts als die flachste Unterhaltung bezwecken, und im Allgemeinen verhält er

ſich auch ſeinem Werthe nach nicht anders zu dem niederländiſchen und niederſächſiſchen Epos, als eine Reihe von Fabliaux von ſchöner Oberfläche zu einem epiſchen Gedichte, das in ſich geſchloſſen und innerlichſt von Einem Geiſte belebt iſt. Kein Wunder dann, daß auf dieſem Grunde ſich nachher im 13. und 14. Jahrhundert nichts aufbauen konnte, als (um von dem nicht werthloſen couronnemens Renart von Marie de France zu ſchweigen) ein Renart le nouvel von Jacquemars Gielee (um 1290), der ſchon Thierkriege behandelt und in ein Feld überſtreift, das wieder an eine ganz andere Art von Thiererzählung grenzt, und dann ein Renart li contrefet (um die Mitte des 14. Jahrh. vollendet), der noch elender ſein muß, als das elendeſte, was gedruckt iſt, wenn man nach den Auszügen bei Legrand d'Auſſy urtheilen ſoll[147]).

Wie ganz anders dagegen der niederländiſche Reinaert[148])! Den erſten und älteren Theil dieſes Gedichtes hält der neueſte Herausgeber, Willems, für ein Werk des 12. Jahrh., da es ihm nicht wahrſcheinlich dünkt, daß die Erwähnung eines Pfarrers mit Frau und Kind ſpäter noch möglich geweſen, und da der Schauplatz in Flandern und (einmal) in Vermandois auf die Zeit der Verbindung beider Länder (1163 — 86) zu deuten ſcheint. Dieſen Theil, den er mit V. 3394 ſchließt, wo eine neue Figur eingeführt und ein Uebergang in die ſpätere Fortſetzung geſucht wird, nimmt er, wie wir ſchon in unſerer erſten Auflage geneigt waren, für original flämiſch. Und dieſe Arbeit hängt in ſich ſo feſt zuſammen, gibt eine ſo vollkommene Befriedigung, hat einen ſo entſchiedenen, bei jeder wiederholten Lectüre ſtets deutlicher hervortretenden Werth, erſchöpft ſo ſehr den Grundgedanken dieſer ſämmtlichen Thierdichtungen, daß nur Ein nicht geiſtloſer Nachahmer etwas ſpäter auf den Gedanken kam, dies urſprüngliche Gedicht in einer Fortſetzung mehr zu wiederholen als weiter zu führen. Den Stoff dieſer Fortſetzung nahm der Nachdichter ſchon aus dem Franzöſiſchen; denn im 13. Jahrhunderte hatte die romaniſche Dichtung ſchon in Flandern die vulgare überflügelt. Sein Werk, in dem der erſte Theil umgearbeitet ward, iſt der Text der von dem Herausgeber ſo bezeichneten holländiſchen Handſchrift[149]); und den Umdichter, der ſich Willem und den Verfaſſer eines

147) Einige Auszüge auch in Tarbé's poètes du Champagne antérieurs au siècle de François I. Reims 1851.; der Verfaſſer bezeichnet ſich als einen clérc von Troyes.

148) Ueberſetzt von Geyder. Breslau 1844.

149) Kurz nach Erſcheinung des erſten Theils des Reinaert hörte Willems, daß

„Madoc" nennt, vermuthet er in Willem Utenhove, einem Geistlichen von Aerdenburg in Flandern[150]). Von da an ward dieses vereinte Werk, das man nach Grimms Bemerkung bald als aus Einer Feder geflossen ansah, erst in eine Prosa umgewandelt, „die großen Beifall erlangte und ihre Quelle, die älteren Gedichte, in Kurzem ganz vergessen machte; — die sich sehr getreu an die Worte der Dichter hält und allenthalben eine Menge Reime aus ihnen hat stehen lassen." Eben so genau hielt sich wieder an die Prosa eine englische Uebersetzung, die schon zwei Jahre, nachdem jene 1479 in Gouda bei Gheraert Leu zum erstenmale gedruckt worden war, erschien. Nur die aus beiden geflossenen holländischen und englischen Volksbücher haben verkürzt und entstellt. Sonst scheint sich jede Bearbeitung treu und redlich an ihr Vorbild angeschlossen zu haben. Was war aber auch hier zu ändern und zu bessern, oder welcher Ruhm mit Aenderung oder Besserung einzuerndten? So entstand aus dem flandrischen Reinaert der niedersächsische Reineke, dies Buch, dessen räthselhafte Entstehung so viele Federn früher in Bewegung gesetzt hatte, und auch jetzt noch eine Aufnahme der Untersuchungen durch Grimm veranlaßt hat, auf welche wir verweisen. Dies Werk ist unmittelbar aus den niederländischen Gedichten geflossen, nicht aus der Prosa, schon weil sehr oft die gleichen Reime beibehalten sind; die Zusätze, Auslassungen oder sonstigen Verschiedenheiten sind, was den Stoff angeht, kaum anzuschlagen. Diese niedersächsische Uebersetzung ist der Schlußstein des Ganzen geblieben; in Deutschland erlebte sie bis auf den heutigen Tag eine Menge von Auflagen; hochdeutsche Uebertragungen, und wieder aus ihnen geflossene lateinische Uebersetzungen wetteiferten, so sehr das Gedicht darin verlor; wo sich noch Jemand erlaubte, sich bedeutender von dem Texte zu entfernen, rächte sich das Unterfangen von selbst; aus dem niederdeutschen ging es ins dänische, aus dem dänischen ins schwedische, aus schwedischen Versen in Prosa über, und es soll in isländischer Uebersetzung existiren. Ins Unendliche vervielfachte sich dieses Eine von Willem ausgegangene Gedicht! Der kühnste poetische Schöpfer der neuen

---

in London eine Handschrift des Ganzen verkäuflich sei, und das Gouvernement kaufte es für die burgundische Bibliothek in Brüssel. Der Text dieser Hs. ist verschieden von dem Texte Gräters und Grimms, eine jüngere Umarbeitung. Willems ließ in seiner Ausgabe Grimms Abdruck als Grundtext stehen und gab die Varianten zu.

150) Jonckbloet, geschiedenis der mnl. dichtkunst 1, 185. widerspricht dieser Annahme, weil er die Umarbeitung frühestens in das letzte Fünftel des 13., und lieber erst in den Anfang des 14. Jahrh. setzte, Utenhove aber vor 1280 schrieb.

Zeit hat es seiner Muse nicht unwerth geachtet, ihm neuhochdeutsche Sprache und klassische Form zu geben und er wagte es nicht, sich nur auf Schritte zu entfernen! Noch neulich hat es S. Naylor in einer alterthümelnden Bearbeitung den Engländern wieder näher gebracht. An diesem alle Jahrhunderte und allen Zeit- und Nationalgeschmack überdauernden inneren Werth zergeht der Renart ganz eigentlich, der nicht einmal im Geschmack seiner Landsleute die späteren matten Nachäffungen verdrängen konnte!

Aber welch ein Werk ist auch dieser Reinaert gegen den Renart! Hier ist wirklich jene Thierwelt eine poetisch abgeschlossene Welt, in welche vor Allem keine Thierfabeln sich einmischen. Ueberall wo dies geschehen ist, da ist der innere Gang gestört, denn diese Dinge sind alle zu vereinzelt und haben in sich zu wenig epische Anlage, als daß sie sich je ohne Zwang hätten einfügen lassen; dazu trugen sie überall in den Dichter, der sie aufnahm, einen Hang zum Moralisiren oder Allegorisiren über. Nichts der Art ist hier. Es ist das ächte Thiermährchen, und nur das Thiermährchen, das in seiner rhapsodischen Gestalt in sich nach Ergänzung und Erweiterung rang. Indem der Dichter streng den Kreis der äußeren Zustände der Thiere festhält, bringt er keine Menschen ins Spiel, als wo sie, wie in der Wirklichkeit, ihre Feinde, die Raubthiere verfolgen; sie spielen im Gegentheil wie halb räthselhafte Wesen nur in der Ferne mit, und es ist nicht daran zu denken, daß sie mit in den Vordergrund träten oder mit den Thieren sich unterhielten und Händel mit ihnen abschlössen wie im Renart. Der Takt des ältesten Dichters hat, nicht in Bezug auf die Verbannung der Fabel, aber hinsichtlich dieses letzteren Punktes sogar seinen Nachfolger und Fortsetzer Willem entschieden bestimmt. Noch scheint uns diese Reinigung des Bodens bei weitem nicht die tiefste Seite des Gedichtes oder das größte Verdienst des Dichters. In der Fabel und Parabel bemerkten wir, daß auf Wahrscheinlichkeit nicht geachtet zu werden brauchte, wenn man den Thieren Tugenden und Einsichten beilegte. Die höchsten Sprüche der Weisheit, die gezogene Moral mag dort dem Thiere selbst in den Mund gelegt werden; das Schaf mag sich voll christlicher Selbstverleugnung zum Opfer darbieten. Aber in einer handelnden Welt konnte dies nicht geschehen; hier trennen sich die Gesetze einer epischen, zusammenhängenden Erzählung und eines fragmentarischen didaktischen Gedichtes. Hier ward auch überall, was das Handeln selbst angeht, das rechte Maß beobachtet, wie wir sahen. Die Thiere aus einem niederen Kreise von Bestrebungen heraustreten zu lassen, fiel keinem Dichter ein, selbst die französischen und lateinischen

haben keinem ihrer Geſchöpfe edlere Handlungen geliehen und höhere Beweggründe untergelegt. Nicht ſo, was das Intellectuelle angeht. Wie ſollte man es auch einem Conterre und Fabliauerzähler zumuthen, daß, wo er einmal einen theuren Witz hatte, er ihn nicht ausbieten ſolle? wie konnte man alſo erwarten, daß er ſeine Thiere nicht jederlei Gedanken ſolle ausſprechen laſſen, die ſein eigenes Hirn erzeugte? oder wie ſollte gar ein mönchiſcher zierlicher Latiniſt dem Geiſt der Thierſage zu Gefallen ſeine ſchönſten Wortſpiele zurückhalten, um deren Anbringung es ihm vielleicht einzig zu thun war! Allein nun liegen auch ihre Werke da und wurden früh vergeſſen, denn dazu lag die Aufforderung in den Erzeugniſſen ſelbſt, die kein beſſeres Schickſal verdienten. Der Dichter des Reinaert aber hat es über ſich vermocht, ſich aus der Erzählung zu entfernen. Indem er uns allein mit dem Gange ſeiner Begebenheiten und dem Treiben ſeiner Thiere feſſelt, verſchmäht er mit ſinnbildernder, moraliſcher oder gelehrter Weisheit ſeine Leſer zu behelligen; mit dieſer verleugnenden Natur begabt, konnte er reiner das Weſen der Thierſage in ſich aufnehmen und mit dem trefflichſten Genius die rechte Form mit dem rechten Geiſte beleben. Er leiht ſeinen Thieren all die menſchliche Einſicht, die zu eben jenem alltäglichen Leben gehört, welches die Sphäre der Thierdichtung überall bilden ſollte; eine Einſicht, welche Ueberlieferung, Gewohnheit und angeborner Inſtinct von ſelbſt an die Hand geben. Er hütet ſich, ſeinen Thieren zu ihren Handlungen beſtimmte Beweggründe zu liefern. Gab er ihnen die viehiſchen, welche der Verfaſſer des Reinardus ihnen beilegte, ſo fiel er ins Gemeine; gab er ihnen zufällige, äußere, ſo fiel er in das Willkührliche, Launenhafte und Schwankartige der Franzoſen; gab er ihnen grundſätzlichbewußte Schlechtigkeit, ſo war die milde Ironie kaum feſtzuhalten. Er ließ ihnen daher die thieriſchen, angeborenen Triebe, die auch in dem gewöhnlichen Menſchen die Quelle des Schlechten und Guten ſind. Der Fuchs geht hier nicht aus Feindſchaft gegen den Wolf auf deſſen Unglück, ſondern ohne andere Urſache als den Drang ſeiner ſchadenfrohen Natur auf den Schaden Aller aus; unter Umſtänden iſt er ein beichtender Sünder, unter Umſtänden ein ſündiger Beichtender; er ſcheint jetzt ein zärtlicher Gatte und Vater, und dann iſt er ein leichtſinniger Gatte und Sohn, der unter Umſtänden ſein Weib vergißt (obwohl jene bekannte Scene hier nicht einmal vorkommt, wohl aber erwähnt wird) und die Gebeine ſeines Vaters läſtert; er nimmt einen Vortheil mit wo er kann, aber übt ſeine loſen Streiche nicht nur des Vortheils willen, ſondern aus Leichtſinn, ſelbſt wo ſie ſeine Gefahr vermehren. Dies ſcheint das wahre Bild des gemeinen Menſchen,

der keine inneren Grundsätze kennt, und nicht einmal des gemeinen schlechten Menschen, sondern des Menschen wie er gemeinhin sein würde, wenn man ihm, was Verborgenheit und der Firniß der Welt, was die Schule oder Predigt von schönen Worten an ihm hängen ließ, abstreifen könnte. Der Fuchs erscheint dabei mit der Ueberlegenheit seines sanguinischen Temperaments und seiner Gewandtheit mehr nach dem Schlechten geneigt, und ist das thätige Princip in diesem Kreise, der Wolf und die Anderen erscheinen dann mit ihrer Beschränktheit und Passivität im nothwendigen Nachtheil. Dies Alles ist in der Welt der Menschen leider nicht anders, und wenn das die Leser auf den ersten Augenblick nicht zugeben wollen, indem sie der Eingebung ihrer Gefühle Gehör geben, so mögen sie beachten, ob sie sich nicht von Folgendem irre leiten lassen. In der wirklichen Welt erscheint einmal alle Verderbtheit in einem viel milderen Lichte, weil namentlich das Christenthum die Kunst allzugut verstehen machte, die Blößen zu bedecken, und weil überhaupt das neuere getheilte Leben und die große Bevölkerung eine Oeffentlichkeit des Privatlebens nicht in der Art möglich machte wie im Alterthum; und dann empört alles Schlechte, das wir von Menschen an Menschen verübt sehen, uns als Mensch wieder, selbst wenn wir gerne fähig wären unter Umständen das Nämliche zu thun, und in unserer Leidenschaft dünken wir uns dann besser als wir sind; nicht ganz mit Unrecht, denn das Mitleid ist in der That eine reiche Quelle unserer schöneren Handlungen. Allein hier in dieser Thierwelt wird, wie Lessing in Bezug auf die Fabel sehr schön gesagt hat, unsere Leidenschaft gar nicht oder wenig erregt, unser Mitleid kommt nicht ins Spiel, unser Abscheu auch nicht, denn Jeder wird sich ertappen, daß er für den Bösewicht Reinhart Partei nimmt. Ja in der Geschichte geht es uns leicht so, daß uns überlegene kräftige Charaktere fesseln, die wir in der Gegenwart, wenn uns ihre Grausamkeit näher treffen könnte, verabscheuen würden; unser Gefallen an kühnen Räubern fließt aus dieser Quelle der Bewunderung des Starken, Ueberlegenen und Klugen, wenn es auch oft das Schlechte ist. Wir treffen also in unserem Inneren den Grund, auf den dieses ganze Gemälde gezogen ist; wir nehmen den Eindruck, den es macht oder zu machen fähig ist, darum ganz auf; wir nehmen ihn ganz ungetrübt auf, weil keine vereinzelte Empfindung gewaltsam rege gemacht wird, weil die Schicksale der Handelnden unser Gemüth nicht so berühren, als wenn wir handelnde Menschen in diesen Zuständen sähen. Und hier tritt wieder von einer andern Seite die Thorheit heraus, die in dem Einführen von Menschen als mithandelnden Personen in die Thier-

sage liegt. Indem nun der Reinaert überall mit einer Mäßigung und einem Takte, der ganz unvergleichlich ist, diese grundsatzlosen Geschöpfe immer nur so handeln läßt, wie sie nach ihren Trieben handeln können, indem er sie nur in solche Lagen bringt, die dem angemessen sind, so mußte er nothwendig auch ihre Intelligenz begrenzen und dem Ausdrucke und der Sprache einen passenden Charakter geben. Natürlich also fiel alles Vernünfteln, all das subtile, sophistische Geschwätz bei Lateinern und Franzosen ganz weg; alles planmäßige Entwerfen, aller größere Ueberblick, alle Grundsätzlichkeit konnte nicht dienen; nicht einmal den Witz durfte er ihnen in dem Maße wie die früheren Bearbeiter leihen. Es ist daher ganz vortrefflich, daß die Thiere hier blos im Tone der täglichen Unterhaltung reden, aber stets dabei jene Wichtigkeit auf das Trivialste legen, welche auch der spießbürgerliche Wirthshausgänger nie ablegt. Wo sie sich über Hunger und Durst erheben, da sind es Gemeinplätze, die sie reden; und die Bedeutung derselben hat man immer gefühlt, wenn auch nicht verstanden, man hat sie ausgezogen, mit gesperrten Lettern gedruckt, man hat in ihnen den Werth des Buches gesucht. Während jene Thiere der französischen Gedichte häufig in ihrer Thierheit tölpelhaft sich anstellen, mehr als es die ihnen verliehene Weisheit in Worten und Werken gestattet, so reden sie hier — und so ist es bei neun Zehnteln der gewöhnlichen Menschen — immer viel gescheidter, als sie sind und wissen. Es liegt über dem Richtigsten und Wahrsten, was sie sagen (mit einer bewundernswerthen Kunst ist dies erreicht) ein — ich weiß nicht was von dummtreuer Philisterei, die nicht feiner geschildert werden kann. Die Grenzen, die der Dichter der Intellectualität seiner Geschöpfe ziehen mußte, waren gefährlich; leicht konnte die unerträglichste Langweile daraus folgen, allein er wußte sich vortrefflich zu helfen, indem er ihnen eben jene Altklugheit lieh und jenen Mutterwitz, der sich so gut mit diesen Grenzen vertrug. Hier haben es die Späteren versehen. Der Dichter des Reinaert würde seinem Helden nie die Beichte in den Mund gegeben haben, in der Art wie sie der zweite Theil im Reineke enthält, so vortrefflich sie an und für sich ist, weil sie viel zu sehr auf völlige Bewußtheit im Handeln und Denken deutet. Auch ist diese Beichte noch in Willem's Fortsetzung weit verschieden von der Bearbeitung im Reineke. Göthe hat es darin versehen, daß er diesen Fehler im Reineke noch weiter treibt; eben in jener Beichte redet zuweilen aus seinem Fuchs eine vornehme, achselzuckende Weisheit, die immer noch auf etwas Tieferes und Geheimgehaltenes schließen läßt; obwohl man zugeben muß, daß der ursprüngliche Ton im Allgemeinen auch von Göthe

bewahrt ward, was in seiner Zeit und Sprache gewiß sehr schwer war. Denn das dürfen wir nicht vergessen, daß die niederländische und niedersächsische Sprache viel dazu beiträgt, jenen Charakter der Unterhaltung hervorzubringen, so wie es, objectiv betrachtet, unmöglich als Zufall angesehen werden darf, daß sich die niederdeutsche sonst in aller Dichtkunst wenig hervorgetretene Mundart dieses Gegenstandes gerade mit so vieler Ueberlegenheit bemächtigte. Durch diese Auffassung und Behandlung der Sage nun tritt hier wieder von einer anderen Seite hervor, wie durchaus diese Dichtung den übrigen Dichtungen jener Zeiten und dem ganzen Treiben der oberen Regionen in der damaligen menschlichen Gesellschaft entgegengesetzt ist. In den meisten ritterlichen Romanen in Deutschland und Frankreich werden wir, ganz entsprechend jenen Zeiten um das 13. Jahrhundert und ihrer Geschichte überhaupt, jenen Grund der völligen Grundsatzlosigkeit im Handeln finden. Wo dies in den Poesien vorherrscht, da bedingt es die völlige Werthlosigkeit derselben. Nur in den besseren epischen Gedichten ringt der ritterliche Dichter oder sein Held allerdings zuweilen nach Grundsätzen und kann sich dabei meist nicht zurechtfinden; daher jener ewige Zug des Jammers in allen Werken der Hofdichter, der nur wegfällt, wenn ein Gottfried, indem er zu einem Princip der Kunst kommt, einsieht, daß er dem Charakter jener Stoffe nach seinem Helden geradezu allen Grundsatz am kürzesten wegnimmt und ihn als Spielball von Geschick, Zufall und Leidenschaft schildert. Jene Gedichte zeigen also ein mühsames, schweres, meist fruchtloses Ringen aus dem Gemeinen ins Hohe und Ideale, nach höheren leitenden Grundsätzen; dieses Thierepos aber vergräbt sich recht in den Mangel derselben und weiß und ahnt deren keine. Dort ist ewiger Wechsel von Lieb und Leid, und in das schönste Glück ist Bitterkeit von der Natur schon niedergelegt, aber hier geht Alles aufs lustigste her, und selbst das Unglück wird nicht so ernst empfunden; man trifft dort auf die Plagen und inneren Leiden, welche das höhere Streben im Menschen immer mit sich führt, hier nur auf die ungestörte Lust, welche die niederen Stände trotz ihrer äußeren Geplagtheit immer besitzen. Indem dort der Dichter das Schwanken seines Helden natürlich selbst theilt, schwächt dies den Eindruck, den sein Gedicht macht; hier ist die unverwüstliche Festigkeit eines Volksgedichtes, das von dem für Natur und Einfalt empfänglichen Dichter unverletzt dargestellt wird, und das in seiner Wirkung auf das Gemüth des Lesers durchaus ganz und vollkommen ist. Von jenen Ritterepen weg gehen wir aus Zweifel in Zweifel, hier fühlen wir uns innerlichst erquickt und befriedigt. Der Reinaert steht gegen die ritter-

lichen Epen und Romane in demſelben graden Gegenſatze, wie Ariſto phanes gegen die griechiſchen Tragiker. Wie dieſer dem ernſten Dram und ſeinen heroiſchen Sitten des Alterthums die Gegenwart mit all ihr Geſunkenheit im ſchneidendſten Widerſpiele entgegenſtellt, ſo dieſes G dicht ein gemein menſchliches Treiben dem ſublimen der epiſchen Helde Die Erhabenheit des alten Drama's zwang Alles, was ſich ihr entgeger ſetzen wollte, ins Komiſche; anders ward es hier, wo in den Epe keinerlei Erhabenheit zu finden iſt, weil immer die Gegenwart ſelbſt il Boden war, die ſie nur in einen übermenſchlichen Glanz ſtellen. Da Thierepos entzog daher dieſer nämlichen Gegenwart ſelbſt noch da Menſchliche, um ſie eben ſo eine große Stufe herabzuſetzen, wie ſie jen hinaufgerückt hatten. Ein mit ſo außerordentlichem Glück gewonnene Boden, ein darauf ſo feſt und ſicher gegründetes Gebäude mußte ſie von gleicher Dauer und Gediegenheit ausweiſen, wie die unſterbliche Werke des atheniſchen Komöden.

IV.

Uebergang zu der ritterlichen Poeſie der hohenſtaufiſchen Zeit.

1. Kreuzzüge.

Indem wir jetzt die Kreuzzüge und ihren Einfluß auf die poetiſche Literatur berühren, fühlen wir aufs neue, wie ſchwer es iſt, ſelbſt in ſo entfernten Zeiten ſo ungeheure Umwälzungen und ihre Einwirkungen zu überblicken und in einer gedrängten Darſtellung die Hauptpunkte ſo zu treffen, daß ſich das Mannichfaltige und Viele, was nicht im Einzelnen berührt werden kann, von ſelbſt darum anlegt und jede Beziehung und jedes Verhältniß ſogleich verſtändlich werde. Die vortrefflichen Männer in Frankreich und Deutſchland, die der Geſchichte der Kreuzzüge neuerlich die Arbeit eines großen Theils ihres Lebens gewidmet haben, ſuchten in verſchiedener Weiſe die Wirkungen dieſer Bewegungen in Europa nachzuweiſen; ſie ſcheinen es aber darin verſehen zu haben, daß ſie in Raum und Zeit ſich zu ſehr beſchränkten. Wenn die Geſchichte der Kreuzfahrten nicht Stückwerk bleiben ſoll, ſo muß nothwendig der ganze Kampf des

Christen- und Heidenthums eingeschlossen werden; die Angriffe der Sarazenen auf das südwestliche Europa und die drohenden Wenden im Osten halfen durch die nähere Gefahr den Angriffskampf der Christenheit mehr hervorrufen, als die Wallfahrten und die Bedrängung der Christen in Jerusalem, woraus man die ganze Erscheinung gewöhnlich herleitete. Erst mußte das, was in Spanien gegen die Mauren und in Sicilien durch die Normannen geschah, die französische Ritterschaft erregt und gespannt haben, ehe die Predigten eines Mönchs so ungeheure Begeisterung erregen konnten. Von Spanien gehen diese Kämpfe zwischen Osten und Westen aus und dort endigen sie; dort schließen sie sich unmittelbar an die Entdeckung der neuen Wege nach Indien an, die eine natürliche Folge von dem gestörten Handel in dem verlornen Osten war. Nur dann, wenn man, wie Michaud zu furchtsam gethan hat, die Verbindung der Kreuzzüge mit diesen geographischen Entdeckungen und den industriellen Verhältnissen der neueren Zeit nachweist, ist man im Stande, ihre Wirkungen und ihre Bedeutung im größeren Maße zu überschlagen; gar wenn man sich scheut, diese entfernteren und späteren Einflüsse überhaupt gelten zu lassen, so muß der eigentliche Kern dieser endlosen Bewegung unseren Blicken ganz entgehen. Denn in der neueren Zeit hat nichts eine unmittelbare Wirkung. Der Raum und die Masse, die sich im Raume dreht, ist in dem neueren Europa zu groß, als daß selbst die Geschichte und das Schicksal sie leicht bewegte und gestaltete. Die Reformation, gewiß eine nicht minder außerordentliche Erscheinung, ging vorüber und ihre unmittelbaren Folgen waren für den Augenblick groß und glänzend, doch traten ihre eigentlichen Segnungen erst Jahrhunderte später hervor. Wir haben einem gewaltigen Schauspiele in Frankreich zugesehen; allein zu welchen unmittelbaren Ergebnissen hat es geführt? und doch würden wir die Vorsehung anklagen, wenn wir denken wollten, jene furchtbare Erschütterung sei nichts als eine gräßliche Tragödie der Geschichte gewesen, ohne weiteren Erfolg, als den wir innerhalb der Begebenheiten selbst beobachten konnten. So ists mit den Kreuzzügen. Was sie in dem Zustand der Gesellschaft im Einzelnen, in der nächsten Zeit änderten, war für einen Augenblick eben so überraschend und glänzend, allein nicht auf die Dauer; und wenn man daher z. B. die Vortheile und Nachtheile aufzählte, die sie den einzelnen Ständen brachten, so machte man eine lange Rechnung, in der sich Schaden und Nutzen vollkommen einander aufwogen. Auch wäre es wunderlich, wenn sich die Geschichte der Stände nicht überall, wohin auch die Kreuzzüge wenig oder nicht drangen, im Wesentlichen ebenso hätte gestalten sollen. Die Kreuzzüge sind eine

Revolution von so großem und allgemeinem Charakter, daß man in Nachweisung besonderer, einzelner Einflüsse äußerst vorsichtig sein muß, um nicht mit Kleinlichkeiten ihre großen Züge zu entstellen. Die Art, wie man diese Einflüsse auf die geistige Bildung zu berechnen pflegte, ist hier bezeichnend genug; und dies haben jetzt auch die neueren Geschichtschreiber alle behauptet, daß diese von äußerst geringer Bedeutung waren. Wenn man in der Dichtung der Troubadours und Minnesänger arabische Einwirkungen gefunden hat, so scheint dies keines Wortes der Widerlegung werth; denn wer nur einmal erwogen hat, in welchen Verhältnissen Christen und Mauren in Spanien standen, wie hier trotz den Jahrhunderten der Einwirkung der maurische Einfluß in aller Hinsicht unbedeutend ist, wie in der Dichtung z. B. die maurischen Muwachchah, die sich so nahe mit den spanischen Romanzen berühren, von diesen verschieden sind, dem wird aller Zweifel schnell gelöst sein. Wir suchen daher die Quelle der Dichtung überall im Innern der Nationen, folgen ihren Veränderungen und forschen äußerlich nach den Ereignissen, die zu ihrer Anregung, Richtung und Entfaltung beitrugen. Auf diesem Wege fanden wir, daß die Dichtkunst unserer Nation bis dahin zwei Seiten bot, eine nationale und eine antike; wir fanden in Staat und Cultur die deutlichen Zeichen, daß dem Volksthümlichen und Neuen von einzelnen Männern, welche die Bildung des Alterthums auffaßten, eine antike Wendung gegeben werden sollte, die der eigenthümlichen Entwickelung Gefahr drohte. Diese Gefahr warp in Deutschland zuerst durch die fränkische Kaiserzeit, welche die Bildung überhaupt störte, unschädlicher gemacht, durch die Kreuzzüge aber dergestalt aufgehoben, daß seitdem die altklassische Bildung erst dann wieder Anfnahme fand, nachdem der volksthümliche Charakter gegründet und gesichert war.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus dem eine Geschichte der Kreuzzüge entworfen werden muß, wenn sie die Natur dieser außerordentlichsten Umwälzung, welche die Welt je sah, mit Bestimmtheit angeben, wenn sie alle näheren und entfernteren Wirkungen, ihr Verhältniß zur Hierarchie, zur Aristokratie und absoluten Monarchie des Mittelalters mit treffender Wahrheit und Schärfe herausstellen will. Die Kreuzzüge legen erst die Ideen der alten Welt ab und setzen christliche und neue an die Stelle; sie bilden die große Umwälzung von der alten zur neuen Welt. Bis zu ihnen hatte das Griechische und Römische nie aufgehört, das geistige Reich zu beherrschen; von jetzt beginnt jene schrankenlose Herrschaft des Gemüths und der Empfindung, welche den schärfsten Gegensatz des Mittelalters gegen die römische Zeit bildet. Die Art, wie durch sie

dieſer Uebergang vermittelt wird, iſt durchaus dem Zwecke ſelbſt entſprechend. Die Eigenthümlichkeit der neueren Zeit liegt in dem weiter geöffneten Geſichtskreiſe, in geſteigerten Bedürfniſſen des Körpers und des Geiſtes. Eine ſtrengere geſchichtliche Anſicht würde daher die Spuren der neuen Zeit und ihres Charakters ſchon in Alexanders Zeit ſuchen, wo die Räume der Welt, der innern und äußern, anfingen geöffnet zu werden; die entſchiedenere Vollendung des Charakters der neuern Welt aber würde man von der Zeit an herleiten, wo durch die Reformation und die Entdeckung der neuen Erdräume die Ausſicht auf die völlige Aufklärung der räumlichen und der geiſtigen Welt geöffnet war. Auch frühere Revolutionen ſtrebten nach dieſem Ziele hin: die römiſche Weltherrſchaft unterlag aber dem Griechiſchen; die germaniſche Völkerwanderung unterlag dem Römiſchen; die Kreuzzüge ſelbſt drohten dem hierarchiſch Chriſtlichen zu unterliegen, das noch ſo vieles Orientaliſch-Alte an ſich trug, ja dieſe ganzen Religionskriege ſind nichts als ein Kampf für die individuelle Bildung des Weſtens gegen die generelle des Oſtens. Allein durch die Wendung, welche Friedrich II. der Sache gab, dadurch, daß ſich nun immer mehr die abſolute Königsgewalt an die Stelle der Hierarchie drängte und ihr unter anderen Sorgen auch die für den Kampf gegen die Heidenſchaft abnahm, was in Ludwig dem Heiligen und Ferdinand dem Frommen immer deutlicher wird; durch die Wendung ferner, welche die Kreuzpredigt ſeit den Planen Marino Sanuti's erhielt, der auf neue Handelswege und auf die Sperre des Oſtens ſeine Eroberungsentwürfe baute, durch die deutlichere Beziehung alſo, in welche die Kreuzzüge mit der Monarchie und Induſtrie der neuern Zeit treten, durch die erſte Belebung eines weiteren Handels, dieſes großen Nervs der neueren Staaten, bezeichnen ſie aufs klarſte den höchſten Wendepunkt von der alten Welt zur neuen. Sie beginnen die Eröffnung der Welt, die ſeit ihrem Anſtoß nicht mehr ſtille ſteht; ſie bringen das Gemüthsleben, zu dem ſich die nordiſchen Nationen alle neigten, zur Blüte, das von da an ſeine merkwürdige Zeitigung und Reife beginnt. In zwei ganz allgemeinen Punkten würden wir daher die Wirkungen der Kreuzzüge auf die Dichtkunſt ſuchen, die dieſem Allem aufs genaueſte entſprechen.

Zuerſt in der Erweiterung des Verkehrs. Bei der Eigenthümlichkeit, welche alle neuere Bildung durch ihre große Ausdehnung erhält, eine Eigenthümlichkeit, auf die man nicht oft genug zurückweiſen kann, weil ſie nie gehörig in Anſchlag gebracht ward und ganz allein für tauſend troſtloſe Erſcheinungen in der neueren Geſchichte Beruhigung, für tauſend Dunkelheiten Aufklärung, dazu für alle neuere Geſchichtſchrei-

bung die Hauptbelehrung gibt, bei dieser Eigenthümlichkeit war immer jedes größere Zusammentreffen der europäischen Nationen von dem bedeutendsten Einfluß auf die literarische Bildung. Darum blieb im frühen Mittelalter Rom fortwährend der Mittelpunkt der Cultur; darum begann die neue Dichtung zuerst unter den Normannen, die in Berührung mit Bretagnern, Flamländern, Franzosen, Angelsachsen und Briten am ehesten geistig erregt waren; darum war nach der Zerstörung von Constantinopel unter dem Zusammenfluß fremder Gelehrten und fremder Kriegsheere Italien der Sitz der Bildung; und darum steigt in der neuesten Zeit in ungeheueren Verhältnissen die Weite der Cultur, weil die Nationalscheide gehoben ist und die Reisen auf alle Weise erleichtert sind. Man denke nun, wie jene Zeiten der Kreuzzüge in dieser Art großartig wirken mußten! In den Heeren der ersten Kreuzfahrt drängten sich, nach Fulcher, Franzosen, Flamländer, Friesen, Waliser, Bretagner, Allobroger, Lothringer, Deutsche, Normannen, Schotten, Engländer, Aquitanier, Italier, Iberier, Dänen, Griechen und Armenier zusammen! Die Schriftsteller bezeugen, daß unter der Masse dieses Kreuzheers, ganz im Gegensatz zu den Führern, gutes Verständniß geherrscht habe; die fromme Begeisterung dieser ersten Zeit vereinte die Nationen unter dem Namen der Christen und brachte die Stände einander näher. Was ferner Großes durch diese vereinten Kräfte geschah, fesselte zu Hause alle Classen des Volkes gleichmäßig. Hinfort konnten die lateinischen Nachrichten nicht mehr genügen und die Kreuzzüge riefen daher den Gebrauch der Volkssprache hervor. Noch fürchtete jener limosinische Ritter von Bechada (Grégoire des Tours), daß sein Gedicht von der Eroberung Jerusalems (um 1120) wegen der Volkssprache, die er gebraucht, verachtet werden würde, doch überwog der Wunsch, dem Volke sein Werk verständlich zu machen. Je mehr die Theilnahme an den Thaten der Ritterschaft wuchs, desto schneller wurzelte die Versöhnung der Gelehrten mit der Volkssprache; je näher und höher plötzlich durch solche Werke der Dichtung dem Ritterstande seine eignen Thaten gerückt wurden, desto näher die Bücher selbst. Die glänzendsten Helden der Kreuzzüge hatten das Schwert und die Laute geführt, nun drängte die Ritterschaft die Geistlichkeit aus dem Alleinbesitz der geistigen Bildung; der Verkehr erleichterte die Erlernung des Französischen und Lateinischen und aller möglichen Sprachen, so daß nun nicht allein zahllose Uebersetzungen aus einer in die andere erscheinen konnten, sondern auch Italiener und Deutsche in zwei Sprachen dichteten. Die geistige Bildung ward aus kirchlicher zur poetischen Bildung, sie ward dadurch Gemeingut. Das Außer-

ordentliche dieſer Veränderung ſogleich einzuſehen, iſt ſehr ſchwer. Man müßte in einem Werke, das die Uebergangszeiten von alter zu neuer Welt behandelte, erſt überſehen können, welche Leute bis jetzt das Werk der Bildung gefördert hatten, wie es faſt Niemand war, als Juden, die das Arabiſche vermittelten, und keltiſche Geiſtliche, und im beſten Fall chriſtliche Mönche und Byzantiner, lauter Leute aus Stämmen oder Ständen, welche eine Beſchränktheit von Natur an ſich tragen. Der Ritterſtand aber, der menſchlich fühlte und dachte, führte zuerſt auf Natur und Wahrheit zurück. Wenn man nun geſagt hat, die Kreuzzüge ſeien die Heroenzeit der chriſtlichen Völker, ſo iſt das nur in ſehr uneigentlichem Sinne zu verſtehen. Sie legen vielmehr die Heroenzeit ab. Wenn Michaud Recht hätte, indem er behauptet, der Geiſt des Ritterthums läge in der Schätzung des Ruhms, ſo möchte jener Satz beſtehen. Denn es iſt das Eigenthümliche der Heldenzeit, Kämpfe um den Preis der Stärke zu führen; dies iſt der Charakter der ſcandinaviſchen Urgeſchichte, welche das große Heroenalter des geſammten neuen Europa iſt; dies iſt auch das Element unſerer deutſchen ächten Heroenſage, allein nicht das des ritterlichen Gedichts. Den Ritter macht das Handeln nach Grundſätzen; Ideen ſchließen ſeinen Orden zuſammen. Der Bezug ſeines Ruhms auf etwas außerhalb der That ſelbſt, die Wahl des Gegenſtandes, *an* welchem der Ruhm zu erwerben geſucht wird, die Anerkennung eines Zweiten, eines Königs der Seele oder einer Königin des Herzens, *für* welche der Ruhm zu erwerben geſucht wird, dies erſt macht das Ritterthum. Daher iſt die Verbannung der heldenmäßigen Selbſtſucht durch höfiſche feinere Sitte[151]) oder durch chriſtliche Uneigennützigkeit an dem ächteſten Rittersmanne am erkennbarſten, und die Beſchränkung der Rohheit und Zügelloſigkeit der Heroenzeit geht durch das Ritterthum durch. Als daher die Ritterzeit und Ritterdichtung in ihrer ſchönſten Blüte ſtand, drängte ſich ſogar der menſchliche Zug religiöſer Duldung mitten in die Religionskämpfe, der nur alsbald wieder verſchwand und noch einmal größerem Eifer und größerer Rohheit wich.

Dies leitet uns von ſelbſt zu der anderen Seite, die wir hervorheben wollten. Es ward durch den außerordentlichen Zuſammenfluß von Men-

151) An einem grellen Bilde drückt dies Wolfram von Eſchenbach Parz. V. 344, 6 kurz und treffend aus:

Ein swînmuoter, liefe ir mite
ir värhelîn, diu wert ouch sie.
ine hôrte man geprîsen nie,
was sîn ellen âne fuoge.

bung die Hauptbelehrung gibt, bei dieser Eigenthümlichkeit war immer jedes größere Zusammentreffen der europäischen Nationen von dem bedeutendsten Einfluß auf die literarische Bildung. Darum blieb im frühen Mittelalter Rom fortwährend der Mittelpunkt der Cultur; darum begann die neue Dichtung zuerst unter den Normannen, die in Berührung mit Bretagnern, Flamländern, Franzosen, Angelsachsen und Briten am ehesten geistig erregt waren; darum war nach der Zerstörung von Constantinopel unter dem Zusammenfluß fremder Gelehrten und fremder Kriegsheere Italien der Sitz der Bildung; und darum steigt in der neuesten Zeit in ungeheueren Verhältnissen die Weite der Cultur, weil die Nationalscheide gehoben ist und die Reisen auf alle Weise erleichtert sind. Man denke nun, wie jene Zeiten der Kreuzzüge in dieser Art großartig wirken mußten! In den Heeren der ersten Kreuzfahrt drängten sich, nach Fulcher, Franzosen, Flamländer, Friesen, Waliser, Bretagner, Allobroger, Lothringer, Deutsche, Normannen, Schotten, Engländer, Aquitanier, Italier, Iberier, Dänen, Griechen und Armenier zusammen! Die Schriftsteller bezeugen, daß unter der Masse dieses Kreuzheers, ganz im Gegensatz zu den Führern, gutes Verständniß geherrscht habe; die fromme Begeisterung dieser ersten Zeit vereinte die Nationen unter dem Namen der Christen und brachte die Stände einander näher. Was ferner Großes durch diese vereinten Kräfte geschah, fesselte zu Hause alle Classen des Volkes gleichmäßig. Hinfort konnten die lateinischen Nachrichten nicht mehr genügen und die Kreuzzüge riefen daher den Gebrauch der Volkssprache hervor. Noch fürchtete jener limosinische Ritter von Bechada (Grégoire des Tours), daß sein Gedicht von der Eroberung Jerusalems (um 1120) wegen der Volkssprache, die er gebraucht, verachtet werden würde, doch überwog der Wunsch, dem Volke sein Werk verständlich zu machen. Je mehr die Theilnahme an den Thaten der Ritterschaft wuchs, desto schneller wurzelte die Versöhnung der Gelehrten mit der Volkssprache; je näher und höher plötzlich durch solche Werke der Dichtung dem Ritterstande seine eignen Thaten gerückt wurden, desto näher die Bücher selbst. Die glänzendsten Helden der Kreuzzüge hatten das Schwert und die Laute geführt, nun drängte die Ritterschaft die Geistlichkeit aus dem Alleinbesitz der geistigen Bildung; der Verkehr erleichterte die Erlernung des Französischen und Lateinischen und aller möglichen Sprachen, so daß nun nicht allein zahllose Uebersetzungen aus einer in die andere erscheinen konnten, sondern auch Italiener und Deutsche in zwei Sprachen dichteten. Die geistige Bildung ward aus kirchlicher zur poetischen Bildung, sie ward dadurch Gemeingut. Das Außer-

ordentliche dieſer Veränderung ſogleich einzuſehen, iſt ſehr ſchwer. Man müßte in einem Werke, das die Uebergangszeiten von alter zu neuer Welt behandelte, erſt überſehen können, welche Leute bis jetzt das Werk der Bildung gefördert hatten, wie es faſt Niemand war, als Juden, die das Arabiſche vermittelten, und keltiſche Geiſtliche, und im beſten Fall chriſtliche Mönche und Byzantiner, lauter Leute aus Stämmen oder Ständen, welche eine Beſchränktheit von Natur an ſich tragen. Der Ritterſtand aber, der menſchlich fühlte und dachte, führte zuerſt auf Natur und Wahrheit zurück. Wenn man nun geſagt hat, die Kreuzzüge ſeien die Heroenzeit der chriſtlichen Völker, ſo iſt das nur in ſehr uneigentlichem Sinne zu verſtehen. Sie legen vielmehr die Heroenzeit ab. Wenn Michaud Recht hätte, indem er behauptet, der Geiſt des Ritterthums läge in der Schätzung des Ruhms, ſo möchte jener Satz beſtehen. Denn es iſt das Eigenthümliche der Heldenzeit, Kämpfe um den Preis der Stärke zu führen; dies iſt der Charakter der ſcandinaviſchen Urgeſchichte, welche das große Heroenalter des geſammten neuen Europa iſt; dies iſt auch das Element unſerer deutſchen ächten Heroenſage, allein nicht das des ritterlichen Gedichts. Den Ritter macht das Handeln nach Grundſätzen; Ideen ſchließen ſeinen Orden zuſammen. Der Bezug ſeines Ruhms auf etwas außerhalb der That ſelbſt, die Wahl des Gegenſtandes, *an* welchem der Ruhm zu erwerben geſucht wird, die Anerkennung eines Zweiten, eines Königs der Seele oder einer Königin des Herzens, *für* welche der Ruhm zu erwerben geſucht wird, dies erſt macht das Ritterthum. Daher iſt die Verbannung der heldenmäßigen Selbſtſucht durch höfiſche feinere Sitte[151]) oder durch chriſtliche Uneigennützigkeit an dem ächteſten Rittersmanne am erkennbarſten, und die Beſchränkung der Rohheit und Zügelloſigkeit der Heroenzeit geht durch das Ritterthum durch. Als daher die Ritterzeit und Ritterdichtung in ihrer ſchönſten Blüte ſtand, drängte ſich ſogar der menſchliche Zug religiöſer Duldung mitten in die Religionskämpfe, der nur alsbald wieder verſchwand und noch einmal größerem Eifer und größerer Rohheit wich.

Dies leitet uns von ſelbſt zu der anderen Seite, die wir hervorheben wollten. Es ward durch den außerordentlichen Zuſammenfluß von Men-

151) An einem grellen Bilde drückt dies Wolfram von Eſchenbach Parz. B. 344, 6 kurz und treffend aus:

Ein swînmuoter, liefe ir mite
ir vârhelîn, diu wert ouch sie.
ine hôrte man geprîsen nie,
was sîn ellen âne fuoge.

ſchen nicht allein die äußere Menſchenkenntniß befördert, ſondern auch die innere Welt des Gemüthes ſtets weiter aufgedeckt. Je tiefere Wurzel das Chriſtenthum in dem Volke ſchlug, das ſeiner Natur nach ſchon dem Beſchaulichen zugethan war, deſto mehr legte ſich die alte Rohheit von ſelbſt und wir ſahen daher, wie ſchon in der Ottonenzeit der Geiſt chriſtlicher Frömmigkeit über dem Geſchlechte ruhte. Durch den gemüthvollen Gottesdienſt, durch Kirchenmuſik und Geſang, durch eindrucksvolle und großartige Kirchen mit Einführung von Glocken, wurde das Ahnungsvolle und Sehnſüchtige der aufkeimenden inneren Regungen zu einer Thätigkeit aufgeregt, die bald den Blick des ſinnigeren Menſchen von den äußeren Werken und Thaten auf ſein Inneres rief. Die Entſtehung des Chriſtenthums in der Mitte von Verfolgung und Verleumdung, bedingte es, daß man von Anfang an trachtete, durch unſträflichen Wandel die Verleumdung zu entwaffnen, den Argwohn zu erſticken und durch eigene Selbſtbewachung die fremde nicht ſcheuen zu müſſen. Eine ſolche ſtrenge ſittliche Beobachtung war zwar bei der Ausbreitung des Chriſtenthums unter den Deutſchen nicht ſo äußerlich bedingt, allein bereits war bei den Verkündern derſelben, bei Geiſtlichen und Mönchen, dies Rückziehen aufs Innere herrſchend und die Beachtung und Beſtrafung jedes kleinen Fehlers führte ſo früh das Pönitenzweſen herbei, das hier ſo entſchieden charakteriſtiſch iſt und das man trotz aller Abſcheulichkeit der Pönitentialien nie als bloßes Kunſtwerk ſchlauer Geiſtlichen hätte darſtellen ſollen. So konnte es Sitte werden, daß viele Ritterslеute nach einem Leben voll Kampf im Kloſter Abbuße thaten, und wie manchem jungen kräftigen und lebensluſtigen Waffenmanne mochte nicht die Betrachtung eines ſolchen endlichen Ausgangs auch ſchon ſein früheres Leben verleiden und ihn von roher Wildheit entwöhnen. Dies mußte die Ordensregeln des Ritterweſens ſo geſtalten, daß dem Waffenruhme ein höheres Ziel geſteckt wurde. In dieſen neuen Geſetzen mußten neben der Religion die Frauen nothwendig eine große Rolle ſpielen. Den in ſich gerichteten Kriegsmann wies die Abgezogenheit des Lebens auf Burgen und der deutſche Familienſinn auf ſein Weib; Weiber und Chriſtenthum ſind auch zu aller Zeit die treueſten Verbündeten geweſen. Wie weit man mit allem dieſem vor den Kreuzzügen gekommen war, läßt ſich ſchwer darthun, weil die Quellen mangeln. Deſto deutlicher wird es mit dem Eintritt der Kreuzzüge ſelbſt. Die bewaffneten Wallfahrten ſtellten gleich bei ihrer erſten Erſcheinung den ſchroffen Gegenſatz zwiſchen der alten Waffenrohheit und der frommen Gutmüthigkeit und religiöſen Demuth, jenen Gegenſatz, der ſich ſchon lange im Stillen gebildet, mit Einemmale

aufs grellſte der Welt zur Schau. Der Abt Guibert bemerkt es ausdrücklich, daß es Gott durch die Kreuzzüge wohlmeinend für die Ritterſchaft ſo gefügt, daß die Kriegsleute, ſtatt bei ihrem Lebensende ihren Waffenrock mit der Kutte zu vertauſchen, nun in dieſen Zügen einen neuen Weg zum Seelenheil geöffnet erhalten hätten, der es ihnen erlaubte, in ihrer ritterlichen Sitte und Ungebundenheit zu verharren [152]). Es war das glänzende Mittel gefunden, jene widerſprechenden Züge auf lange Zeiten hin friedlich zu vereinigen. Die alte Heldenzeit war durch das Chriſtenthum, das ſie bisher beſtändig befehdet hatte, plötzlich autoriſirt, nur ward ihren Thaten eine beſtimmte Richtung gegeben; im Blute zu baden und ſich des Blutbads zu freuen, wie vormals, ward wieder verdienſtlich [153]) und chriſtlich, wenn es nur Sarazenenblut war. Daher war Niemand dieſer Ausweg ſo willkommen, als den Normannen, die noch ihren alten Sinn für See- und Raubfahrten dem Chriſtenthume nicht geopfert hatten. Nun bietet die ganze Geſchichte der Kreuzzüge und ihrer Zeit die ſonderbarſten Gegenſätze dicht nebeneinander. Bei der erſten Begeiſterung in Frankreich hörte Weglagerung und Brandſtiftung, die bisher gewüthet hatte, auf und machte der Verſöhnung und dem Frieden Platz; allein was hier aufgehört hatte, begann ſchon auf dem Wege nach Jeruſalem wieder. In den Heeren drängten ſich unter Einem Titel Mörder, Schuldner, von Druck und Hungersnoth Leidende neben fanatiſche Mönche und die frömmſten Seelen zuſammen. Das eintönigſte, oft ein Jahrhundert lang von keiner großen Erſcheinung unterbrochene Leben ward plötzlich von einer heiligen Leidenſchaft aufgeſtört, die jede kleinere und engere Neigung und Empfindung verſchlang. Wurde nicht der Nationalhaß aufgegeben, die Vaterlandsliebe geopfert, die Bande zwiſchen Vater und Sohn, zwiſchen Mann und Gatte, zwiſchen Vaſall und Herr gelöſt? Räuber, Einſiedler, Weiber traten aus ihrer Verborgenheit, die Kinder aus ihrer Unmündigkeit; man ſah dieſe Wunder auf der Erde und andere am Himmel und in den Wolken, und die Gräber öffneten ſich und Karls des Großen Geiſt mahnte die Völker zum

---

152) Guib. Abb. hist. hieros. bei Bongars. p. 471.

153) Töte unt sêre frumten si williclîchen,
sie vachten nâch dem gotes rîche, daz in dar umbe geheizen was,
wa gescach imen in dirre werlt baz? want siu ellu laster an in erslûgen,
unt Christes ioch ûf in trûgen unz an ir ende etc.
Pfaffe Konrad.

Kampf gegen die Ungläubigen. Ob man die Begeisterung und den Zudrang zu den Zügen mehr der alten Frömmigkeit zuschreiben soll, welche seit Jahrhunderten Pilgerfahrten nach Jerusalem machte, oder dem Geist der Wanderung und der Abenteuer, der von Einzelnen[154]) sich gerade so auf größere Massen, besonders unter den Normannen, fortentwickelte, wie bei jenen Wallfahrten auch, zweifelt man unschlüssig nach der besonnensten Forschung, abgesehen von dem entfernteren Grunde, der in einem historischen Gesetze zu liegen scheint, nach welchem jede große Völkerwanderung, die wie alle Cultur gleich dem Lauf der Sonne die Richtung von Osten nach Westen nimmt, oft in später Zeit erst eine kleine Rückwanderung nach Osten zur Folge hat. So sind wir bei den Eindrücken, die uns diese Geschichten machen, stets getheilt: wir wissen nicht, sollen wir bewundern oder schaudern, sollen wir die Grausamkeit verabscheuen, oder die uneigennützige Aufopferung für einen frommen Gedanken preisen, sollen wir über jener Wütherei und Schlächterei bei der Eroberung von Jerusalem die Buße und das Tedeum, oder über diesem jene vergessen, sollen wir in jenen Eroberern die Tapferkeit und die Stärke ihres Armes bestaunen, oder lächeln wenn sie sich die Knie wund beten; und vergebens suchen wir mit unseren Begriffen und Gefühlen den Eigennutz und den Edelmuth in einem Tancred zu vereinigen. Wir haben in den ersten christlichen Heeren die fromme Wuth der Muselmänner und im Gottfried jenen gottberufenen Kämpfer, den Helden im Bußkleide, den König im Gewand demüthiger Knechtschaft, wie in einem Omar. Daher bietet der erste Kreuzzug und das Reich Jerusalem so hundertfältige Erinnerungen an die erste Verbreitung des Islam; denn mit Mahomet beginnt eben jene neue Zeit für den Orient, welche die Kreuzzüge im Westen beginnen, und dort wie hier äußert sie sich sogleich im Umspannen ungeheuerer Räume, dort wie hier bekämpft sie die Religionsfeinde, die sie darin hemmen, und ruft in jenen Karolingern die christliche Tapferkeit hervor, die von diesem Stamme aus über Europa kam und den König und Vorkämpfer mit biblischer Heiligkeit umgab. So lange nun im Osten und Westen diese Kämpfe wirkliche Religionskämpfe waren, so lange war offenbar die Tapferkeit und der innere Drang heilig und vom Irdischen weggewandt. Allein die anfängliche Begeisterung war zu groß, als daß sie hätte dauern können; die Weltlichkeit schon zu vorgerückt, als daß sich nicht der Spott der Einen in den Fanatismus der Anderen hätte mischen sollen; die Hierarchie war schon in zu gefährlichem Kampfe

154) Siehe Wilken, Geschichte der Kreuzzüge. I. p. 33.

mit dem Abſolutismus, der ſich im Anfange ins Heiligengewand zu kleiden wußte, als daß die religiöſen Beweggründe fortwährend hätten die leitenden bleiben ſollen. Nun glitt allmählig die Ritterwelt in das Irdiſche herüber. Die Könige wollten, wie Friedrich II., bald das heilige Land beſitzen, nicht blos befreien; ſie wollten ritterlichen Ruhm erwerben, wie Richard, nicht chriſtlichen; bald kam es ihnen auf die Gunſt ihrer Dame mehr an, als auf die der heiligen Jungfrau; ſie zogen geputzt und geſchmückt in das Morgenland, und vergebens hatte der heilige Bernhard gegen den Luxus der Ritterſchaft geeifert. Bereits waren die Frauen in den Turnieren zur Theilnahme an den Waffenthaten der Männer gekommen; ſo fromme Kriegszüge erregten ihre Begeiſterung; die Gräfin Adele von Blois ſchickte ihren Gatten, der vor der Eroberung Jeruſalems unter Gottfried nach Hauſe zurückkehrte, zurück und der Beſchämte fand nachher im tapferen Kampfe einen rühmlichen Tod. Der Cultus der Jungfrau Maria war unter den erſten Pilgerzügen zur Blüte gekommen, ſie galt als die Schützerin derſelben, und wo Kirchen entſtanden, entſtanden ſie ihr zu Ehren. Dies wirkte mit zu dem romantiſchen Frauendienſte, der jetzt anfängt, den Gottesdienſt in den Hintergrund zu ſchieben. Jenes chriſtliche Ritterthum zieht ſich allmählig aus dem Leben weg in die Wünſche und Ideale einzelner Frommer, und die ſchöne Innigkeit, welche der erſte Anflug der Begeiſterung im Ganzen, und nachher in den Urſprüngen der Johanniter- und Tempelorden zeigte, fand in der Dichtkunſt Zuflucht, als ſie aus dem Leben verbannt ward.

Auch in dieſer neuen Richtung zeigte ſich die Stärke, das Feuer und die Verſchwendung der Empfindung in nicht minderer Größe als früher, da das Gemüth noch ganz von der Religion erfüllt war. Dabei iſt eine Bemerkung ſehr auffallend. Die Deutſchen theilten weder im Anfange noch nachher die religiöſe Schwärmerei der Franzoſen. Die erſten Kreuzfahrer verſpotteten ſie. Den Kaiſer Konrad mußte Bernhard von Clairvaux ganz förmlich überfallen, um ihn zum Zug zu bewegen, und gleich hernach haben die deutſchen Kaiſer ganz weltliche Abſichten bei ihren Wallfahrten. Am ſpäteſten hatten die Kreuzzüge hier begonnen und hörten am früheſten hier auf; die Wärme dafür war überhaupt, ſcheint es, wenig über die Grenze gekommen, und die ganze Chriſtenheit ſcandaliſirte ſich über die Art, wie Friedrich II. dieſe heilige Sache behandelte. Allein der Religioſität in Deutſchland that dieſe mangelnde Begeiſterung ſo wenig Eintrag, als ihr vielmehr der wirkliche Eifer in Frankreich Eintrag that, wo die Troubadours ſchon der Pilgerzüge ſpotteten, als die deutſchen Minneſänger aufs innigſte ſich ihrer annahmen. Gerade umgekehrt auf

einer anderen Seite. Der Frauendienst der Provenzalen und Italien
äußerlicher, sinnlicher, neckischer, als der deutsche Minnedienst, wirkte
die Liebesdichtung der Ersteren weit vortheilhafter, als die tiefe hei
Versenkung der deutschen Minnesänger auf unsere Lyrik dieser Zeit.
wahr ist es, daß es nichts so Hehres und Hohes gibt, dem es nicht h
sam wäre, sich seines irdischen Ursprungs zuweilen zu erinnern. Und
sich gerade in dem Lande die feurige religiöse Begeisterung zeigte, in
die ächte Religiosität nie so groß war wie in Deutschland, so kennt n
auf der anderen Seite in Deutschland, trotz jener großen Frauenverehru
bis auf den heutigen Tag nicht die französische Heraushebung der Fra
aus den Verhältnissen, die ihnen die Natur angewiesen hat; man
band sie nie von den Pflichten der Häuslichkeit und der Pflege des Mann
und selbst im Mittelalter steht in allen rechtlichen und praktischen Verhält
sen das Weib hinter dem Manne zurück. So gut ist es, sich der Gesch
zu erinnern, wenn man jene germanische Frauenverehrung feiert. Die D
schen haben darin allerdings einen großen Ruhm, daß sie vielleicht u
allen Nationen der Erde zuerst und am vollkommensten dem Weibe
die Stelle angewiesen haben, welche die Natur selbst ihm bestimmt
Macht es ihrem Gefühle Ehre, daß sie das Weib aus der Unterordn
erhoben, so ehrt es ihren verständigen Sinn nicht minder, daß sie sich
verleiten ließen, es aus seiner Sphäre herauszurücken. Jene Zeit
Frauendienstes im Mittelalter war eine vorübergehende. Je höher n
damals den Schwindel trieb, desto schneller und tiefer sank man her
und die Gemeinheit und Unsittlichkeit, die man sobald auch in den D
tungen in diesem Bezuge findet, entspricht ganz der Frivolität und Ke
rei der Franzosen nach ihrem übertriebenen religiösen Aufschwung.

Wie sich nun unter diesen Einflüssen die Dichtung gestalten mu
werden wir im Einzelnen näher hören. Wir werden sehen, daß das
volksthümliche alsbald unter dem Eindrang neuer Vorstellungen aus
Fremde weichen muß oder Mühe hat sich zu erhalten, auch das An
werden wir seine reinere Gestalt einer modernisirten aufopfern seh
Den allgemeinen Wechsel und Uebergang werden wir, wie er in a
Lebensverhältnissen Statt hatte, so auch in der Kunst, zum Theil
überraschend finden; nicht allein von einem Charakter der Dichtung
andern überhaupt, sondern auch von einem Theil eines und desse
Gedichtes zum andern. Wir werden eine Zeitlang die Legende
biblische Helden in dem Epos herrschen und dann beide dem höfis
Ritterthume und der weltlichen Erzählung Raum geben sehen. J
Veränderung im Leben werden wir eine ähnliche in der Dichtung

sprechen, und die letzte nur im Anfange der ersteren etwas abgetrennt folgen, bald aber mit ihr gleichen Schritt gehen sehen, ein Beweis, daß die Dichter sich des Zeitgeistes mit Bewußtsein bemächtigen. Daß die Dichtung unter der Fortdauer der Begebenheiten sich dieser selbst bemeistern will, daran werden wir sie noch entschiedener scheitern sehen, als das Volksepos an der Völkerwanderung. Im größeren Maße wiederholt sich jetzt in Europa, was wir in Deutschland bei unserem Nationalepos gesehen haben. Erst als man aus der Ferne die geschlossene Reihe der Ereignisse überblickte, gelang es, sie in ein dichterisches Bild zu bringen. Wunderbar, daß Michaud geklagt hat, daß, wenn uns das Mittelalter eine Ilias oder eine Odyssee geschaffen hätte, die Musen sich eine neue den Alten unbekannte Bahn gebrochen haben würden[155])! Haben sie denn nicht, haben wir keine mittelalterliche Ilias? Man lerne an diesem Ausspruch des geistreichen Kenners, wie nothwendig es irre leiten mußte, wenn man die christlich-heidnischen Kämpfe in Europa von der Erzählung der Kreuzzüge ausschloß; man lerne zugleich an diesem Beispiele, wie die große ausgedehnte Bühne der Begebenheiten der neuen Welt nicht allein die handelnden Männer oft irrte, nicht allein die dichterischen Beobachter blendete, nein auch wie sie noch nach Jahrhunderten den forschenden Geschichtschreiber überwältigt. So weitläufig und viel sich Michaud mit Tasso beschäftigt, so fällt ihm nicht einmal Ariost ein! Und was fehlt Ariost zu einem mittelalterlichen Homer und seiner Muse zu einer vollkommenen Eigenthümlichkeit? Nichts, als was die neue Welt ihm und ihr so wenig bieten konnte, wie Griechenland dem Homer das, was im Ariost original ist, nichts als jene plastische Sicherheit und Einfachheit, die nur ein Grieche haben konnte. Wie sich die Homerischen Gedichte erst in Jahrhunderten vollendeten, (nur daß wir nicht nachweisen können, wie es geschah,) so war es bei dem Epos Arioſts, welches die mittelalterliche Welt in sich schließt, und dessen Wachsthum und Entstehung wir vollkommen verfolgen können. Ein einziger ungeheurer Cyclus umfaßt die ganze epische Dichtung des europäischen Mittelalters, der vollkommenste Kreislauf, den die Geschichte in irgend einem Felde beschrieben hat. Sie geht von der Arthus- und Karlssage aus, und kehrt im Arioſt dahin zurück; sie beginnt mit Reiseabenteuern und hört in Camoens und Ercilla damit auf; sie ergreift gleichzeitig die Begebenheiten der Kreuzzüge und Tasso nimmt sie wieder auf, mit dem ähnlichen Versuch, Poesie und geschichtliche Treue zu verbinden, den die frühere

155) Michaud, hist. des croisades. t. V, 324.

Zeit mehrfach gemacht hat. Jedes große Ereigniß hat seine näheren volksmäßigen Gesänge und sein entfernteres Kunstgedicht; die Wegwendung von den Ideen der alten Welt; der Uebergang in die neuen (denn selbst dieser rein geistigen Gegenstände bemächtigte sich die Dichtung des Mittelalters); die Völkerwanderung; die Rettung des Westens von den Sarazenen; der Angriff auf den Osten; die Entdeckung der Seewege nach Indien und Amerika. Wenn Michaud ferner findet, die Dichter des Mittelalters seien mittelmäßig, sie hätten nicht das Ansehen des Genius gehabt, welches die Meinungen eines Jahrhunderts und selbst späterer Zeiten mit sich reißt, so urtheilt er selbst über seine französischen Epen zu hart, obgleich es da am wahrsten sein mag. Allein wie sehr bewegte ein Wolfram seine Nation! und vollends die italienischen Klassiker! Wären nur die Verbindungen und der Verkehr der Ideen im Mittelalter so von den Umständen begünstigt gewesen, wie einst in Griechenland! hätte sich nur auch so die dichterische Form in ganz Europa fort- und ausgebildet, wie sich die Ideen mittheilten und entwickelten. Wir werden sehen, daß sich italische, französische und deutsche Gedichte in Fortspinnen eines und desselben Gedankens wie verabredet die Hände reichen, ohne sich im geringsten anders bekannt oder verwandt zu sein als durch die Allgemeinheit der bewegenden Ideen, und ohne in der poetischen Verkörperung derselben auch nur im geringsten sich einander zu nähern oder zu unterstützen.

---

2. Legenden. Kaiserchronik.

Der Geist, der die Kreuzzüge hervorrief und vor ihnen zahllose Wanderer zu der friedlichen Pilgerfahrt nach Jerusalem antrieb, spricht sich in der Literatur des 11. und 12. Jahrhunderts am vollsten und unmittelbarsten in der Legende aus. Ehe die Kreuzfahrten zu feindlichen Eroberungszügen geworden, den fanatischen Eifer der Geistlichen und des Volks, die Ruhmbegierde der Ritterschaft, den Ehrgeiz der Fürsten aufgeregt hatten, war von Tausenden friedfertiger Pilger die gefahrvolle Reise, den Tod vor Augen, nur in der Absicht gemacht worden, am heiligen Grabe zu beten; Unzählige hatten auf dem frommen Gange das Leben eingebüßt und rückten in die Reihen der heiligen Märtyrer in Massen ein; die von der abenteuerlichen, gewagten Unternehmung zurück-

kamen, standen in doppelter Bewunderung und schwelgten im Reize zwei- und dreifach merkwürdiger Erinnerungen. Sie brachten die Kunde von dem Gesehenen und Erfahrenen zurück, auch die von mancherlei gehörten und gelesenen Dingen; sie hatten ihre eigenen und die Reiseabenteuer anderer Zeitgenossen erlebt; andere Geschichten aus anderen Zeiten, die ältesten Sagen von den Seltsamkeiten und Wundern der Fremde wurden aufgefrischt, die Erzählungen der griechischen Dichtung, Geschichte, Welt- und Naturkunde lebten auf zu neuer Verbreitung. Aber am nächsten lag doch jenen vereinzelten und friedlichen Pilgern die fromme Sage von den christlichen Heiligen und Märtyrern der Vergangenheit, denen sie sich an Hingebung und Schicksalen am nächsten fühlen durften. Es waren darunter Priester, Gelehrte und belesene Leute in großer Zahl gewesen; wohin sie kamen, mochten sie mit den geistlichen Hirten und Brüdern in den fremden Landen die christliche Geschichte der Heimat, die Legenden von den heiligen Thaten ihrer Landesgenossen am begierigsten austauschen. Sie beschafften und verbreiteten daher aus und nach aller Welt Enden den massenhaften Stoff der heiligen Sage, in der kein nationaler Unterschied trennte, die in dem weltbürgerlichen Christenreiche bald ein Allgemeingut ward. In der Legende berühren sich daher die entferntesten Völker, die alten und neuen Sprachen, der Osten und Westen in ihren Ueberlieferungen in der mannichfaltigsten und ausgedehntesten Weise. Daher findet man schon frühe in der Sage von Andreas und Elene eine byzantinische Quelle, vielleicht unmittelbar, in angelsächsische Sprache und Dichtung übergegangen[156]); die Sage von Josaphat, dem indischen Fürstensohne, der von Barlaam bekehrt wurde, ging aus der griechischen Urschrift (des 8. Jahrhunderts) vom Johannes Damascenus im 12. Jahrhundert in lateinischer Uebersetzung durch alle Völker hindurch und aus ihr in alle Sprachen über; so machten damals und früher von dem äußersten Westen aus die Sagen von wälschen und irischen Heiligen die Runde durch die Länder des Festlands. Die Legende breitete sich so zuerst unter den Geistlichen, in der gelehrten und Kirchensprache, in lateinischer Prosa aus; Einzelne fanden dann frühe den Weg in die Volkssprache, die sie zugleich in poetisches Gewand kleidete; in dem ersten Jahrhundert der Kreuzzüge (im 12.), wo sich die ganze Welt zu christlichen Heldenthaten und zur Krone der Märtyrer drängte, geschah dies in Masse, und die Legende ward allgemein und so auch in Deutschland der Mittelpunkt der dichterischen Literatur und Unterhaltung. Wenn

156) Andreas und Elene, hsg. v. J. Grimm. 1840.

Hartmann in dem Gedichte vom Glauben eine Reihe legendarischer Erzählungen kurz berührt, so sieht man, in welchem Maaße er die Bekanntschaft damit in seinem Leserkreise voraussetzen darf. Bis in die Masse des Volkes und in seinen lebendigen Gesang drang die Heiligensage herab, wie einst die Heldensage; im 12. Jahrh. sang man am Rheine Lieder vom heiligen Anno und noch in der Mitte des 14. Jahrh. bezeugt Hermann von Fritzlar, daß die Blinden auf den Straßen von St. Nicolas' Zeichen und Wunder sangen.

Indem auf diese Weise die heilige Geschichte, von Christus, seiner Familie und seinen Jüngern an bis auf den letzten Heiligen des Tages herab, in den poetischen Bearbeitungen ihre zerstreuten und einzelnen Stoffe einander näher brachte, rückten diese von selbst in einen einzigen Kreis von epischer, christlicher Sage zusammen. Für das Verständniß der Entwicklung aller epischen, auf Geschichte ruhenden Sagendichtung des Mittelalters ist der Ueberblick dieses Legendenkreises, der uns in seinem ganzen Umfange bekannt ist, außerordentlich lehrreich. Denn diese christliche Sage, wenn man chronologisch ihre geschichtlichen Grundlagen und ihre dichterischen Bildungen und Umbildungen (von ihrer religiösen Bedeutung absehend) verfolgt, entwickelt sich, ganz wie die verschiedenen weltlichen Sagenkreise in dem mittelaltrigen Epos, von dem Wirklichen und Geschichtlichen aus zum Wunderbaren und Erdichteten, vom Einfachen zum Mannichfaltigen, vom Beschränkten zum Universellen; die Oertlichkeit und das Personal erweitert sich in derselben Weise, wie in aller ritterlichen Sage auch, und es ist von dem Bekannteren und Vollständigeren hier auf den oft nur lückenhaft bekannten Gang der weltlichen Sagen ungezwungen überzuschließen. Wir haben hier in Christus den Mittelpunkt, den Helden einer Ueberlieferung, an der man wenig innerlich zu ändern, der man nur äußerlich zuzusetzen wagte, ungefähr wie es mit Dietrich, Arthur und Karl der Fall ist. Sobald dieser erste und ursprüngliche Stoff in der dichterischen Bearbeitung erschöpft war, ging man auf den verwandten des alten Testamentes über, mit dem er Zusammenhang hatte oder erhielt. Dies würde sich der Zusammenfügung getrennter oder verwandter Sagen in den ritterlichen Sagenkreisen vergleichen. Hiernächst erweiterte man die Urquelle nach dürftigen Winken, die sie an die Hand gab, und hier fing das Apokryphische mit dem ersten Aufsprung der Sage zugleich an. Zwar von einigen der zwölf Jünger gab es geschichtliche Ueberlieferung; allein die Reihe sollte vervollständigt werden, und von wem die Geschichte schwieg, von dem redete die Muthmaßung und Erfindung vielleicht noch öfter als dunkle Ueber-

lieferung. Genau so finden wir etwa einen Roland mit Karl, Hildebrand mit Dietrich, Hagen mit Gunther ursprünglich verbunden; das Meiste aber, was von der Zwölfzahl versammelter Pairs im Ganzen und Einzelnen gedichtet ward, ist schon darum mehr der Erdichtung verdächtig als des volksthümlichen geschichtlichen Grundes fähig, weil die Erfindungen so dürftig und einerlei sind und die Charaktere selbst auf die Gruppe der Jünger zurückweisen. Auch außer den Jüngern knüpfte man an jede Figur des neuen Testamentes neue Sagen an, die sich oft genug als die eitelste Erfindung verrathen und dennoch ungeheure Verbreitung, und in diesem Sinne Volksmäßigkeit erlangten. Dieser Art ist das, was vom Antichrist, von Pilatus, von Judas, von Maria erzählt ward: die Thatsachen, die Benennungen, die Handlungen, die man ihnen leiht, fließen aus Namenerklärungen, aus Nachahmungen und Entlehnungen, aus dem Streben zu ergänzen und auszufüllen. Die ganze Reihe der Legenden von den Heiligen und Märtyrern aus den römischen und späteren Zeiten schließt sich endlich an jene älteren Stoffe an und ist so außerhalb dieses Verbandes gelegen, wie die Rittergedichte von geschichtlichen Helden späterer Zeit außerhalb der alten Sagenkreise. Und endlich, nachdem der ganze epische Stoff erschöpft ist, geht man auf die lehrhafte und lyrische Behandlung der christlichen Ueberlieferungen über, ganz so wie es in der Geschichte der weltlichen Poesie der Fall ist.

Diesen Verlauf, der sich in der heiligen epischen Dichtung im Allgemeinen darstellt, kann man weniger vollständig, aber doch deutlich genug auch in unserer deutschen Poesie allein verfolgen. Wir haben von den beiden Evangelienharmonien im 9. Jahrh. an bis zu Ava's Leben Jesu den Kern der Christussage fast ausschließlich behandelt gesehen; die österreichische Dichtung des 11. Jahrhunderts bearbeitete die alttestamentliche Geschichte in Beziehung auf sie. Weiterhin ging man auf die Nebenfiguren des neuen Testamentes über; wir fanden schon im 11. Jahrh. die ersten Beschäftigungen mit dem dichterischen Preis der Maria in Oesterreich, und im 12ten die Bruchstücke von Gedichten über den Täufer Johannes und den Apostel Paulus. Noch ehe aber diese letztgenannten Dichtungen des 12. Jahrhunderts verfaßt waren, hatte man den weiteren Uebergang gemacht auf die Legenden von den christlichen Märtyrern der römischen Kaiserzeit, die in der sogenannten Kaiserchronik erzählt sind, einem dem Wesen nach legendarischen Sammelwerke, das in seiner ersten deutschen Gestalt schon frühe im 12. Jahrhundert entstanden ist. Einzelne der darin enthaltenen Legenden, wie die heilige Crescentia, haben offenbar schon vorher in abgetrennter

Behandlung exiſtirt; nach der Abfaſſung der Kaiſerchronik aber breitete ſich der Geſchmack an der Legende immer weiter aus; nicht mehr blos Oeſterreich, ſondern alle Gegenden Deutſchlands beſchäftigten ſich mit ihrer dichteriſchen Bearbeitung, und nicht mehr blos die Geiſtlichen, ſondern bald auch die ritterlichen Poeten; nicht mehr blos die den Anfängen des Chriſtenthums naheſtehenden Heiligen waren der Gegenſtand der Erzählung, ſondern bald auch die ſpäteren aus den verſchiedenſten Zeiten und Orten.

Wir ſtellen hier vorgreifend die einzelnen Legenden, die uns aus dem 12. Jahrh. erhalten ſind, überſichtlich zuſammen, um alsdann ungeſtört bei der Kaiſerchronik verweilen zu können, dem charakteriſtiſchſten Vertreter unſerer Dichtung der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Einzelne aus der Reihe jener abgetrennten Legenden, wie die von dem heiligen Veit und Aegidius, beſitzen wir nur in Bruchſtücken[157] denen wenig abzuſehen iſt; Andere ſind zwar ganz erhalten, aber noch in Handſchriften verborgen, wie der Barlaam und Joſaphat von einem Biſchoff Otto[158]), der der lateiniſchen Quelle genauer angeſchloſſen und weitläufiger iſt als Rudolfs Barlaam; dann ein, wie es ſcheint, ſehr gedehntes Lob der Jungfrau Maria in den niederrheiniſchen Marienliedern eines Geiſtlichen, in einer hannoverſchen Handſchrift[159]. Von einigen der Legenden der Kaiſerchronik, wie von der h. Crescentia nimmt man mit Fug an, daß ſie abgeſondert entſtanden ſind[159b]). Den Gegenſtänden nach beſchäftigt ſich die Legende jetzt ſchon mit Heiligen aus allen Zeiten, mit ſolchen, die der Urgeſchichte des Chriſtenthums am nächſten, und mit anderen, die der Zeit in der wir ſtehen am nächſten ſind, von Maria und Pilatus an bis auf den heiligen Anno, den wir aus der Geſchichte Heinrichs IV. als einen ſehr weltlichen Mann kennen. Der Zeit der Entſtehung nach gehört nur das Annolied der früheren Zeit des 12. Jh. an, die meiſten übrigen dem letzten Viertel deſſelben. Dem Ort der Abfaſſung nach weiſt uns das Bruchſtück von St. Veit nach Kärnthen, der heilige Ulrich nach Augsburg, das Leben der Maria nach

157) In Mone's Anzeiger 8, 53. Hoffmann's Fundgruben 1, 246.

158) In der Bibl. des Grafen Solms in Laubach. Handſchrift von 1392. S. Gött. gel. Anz. 1820. St. 34.

159) Vgl. W. Grimm in der Vorrede zu ſeinem Wernher vom Niederrhein; und Maßmann in Germania 1, 171.

159b) O. Schade ſtellt ſie in ſeiner „Crescentia." 1853. als ein Gedicht in 6zeiligen Strophen her.

Tegernsee, die Stätten der heiligen Dichtung, die uns langeher bekannt sind; Andere wie der Servatius und Anno, Veronica und Vespasian, Aegidius und Albinus führen uns theils dem Stoff, theils der Sprache der Dichtungen nach in das niedere, nordwestliche Deutschland. Weniges unter allen verdient in unserer Ansicht und nach unseren Zwecken einer ausführlicheren Erwähnung. Die Marter der h. Margareta, in dem trocknen und strengeren Stile dieser Zeit, von Haupt aus einer jüngeren Handschrift in ihre muthmaßliche Gestalt hergestellt[160]); die von Thatsachen entblößte Legende von dem Bischoff St. Bonus[161]), und die eben so reizlose von St. Ulrich[162]), die nach dem Latein des Berno von Reichenau um 1200 von einem Albertus in deutsche Reime gebracht ist, begnügen wir uns erwähnt zu haben; so auch die Sage von Veronica und Vespasian[163]), in welcher der Bruder Wernher vom Niederrhein, den wir schon früher genannt haben, die Entstehungsgeschichte vom Tuch der Veronica erzählt, zu der er, um sie nicht allzu mager zu lassen, das Leben Jesu sammt den Weissagungen und Bezeichnungen im alten Testamente hinzuzieht. Eine Ausnahmsstellung nimmt der h. Servatius ein, der in die 70er Jahre des 12. Jahrhunderts fällt[164]). Das Gedicht, dessen Schluß uns fehlt, behandelt das factenarme Leben des Heiligen, der dem gottlosen Tongern den Einbruch Attila's geweissagt hatte. Kaum in der Hälfte des Gedichtes sind wir bei des Helden Tode; dann folgen die Wunder, die an seinem Sarge, an seinem Namenstage, in seinem Namen geschehen sind. Nur insofern dies legendarische Wundergeschichten sind, steht das Werk in Verbindung mit den übrigen Legenden der Zeit; sonst gilt es dabei nicht um innere Erhebung und Aufschwung der Seele, sondern um Erzählung; Schlachten, die an des Heiligen Todestage geschlagen wurden, werden weitläufig beschrieben. Tiefer dagegen von Seiten der religiösen Auffassung, sowie blühender in dichterischer Behandlung sind die Mariendichtungen der Zeit, vor Allen, wenn wir von dem vorhinerwähnten ungedruckten

160) In Haupt's Zeitschr. 1, 151.

161) Ebenda 1, 208.

162) Hsg. v. Schmeller. München 1844.

163) Wernher vom Niederrhein hsg. v. W. Grimm. 1839. Vgl. Haupt's Zeitschr. 1, 423. In seiner „Sage von dem Ursprung der Christusbilder" 1844. verfolgt W. Grimm den Zusammenhang dieser der lateinischen Kirche angehörigen Legende mit der älteren griechischen, von historischen Verstößen freieren Sage von Abgarus.

164) In Haupt's Zeitschr. 5, 75 ff.

Lobgedichte und einigen kleineren Stücken[165]) absehen, das Leben der Maria vom Pfaffen Wernher von Tegernsee, das 1173 aus dem Lateinischen des Hieronymus übersetzt ist. Alles was die priesterlichen Dichter des 12. Jahrhunderts überhaupt auszeichnet, Wissen, Sprachkenntniß, schlichte Einfalt in Ton und Sprache, in der Gesinnung patriarchalischer Geist, in der poetischen Ausführung Fülle, Behaglichkeit, ausgemalte Bilder, wie sie die späteren Dichter nicht kennen, in der gesammten Auffassung und Behandlung jene Würde und Wärme, jene Gemüthlichkeit und Kraft, bei gesunder Verständigkeit jener herzliche Ton, der aus dem Herzen quillt und nicht dem Buche nachspricht, empfiehlt auch den Wernher[166]). Noch hatte die schale Lectüre der fremden Romane den Sinn und Geschmack nicht verdorben. Wäre nur mehr Maaß gehalten und nicht durch Länge und Langweiligkeit der Eindruck geschwächt, so würde sich dies Gedicht vortheilhaft auszeichnen und einen christlichen Hymnus darbieten, den weder die Sonderbarkeiten der später geläufigeren Vorstellungen von der Mutter Gottes entstellen, noch die Fehler der lyrischen Form, der geraden Lobpreisung und Anrufung, die der alte Hymnus vermeidet. Noch bleibt in diesem Wernher'schen Gedichte jene Vorstellung von Maria's Verhältniß zur jungfräulichen Erde und der Menschenerlösung in einem solchen Hintergrunde, wie es in einem epischen Liede billig ist; die Ansicht von ihrer Fürsprache im Himmel trägt noch nichts so Mißbräuchliches in sich, wie später; die lyrischen Erhebungen stehen am rechten Ort; die Gleichnisse sind weder so wunderlich noch so überladen, wie in den meisten späteren Marienge-dichten, nicht selten eigenthümlich und nicht einmal in den Wiederholungen der Folgezeit zu finden. Noch im 12. Jahrh. entstanden von diesem Gedichte zwei verschiedene Ueberarbeitungen[167]), die schon aus dem Bedürfnisse hervorgingen, das Werk der neuen, reineren Vers- und Reimkunst, die gegen Ende des Jahrhunderts aufkam, näher zu führen. Von dieser Seite ist die Legende von Pilatus, die uns in einem Bruchstücke

165) Wie die von W. Grimm mitgetheilte unsir vrowen clage in Haupt's Zeitschr. 1, 34.

166) Ueber ihn, der auch als lateinischer Dichter und Schriftsteller bekannt war, vgl. F. Kugler, de Werinhero. Berol. 1831.

167) Von seiner ächten Gestalt ist nur ein Bruchstück erhalten, Docens Miscell. 2, 104; das ganze Gedicht findet sich nur in einer nicht viel späteren Ueberarbeitung (aus der Berliner Handschr. herausg. von Oetter, Nürnb. 1802; beide Stücke besser in Hoffmann's Fundgruben 2, 145 ff.). Von der zweiten und besseren Bearbeitung ist leider nur ein Bruchstück (in Mone's Anzeiger 6, 156) erhalten.

erhalten ist[168]), von einer neuen Bedeutung. Stoff und Erfindung konnten nicht anziehen: die Hauptsache ist, daß der Name Pilatus aus denen seiner Mutter und seines Vaters oder Großvaters (Pyla und Atus), Pontius aber aus des Helden Thätigkeit in Pontus, sein Charakter mit wenigen passenden Zügen aus der Geschichte seiner Geburt, seines Lebens und Todes erklärt wird. Wo das deutsche Fragment uns verläßt, tritt die lateinische Quelle ein, wohl dieselbe, die Mone bekannt gemacht hat[169]), obgleich sie dem Vater des Pilatus den Namen gibt, den das deutsche Gedicht dem Vater der Pyla leiht. Das lateinische Werkchen ist, wie auch eine ähnliche Legende von Judas[170]), kurz gefaßt und leichtfertig behandelt, etwa wie die lateinischen Thiergedichte, von einem Geistlichen, der auch Stiche auf Rom einfließen läßt, und der von der Glaubwürdigkeit der Legende nicht sehr gläubig zu denken scheint[171]). Der deutsche Bearbeiter konnte diesem dürftigen Inhalte keine Bedeutung geben, der Form nach aber ist sein 1187 verfaßtes Gedicht eines der ersten, wo nicht das erste, das die Gesetze der Verskunst des 13. Jahrhunderts anwendet und, wie auch das obenerwähnte Gedicht vom Himmelreiche thut, die Reime in voller Reinheit durchführt: der Dichter bekämpft mit Bewußtheit den, der die Ungefügigkeit der deutschen Sprache behauptet, die sich biegsam zeigen werde, sobald man sie wie den Stahl auf dem Ambos bearbeiten wolle. Mit diesem Verdienste stellt sich der niederdeutsche Dichter neben Heinrich von Veldeke, der seinerseits auch in dem Gebiete der Legende thätig gewesen sein soll[172]). Wäre sein Servatius erhalten, so würden wir in ihm zuerst die Legende aus den Händen der bisherigen geistlichen Dichter in die der ritterlichen Bearbeiter übergehen sehen, in denen sie bald eine ganz veränderte Gestalt annahm. Jetzt macht der h. Gregor von Hartmann von der Aue diese Grenzscheide, der noch in das 12. Jahrh. fällt, auf den wir aber an anderer Stelle zurückkommen.

168) Maßmann's Gedichte des 12. Jahrh. 1, 145.

169) Anzeiger 4, 425 ff.

170) Mone's Anzeiger 7, 532.

171) Ebenda 4, 425.

Scribam rem gestam *multos hucusque latentem.*
Vera sit an falsa nihil ad me. Sic memoratur.
sic referunt homines, ut scribo, sic teneatur.
Quod si pars totumve tibi falsum videatur,
non nobis, lector, reputes, sed ei tribuatur,
a quo materiae primum processit origo.

172) Nach Püterich's Ehrenbrief in Haupt's Zeitschr. 6, 52.

Fast alle die Legenden, die wir bisher genannt haben, zeigen auf lateinische Quellen zurück, die meist noch vor den Zeiten der Kreuzzüge entstanden sind; ihr Inhalt ist überall wunderbar, wie es die Sache mit sich bringt, aber dabei einfach, ja oft leer und dürr; die Erfindungen und Zuthaten sind oft handgreiflich, aber sie sind schüchtern und bescheiden; nur spurweise findet sich darin etwas von dem Geiste, der im Verlaufe der Kreuzfahrten die Menschen ergriff, von der Freude an ungeheueren Waffenthaten und Heerzügen, an seltsam übertriebenen Wunderwerken, sei es der Natur, sei es der Menschen, an fremden, von Inhalt neuen, spannenden Mähren. Nur im Servatius konnten wir bemerken, daß bereits etwas von diesem neuen Geiste hereinspielte, und auch die unter sich verwandten Stoffe der hh. Albinus[173]) und Gregorius sind der Art, daß sie weniger durch erbaulichen Inhalt das religiöse, als vielmehr das psychologische Interesse durch den aufregenden Stoff der Erzählung fesseln. Im Laufe des Jahrhunderts aber, das in der wirklichen Welt die außerordentlichsten Wunder erlebte, ward nun die Einbildungskraft der Menschen aus allen Schranken gerissen und hinfort konnte nur das Ungewöhnlichste in der Dichtung reizen, was die Werke des Tages an wunderbarer Neuheit möglichst überbot. Die Vorherrschaft der Heiligendichtung erklärt sich auf der einen Seite durch diesen Hang, auf der anderen nährte und steigerte sie ihn nur desto höher. Für jede noch so seltsame, noch so wider- und übernatürliche christliche Sage hatte die Zeit den lebendigsten Glauben, denn hier schützte der diamantene Schild des religiösen Glaubens selbst, den z. B. Hartmann vor die wunderliche Legende von Gregorius hält, der 17 Jahre ohne Speise gelebt haben sollte: der Dichter fälscht dessen Glauben, dem es nicht wahr dünkt, denn Gott sei nichts unmöglich. Für die gespannte Phantasie jenes Geschlechtes aber bedurfte es einer solchen Abwehr der Zweifels oder der nüchternen Betrachtung nicht einmal. Das Abenteuerlichste und Wunderbarste war vielmehr der Zeit das Erwünschteste; neu erstehende Sagen dieses Charakters verbreiteten sich mit Blitzesschnelle. Im Jahre 1149 ward ein irischer Ritter Tundalus in einem todtähnlichen Schlafe durch Hölle und Himmel geführt, und vor Ende des Jahrhunderts haben wir in Deutschland bereits zwei Gedichte über diesen Gegenstand. Die Sage scheint fast nach den alten Erzählungen von Thespesius (bei Plutarch) ins Christliche übergebildet und in die neuen Zei-

173) Das unbedeutende Bruchstück einer niederrheinischen Dichtung über diesen Heiligen in Lachmann's „niederrheinischen Dichtungen" 1836. 4.

ten verlegt zu sein; die Provenzalen erzählen in einer gleichzeitigen Prosalegende die ähnliche Versetzung in die hölliſchen Regionen von dem Apoſtel Paulus. Der Prieſter Alber, von dem wir ein vollſtändiges Gedicht von Tundalus beſitzen[174]), welches er auf Bitte eines Bruders Konrad in Winneberg verfertigt hat, gibt an, daß ein Mönch den Stoff der Legende von Rom nach Regensburg gebracht und ihn da niedergeſchrieben habe, wie er ihn mündlich empfangen. Wir haben hier die Anfänge unſerer chriſtlichen Geſtaltungen von Himmel und Hölle, die immer durch moraliſches Effecthaſchen langweilig und gräßlich geworden ſind und nichts von der poetiſchen Gerechtigkeit, Anſchaulichkeit und inneren Nothwendigkeit der alten Tartarusſagen haben. Der iriſche Ritter wird auf drei Tage leblos und ſeine Seele wird von einem Engel durch Hölle und Himmel geleitet. Einförmige Qualen und einförmige Freuden, nothdürftig geſteigert, begegnen den Wandernden auf ihrem Wege an den Mördern, Meineidigen, Hoffärtigen, Hurern, Räubern, Vielfräßen, üppigen Geiſtlichen und Ruchloſen vorüber bis zum Lucifer, und an den Lauen, den wenig Guten, den Wohlthätigen, Märtyrern, Geiſtlichen, um die Kirche Verdienten vorbei bis zu den Zwölfboten und Weiſſagen. Aehnliche Viſionen wie dieſe hatten ſchon ſeit dem 8—9. Jahrhundert lateiniſche Dichter beſchäftigt; ſie waren in den minder erregten Zeiten und in der gelehrten Sprache im Verborgenen geblieben, jetzt wurden ſie ſo eifrig verbreitet und ſo wahllos hervorgeſucht, daß es den weltlicher geſinnten Geiſtlichen ſelber zu viel ward, daß ſich die „goliardiſchen“, fahrenden Kleriker, die im 12. Jahrh. der lateiniſchen Lyrik oblagen, mit beißendem Spotte dagegen erhoben. Die Allegorie von dem Streit des Leibes und der Seele, die ſchon in einer angelſächſiſchen Handſchrift des 10. Jahrhunderts vorkommt[175]), knüpfte ſich im 12. Jahrh. an den Namen des heiligen Philibert und fand in lateiniſchen und franzöſiſchen Bearbeitungen ſchnelle Verbreitung[176]); ſie ging dann in alle Sprachen Europa's, und ſo auch ins Deutſche (erſt im 14. Jahrh.) über, ein eben ſo beliebter als finſterer und mönchiſch behandelter Gegenſtand, der von dem verwandten Inhalte eines bretagniſchen Volksliedes, das in freundlich frommer Weiſe die Trennung von Leib und Seele als den rührenden Abſchied zweier lieber Freunde darſtellt, himmelweit übertroffen wird.

174) In Hahn's Gedd. des 12. und 13. Jahrh. — Die Bruchſtücke des zweiten, niederrheiniſchen Tundalus bei Lachmann a. a. O.

175) du Méril, poésies popul. latines. p. 218. Wright, poems of Walter Mapes. p. 321.

176) S. Karajan's Schatzgräber. 1842.

Näher verwandt mit dem Tundalus, auch schon durch den Ort der Entstehung, ist die Sage von der Reise des heiligen Brandan. Sie sollte im 6. Jahrh. schon Statt gehabt haben; erst eine lateinische Prosaerzählung des 11. Jahrhunderts aber, und eine französische aus dem ersten Viertel des 12. verbreitete die Kunde davon jetzt in den weitesten Kreisen. Wenn Jonckbloet und Willems Recht haben, den älteren Text des niederländischen Brandan ins 12. Jahrh. zu stellen, so ist wahrscheinlich auch in Deutschland schon in dieser Zeit diese Legende behandelt gewesen, denn man vermuthet aus dem ungenauen Reime des niederländischen Gedichtes, daß es aus dem Hochdeutschen entlehnt sei[177]). Gewiß ist, daß erst in diesem 12. Jahrh. diese Wunderreise nach dem irdischen Paradiese, nach der Insel der Seligen, nach der terra repromissionis recht verstanden und geglaubt wurde, da ja die Kreuzfahrer selbst ein solches Land aufsuchten; und noch im 16. Jahrh., da die Entdeckungsfahrten aufs Neue die Einbildungskraft in die dunklen Räume des Meeres rief, verrückte diese sehr verbreitete Sage in Spanien, dem Lande der Phantasie, tausend Köpfe. Man suchte in der Wirklichkeit diese Insel, die die ersten Wallfahrten nach Jerusalem und eine dunkle Erinnerung an die insulae fortunatae in dem Kopfe eines Mönchs gestaltet hatten[178]), und die die Bollandisten selbst für deliramenta apocrypha erklärten.

Die merkwürdige Veränderung, die das 12. Jahrh. in Geist und Geschmack der Menschen hervorzauberte, zeigt sich noch an anderen Symptomen, als an dieser Gläubigkeit für die unsinnigsten und ausschweifendsten Wundergeschichten. Als wir, mit den Zeiten der Völkerwanderung beschäftigt, damals (wie jetzt wieder) fanden, daß die Dichtung Mühe hatte sich den großen Begebenheiten in der wirklichen Welt gleichzustellen, beobachteten wir die Erscheinung, daß in jenen Wanderzeiten, wo die entferntesten Räume sich näherten, die mächtig bewegte Einbildungskraft gleichsam das Bedürfniß empfand, auch die entferntesten Zeiten zusammenzurücken, daß die Thaten verschiedener Helden und Zeiten auf Ein Haupt versammelt wurden, um das Große und Merkwürdige möglichst zu häufen. Diese selbe Erscheinung kehrt jetzt in den ähn-

177) Jonckbloet, geschiedenis der mnl. dichtkunst. 1, 413.

178) Aelter als die Légende latine de St. Brandaines aus dem 11. Jahrh., die Jubinal 1836 publicirte, wird wohl diese Sage überhaupt nicht sein können. In diesem Werkchen finden sich auch die Thatsachen, auf die sich obige Aeußerungen beziehen.

lichen Wanderzeiten der Kreuzzüge wieder. In der letzten der einzelnen Legenden, die wir zu erwähnen haben, in dem Liede von dem heiligen Anno[179]) werden in der Geschichtssage ganz in gleicher Weise, wie in den alten Heldenliedern, Personen, Zeiten und Räume verschmolzen, und dieser Theil des Annoliedes ist aus der Kaiserchronik entlehnt, zu der es uns den Uebergang bahnen soll. Das Gedicht, von niederrheinischer Sprachfärbung, ist aus dem Kloster Siegburg (im Berg'schen) hervorgegangen, wo Anno († 1075) begraben liegt, wo 1104 der Abt Reginhart durch einen seiner Mönche das Leben Anno's nach Lambertus lateinisch hatte beschreiben lassen, dem wieder in dem eigentlichen Leben des Heiligen auch das deutsche Lied folgt, das man gleichfalls aus Siegburg in die Welt schickte, nicht erst 1183 zur Zeit der Erhebung der Gebeine Anno's (die sonst wohl in dem Liede erwähnt sein würde), sondern viel früher, wohl um auf seine Heiligsprechung hinzuwirken[180]). Der Dichter, den sein Gegenstand emporreißt (wenn auch nicht, wie Herder einst meint, bis zu Pindar), beginnt, noch ganz geleitet von den Lieblingsvorstellungen jener südöstlichen geistlichen Dichter des 11. Jahrhunderts, mit dem Sündenfall und der Schöpfung. Gottes Schöpfung war gut; Mond und Sonne und Sterne, Donner und Wind, und alle seine Werke wandeln ihren angewiesenen Pfad, nur die zwei edelsten Geschöpfe nicht; Lucifer schied sich von den Frommen und der Mensch sank durch Verführung, bis ihn Christus erlöste. Seine Lehre breiteten die Apostel in alle Welt aus, auch die trojanischen Franken haben manchen Heiligen erhalten; besonders in Köln ruhen so viele Märtyrer, dort auch Anno. Des Mannes Lob und der Preis der Stadt führt des Dichters Phantasie auf die Gründer der ersten Städte, auf Ninus und Semiramis und auf Babylon. Nun geht er auf den Traum Daniels über und auf die vier Weltreiche, auf die Löwin von Babylon, den Bären von Persien, auf den Leoparden, der den Alexander bedeutet, von dessen indischem Zuge eine Episode eingeflochten wird, auf den Eber der Römer. Dies führt ihn auf Cäsar, der mit den Schwaben kämpft und (wie Karl der Große) mit den Baiern, und besonders mit den wankel-

179) Die neueste Ausgabe von Bezzenberger: maere von Sente Annen. Quedlinburg 1848.

180) K. Roth (Leben des h. Anno, München 1847. p. X.) vermuthet auf die Zeit des Abtes Kuno II. (1105—26), der aus Regensburg gebürtig war, was die Vorliebe des Gedichtes für Baiern und die fabelhafte Belagerung Regensburgs durch Cäsar erklären würde.

müthigen Sachsen zu thun hat. Dann wendet er sich an die Fr
seine alten Verwandten; dann gegen Rom und Pompejus, mit
eine Schlacht schlägt, die mit jener vortrefflichen Raschheit und
digkeit geschildert ist, welche unsere Dichter des 13. Jahrhunder
selten erreichen. Von da kommt das Lied auf Augustus, auf die
dung von Köln durch Agrippa, auf die Geburt Christi, auf die A
dung der Bekehrer der Franken, die das Land mit besserem Sie
wannen als Cäsar. Einer davon ward Bischof in Köln und sein d
dreißigster Nachfolger ist Anno. Nun erst ist der Panegyriker
nem Gegenstande, dem Preise des Heiligen angelangt, und es fol
sich aus seinem Wandel und Leben zu seinem Ruhme, aus seine
spiele zur Nachahmung, aus seinen Wundern zur Verherrlichung
läßt.

Die weltgeschichtlichen Stellen, die wir hier mitausgezogen
sind in das Annolied aus der Kaiserchronik herübergenomme
Dieses merkwürdige Werk[182]) ist nach neueren Untersuchungen in
reich entstanden; es setzt die Geschichte unserer geistlichen Dichtu
nau da fort, wo wir sie in jenen Gegenden früher verließen und
den Uebergang von ihr zur weltlichen epischen Erzählung dadurch
es seinen christlichen Inhalt an Geschichtssagen und Legenden
daß es, wie es sich selbst bezeichnet, zugleich ein „Gotteslied" un
„Chronik" ist. Ursprünglich scheint (nach Maßmann 3, 66 ff.) ei
nigsbuch „alter ê", eine Erzählung alttestamentlicher Geschichte
Zeitbuche der christlichen Geschichten, das wir jetzt allein lesen, v

---

181) Ueber das Verhältniß beider Werke ist es schwer mit Sicherheit zu e
den, da wir den ältesten und ursprünglichen Text der Kaiserchronik nicht besitzen u
Annolied nur aus Opitzens Drucke (1639) und dessen Erneuerungen kennen. G
nach Vergleichung der ältesten Texte der K. Chr. nicht zweifelhaft sein, daß das
lied sprachlich älter ist und dem Anfang des 12. Jahrhunderts angehört. Und
es, wie es an und für sich das allein Natürliche ist, daß das Lied seinen geschic
Auslauf der Geschichtschronik entlehnt habe, so auch aus der Vergleichung der
lelstellen unwidersprechlich, daß das Lied eine jüngere Bearbeitung der entlehnte
len enthält. Dieser Widerspruch löst sich, wenn man annimmt, daß das Annoli
der ältesten deutschen cronica schöpfte, auf die unsere Texte der K. Chr. zurück
und daß dies das Buch sei, auf das sich das Annolied selbst an eben jenen Stell
Cäsars Kampf mit Pompejus beruft, die der Annodichter mit den schönsten Zeile
schmückte, welche die Chronik, wenn sie ihrerseits entlehnt hätte, gewiß nicht
lassen hätte.

182) Ausg. v. Maßmann. Quedl. 1849. 2 Thle. Den Vorauer Text hat
herausgegeben. Wien 1849.

gegangen zu sein; dies würde das Werk in noch engere Verknüpfung mit der geistlichen Dichtung Oesterreichs im 11. und 12. Jahrhundert setzen. Das uns erhaltene Werk besteht aus zwei Theilen, deren jeder mit einer Schlußrede endigt; der erste geht bis zu Constantins; der zweite bis zu Lothar's II. Tode (Ende 1137), wo das Werk ursprünglich geschlossen haben wird; es ward dann, vielleicht von dem ersten Verfasser noch in einem Anhang bis 1147, dem Beginne von Konrads III. Kreuzzuge, fortgeführt. Verschiedene Handschriften, die wir besitzen, zeigen es dann schon im 12. Jahrh. verschieden überarbeitet in allen Gegenden Deutschlands verbreitet. Dann wurde es in einem späteren Texte von 1250 reiner gereimt und fortgesetzt bis zu Friedrich II., und dieser Fortsetzung hängte sich wieder ein Anhang bis zu Rudolph von Habsburg an; die Handschriften dieser jüngeren Bearbeitung sind alle hochdeutsch und an Wolfram'schen Einflüssen erkennbar. Der Inhalt des Werkes ging dann in die gereimten Weltchroniken der Enenkel, Rudolph von Ems und Heinrich von München über und wirkte in frühen prosaischen Auflösungen und Uebertragungen in andere Prosachroniken mannichfaltig fort; sogar 1594 wurde von Christoph von Tegernsee das Werk noch einmal umgereimt. Die ältesten Handschriften, die Vorauer und Liebenberger, weisen auf Oesterreich und Kärnthen zurück; wie jene geistlichen Dichtungen dieser Gegenden alle untereinander Gemeinschaft aufwiesen, so lassen sich auch in der Kaiserchronik einzelne Stellen finden, die man in den Dichtungen jener Adelbrecht und Arnold wieder liest. Ueberdies hat Diemer versprochen[183]), in lateinischen Geschichtsquellen Oesterreichs schon zwischen 1130—40 deutliche Spuren von dem Bekanntsein des Gedichtes nachzuweisen. Wie fast alle österreichischen Dichtungen des 12. Jahrhunderts wurde es dann schnell nach dem Rheine verpflanzt und nahm hier (in der Heidelberger und den verwandten Handschriften) niederrheinische Sprachformen an. Solche Sprachformen hat Maßmann zwar auch in dem Vorauer Texte einige nachgewiesen, und er hat schon aus der Vorliebe des Dichters für Trier auf einen niederrheinischen Verfasser schließen wollen; wie leicht aber könnte ein Geistlicher, von rheinischer Geburt, da dieser Stand aller Welt angehört, in Oesterreich gelebt und geschrieben haben; wie wahrscheinlich hat es der Herausgeber selbst gemacht, daß jene Trierer Oertlichkeiten schon den Quellen der Kaiserchronik angehörten. Selbst die ältesten Aufzeichnungen derselben weisen nämlich noch auf eine ältere deutsche Chronik

183) Sitzungsberichte der k. k. Academie vom 9. April 1851.

zurück[184]), die wieder ihrerſeits aus lateiniſchen Quellen geſchöpft
wird, denen man ſtellenweiſe auf die Spur gekommen iſt[185]).
Werk nennt ſich in der Ueberſchrift der Vorauer Handſchrift ſehr
eine „Chronik von der Kaiſer und Päbſte Zeiten und viel mehr a
Materie"; es iſt ein Sammelplatz für die heilige Sage, die es
Rahmen eines fabelhaften Zeitbuchs des chriſtlich-römiſchen R
kleidet. Hier nun iſt es, in dieſem geſchichtlichen Theile, wo al
und neue Geſchichte aufs bunteſte durcheinander geworfen wird,
wie wir es vorhin in dem Annoliede fanden. Die Erzählung b
gerade mit jenen Kriegen Cäſars, die in jenes Lied übergingen.
wird unter Tiberius Jeruſalem von Titus und Veſpaſian zerſtört,
dieſe Zerſtörung wird dann unter Veſpaſian noch einmal erw
Unter Cajus ſtürzt ſich Jovinus, ein anderer Marcus Curtius, zu
in einen Höllenſchlund, der ſich in Rom öffnet. Nach Nero regiert
quinius, und die Geſchichte der Lucretia trägt ſich mit jenen Erweit
gen zu, die man in mehreren ſpäteren Novellen wieder findet.
Otho und Vitellius ſpielt ein Odenatus die Rolle des Scävola.
Nerva iſt mit Marc Aurel's ehernem Pferd auf dem Capitol die
dote von Phalaris Ochſen verſchmolzen. Die Reihe der Kaiſer iſt
derlich verſtellt und verrückt. Unter Commodus fallen die Krieg
Alarich und ein Herzog von Meran tritt dabei auf. Der Kaiſer G
war der größte Arzt; des Boethius Leidensgenoſſe Symmachus iſ
Seneca. Der Pabſt Leo iſt Kaiſer Karls Bruder. Von Etzius (A
wird erzählt, was auf Narſes trifft; er ruft den Otaker aus Stei
italiſche Reich, der ſeinerſeits von Dietrich von Meran geſchlagen
u. ſ. f. Die Verwirrung könnte nicht größer und nicht gehäufter
Man weiß aus einzelnen Beiſpielen, (z. B. aus dem provenzaliſcher
dichte von Boethius aus dem 10. Jahrh., das dieſen Philoſophe
Zeit eines Kaiſers Manlius Torquatus leben läßt), daß die rör
Kaiſergeſchichte frühe in ſagenhafte Geſtalt verkehrt ward; in

184) Im Vorauer Text 15:
Ein buoch ist ze diute getihtet, daz uns rômisces riches wol berihte
geheizen ist iz cronica.

185) Maßmann, deſſen dritter Band, ſo weit er gedruckt war, uns freundl
Benutzung überlaſſen wurde, nimmt eine durchgehende, einheitliche lateiniſche
lage an, die er in einer ſagenhaften, auf deutſchem Boden entſtandenen, gallica hi
vermuthet, aus der auch die gesta Trevirorum des 12. Jahrh. ſchöpften, und v
er Bruchſtücke nachgewieſen hat. 3, 296. 309 ff.

größeren Umfange aber zusammengestellt kann man die ähnlichen Verwirrungen nur in den reali di Francia wiedersuchen, die überhaupt das passendste Seitenstück der Kaiserchronik sind, mit der sie sich im Inhalt berühren und an rohem Geschmack, wie an wunderlicher Mischung von Geschichte, Legende und Mährchen genau übereinstimmen.

Es ist seltsam, daß der poetische Chronist, der diese Zeitverstöße, diesen Wirrwarr geschichtlicher Sagen in solcher Masse anhäuft, mitten in diesem Geschäfte gegen die Lügen anderer Dichter und im Besonderen über die Zeitverstöße in den deutschen Liedern von Dieterich von Bern feindliche Ausfälle macht. Sein Lied beginnt gleich anfangs mit dem Eifer gegen Erdichtung und Lüge[186]) und will statt deren Wahrheit verkünden. Dieser Eifer ist nach einer späteren Stelle[187]) ausdrücklich gegen die Dietrichssage gerichtet, welche gleichzeitig auch von lateinischen Geschichtschreibern wie Eckehard und Otto von Freisingen angefochten wurde. In der Zeit der fränkischen Kaiser war die Geschichtschreibung zum erstenmale gewissenhaft und genau betrieben worden; auch noch die ersten Geschichtschreiber der Kreuzzüge, die Raoul de Caen, Fulcher, Gualter, Wilhelm u. A., zeichneten sich durch treue Behandlung der Geschichte aus; in ihrem Munde hat die Verurtheilung der geschichtlichen Sage und der Entstellung im Gedichte einen Sinn. Aber dieser nüchterne Geist hielt nicht lange vor in diesen Zeiten der romantischen Erfindung; bald traten an die Stelle jener aus Augenzeugniß berichtenden Historiker die aus der Entfernung schreibenden Albert und Guibert, die sich zwar die Miene der vorsichtigen Sammler und Kritiker geben, bei denen aber gerade die Leichtgläubigkeit an alle Wunder und Legenden und der Mangel an verständiger Kritik beginnt, die dies Jahrhundert

186) Ausg. v. Maßmann 1, p. 3.

Nu ist leider in disen zîten ein gewonheit wîten:
manige irdenkent lugene und vuogent sie zesamene
mit schophlîchen worten. Nu vurhtich vil harte,
daz die sêle darumbe brinne, iz ist âne gotiss minne:
sô lêret man die luge die kint, die nâch uns kunftic sint.

187) Ebd. 2, 334.

Swer nû welle bewaeren, daz Dieterîch Etzelin saehe,
der heize daz buoch vur tragen. do der kunic Etzel ze Ovene wart begraben,
dar nâch stuont iz vur wâr driu unde vierzic jâr
daz Dieterîch wart geborn, ze Kriechen wart er irzogen,
da er daz swert umbe bant, ze Rôme wart er gesant,
ze Vulkân wart er begraben. hie muget ir der lugene wol ein ende haben.

charakteriſirt. Ganz ſo nun wirft ſich in unſerem „Buch der Könige“ die Legendendichtung gegen die Unwahrheiten der weltlichen Sage auf, indem ſie viel unverſchämtere Lügen an die Stelle ſetzt. Man könnte dies aus der bloßen Launenhaftigkeit und dem Unbedacht der Kritik erklären, der wir ſelbſt noch ſpäter, bei viel bedeutenderen unſerer Dichter, oft und in wunderlichen Beiſpielen wieder begegnen. So gibt Wolfram ſchöne Lehre, in der Erzählung nicht zu übertreiben, gerade indem auch Er die deutſche Volksſage verſpottet, und bei ihm fehlt es doch in Worten und Werken an Uebertreibung nicht. So wird im Titurel über die Hornhaut Siegfried's gehöhnt, und doch kommen hörnerne Rieſen in dem Gedichte ſelber vor. Dennoch aber hat die Polemik ſowohl dieſer Dichter, wie die der Kaiſerchronik, gegen die deutſche Heldenſage auch außer dem Grunde der Unmündigkeit der Kritik, noch die tiefere Urſache der Abneigung gegen ihren ganzen Geiſt noch mehr, als gegen ihren Inhalt. Das Intereſſe der Zeit ſuchte jetzt andere Wunderthaten und Abenteuer, als die der heroiſchen Dichtung waren; die Gegenwart fing an mit anderen Thaten, denen eine andere Bedeutung geliehen ward, nach einer veränderten Anſicht die Werke der alten Helden zu überbieten; man verſchmähte die Gegenſtände, die ſich den neuen Vorſtellungen nicht fügten und ſuchte andere hervor, die damit in Einklang zu bringen waren. Der chriſtliche Heroismus ward die Bewunderung der Zeit, die Thaten und Werke, die der heilige Geiſt verrichtete; und dies iſt, zugleich im Allgemeinſten und aufs Pragmatiſchſte hergeleitet, der erſte Eingang eines geiſtigen Grundſatzes, die erſte Spur der Idee in den menſchlichen Handlungen, die uns die Sage erzählt. Nicht mehr der Trieb der Natur und die Ueberfülle der wirkenden Kräfte im Menſchen, nicht mehr die Nöthigung der äußeren Verhältniſſe bilden jetzt die Hebel der Thaten, wie im heroiſchen Zeitalter, ſondern die innere Stimme, der Ruf von Gott, der treibende Geiſt. So heißt es im Rolandslied, nicht der Kaiſer thue was er thue, ſondern Gott gebiete es ihm. So iſt in Hartmanns Glauben jede Legende als ein Beiſpiel der Wirkungen des heiligen Geiſtes erzählt; aus ihm handelten „zuerſt die Apoſtel des Herrn, die theuren Märtyrer“. Als ein anderer Apoſtel und Gottes Bote ward daher Karl jetzt in ihre Reihe geſtellt, und die Triebfedern des heroiſchen Zeitalters, Habſucht und Gewaltthat (Gierigkeit und Hochmuth) wurden nun verpönt und verfolgt. Aus dieſem Geſichtspunkte wurden nachher auch die Sagen von Alexander und Parzival behandelt, und es iſt kein Wunder, daß inmitten dieſer neuen Anſichten die Nibelungen, die ihnen zum Trotze ausdauerten, fremd und übel angeſehen daſtanden.

In der Kaiserchronik und ihren einzelnen Bestandtheilen blickt man wie in eine Werkstätte des Geistes, wie in ein Lagerhaus des Verkehrs, wodurch die Sagendichtung des Mittelalters gestaltet und ausgebildet wurde[188]). Die vielfältigsten Anläſſe und Eigenheiten der romantischen Sagenschöpfung und Entstehung liegen hier wie zur Schau offen; und nichts kann so sehr wie ihr Inhalt die Thätigkeit einer jugendlichen, frisch angeregten Phantasie charakterisiren, die sich in aller Keckheit und in allem Ungeschick zugleich, in ebenso leichtfertiger als schwerfälliger Erfindungskraft, an einer Menge von Stoffen geschichtlicher und dichterischer Ueberlieferung beschäftigt. In jenem Durcheinanderwerfen geschichtlicher Thatsachen und Namen, von dem wir vorhin die Beispiele anführten, wo bald eine bekannte That auf einen bisher ungenannten Urheber gelegt, bald ein bekannter Held mit Anderer Thaten ausgestattet wird, zeigt sich die Bereitwilligkeit sowohl wie die Dürftigkeit der Erfindung vielleicht am auffallendsten, verräth sich der Eifer sowohl wie die Ungeschicklichkeit der Industrie, die den neuen Stoff der dichterischen Unterhaltung schaffen sollte, vielleicht am stärksten. So werden wir bald sehen, daß, wie dort die Sagengeschichte, so auch die poetische Länderkunde der alten Welt neu erzählt, ihre Reisewunder an neue Persönlichkeiten angeknüpft wurden; so haben wir schon früher gesehen, wie die Völker der neuen Zeit sich den sagenhaften Ruhm der älteren anzueignen suchten. Die keltischen Völker, geschichtlos wie sie waren, wollten in ihren Berührungen mit kriegerischen Feinden nicht arm und ruhmlos dastehen, sie legten sich daher trojanischen Ursprung bei, wie die Römer; so tauschten auch die Franken gerne, die das Römerreich gestürzt hatten, ihre dunkle Herkunft mit dem gleichen Ruhme, trojanischen Blutes zu sein. Mit diesen werthlosen Erfindungen hatten bisher nur die geistlichen Geschichtschreiber in lateinischen Chroniken der Völkereitelkeit geschmeichelt, in dem 12. Jahrh. brachen sie in die Volksliteratur überall ein, und die Kaiserchronik und das Annolied wissen daher von der alten Verwandtschaft zwischen Franken und Römern, von der Herkunft der Sachsen aus der Heergenossenschaft des Alexander, von dem Ursprung der Baiern in Armenien, wo noch Deutschredende gefunden werden sollten. An die Fabeln dieser Art reihen sich andre über den Ursprung von Völkern, Städten und anderen Oertlichkeiten an, Erdichtungen, die auf Etymo-

188) Wir müssen auf Maßmann's dritten Band seiner Ausgabe der K. Chr. verweisen, wo vor- und rückwärts die früheren Spuren und die späteren ausgefahrenen Geleise der einzelnen Sagen mit umfassender Kunde verfolgt werden.

logien gegründet ſind, auf die bald einfach-naive, bald wunderlich-abenteuerliche Erklärung und Herleitung vorgefundener Namen. Von ſolchen Geſchichtchen gibt es Viele in der Kaiſerchronik, wir führen in der Note[189]) nur Ein ergötzliches Beiſpiel an. Das Mittelalter, wie das Alterthum, hat kaum eine fruchtbarere Quelle der Sagenerfindung gehabt, wie dieſe, und ſie ſprudelte in keiner Zeit ſo ergiebig, wie in den 12. Jahrhundert. Müßige Mönche beuteten dieſe Sagen aus von Menſchen, von Städten, von Völkern, angeleitet von einem bloßen Namen, der dann für die Hörer und Leſer die Beglaubigung gab. So kam es, wie v. Reiffenberg ſagt, daß eine Reihe von Heiligen ihr Daſein einem bloßen Wortſpiele zu danken haben. So kam es, daß jene anklingenden Namen der Schotten und Scythen, der Aſen und Oſen, der Dacier und Dänen, Sachſen und Sakaſuna, Geten und Gothen, der Doppel-Iberer und Veneter, der Sennonen und Senonen, von Syracus und Saragoſſa ſo große Verirrungen in der Geſchichte anſtellen konnten! Namen, Völker, Städte, welche nach der bloßen Lautähnlichkeit aufs kühnſte hiſtoriſch und poetiſch verbunden wurden, weil dieſe die kindliche Einbildungskraft von ſelbſt zur Thätigkeit rief und weil dieſe Verbindung zugleich der ſtädtiſchen oder nationalen Eigenliebe ſchmeichelte! Wer ſollte es dem Verfaſſer dieſes Werkes verdenken, wenn er in ſeinem Knabenalter ſich mit Vorliebe mit dem großen Corvinus von Ungarn oder gar mit St. Gervinus abgab, dem frommen Wallfahrer, an deſſen Fürſorge und Fürſprache im Himmel er nicht im geringſten zweifelte, da er ja den gleichen Antheil an dem unzweifelhaften Stammangehörigen nehmen mußte, wie dieſer an ihm. Nicht anders erklärt ſich jener Zug im Mittelalter; denn es gibt ja kaum eine Stadt, die nicht wenigſtens Eine ſolche Herleitung und etymologiſche Deutung angeregt hätte. Da manchmal die Anknüpfung wirklich hiſtoriſch beglaubigt war, ſo geſtattete das um ſo mehr Freiheit in den anderen Fällen. Einen bedeutungsvoll klingenden Namen, ein ſonderbares Wappen zu erklären, was konnte eine größere Aufforderung ſein zur Erfindung und zur Erdichtung? Die Etymologie gibt dem Otfried Stoff für ſeine myſtiſchen Betrachtungen, dem

189) Nero verlangt von ſeinen Aerzten, daß ſie ihn ſchwanger machen; ſie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt und er gibt eine Kröte von ſich. Maßmanns Ausg. 1, 327.

die Walhe sprungen ûf sâ,
sie riefen alle lâtâ rânâ;

daher der Name Lateran.

Cassiodor für seine Gelehrsamkeit, den Scholastikern für ihre Speculationen, und sie sollte den Dichtern keinen Stoff für Erzählungen gegeben haben! — Man ging von da einen Schritt weiter. Es gab nationale Sitten, über deren Ursprung man nachsann, was dann zu manchen ernsten und schnurrigen Geschichten den Fingerzeig gab. Der Art ist in der Kaiserchronik die Erzählung von dem Baiernherzog Adelger, dem von Kaiser Severus zum Schimpfe Kleid und Haar gestutzt wird; die Baiern thun es nach, um den Schimpf zur Sitte zu machen. Dies ist ein Volkswitz, wie wenn man in Griechenland die Sitte, nackt zu kämpfen, von einem dazu ausgesonnenen Mährchen herleitete. Auch diese Art von Erdichtungen geht durch das ganze Mittelalter hindurch und ward bis zum größten Stile getrieben. In Staat und Kirche gab es Einrichtungen und Gewohnheiten, die ein dunkles Herkommen gebildet hatte, die man sich also zu erklären suchte; nichts ward nun gewöhnlicher, als daß man Geschichte, Gebräuche, Sitten, Gesetze und Alles, wie auch im Alterthum so oft geschah, zurückconstruirte. Diese Art der Erfindung aber forderte schon größere Freiheit, ja sie bedingte auch gleichsam das historische Fortbilden der alten Sagen mit neuen Erdichtungen, sobald die Zustände, die darin zurückgetragen waren, sich selbst fortbildeten. In allen Verhältnissen des ganzen Mittelalters zeigt sich diese Art der Erdichtung am unverschämtesten. Ganze Urgeschichten der Völker liegen da, die nach einzelnen Zügen der späteren wirklichen Geschichte zusammengesetzt und im Laufe der Zeiten zum Theil aus dem trockensten Gerippe zum rundesten Körper geworden sind. Die Gesetze des Staats von Aragon sind auf diese Art zurückgetragen und in der Kirche stehen jene Decretalen des Pseudo-Isidor neben den aragonischen Fueros vielleicht als die merkwürdigsten Beispiele, wie sich die Welt der Wirklichkeit Jahrhunderte lang in den furchtbarsten Kämpfen um die Grundsätze solcher Schriften drehte, die nur in sofern nicht völlig willkürlich erfundene Dinge sind, als sie, so wenig sie einen thatsächlichen Grund haben, doch eben so entschieden auf dem Geiste der Zeiten ruhen, in denen sie entstanden oder entwickelt sind. Ganz genau so ergriff jetzt die Dichtung die herrschenden Bestrebungen der Zeit und trug sie auf ältere Zeiten über, und die rohesten Anfänge hierzu sahen wir in der ganzen Entwickelung des Volksepos, und sehen sie hier in der Kaiserchronik im größeren Maßstabe in gleicher roher Gestalt in dem Uebertragen neuer Ereignisse und Thaten auf ältere Zeiten und Männer, neben der umgekehrten Verpflanzung älterer Sagen auf neue Verhältnisse. Von da an steigt dies bis zu der Höhe, wo, wie etwa im Parzival, die höchsten Ideen der

Zeit erfaßt und im poetischen Körper sinnlich gezeugt werden. In solchen Stoffen und Gedichten hat man Volkssage gefunden! im ganzen Mittelalter hat man Erfindung geleugnet, weil jenes Geschlecht mit Treue und Gewissenhaftigkeit an der ächten Sage hing und mit gewissenhafter Genauigkeit dem Gange der Sage in Uebersetzungen folgte! Diese treue Abhängigkeit mag ein Charakterzug der deutschen Ritterdichtung sein, die der eigenen Erfindung in der That nur allzusehr ermangelt; wer aber den Ausspruch auf das ganze Mittelalter ausdehnte, der würde geradezu eine verkehrte Welt erfinden. Denn dies ist eben der auf der Oberfläche erkennbare entschiedenste Charakterzug der Dichtkunst neuerer Zeit überhaupt, daß in ihr die Macht des Gedankens so groß war, daß von ihm aus ganze poetische Schöpfungen frei erfunden ausgehen konnten.

So kann man finden, daß unsere Kaiserchronik selbst, nicht in ihren einzelnen Theilen, wohl aber in dem eigenthümlichen Rahmen, in den sie ihre Anekdoten, Geschichten und Legenden einkleidet, einen solchen tiefsinnigen und ideenhaften Bezug auf die geschichtlichen Bildungsverhältnisse Deutschlands habe. Diese Einkleidung, der Faden der Erzählung, der durch die römische und deutsche Kaisergeschichte hinleitet, der Gedanke, der auf diese Einkleidung führte, scheint das eigentlich Nationale an diesem Werke zu sein. Es ist der Hauptgesichtspunkt, aus dem die Geschichte der Dichtung dieses Werk betrachten muß, daß dasselbe, wie sich andere Werke von Umfang an andere Begebenheiten der äußeren Geschichte anschließen, in der deutlichsten Beziehung zu den Richtungen der deutschen Kaiser seit Karl nach dem Süden, nach Italien, auf den Erwerb der Kaiserkrone und die Verbindung des deutschen und römischen Reiches steht. Mit diesen Bestrebungen, als sie unter Karl und Otto zuerst begannen, sahen wir gleich damals den geistigen Verband Deutschlands mit der alten Welt, der neueren mit der alten Literatur im Zusammenhange. Noch war zu Otto's I. Zeit die heroische Seite der alten Poesie, Homer und Virgil, diejenige, welche wir in der weltlichen Dichtkunst die Aufmerksamkeit der lateinischen Dichter beschäftigen und ihren Einfluß auf unsere Heroenpoesie ausüben sahen. Seitdem aber von da an das Ritterwesen sich mehr und mehr ausbildete, seitdem durch Otto's II. Gattin die Verbindung mit Byzanz häufiger ward, seitdem unter Otto III. Hofton und Hofceremoniel mit seinem jammervollen Gefolge nach Deutschland kam, und nun der Uebergang zur Ständescheidung und Allem gemacht ward, was eine heroische Zeit zu geselligerem Charakter umbildet, fand man mehr Geschmack an dem, was das west- und

oströmische Reich Neues darbot; und dies waren Umbildungen alter griechischer Sagen und Dichtungen in neuer Gestalt, Verschmelzung derselben mit Orientalischem, Romane, Novellen und Geschichtslegenden aus der römischen Kaiserzeit, wie sie im Geschmack der oben angeführten aus der Kaiserchronik noch heutzutage in Italien im Volke umgehen, und wie sie damals in Deutschland den Stoff der Unterhaltung lieferten, den vorher der Schwank, das Mährchen, das Lied des Volkes gewährt hatten. In Spuren zeigte uns schon das Annolied die neue Gestaltung der Alexandersage, die geistliche und weltliche kleine Erzählung aber nimmt in der Kaiserchronik die breiteste Stelle ein.

Seit undenklichen Zeiten herrschte in Griechenland und Italien der Geschmack an solchen Novellen. Jede Nation hatte in dieser Gattung etwas Eigenthümliches, und der Austausch dieser kleineren, faßlichen und belebten Stoffe, war so leicht und mußte bei jedem Zusammentreffen verschiedener Nationen so lebhaft werden, daß wir deshalb in den Zeiten der Kreuzzüge im Osten und Westen solche Sammlungen von Novellen hervortreten sehen, die es gemeinsam haben, daß sie meist in einen Rahmen gefaßt sind, welcher Erweiterung und Verengerung, Ausscheiden und Aufnehmen leicht und bequem machte, und daß sie meist aus Altem und Neuem, aus Nationalem und Fremdem gemischt sind. Die größere, höhere Dichtung des ganzen Mittelalters hält in Asien und Europa dem Geiste nach gleichen Schritt; dieselbe innere Regung, welche die persische Lyrik gestaltete, gestaltete auch die deutsche, und das persische Epos floß aus keiner weitern inneren Quelle als das fränkische. Jene kleineren Dichtungen aber sind auch dem Stoffe nach seit den Kreuzzügen und durch sie Allgemeingut der ganzen Welt geworden, in einer Weise, wovon wir uns schwer einen Begriff machen können, da bei uns die mündliche Ueberlieferung bis auf die Anekdote herabgekommen ist, in der wir aber noch ganz die schnelle Verbreitung und östliche Verpflanzung, wie in den alten Sagen, beobachten können. Die ältesten Zeiten stellten hier ihre Erzeugnisse neben die neuesten und aus den größten Fernen trafen sie zusammen. Aus jenen milesischen und sybaritischen Mährchen der alten Welt, die zur Zeit von Roms Gesunkenheit mit den Heeren bis nach Asien und von dorther zurückgetragen wurden, ging vielleicht die bekannte Geschichte von der Matrone von Ephesus in alle Zeiten und Länder, war nach Duhalde in China bekannt und kommt im Petron, in den sieben weisen Meistern und in den Schwänken aller Nationen vor. Alle Reiseabenteuer und Wunder gehören in diese Reihe; die Erinnerungen an Homer, an Herodot und Plinius stoßen uns auf in deutschen

Dichtern des 12. Jahrhunderts wie in Tausend und Einer Nacht. Scandinavische Vorstellungen von Werwölfen erkennen sich in den Bisclaveret der armoricanischen Lais. Die Fabel des Orients vermischte sich so enge mit dem Thiermährchen der Germanen, daß sie kaum mehr zu trennen sind. In welcher Art der Hitopadesa, die Fabeln des Bidpai in Ost und West eine Sprache und eine Veränderung nach der anderen durchliefen, überall aber die begünstigende Einkleidung festhielten, ist bekannt genug. Das lateinische Werk von Petrus Alphonsus[190]), des getauften Juden, der unter Alfons I. in Aragonien schrieb, verpflanzte mit am frühesten arabische Fabeln und Erzählungen in den Westen, die dann in die Erzählungen der Königin von Navarra, in die Gesta Romanorum, in die späteren italischen Novellisten Eingang fanden. Am interessantesten aber sind die sieben weisen Meister (deren Ursprung bis nach Indien zurückführt) und die Gesta Romanorum, auf deren (späte) deutsche Bearbeitungen wir später zurückkommen. Dort, in den sieben weisen Meistern, treten Erzählungen aus der griechischen und römischen, der christlichen und moslemitischen Welt, aus den arabischen Nächten, aus Herodot, Petronius und Plautus, aus tartarischen und wälschen Quellen in die freundlichste Gesellschaft neben einander. Eben so sind in den Gesta Romanorum Fabeln aus Petrus Alphonsus und Kelilah und Dimnah, es sind mönchische Legenden und weltliche Novellen, Geschichtchen und Anekdoten aus dem klassischen Alterthume und Apologe und Parabeln aus dem Orient neben einander gestellt. Persien, Indien, Arabien, Griechenland, Italien, alle Welt trug zu diesen Sammlungen bei, nur gerade das deutsche Mährchen und die wälschen Mabinogion, das Volksthümliche unserer nordischen Novellistik, ging so wenig darin ein, wie unser heroisches Volksepos in Ariost, der alle alten und neuen Schätze umfaßte und benutzte. Desto mehr ward umgekehrt bei uns das Ausländische mit großer Thätigkeit gesammelt, bearbeitet und gelesen, und dafür grade ist unsere Kaiserchronik ein frühes und merkwürdiges Zeugniß.

Die Kaiserchronik steht nämlich in der Reihe dieser für die ganze mittelalterliche Literatur so bedeutsamen Novellensammlungen; und es gibt ihr gerade das ein so hohes Interesse, daß sie neben Petrus Alphonsus' Werke zu den frühesten Versuchen dieser Art gehört. Nur die provenzalische Sammlung[191]) der Legenden von der heiligen Fides, die der Pfaffe Bernard sammelte und dem Bischoff Fulbert von Chartres († 1026)

190) De clericali disciplina.

191) Fauriel, hist. de la poésie provençale 1, 435.

widmete, und in die, ganz im Geiste aller dieser Sammlungen, auch gelegentlich schon ein weltlicher Roman eingeht, der auf den Grundzügen der Odyssee aufgebaut ist, thut es an Alter dem Petrus Alphonsus wie der Kaiserchronik zuvor. Unser deutsches Gedicht reiht an den Faden ihrer Kaiserliste alte klassische Erzählungen, vaterländische Sagen und Züge der Volksgeschichte; ihr Hauptbestandtheil ist aber die christliche Novelle und Legende. Der geistliche Dichter, wiewohl er des Sinnes für die Weltlichkeiten des Frauen- und Ritterthums nicht entbehrt, breitet über den ganzen historischen Grund seiner Erzählung einen christlich-kirchlichen Dunstkreis; ganz weltliche Sagen, wie die von Curtius-Jovinus, erhalten eine Färbung und Bedeutung nach christlich-sittlichen Vorstellungen; das weltliche römische Reich ist von dem geistlichen, der Kaiser ist von dem Pabste, der Held von dem Heiligen, in Einem Worte die Geschichte ist von der Legende verdunkelt. In diesem legendarischen Bestandtheile der Kaiserchronik stoßen wir nun auf jene vage Verknüpfung von Vorstellungen und dichterischen Formen der antiken und christlichen Welt, auf die wir oben hindeuteten; Alles was das späte Alterthum der neuen Zeit am unmittelbarsten entgegen brachte, Allegorien, Parabeln, Apologe, Novellen, religiös-philosophische Streitfragen finden wir in der Legende noch völlig erhalten. Auf eine bloße Vergleichung des Inhaltes der Kaiserchronik mit dem Barlaam erkennt man sogleich den ganz gleichen Geist und die scharfe Einwirkung dieser griechischen Dichtung auf die Legenden des Westens. Auch haben die ähnlichen und noch älteren, griechischen und lateinischen, Quellen unmittelbaren Einfluß auf die Kaiserchronik geübt. Die sogenannten Clementinischen Recognitionen (Wiedererkennungen) aus dem 2. Jahrh. und die daran anschließende Schrift von Marcellus de conflictu Simonis Petri et Simonis Magi liegen, nach Maßmann's Nachweisungen, den Legenden von Simon, von Petrus und Paulus, und der Sage von Clemens zu Grunde, die das römische Patriarchat zu verherrlichen und die Anwesenheit des Apostels Petrus in Rom zu diesem Zwecke festzustellen bestimmt war. Wenn wir in unserer Chronik diesen legendarischen Roman von der Jugendgeschichte des Pabstes und Märtyrers Clemens und seiner Brüder lesen, so finden wir da alle jene Magier- und Wundergeschichten, theologischen Disputationen, jenen halb scholastischen halb biblischen Stil, jene Siege über den Unglauben und Zweifel, und Erörterungen der Fragen, Streitigkeiten und Irrlehren, welche die Kirche und die philosophischen Schulen in den ersten Jahrhunderten bewegten. Hier dreht sich ein langer Kampf um das allgemeine Räthsel, das die ersten Christen beschäftigte, wie sich das Böse

auf der Welt mit Gottes Güte vertrüge, wie sich das Glück und der Zu
fall zu Gottes Vorsehung, der freie Wille des Menschen zum Zwan
des Schicksals verhalte; und geschickt ist die Fabel der Legende benutz
den zweifelnden Faustinian zu überführen, indem die wunderlichen un
zwecklosen Verschlingungen des Zufalls und der Willkühr, die der Grun
seiner Vertheidigung der „Wilsaelde", der gnostischen Lehre von der Ge
walt der Sterne, sind, sich zuletzt, freilich sehr maschinenmäßig, in ein
weise Fügung vorsehender Allweisheit und Allwissenheit auflösen un
ihn dann überzeugen. Ganz ähnlich ist die Legende von Helena's Be
kehrung und der Unterredung zwischen Heiden, Christen und Juden i
Durazzo; und so sind im Turpin, der in diesen Zeiten (Ende des 11.
Jahrh.) verfaßt ist, die Disputationen kein kleiner Gegenstand der Ue
bung selbst der Helden. Einfacher sind die Sagen von Tiberius' Krank
heit und seiner Heilung durch Veronica, ein Gegenstand, den wir schon
oben in der besonderen Bearbeitung Wernhers vom Niederrhein erwähn
ten, wo Vespasian die Stelle des Tiberius einnimmt; die Geschicht
der Eroberung des h. Kreuzes durch Eraclius ist hier noch ohne den ro
manhaften Zusatz in dem Eraclius von Otte; dann die Geschichten vom
Gaukler Simon, die zahllosen Märtyrerlegenden von Petrus und Pau
lus, von dem Evangelisten Johannes, von Sixtus, Felicissimus, Aga
pet, Laurentius und Hippolyt, den Siebenschläfern und der allgemeinen
Christenverfolgung u. s. w. Einen Werth der dichterischen Behandlung
wird man in einem chronikartigen Buche wie dieses, selbst in den mit meh
Liebe behandelten Theilen, nicht suchen. Noch gilt es hier um den bloßen
Stoff, der einfach entlehnt wird. Es kommt hinzu, daß dieser Werth
blos in den Legenden der Chronik zu suchen sein müßte, und wie wenig
diese selbst unter den Händen geschickter Dichter, vermöge ihres für die
Poesie meist ungeschickten Stoffes zu gedeihen pflegen, werden wir weiter
unten beobachten können. Dort werden wir finden, daß die Legenden,
welche nach der Abblüte der ritterlichen Dichtung entstanden, in dem
Maaße als sie an kunstmäßiger Behandlung und äußerer Form gewin
nen, an Glaubenskraft und Naivetät einbüßen; und wenn man in den
ungekünstelten Erzeugnissen dieser Zeit des 12. Jahrhunderts zuweilen
nach etwas Gewandtheit und Beweglichkeit sucht, so sehnt man sich da
gegen dort bald wieder zu der schmucklosen Einfalt der frommen Dichtun
dieser früheren Zeiten zurück.

3. Veränderungen in der deutschen Volksdichtung.

Indem wir nun von dem Gebiete der heiligen Sage den Blick zur weltlichen epischen Dichtung herüberwenden, erinnern wir, daß wir in dem Kreise der legendarischen Literatur, den wir so eben durchliefen, bereits in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. fast alle die größeren epischen Erscheinungen angekündigt gefunden haben, die gleich in der nächstfolgenden Zeit über alles andere hervorragen. Die Kaiserchronik kennt schon Lieder von Karl dem Großen, wie sie, schon aus ihrer Befehdung zu schließen, die fortlebenden Dietrichlieder kennt; das Annolied weiß schon von umgestalteten Sagen des Alterthums, von Alexanders Luft- und Meerfahrt auf dem Greifen und in der Wasserglocke; in den Legenden von Brandan und Tundalus sahen wir bereits die wunderlichen Legendenstoffe aus jenen britischen Inseln zu uns herüberdringen, die bald auch dem ritterlichen Epos eine ganz neue Quelle eröffnen sollten. Dies sind genau die Gegenstände und Dichtungsgruppen, mit welchen wir uns zunächst werden zu beschäftigen haben. Wenn wir die ganze Reihe erst überblicken, werden wir in großem Umfange erkennen, wie allumfassend diese Zeit mit jener Universalität, mit der sie sich zuerst die Legende aus aller Christenheit aneignete, sich nun auch der weltlichen Dichtungsstoffe bemächtigte, wo Christenheit, Heidenschaft und Alterthum zusammensteuern mußten, um das neugierige Geschlecht zu befriedigen. Einzeln für sich betrachtet stehen die Dichtungsgruppen, die wir bezeichnen, nach ihren Stoffen abgesondert und in einer volksthümlich verschiedenen Haltung; nur die deutsche Dietrichsage finden wir in diesen Zeiten mit einem fremdartigen, obwohl ursprünglich volksverwandten Bestandtheile verwachsen. Dies stimmt auffallend zu dem Charakter aller übrigen heimatlich-deutschen epischen Gedichte, die wir im 12. Jahrh. in einer weiteren Gruppe besitzen, von der in der Kaiserchronik wenig oder keine Andeutung ist, obgleich sie ihr und ihrem Inhalte vielfach nahe steht; am nächsten in jener Mischung verschiedenartiger Bestandtheile, worin wir gerade den Punkt der Veränderung sehen, der mit unserer einheimischen (nicht übersetzten) Epik jetzt vorging, oder vielmehr schon seit dem lateinischen Gedichte von Ruodlieb im Werke war. Während die ältere deutsche Sage des Volks, soweit nicht gelehrte Geistliche die Hand darin hatten, wesentlich örtlich und national war oder höchstens die Sagenstoffe verwandter Stämme aneinander reihte, so werden wir finden, daß unter den heimatlichen Dichtungen des 12. Jahrh., die wir in diesem Abschnitte zusammenstellen, der Herzog Ernst sich mit geographischen Sagen

des Alterthums verbindet; daß im Ruther eine Anknüpfung deutſcher Sage an die karolingiſche, die Durchdringung alter Mähren mit dem kreuzritterlichen Geiſte und eine Verpflanzung derſelben auf den Boden des kreuzritterlichen Ruhmes Statt hat; daß im Salomon und Morolf ein Held des jüdiſchen Alterthums in deutſchen Dichtungselementen ſpielt; daß im Oswald und Orendel die deutſche Sage in die Legende übergeht und im Biterolf die Figuren der Dietrichſage ſich in den Abenteuern und Formen der britiſchen Romane bewegen. Ueberall werden wir auf dieſelbe Verwirrung der verſchiedenartigſten geſchichtlichen und poetiſchen, räumlichen und zeitlichen Elemente ſtoßen, deren Anfänge wir in der Kaiſerchronik betrachtet haben; nur daß auf dem Gebiete der weltlichen Dichtung dieſe Vermiſchung und Verwiſchung der Sagenſtoffe in noch viel größerer Freiheit geübt wird, als auf dem Boden der heiligen Sage und der Geſchichte. Wir lernen eine Reihe von Dichtungen kennen, die von ſeltſamen Auswüchſen verunſtaltet ſind, von Abenteuerlichkeiten, Erfindungen, Entſtellungen, burleskerem Vortrage und aller möglichen Rohheit und Verwilderung.

Dieſe Eigenheiten erklärt man hauptſächlich aus der Natur der Dichter, von denen dieſe Werke ausgegangen ſind. Seitdem der epiſche Geſang dem Volke mehr und mehr entzogen worden war, ſahen wir im Waltharius und Ruodlieb, in der Thierſage, in der Kaiſerchronik die Geiſtlichen fortwährend mit der epiſchen Dichtung beſchäftigt; am Ende des 12. Jahrh. ſind ſie aus dieſer Thätigkeit von dem Ritterſtande verdrängt, und der Hof, nicht mehr das Kloſter, wird die Lieblingsſtätte der Dichtkunſt. Ehe dieſe Wendung aber eingetreten war, in einer Uebergangszeit (von der Mitte des Jahrhunderts an), wo ſich beide Stände um die Pflege der Dichtung ſtritten, ſchiebt ſich ein drittes Glied zwiſchen Beide, eine Klaſſe von fahrenden Lohndichtern, die die epiſche Kunſt umhertrugen zu Burgen und Höfen, ungefähr wie die fahrenden Truppen im vorigen Jahrhundert mit der Schauſpielkunſt fuhren, ehe ſie feſte Niederlaſſungen fand. Wir wiſſen leider nur Weniges, aus dürftigen Andeutungen, von den Verhältniſſen dieſer Klaſſe, die in Deutſchland nicht als ein beſonderer Stand, noch weniger als eine geſonderte Dichterſchule angeſehen werden darf. In Wales, wo der Sängerſtand eine geſchloſſene Kaſte war, waren auch die fahrenden Barden (clerwr) ein abgeſchiedener Stand; in der Provence, wo das ritterliche Standesceremoniel bis zum kaſtenartigen ausgebildet war, ſind ſogar verſchiedene Stellungen der Jongleurs zu unterſcheiden: ſie waren theils im förmlichen Dienſte der Troubadours und ſangen deren Lieder, eine gering geachtete

Klaſſe; oder ſie ſangen auch eigene Dichtungen und beſuchten als Schützlinge der Troubadours Höfe und Schlöſſer, eine empfohlene Klaſſe, aus der ſich Einzelne zu Troubadours emporſchwangen; oder ſie hielten ſich unabhängig von der Ritterſchaft und unterhielten ſingend, ſpielend, erzählend das Volk in Städten und Dörfern, eine gehaßte Klaſſe, weil ſie durch Neuheit und würzige Behandlung ihrer Lais, Schwänke und Romane den Ritterdichtern eine gefährliche Concurrenz machten. Dies war noch mehr der Fall in Nordfrankreich, wo die erzählende Dichtung weit mehr als im Süden verbreitet war, ſo daß es nach dem Sacriſtan von Clugny in der Normandie allgemeiner Brauch werden konnte, daß jeder beherbergte Wanderer dem Wirth eine Geſchichte oder ein Lied vortrug; ſo daß hier nicht wenige Werke der Jongleurs ſich mit den beſten der Hofdichter um den Vorrang ſtreiten. Hier gibt es daher kaum einen Meneſtrel oder Trouvère, der nicht im bitterſten Groll gegen die Handwerkspoeten eiferte, die die Mähren verderbten und entſtellten[192]) und die durch ihr Erzählen ſich ihren Unterhalt erwarben[193]). Solche Klagen der erzählenden Dichter hört man in Deutſchland nicht; denn man weiß auch nicht, daß bei uns die Fahrenden wie die franzöſiſchen Jongleurs auf Märkten vor den Volksmaſſen mit Leiern in zerriſſenen Futteralen erſchienen wären, wo ſie wie Seiltänzer und Gaukler die Sitze verkauft und bei ihrem Singen oder Leſen ſich des Zudrangs und Lärms zu erwehren gehabt hätten. Sie mögen beſcheiden von Burg zu Burg gezogen ſein, in weit geringerer Zahl damals als im 13. und 14. Jahrh., unbeneidet, höchſtens wegen der alten Dietrichlieder aufgezogen, die ſich in der Volksgunſt erhielten und in die Hofkunſt eindrängten. Sonſt ſprechen auch unſere Minneſänger von den Fahrenden ohne den Geifer der franzöſiſchen Dichter über die Jongleurs; Spervogel und der Glicheſer bezeichnen ſich ſelbſt, die Colmarer Annalen den Freidank und den Konrad von Würzburg als ſolche, ohne Harm. Der volksſinnige deutſche Geiſt, der

192) Im Garin le Loherain (ed. P. Paris. 1831) heißt es:

cil jongleour, qui vont par le païs
n' en sevent riens certains essoi et fins,
l' estoire ont corrouté des biaus dis
et lor mencoigne et ajousté et mis etc.

und dieſe Klage hallt überall und tauſend Mal wieder.

193) Chretien v. Troyes im Erec: li contes
que devant rois et devant contes
depecier et corrompre suelent,
cil, qui de contes vivre vuelent.

ſchon mitten in der Blüte des Ritterlebens, mitten in der Ritterdichtung ſelbſt, ſich für die geiſtig-ſittliche Schätzung des Menſchenwerths gegen die Standesunterſcheidungen erhob, ſchien die Kunſt allezeit als ein Gebiet anzuſehen, auf dem nur das Talent adlen könne und in jedem Stande adlen müſſe. Der Unterſchied daher, den man damals zwiſchen fahrenden Spielleuten und höfiſchen Dichtern machte, die in ihren glänzendſten Vertretern in der That nicht anders denn als fahrende Lohndichter erſcheinen, und die von den milden Fürſten Bewirthung und Gaben, bewegliches Gut und unbewegliche Güter als Miethe und Lohn der Kunſt ohne Anſtand annahmen, ja nicht ohne Anſpruch erwarteten und ſuchten, dieſer Unterſchied wird kein anderer geweſen ſein, als den heute der gebildete Schauſpieler zwiſchen ſich und dem Manne der wandernden Truppe macht, ein Unterſchied, der von dem Kunſtgenoſſen wichtig genommen wird, dem Dritten aber nur als Unterſchied der Begabung, nicht des Standes auffällt; es wird kein anderer geweſen ſein, als der zwiſchen unſeren Dichterheroen des 18. Jahrhunderts und jenen Günther, Schubart, Bürger und den jüngern Starkgeiſtern war, die in Kunſt und Sitten, in Schickſalen und Lebensweiſe ſehr wohl eine Klaſſe von Vaganten heißen konnten. Wir müſſen daher Männer aus allen Ständen, Geiſtliche, Bürgerliche, Adlige unter den Fahrenden vermuthen; ihre Werke tragen auch theilweiſe ein ſehr verſchiedenes Gepräge. Worin ſie übereinſtimmen, das iſt die noch „dörperliche", unhöfiſche, bald dem rohen Mönchverkehre, bald der derben Volksweiſe entſprechende Manier der Dichtung; dann die willkührliche Sagenmiſchung, die eine natürliche Folge der Wanderſchaft war, auf der ſie da und dort willkommenen Stoff zuſammenlaſen; endlich das Streben nach Neuheit und Seltſamkeit der Mähre, die ſie dann im Großen den herrſchenden Zeitverhältniſſen und im Kleinen oft ihren jedesmaligen perſönlichen Verhältniſſen anzupaſſen ſuchten. Ihre Erzählungen mußten alſo irgendwie mit den Kreuzzügen und mit den Wundern des Morgenlandes in Beziehung gebracht werden, die auf jeder Hofburg allgemein feſſelten; im Beſonderen aber ſuchte dann der Erzähler wohl auch die Gunſt eines Geſchlechtes zu gewinnen, indem er ſeiner Ruhmſucht ſchmeichelte, Helden ſeines Namens erfand oder auf Namen des Hauſes die Thaten anderer Volkshelden übertrug: ſo kamen bei uns die Grafen von Meran, wie in Frankreich die Häuſer Narbonne, Toulouſe, Vienne u. A. zu dichteriſchen Ehren. Ihre Namen und Herkunft haben dieſe fahrenden Poeten in der Regel nicht genannt, von ihren Perſonen iſt daher nichts bekannt. Nur jener Archipoete Walther, der, wie wir unten ſehen werden, nach der Mitte des Jahrhunderts mit

seinen lateinischen Liedern unserem deutschen Minnegesang wie ein Bahneröffner voranging, nennt und bekennt sich laut zu dem „Stande" der Vaganten und entwirft von seinem eigenen Leben wie von dem seiner „Sekte" das ausgeführte und verführerische Bild jener epicureischen Armut, die ihre Sache auf nichts stellt, aber die sinnlichen Reize des Lebens wie aus der Fülle des Reichthums auszugenießen strebt. Man würde aber Unrecht thun, von ihm und seines Gleichen auf die Verhältnisse unserer deutschredenden Fahrenden irgend weit überzuschließen. Der Kirche und dem geistlichen Stande angehörig, hatte sich jener Walther durch sein ungeistliches Leben und kirchenfeindliches Dichten selbst ausgestoßen in den Stand einer Sekte, den viele cisramontane Geistliche im Jahrhundert Friedrichs I. mit ihm theilten, und in Deutschland wie überall wurden diese fahrenden Kleriker, die „Familie" der Goliarden, von der Kirche noch im 13. Jahrhundert verfolgt; aber da so wenig wie im 12. Jahrh. hatten diese mit unsern latischen Jongleurs irgend mehr gemein, als die Armut und das Lohnsuchen.

Wir haben oben schon im 11. Jahrhundert jenen lateinischen Ruodlieb kennen gelernt, in dem wir dreierlei Elemente unterschieden: am Schlusse die Spuren ächter deutscher Sage, am Anfang einen weiten Kriegszug in die Ferne, wie sie in den Dichtungen des 12. Jahrhunderts erst häufiger erscheinen, in der Mitte eine heimatliche Reise in einer allegorischen Einkleidung. Ganz die ähnliche willkürliche Mischung verschiedenartiger Dinge finden wir in diesen Zeiten im Herzog Ernst wieder. Ueber die verschiedenen Gestalten, in denen wir dieses Gedicht besitzen, hat Haupt jetzt [194]) manche frühere irrige Ansichten berichtigt. Wir haben in einigen Prager Blättern [195]) Bruchstücke eines deutschen Gedichtes in niederrheinischer Mundart, in dem stumpfen, schlichten Stile aller Dichtungen des 12. Jahrhunderts, dessen Verfasser nach dem ausdrücklichen Zeugnisse eines seiner späteren Umarbeiter einer lateinischen Quelle folgte [196]). Dies niederrheinische Gedicht war wahrscheinlich das „deutsche Büchlein von Herzogen Ernsten", das sich Graf Berchtold III. von Andechs in einem oft angeführten Briefe [197]) von dem Abt Ruprecht

194) Zeitschrift 7, 253 ff.

195) Fundgruben I, 228.

196) V. 2049 der Gothaischen Handschrift.

Aventiure dirre mære
der êrste tiutsch tihtære
ze latîne geschriben vant ff.

197) Bei Bernh. Pez cod. epist. 2, 13.

von Tegernſee († 1186) erbat. Zwei ſpätere dichteriſche Ueberarbeitungen ſuchten dann das ältere Gedicht in hochdeutſcher Sprache und in höfiſcherem Tone zu erneuern; ſie ſind beide ganz erhalten; die ältere, die unvollkommnere trocknere Arbeit eines bairiſchen oder öſterreichiſchen Dichters aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, noch ungedruckt in einer Wiener Handſchrift (Nr. 3028); die andere ſpätere, das Werk eines gleichfalls bairiſchen Dichters, der bei ſeiner Behandlung in etwas freierer Weiſe verfährt, in einer Gothaer Handſchrift [198]). Dieſen deutſchen Bearbeitungen reihen ſich zwei lateiniſche an, die uns gleichfalls erhalten ſind. Die eine, in Proſa [199]), mit untermiſchten gereimten Hexametern und eingeſchobenen Verſen römiſcher Dichter, hält Haupt nach ſorgſamer Vergleichung ebenfalls für eine Bearbeitung des älteren deutſchen Gedichtes, von einem geſchmackloſen gelehrten Geiſtlichen. Das andere, in Hexametern, iſt von einem Odo verfaßt [200]) und an den Erzbiſchof Albrecht von Magdeburg gerichtet, der dieſe Stelle von 1206 bis 1232 oder 33 einnahm. Dies letztere weicht durch Erweiterung und Zuthat in dem wunderhaften Theile des Gedichtes am weiteſten ab, doch deuten alle dieſe Bearbeitungen, trotz einzelnen mehr oder minder großen Freiheiten, auf Einerlei gemeinſame Quelle zurück, die auch noch auf das viel ſpätere „Bänkelſängerlied“ von Herzog Ernſt fortwirkte, das in alten Drucken vorhanden iſt, und von Kaspar von der Roen verkürzt wurde.

Was nun die verſchiedenen Beſtandtheile dieſes Gedichtes betrifft, ſo iſt in dem erſten an deutſche Geſchichtsſtoffe angelehnten Theile dieſelbe außerordentliche Verwirrung von Zeiten und Perſonen, wie in der Kaiſerchronik. Die Zeiten des 9. und 10. Jahrhunderts fuhren wie das frühere heroiſche Zeitalter fort, geſchichtliche Perſonen in Sage und Dichtung mit der größten Freiheit zu verſchmelzen. So herrſcht in dem franzöſiſchen Epos von Aubery dem Burgunder, das geſchichtlich in jenen Jahrhunderten wurzelt, die ganz ähnliche Verwirrung von Zeiten und Perſonen der fränkiſchen und bairiſchen Geſchichte, wie in unſerm Herzog Ernſt. In dieſem werden die einheimiſchen Schickſale des ſchwäbiſchen Herzogs Ernſt, des unruhigen Stiefſohns Konrads II., erzählt,

198) Gedruckt in der Sammlung altdeutſcher Gedichte von von der Hagen und Büſching I. Sie galt lange wegen einer mißverſtandenen Stelle V. 2473 für ein Werk Heinrichs von Veldeke.

199) Gedr. aus zwei Münchner Handſchr. in Haupts Zeitſchr. Bd. 7.

200) Ernestus seu carmen de varia Ernesti Bavariae ducis fortuna, autore Odone. in Martene thes. nov. anecd. t. III.

so aber, daß mit ihm schon ein älterer bairischer Ernst verschmolzen ist, Ludwigs des Frommen Tochtermann, der gegen Ludwig den Deutschen mit dessen Sohn Karlmann verbunden war; daß er ferner zum Theil die Rolle von Ludolf, Otto's I. Sohn spielt, daß Otto I. als Otto der Rothe erscheint, und Konrad II. als Otto I., daß Otto der Rothe die Adelheid zur Gattin hat, die die Mutter von Herzog Ernst ist, der mit Heinrich von Baiern in Feindschaft lebt und was dergleichen Verwirrungen mehr sind. Der geschichtliche Stoff ist mehr aus dem Leben des schwäbischen Ernst, auf den auch das Gothaer Gedicht den Helden am Schlusse deutet; der Schauplatz der Sage ist vorzugsweise Baiern, und die Umarbeiter, Leser und Kenner des Gedichtes weisen uns meist eben dahin; Haupt vermuthet daher, daß es ein älteres Lied von dem bairischen Ernst gegeben habe, das dann später im 11. oder 12. Jahrhundert einiges aus dem Leben des schwäbischen in sich aufgenommen habe. Dieser trockene Stoff aber in dem geschichtlichen Theile des Gedichtes, (wo wir nichts finden als einen Sohn, der seine Mutter zu einer zweiten Heirath mit dem römischen Vogt bestimmt, der von Pfalzgraf Heinrich verleumdet seiner Lehen beraubt wird, diesen nachher ermordet, dafür bekriegt wird und zuletzt das Land räumen und das Kreuz nehmen muß), dieser trockene Stoff war der Zeit nicht mehr abenteuerlich genug neben den neuen Zeitereigniſſen und neben den eindringenden fremden Gedichten des 12. Jahrhunderts. Den größeren Beifall fand jetzt gerade das Fremde, was willkürlich an Herzog Ernst, wie anderswo im Volksbuche eben so willkürlich an Heinrich den Löwen geknüpft ist; dies verdrängte das frühere Volksthümliche aus seiner Stelle, und ward seinerseits selbst volksthümlich und ein Lieblingsgegenstand der Dichter und der Leser. Auch ist dies offenbar die Lieblingspartie aller Bearbeiter des Herzogs Ernst gewesen, auch des deutschen Dichters, dessen Werk gedruckt und zugänglich ist. Denn während in dem ersten Theile, außer der zarten und edeln Gesinnung, die sich dort ausspricht wo der Dichter in Person auftritt und urtheilend und fühlend seine Erzählung unterbricht, außer der frommen Einleitung, die so gegen die falschen Gemüther gerichtet ist wie Gottfrieds im Tristan gegen die saueren, und außer der Stelle etwa wo Adelheid des Nachts für ihren Sohn den Kaiser bittet, nichts in der Erzählung ist, was für ihre Nüchternheit entschädigte, so ist im zweiten Theile eine anschaulichere Darstellung und es herrscht der wohlthuende freundliche Ton des Mährchenerzählers, den man hier noch mehr als die späteren gelehrten und buchmäßigen Dichter *reden* hört.

In dieſem zweiten Theile, der ſich allerdings ſehr wunderlich neben dem erſten ausnimmt, treffen wir nun auf die alte griechiſche Vorſtellung von der geographiſchen Ferne und von den Ländern und Menſchen an den Weltenden, wie ſie im Laufe der Zeiten unter alexandriniſchen und morgenländiſchen Einflüſſen ſich geſtaltet haben. Der Kreuzfahrer Ernſt zieht nach Konſtantinopel, begibt ſich dort zu Schiffe und wird vom Sturm nach Cypern verſchlagen. Dort findet er eine leerſtehende Burg voll Pracht, und mit Wetzel betrachtet er ſich Palaſt und Garten, deren Herrlichkeit im Stil des Feenmährchens geſchildert iſt; ſie baden ſich, gehen zur Ruhe und beim Aufſtehen hören ſie und ſehen ſie ein Kranichvolk zur Seite der Burg auf einer Aue reiten. Die Schnabelleute ziehen in die Burg ein mit einer geraubten Königstochter aus Indien, die der König gern zum Weibe haben wollte. Nachts ſuchen ſie die Jungfrau zu befreien und tödten viele von dem „Schnabelvieh," ſie aber wird dabei verwundet und ſtirbt. Sie fahren ab und ihr Schiff wird an den Magnetſtein im Lebermeer geworfen, wo ſie unter Trümmern feſtgehaltener Schiffe ſich beichtend zum Tode bereiten; als nur noch ſieben dem Hungertode widerſtanden hatten, gibt Wetzel an, ſie ſollten ſich in friſche Häute vernähen und als todt von den Greifen wegtragen laſſen; bis auf Einen, der aus Zagheit zurückblieb, werden ſie ſo erhalten. Nach einem kümmerlichen Leben im Walde, (deſſen Schilderung, wie auch die launige Erzählung von den Kranichen und nicht wenige andere Stellen der humoriſtiſchen Manier Wolframs nachgeahmt iſt,) kommen ſie zu den Arimaspen oder Cyclopen mit Einem Auge und ſtehen ihnen gegen die Plattfüße bei; es folgen Kämpfe mit Langohren, mit Vögeln, welche die Pygmäen bekriegen, mit den Rieſen von Kanaan und endlich mit den Babyloniern, worauf, als der Ruf von ſeinen Thaten erſchallt, Ernſt heimkehrt.

Man ſieht, hier kann man die ganze Geſchichte der Wundergeographie verfolgen. Wir finden die Rieſen in Paläſtina; wir finden Homers Cyclopen und Pygmäen, deren erſtere zu Herodots Arimaspen überleiten; von Plattfüßen und Langohren wußten Megaſthenes und Duris zu erzählen; die Fabel vom Magnetberge, der das Eiſenwerk der Schiffe auszieht, iſt in Tauſend und Einer Nacht zu finden und von orientaliſchem Urſprung, und die Sage vom Wegtragen durch Greife ſcheint eben dort zu Hauſe zu ſein[201]). Wie verbreitet alle dieſe einzelnen Sagen von

201) Vergl. die Stelle im Benjamin von Tudela, ed. Const. L'Empereur ab Oppyck. p. 111.

Unmenschen, von dem Magnetberg, vom Lebermeer, unter welchem das rothe oder das Nordmeer verstanden ist, vom Raube der Greifen u. dergl. schon vor, in und nach der Zeit dieser deutschen Bearbeitungen des Herzog Ernst waren, haben Grimm und die Herausgeber des Gedichtes nachgewiesen[202]). Die griechischen Sagen von Troja und Alexander waren zu jenen Zeiten schon weit bekannt; aus Lambrechts Alexander ist gewiß, daß auch die Reisen des Apollonius von Tyrland, die so deutlich das Orientalische und Griechische einführen, in deutschen Gedichten schon im 12. Jahrhundert gelesen wurden, obgleich wir davon nur eine viel spätere Dichtung übrig haben. Diese Länder- und Naturwunder, haben wir oben gesehen, beschäftigten schon im 10.—11. Jahrhundert die Mönche und die Gelehrten, denen sie hauptsächlich durch Isidor's Encyclopädie entgegengebracht waren; sie wurden schon damals in Vulgargedichten dem Volke mitgetheilt; sie wurden allmählig wie die Legenden und Fabeln Allgemeingut der westlichen Welt.

Im Herzog Ernst ist geschichtliche Volkssage mit verwandter Geschichtssage zusammengeschoben; die Helle der Zeit aber, in die ihre Entstehung und Fortbildung fiel, machte schon, daß überall die Fugen sichtbar und die verschiedenen Materialien selbst innerhalb der geschichtlichen Sage abgelockert sind, von dem willkürlichen Zusatz der Wunderreisen gar nicht zu reden. Diese Art von Volkspoesie war ihrem Ende nahe; denn der heimatliche Gesichtskreis ward allmählig klar, die Helden des Tages kamen mit ihrem Ruhm in die Blätter der Geschichte mehr als in den Mund der Sage. Das Vaterland konnte nicht mehr ein Land der Wunder und Dichtung bleiben, als Konstantinopel und das heilige Grab alle Wunderstätten verdunkelten, so wenig wie der Mönch jetzt noch der Pfleger der Dichtung bleiben konnte, da der Rittersmann das Heft der Weltbegebenheiten in der Hand hatte und die Thaten verrichtete, die ihn mit den Helden der Heroendichtung und der Märtyrerlegende zugleich wetteifern ließen. In diesen Sätzen liegt die Erklärung einer Reihe von Veränderungen, die jetzt mit der heimischen Sage plötzlich vorgingen. Sollte nun noch fernerhin ein ausgezeichneter Mann der Geschichte dichterisch verewigt werden, so rückten ihn die Fahrenden, wie wir sagten, noch viel willkürlicher, als man es schon früher mit dem Bischof von Passau in den Nibelungen gethan hatte, wenigstens mit dem Namen in eine alte Sage an die Stelle eines alten Helden, wie es mit Heinrich dem Löwen geschah, wie es im Wigalois sichtbar ist. Oder man dichtete geradezu

202) Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809.

Geschichte, und besonders Kreuzfahrergeschichten, wie es in Frankreich so frühe geschah, und wie wir in Deutschland ein Beispiel an den Bruchstücken vom Grafen Rudolf haben[203]), einem Gedichte, das um 1170—73 von einem deutschen Rittersmann verfaßt ist, lebendige Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge entwirft, und Züge aus dem Leben des Grafen Robert von Flandern, oder nach v. Sybel[204]) aus dem des Hugo von Puiset, aufnahm. Sollte ferner einer alten Sage, die durch das neue Interesse der Zeit in den Hintergrund gestellt wurde, ein frischer Glanz geliehen, sollte sie dem gegenwärtigen Geschlecht wieder nahe gestellt werden, so genügte leicht schon eine Veränderung des Orts, eine Versetzung des Schauplatzes in das Morgenland; daher mußte Herzog Ernst im 12. Jahrhundert nothwendig ein Kreuzfahrer werden. Gab man dem Inhalt der alten heidnischen Sage ein christliches Interesse hinzu, so war es desto besser. Dichtete gar der geistliche Krieger, oder der kriegerische Geistliche selbst, der im heiligen Lande gewesen war, hatte er etwas aus eigener Erfahrung hinzugethan, was dem Hörer neu war, oder hatte er gar schon Belesenheit und Kenntniß der neuen romanischen Poesie, um sein Gedicht dem Ton und Inhalt französischer Dichtung anzupassen, so war Alles geleistet, was jetzt ein dichterisches Erzeugniß empfehlen konnte, nur kam es freilich darauf an, ob es mit dem rechten Talente geleistet war. Das Gedicht von König Ruother[205]) vereinigt

---

203) Grave Rudolf. Hsg. v. W. Grimm. 1828. Der Herausgeber sagt p. 26. „So viel sich aus den geretteten Stücken entnehmen läßt, gewährte das Gedicht eine lebendige Darstellung des Zustandes, in welchem Palästina nach Eroberung der Hauptstadt und Begründung des neuen Königreichs sich befand. Jerusalem selbst, der Sitz des christlichen Königs, die Kirche von einem Patriarchen versorgt, der beständige nur durch kurze Waffenruhe unterbrochene Krieg mit den Sarazenen, die Ankunft neuer Streiter aus dem Abendlande, die wallenden Krieger auf der Landstraße, der Zwist des Königs mit seinen stolzen Vasallen, die an sich unnatürliche durch die Verhältnisse herbeigeführte Verbindung dieser mit den heidnischen Fürsten die Einmischung des griechischen Kaisers, die Pracht seines Hofes, selbst einzelne Sitten und Gebräuche, z. B. Stab und Becher des Pilgers oder Empfang der zurückkehrenden Sieger vor Jerusalem durch die Geistlichkeit, welche Loblieder singt und das heilige Kreuz trägt, wie bei der Ankunft König Konrads, das Alles sind lauter der geschichtlichen Wahrheit gemäße Züge." Aehnliches in der neuen durch hinzugekommene Fragmente vermehrten Ausgabe des Gedichtes. 1844. p. 40.

204) In Haupt's Zeitschr. 2, 235 ff. Unter Veränderung von Namen und Oertlichkeiten tritt ungefähr ein Jahrhundert später der Stoff dieses Gedichtes in einem uns nur fragmentarisch bekannten Gedichte, dem Crane des Berthold von Holle, wieder auf: Ebd. 1, 57. 2, 176 eine umfassendere Hs. zu Pommeresfelde: Ebd. 5, 368.

205) In der Sammlung von Büsching und von der Hagen; und in Maßmann's Gedd. d. 12. Jahrh. II. Wir haben zwei Bruchstücke, worin der ursprünglich niederrhei-

all das, was wir hier anführen, aber leider ohne das Talent, das wir hinzuverlangten. Es läßt uns auf eine alte Volkssage zurückblicken, die aber ganz aus ihren Verhältnissen gerückt ist. In der Viltinasage, die zwar bedeutend jünger ist als unser Gedicht, das ans Ende des 12. Jahrhunderts um 1180 fällt, findet sich eine Erzählung von Osantrix (Oserich), die in allen wesentlichen Zügen mit dem König Ruother zusammenstimmt, aber überall ein größeres Alter, die deutlicheren Züge roher Heldenzeit verräth, die in dem mehr ritterlich gehaltenen Ruother verwischt sind, wo sich an die Stelle der Kämpfe und Thaten schon sittliche und religiöse Reden und in die Wildheit der Riesen christliche Bekehrung eingedrängt hat. Nicht allein hierin zeigt sich eine Anbequemung der Sage an spätere Sitten und Zeiten (die früher übrigens noch reiner existirt haben muß, indem die Erzählung der Viltinasage neben ihren älteren Zügen auch die einer noch späteren Entstellung nach dem Charakter des 13. und 14. Jahrhunderts trägt), sondern die Namen sind auch vielfach verändert, der Schauplatz ist nach Konstantinopel und Italien verlegt, da er vorher in Hunaland und Wiltinaland (Wilzenland) war. Diese neue Oertlichkeit der Sage zu erklären, hatte man sich früher wunderbar gequält, weil man die großen Einwirkungen des Zeitgeistes auf die kecke Umgestaltung der Dichtungen nicht in Anschlag brachte, weil man die Willkür der Dichtenden nicht so groß, die Volksthümlichkeit der Dichtungen nicht so gering denken wollte, weil man ein Geschlecht annahm, das von dem unsrigen verschiedener gedacht ward, als es die menschliche Natur erlaubt. Die Sache löste sich ganz einfach, seitdem Wilken in einer Beilage zu seiner Geschichte der Kreuzzüge gezeigt[206]), daß sehr auffallende Beziehungen zwischen dem Inhalte dieses Gedichtes und den Zuständen des byzantinischen Hofes zur Zeit des Kaisers Alexius und dem Zusammenstoß der Kreuzfahrer mit diesem Hofe Statt haben. Sie verrathen einen Dichter, der nothwendig in Konstantinopel anwesend war, was man auch schon früher vermuthet hatte, weil der Hippodromos (Poderamushof) erwähnt ist, und die Anrufung des St. Gilles u. dergl. nothwendig eine Bekanntschaft des Dichters oder des neuen Bearbeiters mit provenzalischer Ritterschaft voraussetzt. Noch aber war dieser Bearbeiter, der also den Schauplatz verändert und die Namen vertauscht hatte, nicht der Dichter, welcher dem Werke die Gestalt, die wir kennen, gegeben hat.

---

nische Text schon im 12. Jahrhundert mehr oder ganz hochdeutsche Ueberarbeitung erfahren hat.

206) Der fünften im 2. Bande.

Dieſer letzte Text weiſt aber auch auf ein früheres deutſches Lied ſchon zurück[207]), und dies würde denn etwa jenen Kreuzfahrer zum Verfaſſer haben. In wie weit dieſer ſchon alle und ſämmtliche Namen ſo verändert hat, wie wir ſie heute leſen, iſt ſchwer zu ſagen. Wenn aber irgendwo, ſo liegt in dieſem Gedichte das Verfahren unſerer wandernden Erzähler zu Tage. Seinen Erfahrungen nach iſt der Dichter, oder einer der Dichter, durch deren Hände das Werk gegangen iſt, in Griechenland geweſen; ſeiner Sprache nach war der Erzähler des erhaltenen Textes ein Niederrheiner; ſeinen Stoff mag er in erſter Geſtalt aus Nordoſten, dem Schauplatz der Oſerichſage erhalten haben; umgeſtaltet hat er ihn in Tirol und Baiern, wo es ihm nahelag, den Namen des Lombardenkönigs Rotharis zu dem ſeines Helden zu machen und verſchiedene Züge aus dem (in Tirol heimiſchen) Wolfdietrich zu entlehnen; und wo ſeine Hörer- und Gönnerſchaft (wie die des Dichters der Kaiſerchronik wahrſcheinlich auch) gewohnt haben wird, die er in den Namen des Herzogs von Meran, der Amalger und Wolfrat von Tengelingen, des Hademar von Dießen verherrlichte. Daß in dem Thatſächlichen der Theile, wo dieſe Namen ſpielen, bairiſche Sagenreſte eingegangen ſeien, wie Müllenhoff vermuthet, ſtellen wir dahin, ſind aber geneigter, darin ſo viel Willkür zu vermuthen, wie in der Anknüpfung Ruothers an das Geſchlecht Karls des Großen. Dieſelbe Kinderei, die in der Kaiſerchronik die etymologiſchen Sagenbildungen geſtaltet hat, dieſelbe dürftige Erfindungsgabe und große Erfindungsluſt hat auch dieſe Namenveränderungen, dieſe Einführung lebender Zeitgenoſſen (was in Frankreich ſo ſehr oft geſchah) veranlaßt; und dies muß man nicht anderswohin deuten, noch es leugnen wollen, ſollte es auch der Erfindungsgabe und dem Witze unſerer Dichter jener Zeiten nicht eben große Ehre machen.

Folgendes iſt in Kurzem der Entwurf dieſes Gedichtes. König Ruother läßt um die Tochter Konſtantins werben; ſeine Geſandten aber werden in den Kerker geworfen, wo ſie mit Beten und Weinen die Kühnheit der Werbung büßen müſſen. Ein Heerzug Ruothers ſoll die muthmaßlich Enthaupteten rächen, eine Schaar Rieſen erſcheint zur Hülfe. Unter dem Namen Dietrich erſcheint Ruother in Konſtantinopel, wo ſeine Rieſen, namentlich ein Widolt, der in Ketten geführt wird, und Asprian, der einen Löwen Konſtantins an die Wand wirft und tödtet, Aufſehen und außer dieſem auch anderen Unfug machen. Die junge Königin findet an Ruother-Dietrich Gefallen, und er erhält Gelegenheit, ihr Ge-

207) Z. B. V. 412. 3477 u. a.

schenke zu schicken, worunter auch ein Paar Schuhe, von denen einer nicht passen will, den er ihr dann selbst, heimlich herbeigeholt, anziehen muß, wobei er sich ihr als den Sender jener gefangenen Gesandten kund thut. Diese Situation ist in der Viltinasage lieblicher noch als in unserem Gedichte. Die Prinzessin erbittet darauf von ihrem Vater die Befreiung der Gefangenen auf drei Tage, ihr Ausgang aus dem Kerker ist eine schöne Stelle, die zum Gefühl spricht. In der Viltinasage hat dies Alles schon eine andere Wendung, dort wird mit Kampf und Gewalt Alles vollendet, was hier mit List und Entführung, dort mit Grausamkeit, wo hier Edelmuth spielt. Mit der Erwerbung der Braut schließt nun die Viltinasage, aber nicht so unser Ruother. Hier geht die Geschichte wieder von vorn an. Ein Spielmann nämlich, als Kaufmann ausgerüstet, entführt aus Bar die junge Königin wieder und bringt sie nach Konstantinopel zurück. Ruother zieht als Pilger nach Konstantinopel, und hört, daß der König Ymlot von Babylon, den er früher von Konstantin abgewehrt hatte, jetzt die Stadt erobert habe und sein Weib mit seinem Sohne zu vermählen gedenke. Dem Könige glückt's mit seinen Helden in dem Saale unter dem Tische sich zu verstecken; dem Konstantin ahnt und schwant es, daß er nahe sein müsse, die Königin erfährt, daß er im Saale ist, durch einen Ring, den er ihr unter dem Tische hervorreicht; vergnügt lacht sie, und der Babylonierkönig ist solch ein Mienen- und Seelenkenner, daß er daran gleich merkt, Ruother sei im Saale. Nun geht's denn ans Kämpfen und Befreien.

Man sieht wohl, hier soll eine Erzählung erweitert werden, und sie wird von einem Dichter erweitert, der schon die Sagen von Alexander und Karl gelesen hat, der seinen Helden die nämlichen Reiche fast besitzen läßt, welche Roland (beim Pfaffen Konrad) für Karl erobert hat, der gern sein Lied dem Geschmack an der ausländischen Dichtung anpassen möchte, der nur wenig Geschick dazu mitbringt und gewissermaßen nur den abgesponnenen Faden noch einmal abspinnt. Dies ist ein Charakterzug, den jede unbeholfene Kunst an sich trägt. Man darf nur die griechischen Romane, man darf nur sämmtliche auf britischen Ursprung hinweisende Epen der Tafelrunde betrachten, um überall zu finden, wie oft man sich da selbst wiederholt und sich im Wiederholen des Nämlichen erst recht gefällt. Dies Wiederholen aber zeigt nicht allein ein einziges Gedicht in sich selbst; auch ähnliche Gedichte entlehnen ähnliche Züge. So kann man sagen, daß wer Einen der britischen Romane kennt, eigentlich alle gelesen hat. So hätte, falls man es Raub nennen will, wenn ein Dichter mit dem andern um die Wette Lieblingsgegenstände der Nation

schwanken in griechischen Romane Xenophons von Ephesus, Heliodo Theag. und Achilles Tatius der Heidnischen gemischt. Genau so ist e auch mit unserm Nibelung. Er eine Welt für sich, eine Stufe, wie wi sagen, und wo schon Grimm herumgeschossen hat, an dem Wolfdietrich Hildegundchen von Lorraine, an dem Schildknecht Hilde geht, „die selben Gedanken von Tannhäuserthum und Herrendienst," sind hie und dort. Als Hagenens Brüder für den Verlust sammeln, gehn Volkmar und Dietrich auf Suche und finden eine Leute im Wald auf das Hornblasen hören; wenden reiten sie sich in Pilgrime und nach den Gefangenen zu suchen, wobei meiner das Hornblasen ver überein wird. Diese Sagen leben auf andere Weise im Nibelung wieder. Hagen wollen die edlen Tannhäuser Knechtsmuth niederbrennen, jenen es Volkmar verzeihend wiederum. Derselbe Zug ist wieder in Nibelung, wo über die Gefahr vor dem Heidenthume überwiegt[208]).

Von der Hagen auf der andern Seite und mehr Annäherung an den Roman von Salomon und Morolf[209], der ähnlichen Stoff, ähnliche Erzählungen hin und her enthält und ganz in die Klasse dieser Werke gehört, deren allgemeinen Inhalt Verbannungen in die Ferne um umgesehene Frauen, Weigerungen derselben aus Uebermuth oder Stolz, Kreuz- und Kriegszüge und gewaltsame Brautfahrten bilden. In diesen Gedichte zeigt sich der Aufbau einfacher Erzählung auf eine uralte Ueberlieferung lehrhafter Sprüche. Der sprachwirkliche Theil dieser Dichtung hat wie die meisten Werke dieser Zeit eine lateinische Quelle; es sind die derbe, krausmündige, satirische Sprachweisheit des plebejischen Morolf gegen die erhabene des Salomo, ein volksthümliches Element gegen das hierarchische, und mit dieser Eigenschaft mußte es in der Zeit, wo sich die lateinischen Dichter gegen die Kirche erheben, großen Beifall finden. Die rohen und späten Ueberarbeitungen des 15. Jahrhunderts, die wir von den deutschen Gedichten haben, weisen uns auf die Niederlande und auf die Zeit des 12. Jahrhunderts zurück; schon Freidank kennt und erwähnt den Morolf[210]). Wenn uns die Contradictio Salomonis, die Papst Gelasius im 5. Jahrhundert schon als apokryphisch verwarf,

208) So J. Grimm in Heidelb. Jahrb. 1809. p. 185.

209) In der Sammlung von von der Hagen und Büsching, in welcher Ausgabe die strophische Abtheilung des Gedichtes unbezeichnet gelassen ist. Vgl. die Einleitung der Herausgeber und J. Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809. Eschenburg in Bragur III.

210) Ausg. v. W. Grimm 81, 3. Salmôn witze lêrte,
Marolt daz verkêrte.

erhalten wäre, so würden wir, vorausgesetzt daß sie mit unserem Werke Gemeinschaft hat, auf ein hohes Alterthum dieser Verkehrungen des Morolf zurückblicken. Für ihre Uebertragung ins Epische haben wir keine Uebergänge, obwohl sie mehrfach statt hatte, im italienischen Bertoldo ganz anders, als im deutschen Morolf; der französische Salomon und Marcoult enthält nichts als Rede und Gegenrede. Bei uns hat sich ein Roman darauf gebaut, in welchem Salomo nicht wie dort der Judenkönig, sondern christlicher Monarch von Jerusalem ist und Morolf als sein Bruder auftritt, nicht als sein Gumpelmann, und vielmehr die Rolle des getreuen Dienstmannes, des jugendlichen Helden, eines listenreichen, durchtriebenen Ulysses spielt, als die des häßlichen, entstellten Volksnarren, für den der Name (Marcolph) lange gangbar blieb; er entspricht dem Zwerg Alberich im Otnit, dem Raben im St. Oswald; die cynischen Derbheiten, die ihm geliehen sind, stehen vereinzelt und geben dem Charakter nicht, wie in dem Spruchgedichte, seine Farbe. Gewisse Eigenheiten, wie der Ring mit der singenden Nachtigall, das versenkbare Schiff u. dergl., erinnern an Züge der byzantinischen Romane; die Geschichten von wiederholtem Weiberraub, die Verkleidungen, Entdeckungen, Entwischungen, Irrungen durch Zaubertränke und Zauberringe, die Gefährdungen und unverhofften Rettungen, Täuschungen, eklen Entstellungen in Kranke, die rohe Wiederholung der Geschichte des Pharao in der des Princian, Alles erinnert bald an Ruother bald an Oswald, bald auch an spätere Gedichte ähnlichen Geschmacks aus den Zeiten der Wiederverbauerung. Die Abenteuerlichkeit und Albernheit dieser Klasse von Dichtern und Dichtungen spielt hier in den grellsten Farben; das Zotige und Schmutzige ist sehr arg; die Eigenheiten des Vortrags der Fahrenden treten stark hervor[211]); ganz entschieden ist die Entfernung vom Ritterlichen und Höfischen; dabei ist, wie auch im St. Oswald, das Christliche und Religiöse nicht allzu ehrfürchtig behandelt.

Wie sich das Gedicht des 12. Jahrhunderts, das dieser burlesken späteren Ueberarbeitung zu Grunde liegt, zu dieser verhalten haben möchte, läßt uns ungefähr die Vergleichung zweier verschiedener Erzählungen von St. Oswalds Leben[212]) errathen, von denen die durch

211) Der Dichter als Leser gedacht unterbricht die Erzählung und fordert einen Trunk. Dieser Zug findet sich übrigens auch in französischen Fabliaux von höfischer Art. Im Dieu d'Amours ed. Jubinal 1834. p. 19: Donne me à boire, je les vos conterai.

212) Die eine herausgegeben von Ettmüller, Zürich 1835 und die andere von Pfeiffer aus der Wiener Hs. Nr. 3007 in Haupt's Zeitschr. Bd. 2, 92 ff.

Ettmüller herausgegebene die rohen Züge des 14. Jahrhunderts eing
fügt hat, während die andere wenn nicht die Form doch den Geist u
Inhalt des 12. Jahrh. mehr festhielt. St. Oswald erweitert den Kre
der Brautwerbungssagen. Hat man im Herzog Ernst eine Geschicht
sage an alte geographische Mythen geknüpft, im Ruother ein altes G
dicht an neue Geschichtsverhältnisse, so ist im St. Oswald der belieb
Stoff einer kriegerischen Brautfahrt an die Legende geknüpft, die wir i
diesem Jahrhundert so mächtig fanden. Auch hier sehen wir also d
Zusammenstoßen bisher getrennter Dinge, das rathlose Umirren d
Dichtungsstoffe. Mone hat die Aehnlichkeiten dieses Gedichtes mit de
Otnit hervorgehoben: die Werbung eines christlichen Königs um d
Tochter eines heidnischen haben beide Gedichte mit einander gemein, u
eben dieses Allgemeinste brachte auch die Geschichte des angelsächsische
Oswald, der die Tochter des westsächsischen Königs Kynegil heirathe
und sammt dem Vater taufte, dem Dichter als eine Aufforderung entg
gen, dies Verhältniß im Gewand der deutschen Sage darzustellen. D
rohe Behandlung, der stellenweise neckische Ton gegen das Christliche i
der Bearbeitung des 14. oder 15. Jahrh., die schnurrigen Züge der Erfi
dung ähneln sehr dem burlesken Stile des Salomon und Morolf. Os
wald will auf Rath eines Pilgrims Warmund, dessen erste Rede an d
Tragemundlied erinnert, die Tochter des Heiden Aaron heirathen, d
alle Werber umbringt; die gefährliche Botschaft, die im Otnit der El
Alberich bestellt, soll Oswalds Rabe übernehmen, der auf Gottes Geb
Redegabe empfängt. Die Freude, die der Dichter an diesem Thiere ha
ist durchaus dem Aehnlichen im Ruodlieb [213]) und Herzog Ernst entspr
chend, und es wäre interessant, wenn man nachweisen könnte, daß d
spaßhaften Partien der Romane früher aus dem Thierreich, als aus d
Narren- und Zwergenwelt (Morolf und Alberich) entnommen worde
wären, wie die Unterhaltung der Ritterschaft früher Spiele mit Thiere
als mit Hofnarren gewesen zu sein scheinen. Dem Raben wird auf sei
Begehr sein Gefieder mit Gold beschlagen und eine goldene Krone a
sein Haupt gesetzt. Auf der Reise ruht er einmal auf dem Meere au
und verzehrt einen Fisch, da wird er von Meerweibern gefangen, d
Kurzweil mit ihm treiben wollen; er erbittet sich erst was zu essen, Kä
und Brot, Braten und Wein, dann führt er die Meerweiber mit einer sel
einfachen List an, und entfliegt wieder auf seinen Felsen: unde liez d

213) Das Abrichten von Vögeln zum Sprechen ist in Byzanz üblich gewesen un
ohne Zweifel von dorther den Abendländern bekannt geworden.

einen ungevüegen schal, daz ez hin wider in daz mer erhal! Der Rabe richtet sein Geschäft aus, soll durch Aaron sein Leben verlieren, die Tochter aber erhält ihn und erklärt sich willig, Oswalds Gemahlin zu werden. Auf der Heimreise sendet das himmlische Kind einen heftigen Sturmwind, daß sich der Rabe wohl dreimal übergab. Der Ring der Fürstin fiel ihm ins Meer, er wendet sich an einen Einsiedler, auf dessen Gebet ein Fisch sofort den Ring wiederbringt. Oswald fragt den Heimgekehrten ungeduldig um Nachrichten, er begehrt aber erst zu essen und zu trinken, dann will er Weisheit mit ihm pflegen. Der König zieht mit einem Kreuzheer aus; erst vor Aarons Burg fiel ihm ein, daß er den Raben mitzunehmen vergessen, was eine Bedingung des Gelingens war. Gott schickt auf das demüthige Gebet des ganzen Heers einen Engel an den Raben, der sich aber nicht sehr bereitwillig finden läßt, und wieder über Köche und Kellner klagt. Der Engel überlistet ihn aber und bringt's dahin, daß er fliegt. Oswald legt sich als Goldschmied vor die Burg, und nach langem vergeblichen Harren läßt er einen vergoldeten Hirsch laufen; während Aaron diesem nachsetzt, flieht die Tochter durch das Thor, das ihr ein Gebet öffnet, zu Oswald. Den Geflohenen setzt Aaron nach; sein ganzes Heer wird erschlagen, auf Oswalds Gebet steht es aber wieder lebendig auf. Sie werden getauft; nun haben wir, sagen sie, den Tod überwunden, leben wir nun immer? Oswald eröffnet ihnen aber, daß sie noch alle dieses Jahr sterben würden, da wollen sie lieber alle gleich sterben. Noch ehe der Oswald der Wiener Handschrift veröffentlicht war, hatten wir gezweifelt, daß in den älteren Gedichten der Witz und der Spott auf die Uebertreibungen der Legende so vorgeherrscht haben könnte. Wirklich fand es sich so, daß in jener älteren Gestalt zwar die Aufforderung zu der komischen Ausführung der späteren Zeiten liegt, daß aber der ganze Ton viel ernster und naiver und dem strengen Geiste des 12. Jahrhunderts angemessener ist. Der Warmund des jüngeren Gedichtes heißt fast geradezu Tragemund und erscheint hier und im Orendel mit der stets wiederkehrenden Zahl 72 wie im Tragemundslied; die schnurrigsten Einfälle und Possen in den Geschichten des Raben und sonst, der letzterwähnte Scherz über das ewige Leben der erweckten Todten sind hier nicht zu finden.

Das lange vorenthaltene Gedicht von Orendel[214]) hat, wie einst 1512 bei der Ausstellung des Trierer Rocks die Ausgabe jenes Jahres

214) Aus dem Druck von 1512 und der einzigen Handschrift vom Jahr 1477 herausgegeben von von der Hagen 1844, übers. von Simrock. Stuttg. 1845.

erschien, vor einigen Jahren bei einem erneuten Reliquienscandal die Speculation zum Druck gebracht. Da diese Gelegenheit das Werk gelesener machte, als es sonst geschehen wäre, so wollen wir eine nähere Angabe des Inhalts sparen. Die Namen Orendel und Eygel gehören der ältesten scandinavischen Sage an; sonst steht das Gedicht in engster Verwandtschaft neben Oswald, als eine kreuzritterliche Brautwerbefahrt, die an legendarischen Stoff geknüpft ist. Die Erfindung ist vag und in jeder Hinsicht ungefüge und gering, was dann durch die rohe Gestalt, in der wir das Gedicht lesen, noch auffälliger wird. Die spätere Zeit hat es mit ihren grotesken Zusätzen verschont, es sind vielmehr die Züge sehr alter epischer Einfalt stehen geblieben, und die psychologischen Aufgaben, die etwa sichtbar werden, wie die Liebe der Frau Bride zu Orendel, sind in der ungeschickten, plumpen und wortlosen Art behandelt, wie in den ältesten britischen Romanen und Mährchen.

Alle diese ungestalten, schwankenden Dichtungen sprechen aufs deutlichste eine Zeit aus, in der eine Umwälzung mit den Stoffen und dem dichtenden Stande vorgeht. Wie sich die alte und neue Sprache, alter und neuer Versbau und Reimregel, hoch- und niederdeutsche Mundart in dem Formellen der Dichtungen des 12. Jahrhunderts streitet, so auch im Inhalt Altes und Neues, Einheimisches und Fremdes, Geschichte und Sage. Und diesen Verhältnissen entspricht es, daß, so lange die Dichtung keinen inneren Mittelpunkt hatte, den die Minnedichtung erst hinzugab, und so lange sie noch keine feste Stätte (an den Höfen) besaß, das Ungewisse ihres Schicksals auch in den Ständen zu gewahren ist, die sie pflegen. Gerade wie zur Zeit nach der Abblüte der höfischen Dichtung eben diese selben Stoffe und Mischungen und Unsicherheiten wieder eintreten, gerade wie dann gelehrte, höfische, fahrende Sänger sich durchkreuzen, so war es in dieser Zeit, deren Charakter wir in allen Theilen am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert wieder finden werden. Gerade wie dann die uralten Volksthümlichkeiten sich wieder in die Rittererzählungen eindrängten, so drang im 12. Jahrhundert die höfische Manier in die Volksdichtung und machte zur Erzählung, was vorher Gesang war. So kam es nun, daß das Volksmäßige in diesen Gedichten nur noch in Spuren erscheint, verirrt, entstellt, unter den willkürlichsten Eingriffen der Einzelnen. Diese Eingriffe wagte man an solchen Stoffen, die ursprünglich nichts bedeuteten: was groß im Inhalt, feststehend in der Ueberlieferung, geheiligt im Ansehn war, das gab sich der Willkür nicht so hin. Was aber mochte das für ein Volksgedicht sein, das, wie die Quelle des Ruother, nicht einmal Heimat und Namen

behaupten konnte: denn was ist vom Ruother nur in der Erzählung der Wiltinasage zu erkennen, als der Rumpf vom Gerippe? Und was ist überhaupt der epische Kern dieser Dichtungen, die endlose Verse häufen um eine einzige Thatsache, was das Volksepos, das Fülle der Handlungen sucht, ganz eigentlich flieht und vermeidet? Und was ist ihr innerer Kern anders, als jene Ideen von Dienstmannschaft und Herrenpflicht, die nur eben dann aufkommen konnten, als man sich über diese Verhältnisse überhaupt besann? Ganz derselbe Geist scheidet die spätere Karlssage von der früheren, ganz dieselbe Trockenheit auf der einen, dieselbe Jagd nach Witz auf der anderen Seite, ganz dieselben Aehnlichkeiten und Wiederholungen, ganz dieselbe Armuth im Erweitern und Fortspinnen der Erzählung. Dies ist der nämliche Fall mit dem britischen Epos; Alles was wir davon durch Franzosen überkamen, beruht auf einer späteren größtentheils eben so gut erdichteten oder durch Erdichtung breit getretenen Sage, wie die französischen Vasallensagen; sie verhalten sich ganz zu den älteren Bardenliedern, wie ein Reinald oder Willehalm zu Konrads Karl und zu verlorenen Romanzen, ganz wie Ruother zu den Nibelungen und dem Hildebrandliede. Das Geschichtliche ist in allen drei Abstufungen in stetem Sinken, die Erdichtung und das Wunderbare in stetem Wachsen; die Scheu vor der Ueberlieferung, die Wahrheit und Lebendigkeit hält Schritt mit jenem, und die persönliche Vordringlichkeit der Dichter mit diesem; der würdevolle Ernst fällt mit jenem und das Komische steigt mit diesem; die Wirkung des Ganzen wechselt mit der Wirkung der Theile; die alten Verhältnisse werden von neuen verdrängt, größere von kleineren. Das Vaterland, das Christenthum, der Heldengeist athmet in den britischen, den fränkischen, den deutschen alten Sagen; das Ordenswesen, das Vasallenwesen tritt später an die Stelle und wird seinerseits immer unwürdiger, und alle diese Veränderungen halten mit der Geschichte ganz gleichen Gang. Wie jene älteren Epen sich einst an die Geschichte gelehnt und dann von ihr entfernt hatten, so lehnen sich diese Epen oft nur in bloßen Namen an jene älteren Gedichte und geben zuletzt auch sogar diese Anknüpfung auf. Einzelne Dichter, welche die Sagen gestalten, müssen wir hier, der Armuth der Erfindung nach, überall annehmen; Erdichtung, Hinzudichtung, Umdichtung herrscht hier überall vor; und daß die Namen der Dichter nicht bekannt sind, kann als kein Grund hiergegen gelten, da in jeder aufkeimenden Periode der Kunst, die aus dem Volke selbst emporkommt, die Namen im Dunkel bleiben, da selbst im vorigen Jahrhundert in Deutschland noch fast jedes neue Werk ohne Namen erschien und ohne den literarischen Verkehr unserer

Zeiten auch manches wohl namenlos geblieben wäre. Das Volksm
in den Epen iſt durchaus nur als gradweiſe unterſcheidbar und geſch
lich beſtimmbar. Hiſtoriſche Anlehnung iſt die erſte Bedingung; l
ungeſtörte Entwickelung und Reiſe ohne das Zuthun von Kunſtſär
muß hinzukommen. Auf dieſe Weiſe blieben die Dietrich- und Sieg
ſagen verhältnißmäßig geſichert. Wenn der Dichter des Biterolf
Dietlieb) einerlei Perſon mit dem der Klage iſt, wie man annimm
ſieht man, welche Scheu derſelbe Mann vor dem Einen Gegenſ
hatte, ſelbſt wenn es denkbar wäre, daß er das ganze Gedicht der K
erſonnen hätte, und welchen Leichtſinn vor dem anderen, ſelbſt we
älteren Heldenliedern dabei gefolgt wäre. Im Biterolf[215]), de
Ende des 12. Jahrhunderts gedichtet iſt und einem älteren, wahrſche
wie bei der Klage lateiniſchen Gedichte folgt, iſt Geiſt und Manie
britiſchen Dichtungen, die wir bald werden kennen lernen, vielleicht
einmal in alte deutſche Sagen gedrungen, ſondern der fahrende Di
den man in Steier zu Hauſe glaubt, hat ſich verleiten laſſen, den
ſchen Romanhelden und Abenteurern einen oder zwei deutſche gegen
zuſtellen, und hat geſchickt bei großer Kenntniß der deutſchen Sagen
Erdichtungen in irgend einen willkürlich herausgegriffenen Zeit
eingeſchoben. Er bemächtigt ſich der Züge deutſcher Sage, ſch
Kämpfe und Fahrten, ſchließt noch die Liebe und den Frauendienſt
hält die beliebten Rieſenſpäße feſt und dergleichen mehr. Der An
aber iſt ganz der der britiſchen Romane; ein Vater (Biterolf) von
Heimat getrennt; ein Sohn (Dietlieb), der in täppiſcher Unbeh
heit, dreizehn Jahre alt, auszieht ihn zu ſuchen und der ganz den H
der britiſchen Gedichte gleicht. Dabei iſt dann die Vers- und Reim
der höfiſchen Dichter, wie in dieſer aus Frankreich eingeführten Gat
angenommen, die ſonſt den Dichtungen dieſes Sagenkreiſes fremd
die Trockenheit aber, welche in den älteren britiſchen Romanen her
iſt vertauſcht mit einem größern Umfang, wie ihn die Franzoſen li
mit einem gewiſſen leichtſinnigen Ton der Erzählung und manchen E
heiten, die der Volksdichtung anklebten, von den höfiſchen Dichtern
abgelegt wurden. Wenn Ruother durch die Lieblichkeit einzelner St
wenn Ernſt durch ſeine Beſtandtheile feſſelt, ſo iſt dagegen der Bi
eine durchweg langweilige und leere Reimerei. Es iſt unglaublich,
dieſe Dichter, gleich phantaſievollen Knaben von frühreifer Bildung,
geheure Maſſen von Verſen aus den Aermeln ſchütteln, wo man e

215) In der Sammlung von Büſching und von der Hagen. 2. Bd.

tausenden keine rechte Thatsache erbeutet und kein erfreuliches Bild; wie sie sich an diesem ewigen Einerlei von übertriebenen Zweikämpfen, von langen Reden, von pomphaften Worten, von sonderbaren Namen vergnügen können, wo keine Spur von Leben, von Empfindung, von Gedanken aus dem Herzen aufs Papier kommt. Es kam nur darauf an, daß der Schreiber seine Lust irgendwie büßte; der Leser, auf einsamer Burg, bei mangelndem Verkehr, bei erschwerter Zugänglichkeit der Bücher, ließ sich gerne das Schlechteste gefallen, wie unser theaterlustiges Publikum sich die abgedroschensten Späße nachsichtig aufwärmen läßt, wenn sie nur irgend in einem neuen Kleide erscheinen.

---

4. Alexanderlied vom Pfaffen Lambrecht.

Wir nähern uns mehr und mehr den Höfen und der fürstlichen und ritterlichen Gesellschaft, die durch die Kreuzzüge auf die Höhe der Zeit, ihrer Thaten und ihrer Bildung gerückt wurde, die bald auch die Dichtkunst der Zeit fast ausschließlich an sich nehmen sollte, für die die Stoffe der Dichtung immer mehr berechnet werden mußten, wenn sie dem Geschmack der Zeit noch zusagen sollten. In den letzterwähnten Dichtungen waren die fahrenden Poeten schon ganz zu dieser Gesellschaft hingewendet; im Grafen Rudolf war es schon ein ritterlicher Sänger, der die ritterlichen Thaten besang; überall waren die Lieblingsgegenstände der Erzählung jene christlichen Wanderzüge und Kämpfe, die den geschichtlichen Inhalt der Zeit abspiegelten. Wie deutlich uns aber in den Dichtungen der rohen Spielleute dieses äußere Abbild der Wirklichkeit entgegentrat, noch haben wir nichts darin finden können, was uns den inneren Sinn und Geist der großen Bewegungen der Zeit erschlossen, nichts was die innerliche Weihe angedeutet hätte, durch welche die Ritterschaft in der Schätzung der Menschen so hoch emporgehoben ward, nichts was die herrschenden Ideen bezeichnet hätte, die den ruhmvoll ausgezeichneten Stand, oder doch die Besten seiner Vertreter durchdrangen. Diesen großen Schritt vorwärts machen wir jetzt, indem wir zur Betrachtung zweier Gedichte übergehen, die von Alexander und Karl dem Großen handeln, in welchen die Größe des Stoffs die deutschen Dichter oder Bearbeiter zu einer entsprechenden Tiefe der Auffassung und zu einer sinnvollen Beziehung der dichterischen Ueberlieferung auf die Lage, die Interessen und Ideen der Zeit begeisterte. Diese beiden Gedichte, die

ersten die uns einen größeren Gesichtskreis eröffnen und uns zugleich a
ächt dichterischen Boden versetzen, sind ihrem Inhalte und ihrem Gei
nach ganz an die höfischen und ritterlichen Kreise gerichtet, das Eine
auch nachweislich in einem solchen entstanden; die Dichter aber si
weder Ritter, noch auch laiische Fahrende, sondern Geistliche. Aber
sind Geistliche, die das eiserne Zeitalter Friedrichs I. verrathen, in d
auch der Bischoff den Panzer trug; es sind Geistliche der Kreuzfahrer
ten, wo auch der Ritter ein Mönch ward. Von dem Geiste ihres Sta
des durchdrungen, wie von dem Geiste der Zeit, von den heiligen Krieg
thaten emporgehoben über die alltägliche Beschäftigung ihres Amtes u
die herkömmliche Enge des priesterlichen Gesichtskreises, waren sie gera
vorzüglich geeignet, in den vorüberfliehenden Ereignissen des Tages d
Dauernde, in den Handlungen die Beweggründe zu bezeichnen, in de
Körper der Zeit ihren Geist zu erfassen. Hatten doch jene geistlich
Dichter in Oesterreich die ganze äußere Geschichte des alten Testament
nur als ein Symbol betrachtet, und die Thatsachen als ein nicht bead
tenswerthes Scheinwerk dem allein wahren Gedanken, der inneren B
deutung, dem geistigen Sinne untergeordnet, der darin ausgedrückt se
sollte! Wie sollten sie nicht denselben sinnigen Geist in der Beurtheilu
der Zeitgeschichte walten lassen und in der Auffassung der Gedichte, d
zu ihr ein lebenvolles Verhältniß hatten! War doch der Eine jener geis
lichen Dichter, der Pfaffe Lambrecht, der Dichter des Alexanderliede
vielleicht selbst in jenen südöstlichen Gegenden zu Hause, wo wir je
vergeistigende religiöse Dichtung fanden; war er doch ganz von dem fre
christlichen Geiste jener frommen, zeitgenössischen, österreichischen Dich
durchdrungen, als er seinen heidnischen Helden besang, ja ganz w
jene von dem ascetischen Gedanken von der Welt Eitelkeit beherrscht, al
er den weltlichsten, den weltensüchtigen Eroberer verherrlichte. Er e
zählte freilich dessen Geschichte ganz aus einem Geiste des Widerspruch
War Karl der Große, der apostolische Gottesheld, das unmittelba
Musterbild des christlichen Rittersmannes, so ward Alexander vielme
nur aus dem Gesichtspunkte des Gegensatzes betrachtet; und nur, inso
fern ihm der Sage nach am Schlusse seiner Laufbahn der höhere Sin
aufging, der des christlichen Kämpfers Laufbahn von vornherein bestim
men sollte, konnte auch Alexander einem Lambrecht ein ruhmwürdi
ges Gefäß zur Verherrlichung Christs und des Christenthums scheinen
Und in dieser Auffassung hätte Lambrecht die Worte nachgesprochen
die in dem Prologe zu einer seiner Quellen (Leo's liber de prelii

geschrieben stehen: daß es allen Christen gut und nützlich sei, die Kämpfe und Siege der großen Männer vor Christus zu hören und zu kennen, wenngleich sie noch Heiden waren.

Wir wissen aus Lambrechts Alexander, daß die Trojanergeschichten schon vor seiner Zeit in Deutschland in erneuten Gedichtssagen bekannt waren; wir haben schon im Annoliede gefunden, daß damals auch die fabelhafte Geschichte von Alexander schon in der Leute Munde war. Seit fast anderthalbtausend Jahren hatte sich diese Sage gebildet und unter alle Völker verbreitet, hatte sich an die Stelle der wahren Geschichte gedrängt und die Welt mit der wunderbaren Erzählung nie geschehener Dinge entzückt. Von seinem ersten Erscheinen an hatte der bestaunenswerthe Götterſohn nicht aufgehört, die Einbildungskraft der Dichter und die Darstellungsgabe der Geschichtschreiber zu beschäftigen. Kein Mensch der Erde, der sich die Größe der Welt zu seinem Ziele steckte, hat so Ungeheures vollbracht, und ist zwar dem glühenden Bewunderer des Achill kein Homer zu Theil geworden, so würde doch auch seine ungemessenste Ruhmsucht befriedigt sein, wenn sie die Umwälzungen überschaute, die im Reiche der Dichtung und Geschichte seiner Wirksamkeit folgten. Erst neuerdings hat man angefangen, diesen außerordentlichen Mann in sein wahres Licht zu setzen und noch fehlt sein Geschichtschreiber, der ihn würdig in seinem Verhältniß zur Weltgeschichte betrachtete. Er hat im Osten und Westen die neue Welt eröffnet, und beide haben sich um seine Geburt und um sein Wirken in der Dichtung beneidet, sie haben jedes Große an ihn geknüpft und die christlichen und heidnischen Dichter haben ihm ihre Paradiese geöffnet. Noch ehe Christus war, hat Alexander durch die Art, wie er die Vorurtheile seiner Griechen und Makedoner von einer Rangordnung der Menschen, von Hellenismus und Barbarismus, thatsächlich brach und zerstörte, den christlichen Lehren von Menschengleichheit den Weg gebahnt, und ohne die Schöpfung der griechischen Bildung im Osten hätte das Christenthum nie Boden fassen können. Ob es natürlicher war, daß er die Bewunderung seiner Griechen, der Gegenstand des Neides im Morgenland, der Lieblingsheld des Mittelalters oder dem Koran ein Prophet war, wer kann es unterscheiden? Gleich verschuldet ist ihm Asien und Europa; und wie er die achäische Tapferkeit der homerischen Helden und die reine Hetärie der Mythenwelt verjüngte, wie er einen Weltkampf im Sinne der persischen Erzähler bei Herodot kämpfte, wie er die Himmelsstürmerei des Herakles und die lachende Culturschöpfung des Dionysos aus der Heldenzeit in die Gegenwart versetzte, wie er sich mit dem Glanz eines morgenländischen Herrschers und dem

Heiligenschein eines Gottsohnes umgab, wie er die Grenzen des Lan
und der See aufsuchte, so war das geeignet, die Bewunderung al
Zeiten in Anspruch zu nehmen. Er that das Niegesehene, was Wund
wenn schon seine Zeitgenossen ihm ins Gesicht das Nieerhörte von sein
eigenen Thaten erzählten. Das Räthselhafte der neuen Welt, die Alex
der geöffnet, bedingte, daß unmittelbar darauf alle jene wunderba
Sagen von Indien und den Enden der Erde unter den Griechen a
kamen und sich an Alexanders Geschichte knüpften. Die alten Wund
erzählungen des Herodot und Ktesias wurden hervorgesucht; und
jener Onesikrit zu lügen begann und Hegesias den schwülstigen Pru
seiner Rede hinzubrachte, gestaltete sich schon im alexandrinischen Ze
alter eine ganze Welt voll der wunderlichsten Vorstellungen von Nat
spielen im Reich der Steine und der Pflanzen, der Thiere und der Me
schen. Alexanders Landsleute fabelten vorzugsweise über die Fernen, d
er ihnen geöffnet, und was ihnen an dem Manne selbst wunderbar schie
war nichts als seine heldenmäßige Tapferkeit, die sie schmeichelnd üb
den Ruhm der alten Götter und Helden setzten. Die Morgenländer d
gegen, die die Fabel über ihr eignes Gebiet nicht berühren konnte, en
stellten seine Geschichte im Westen; oder der Nationalhaß suchte sich m
der abgenöthigten Bewunderung zu versöhnen und so entstanden je
ägyptischen und persischen Sagen von seiner orientalischen Herkunft ob
Dienstbarkeit, und jene jüdischen von seinem ehrenvollen Besuche in J
rusalem. Morgenländische Sagen wußten von der Eroberung des Westen
von Rom und Karthago; im persischen Gedichte des Ahmed el Kermann
oder doch in einem prosaischen Romane von Alexander, der ein Auszu
aus jenem sein soll, ist die Straße von Gibraltar sein Werk, und er li
den Berg Calpe durchstechen; in Kedrenos Chronik kommt er schon
den britischen Inseln. Nicht zufrieden hiermit, so rückte man dort d
Grenzen seiner Züge auch nach Osten hinaus und endlich über die Gre
zen der Erde selbst. Der Perser läßt ihn mit karthagischen Seeleuten ei
zweite Welt entdecken; er läßt ihn dann, und dies war im ganzen Orie
Sage geworden, den Quell der Unsterblichkeit suchen, den nur d
Prophet Khedr entdeckt hat; dies ist auch in die westliche Sage übe
gegangen oder in das Aufsuchen des Paradieses verwandelt worden,
wie Khedr für identisch mit Elias gehalten wird, der in den christliche
Gedichten von Alexander stets eine Rolle zu spielen hat. Es war nic
genug, daß er die Reiche der Menschen bezwungen, auch die Ungeheu
und Mißgeschöpfe sollte er vernichten, das Reich der Vögel durchfliege
und im kühlen Gewässer des Meeres vom stummen Volke der Fisch

Tribut empfangen. Alle dieſe Vorſtellungen des Oſtens und Weſtens, die Ausgeburten der glühendſten Phantaſie, die von den mächtigſten Gegenſtänden erregt und auf die großartigſten Ideen gerichtet war, und dazu die Berichte der Geſchichtſchreiber, miſchten ſich im Laufe der Zeiten wirr durcheinander. Mit dem ächten Kalliſthenes, zur Lebzeit Alexanders ſelbſt, hatte ſeine unächte Geſchichte begonnen, in dem ſogenannten Pſeudokalliſthenes erhielt die Sage ihre griechiſche Vollendung und machte dann ihren Weg durch die mittleren Zeiten in allen Sprachen und durch alle Völker. Dieſe Quelle iſt bei uns neuerlich (von Karl Müller) herausgegeben worden und Weismann hat ſie durch eine Ueberſetzung Jedermann zugänglich gemacht[216]). Der Ort der Abfaſſung des griechiſchen Werkes iſt Alexandrien, die Zeit ſpäteſtens das 4. Jahrhundert. Zacher ſetzt ſie ans Ende des dritten, und er nennt die griechiſche Erzählung eine alexandriniſche Localſage, die mit anderen in Alexandria umgehenden Sagen über Alexander von einem ſehr mittelmäßig gebildeten Laien aus mündlichen Mittheilungen zu einem ungeſchickten Ganzen vereinigt und ſpäter von einem Griechen verbeſſert ſei. Nach Oſten[217]) und Weſten hin trieb nun dieſer Stamm ägyptiſch-griechiſcher Sage ſeine ungeheuer verzweigten Aeſte. Das Werk ging im 5. Jahrhundert in armeniſche Ueberſetzung über; die chriſtlichen Morgenländer, jüdiſche Schriftſteller, einzelne Araber wie Abul Faradſch verbreiteten die Alexanderſage des falſchen Kalliſthenes. Aus anderen, immerhin verwandten alexandriniſchen Quellen ſcheint dann Abu Thaher von Tarteſſus geſchöpft zu haben, und aus ihm, oder wieder aus anderen immer dorther geleiteten Kanälen zogen die Firduſi, Maſudi, Niſami u. A. ihre Alexandergeſchichten, wo dann in allen die Hauptzüge der ägyptiſchen Sage unter einzelnen Abweichungen wiederkehren. Weſentlich eigenthümlich iſt dem Oriente nur die Verſchmelzung Alexanders mit dem mythiſchen „Zweigehörnten", dem Dhul Karnin des Koran, dem Erbauer des Walls gegen Gog und Magog; eine Identität, welche die geſchichtkundigeren Araber, wie Abulfeda, ſelbſt in Abrede ſtellen. Neben dieſen Veräſtungen der morgenländiſchen Sage trieb dann derſelbe Sagenſtamm auch im Abendlande zunächſt zwei Hauptzweige lateiniſcher Abfaſſung: in der Ueberſetzung des Julius Valerius aus dem 4. Jahrh., der von Angelo Mai (1817) herausgegeben wurde, und in dem liber de preliis,

216) Im 2. Bande ſeines Lambrecht'ſchen Alexander.

217) Vgl. über das Einzelne: Fr. Spiegel, die Alexanderſage bei den Orientalen. Leipzig 1851.

das erſt aus verderbten und abweichenden Drucken und Handſchriften ſeine ächte Geſtalt hergeſtellt werden muß, in der es theilweiſe in kard's († 1229) cronica universalis aufgenommen iſt. Dies Buch vom Presbyter Leo, der in der Mitte des 10. Jahrh. den griechiſchen Text in Konſtantinopel fand, zu Rom oder Neapel lateiniſch bearbeitet worden[218]). Dies iſt nun die augenſcheinliche Hauptquelle des Alexandergedichtes von unſerem Pfaffen Lambrecht[219]), in dem man und in den einzelſten Zügen noch bis auf den griechiſchen Text zurückblickt[220]). Lambrecht hatte Leo's lateiniſches Werk zur Hand, obgleich nach ſeiner Angabe zunächſt ein franzöſiſches Gedicht als ſeine eigentliche Quelle nennt. Es iſt von Alberich von Beſançon, einem Dichter, von dem ſonſt nichts bekannt iſt, als daß er (zwei verſchiedene Dinge in einer Feder!) auch den Stoff des Daniel von Blumenthal dem Stricker liefert[221]). Der verſchiedenartige Bau des Gedichtes in einen mehr hiſtoriſchen und einen romantiſchen Theil, die Einkleidung dieſes letzten in Briefform, die ganze Folge der Begebenheiten in dem erſteren, in Lambrechts und ohne Zweifel auch in Alberichs Gedicht, iſt aus Leo's Werk entnommen. Nur die poetiſche Ausführung der Schlachten gehört den Vulgardichtern ſelbſt; Einzelnes wie die Schlacht am Granicus, die Belagerung von Tyrus, die kritiſche Bekämpfung entſtellender Fabeln muß Alberich aus beſſeren hiſtoriſchen Quellen hinzugefügt haben.

---

218) Dieſen Leo nennt Rudolf in ſeinem Alexander unter ſeinen Gewährsmännern. München beſitzt eine Handſchrift ſeines Werkes, aus dem 12. Jahrh., in der die näheren Umſtände der Abfaſſung angegeben ſind. Wir hoffen, daß Zacher das Werk Leo's, wie den Alexander des Rudolf von Ems, mit ſeinen Unterſuchungen ausgeſtattet, herausgeben wird.

219) In Maßmanns Denkmälern deutſcher Sprache und Literatur. 1828. Wiederholt in ſeinen Gedichten des 12. Jahrhunderts. Meine Citate ſind aus der erſten Ausgabe. Die neueſte Ausgabe mit Ueberſetzung in: H. Weismann, Alexander von Pfaffen Lambrecht. Frankf. 1850.

220) Vgl. A. Philippi, sur l' origine de l' Alexandreide du Clerc Lambert. Düſſeldorf 1846.

221) Ich weiß nicht, woher Wackernagel hat, er ſei Mönch zu Clugny geweſen um 1138.

222) Gleich im Anfange eifert Lambrecht trefflich gegen die ſchmutzige Geſchichte von Nectanebus und Alexanders Geburt:

Noch sprechint manige lugenêre, daz eins goukelêres sun wêre,
Alexander, dar ih û von sagen: si liegent alse bôse zagen,
alle di is ie gedâchten, wande er was rechte kuningslahte.
sulhe lugenmêre sulen sîn unmêre
iegelîchen frumen man.

Ursprung anderer Stücke, wie die Erzählung von den Mädchenblumen, liegt noch im Dunkeln. Auch die Reise in das Paradies ist anderswoher (iter ad paradisum) eingeschoben, so wie die ganze christlich orientalische Wendung am Schlusse und die salomonische Färbung, die Alberichs Zuthat ist, nichts mit der heidnisch gehaltenen lateinischen Quelle zu thun hat. Alles was sonst von Alexandergedichten in England, in Frankreich, in Spanien und Deutschland bekannt ist, weicht mehr oder weniger gerade von diesem Zweige der Sage ab, den die beiden, der französische und deutsche Dichter ergriffen; von dem Geiste ihrer Dichtung aber ist nirgends eine Ahnung. Nicht lange vor dem Ende des 12. Jahrh. hatte die Sage eine ganz andere Gestalt durch Walthers von Lille (von Chatillon, Castiglione) lateinische Bearbeitung erhalten, der den Curtius zum Faden nahm, wie wir im Ulrich von Eschenbach sehen können, der ihm genau folgt, und dies lateinische Werk, aus dem man stellenweise den Text des Curtius selber erläutern kann, erhielt ein solches Ansehn, daß man es in den Schulen den Klassikern vorzog. Das älteste, uns erhaltene, französische Alexanderlied (aus dem 12. Jahrh. aber jünger als unser Lambrecht) ist auch von einem Pfaffen Lambert li Tors oder Cors (dem Krummen oder Kurzen) begonnen und von Alexander von Bernay, mit dem Zunamen von Paris, fortgesetzt[223]) (der doch schwerlich derselbe gleichnamige Dichter ist, der den Athis und Prophilias schrieb, die Geschichte einer aufopfernden Freundschaft, die mit dem Inhalte von Amicus und Analius Aehnlichkeit hat, und die uns bruchstückweise auch in einer deutschen Uebersetzung, aus dem Anfang des 12. Jahrh., erhalten ist[224]). Das französische Gedicht folgt wieder einer anderen lateinischen Quelle[225]); es ist bei vielfach gemeinsamem Inhalte in Gang und Geist von dem des Lambrecht ganz verschieden; die Veröffentlichung des breiten und peinlichen Werkes muß den Werth des rohen, aber geistvollen Liedes unseres deutschen Dichters erst recht ins Licht stellen. Mehr nach selbständiger Quellenwahl ist das spanische Gedicht des Juan Lorenzo Segura de Astorga verfaßt[226]), der die französische Arbeit des Lambert schon kennt. Der flandrische Alexander, den man dem Jakob von Maerlant zuschreibt, leitet sich alsdann (nach Zacher) in zweiter oder dritter

223) Herausgegeben von Michelant, leider nicht nach der ältesten Handschrift, für den literarischen Verein in Stuttgart 1846.

224) Hrsg. v. W. Grimm, Berlin 1846. 4.

225) Dem Alexander de proeliis, oder vita, actus et obitus Alexandri, zuerst in Utrecht 1493 gedruckt.

226) In der colleccion von Sanchez.

Linie aus dem Werke des J. Valerius, aus dessen Epitomator und dem Vincentius von Beauvais her. Alle diese Alexandergedichte weichen aber gerade in den eigenthümlichen Schönheiten und besonders in dem Sinne, der Auffassung und dem Geiste von dem unseres Lambrecht ab, einem der schönsten Schätze der ganzen mittelalterlichen Poesie. Es ist das Werk eines Dichters, den zwar Rudolf von Ems in seiner Alexandreis gewaltig hochmüthig ansieht[227]), ohne daß er selbst werth wäre, ihm nur die Schuhriemen zu lösen; Lambrecht steht vielmehr so hoch über Rudolf, als dessen Werk wieder den späteren Alexander von Ulrich von Eschenbach und dieser den von Seifried übertrifft. Wäre uns selbst die Alexandriade des Berchtold von Herboldsheim[228]) bekannt, die Rudolf von Ems ein geschicktes und wohlgesprochenes Werk nennt, und die Mähre, die Rudolf's Freund Bitterolf[229]) (Alexander V. 15677.) von dem Wundermanne gedichtet hatte, wir würden schwerlich etwas Besseres oder nur etwas Gleiches an ihnen besitzen. Die damalige Zeit war überhaupt kaum fähig, sich geistig höher zu erheben. Denn Lambrecht scheint an die größten Ideen zu reichen oder sie vielmehr zu eröffnen, deren sich damals Menschen und Dichter bemächtigt, für die sie sich begeistert haben, und an wahrhaft dichterischem Genius dürfen sich nur ganz Wenige neben ihn stellen, so schlicht und einfach, ja selbst roh und ungeschlacht er sich in formaler Hinsicht neben einem Wolfram oder Gottfried ausnimmt.

Es ist von Lambrechts Gedichte ein Bruchstück in rein oberdeutscher Mundart erhalten, in der Vorauer Handschrift, die von Diemer herausgegeben ist; es ergänzt sehr willkommen eine Lücke in der sonst vollständigen Straßburger Handschrift, die einen nach Sprache und Vers besseren Text in niederrheinischer Mundart (um 1187) enthält. Es ist noch streitig und kann mit völliger Sicherheit aus der Vergleichung des kleinen Vorauer Bruchstücks vielleicht kaum ausgemacht werden, ob dieser oberdeutsche Text eine Verderbniß des ächten in der Straßburger Handschrift ist, oder dieser eine Ueberarbeitung von jenem. Das Vorauer Bruchstück

227) Er sagt in seinem Alexander, V. 15673.

Ez hât ouch nâch den alten siten
stumpflich, niht wol besniten,
ein Lampreht getihtet,
von welsche in tiutsche berihtet.

228) Er war Dienstmann Bertholds VI., des letzten Herzogs von Zähringen, der 1218 starb. Vgl. Haupt's Zeitschr. 6, 157.

229) Altdeutsches Museum I. p. 137 und 138.

ist in allen formellen Dingen um eine große Stufe roher und herber, als der niederrheinische Text; es bewegt sich freilich gerade nur in jenen Theilen, wo auch dieser weit am trockensten ist. Was wir im Folgenden über das Gedicht sagen, kann sich natürlich nur auf die vollständige Arbeit beziehen; wir reden aber davon wie von Lambrechts eigenem Werke, dessen Stoff sie in jedem Falle unversehrt enthält. In dem Dichter erkennen wir bald einen Mann, der von dem herrlichsten Ernst der Gesinnung erfüllt ist. Er beginnt in einfachem Vortrage, ohne eine Einleitung der Art, wie sie von Veldeke an Sitte geworden, seine Quelle zu nennen; er versichert ihr treu zu folgen[230]), und nirgends drängt er sich, wie die ritterlichen Sänger der nächsten Zeit, mit seiner Persönlichkeit lästig in die Erzählung ein. Mit Salomons Buch vor Augen, dichtete sein wälscher Gewährsmann Alberich seinen Alexander, im Gedanken an der Welt Eitelkeit, und in diesem Gedanken dichtet auch er[231]). Auf der Schwelle, beim Eintritt gewinnt die schlichte Art des Mannes und der Ton runder Geradheit, herzlicher Innigkeit und Kraft; die trockene Darstellungsweise entspricht dem: es ist, als ob der Mann nichts gelten wolle durch sich, sondern nur durch seine Sache. Seine Trockenheit ist übrigens weit verschieden von der eines Zazichoven, sogar von der der Nibelungen, Alles ist dabei Wärme, Gefühl, innerer Drang und Fülle, und in den spätern Theilen des Gedichtes strömt oft in wahrhaft melodischem Fluß seine Periode ungesucht, und ohne die mühselige Künstelei der Hofdichter. Ohne Zwang empfangen und ohne Verrenkung wiedergegeben, schließt sich der rechte Ausdruck an seine kernigen und gesunden Gedanken, das lebendige Wort legt sich um seine Vorstellungen und für die Bilder seiner Phantasie fällt ihm die verkörpernde Rede nicht selten wie mühlos zu. Im ersten Theile seines Liedes treten diese Eigenschaften nicht hervor. In allen Alexandersagen sind zwei Theile unterschieden, welche die Geschichte selbst bedingte. Der erste ist einfach, geschichtlich,

230) V. 13.
Elberich von Bisenzun der brâhte uns diz liet zuo.
Der hetiz in walischen getichtit, ih hân iz uns in dûtischen berihtet.
Nieman ne schuldige mih: alse daz buoch saget, sô sagen ouch ih.

231) V. 19.
Dô Älberich daz liet irhuop, dô heter einen Salemônis muot,
in wilhem gedanken Salemôn saz, dô er rehte alsus sprah
vanitatum vanitas —
dar ane gedâchte meister Älberich,
den selben gedanc haben ouch ih.

ganz in den Grenzen der Wahrſcheinlichkeit gehalten, im letzten häufen ſich dann die Wunder der Ferne. Gleich vorn verſchmäht Lambrecht die ekle Fabel von Alexanders Geburt durch den Zauber des Nectanebus; die Zeichen aber, die ſie begleiten und den Traum der Olympias, der ihr vorausgeht, führt er an. Wenn auch er ſeines Alexanders Jugendjahre ſchildert, ſein Ausſehen, ſeine raſche Entwicklung, ſeine Jugendbeſchäftigungen, wie er reiten lernte und ſtreiten im Sturm und der Volksſchlacht, mit dem Schild ſich zu decken und die Lanze zu führen, wie er in Sprachen und Muſik unterrichtet ward, damit er von ſich ſelbſt den Sang erheben könne, wie er gelehrt wird zu Dinge zu ſitzen, Recht und Unrecht zu kennen und das Landrecht zu beſcheiden, wie er aus Wahrheitsliebe einem lügenhaften Lehrer den Hals bricht, wie er den Bucephalus bändigt u. ſ., ſo fällt gleich auf, wie geläufig noch dieſem Dichter alle Zuſtände des wirklichen Lebens ſind, wie gegenwärtig und lebendig er ſie zu machen weiß, eine Kunſt, die man bei den Anhängern der britiſchen Dichtungen vergebens ſucht. Die Jugendgeſchichte des Helden berichtet dann (hier tritt das Vorauer Bruchſtück ergänzend ein), wie während ſeines Kriegszugs gegen Nicolaus von Cäſarea ſein Vater ſich von Olympias ſcheiden und mit einer Cleopatra verbinden wollte; die trotzige Einmiſchung Alexanders verhütet die Familienſchmach. Nach einer neuen Ausfahrt hat er die Volksſchmach abzuwehren, daß den Boten des Darius Zins bezahlt werde. Und wieder nach einer letzten Abweſenheit hat er die Entführung ſeiner Mutter, die Verwundung ſeines Vaters durch Pauſanias zu rächen; er tödtet den verſchmähten Stiefvater. Nach Philipps Tode rüſtet er dann ſeinen Heer- und Schiffzug. Er erobert Sicilien, die Römer und Karthager unterwerfen ſich ihm, er beſetzt Aegypten und Paläſtina; dann belagert er Tyrus. Welcher Dichter des 13. Jahrhunderts hätte ſolche Gemälde? Ein Schiffsturm, Anſtalten zum Bau von Sturmzeug, Herbeiſchaffen der Bäume vom Libanon, Belagerung und Erſtürmung — welcher Dichter des 13. Jahrhunderts hätte dergleichen zu ſchildern auch nur unternommen? Hier iſt die friſche Lebendigkeit jener Cäſarſchlacht im Annoliede, und die ſchönſte Anlage zu einer Beſonderheit der poetiſchen Darſtellung wird hier ſichtbar, deren faſt völligen Verluſt in der nächſten Zeit man bitter beklagen muß. Bei ſo viel Lebhaftigkeit ſolche ruhige Einfachheit; bei ſo ungeſtümer Kraft und oft ſelbſt einer gewiſſen Furchtbarkeit, die an das Altnordiſche erinnert, ſo viele Sinnigkeit; bei ſo viel Geſundheit dieſe ſchöne Frömmigkeit; bei ſo viel Friſche dieſe gleichmäßige Wärme — man würde ſich betroffen fragen, ob man ein deutſches Gedicht aus dem 12.

Jahrhundert, das Gedicht eines Priesters vor sich hätte, wenn nicht die Naivetät, die Dürftigkeit des Ausdrucks und die große Einfalt der Sprache unserer Wärme Einhalt thäte, obgleich man auch hier bewundern muß, daß die stehenden Redensarten des Volksgesangs wie der Hofdichter, die Geschwätzigkeit der letzteren und die stammelnde Rede des ersteren gleichmäßig mangeln. Von gleicher Anschaulichkeit ist die Schlacht am Granicus, die hier an den Eufrat verlegt ist, der nächste Gegenstand von Bedeutung außer des Darius spöttischen Geschenken an Alexander, zu dem die Erzählung übergeht, indem die Ordnung der Begebenheiten vielfach umgekehrt ist. In einem wunderlichen Durcheinander folgt Alexanders Zug nach Griechenland, wo seine Mutter Olympias krank lag; unterwegs sein Kampf mit des Darius Herzog Amenta; nachher Rückkehr nach Asien, Einnahme von Abdirus, Verbrennung von Theben, der Zug nach Corinth, Athen und Lakedämon, das nach einer Belagerung um Friede bittet. Dann Alexanders Bad und seine Krankheit, sein Marsch über den Eufrat, ein Mordversuch auf ihn, eine neue Schlacht, in der er kämpft „wie ein zorniger Bär, den die Hunde bestehn, der seine Wuth kühlt an Allem was seine Klauen erreichen," und wo er Darius Weib und Mutter gefangen nimmt. Darius schreibt ihm (dies ist aus der lateinischen Quelle des liber de preliis) in einem Briefe im Trotz der Verzweiflung und dankt ihm nicht die gute Behandlung; und von jetzt entschädigen für die große Nüchternheit, die mitunter in diesen Partien herrschte, die schönsten Züge psychologischer Beobachtung, die hier mit einem Bewußtsein von dem Dichter behandelt werden, und dabei sich auf Seelenzustände beziehen, die unseren Rittersängern sonst ganz fremd sind. Alexander antwortet ihm zurück: um seiner eignen Mutter willen, aus Liebe zu der er allen Frauen gerne diene, habe er seine Gattin wohl behandelt, um seines Dankes willen habe er es nicht gethan; eine Wendung, die eine andere in dem ähnlich großen Sinne gedachte der lateinischen Quelle ersetzt, und eine so eigenthümlich deutsche, daß sie Lambrechts Eigenthum scheint. Nun folgt nach einigen unbedeutenden Vorgängen, auch nachdem Alexander verkleidet ins feindliche Lager gegangen, die dritte Schlacht gegen eine ungeheure Uebermacht, von der der Rückkehrende seinem Heere sagt, „nicht schadete ein Heer von Fliegen zweien wenigen Wespen." Die Heere nahen sich wie brüllende Meere, die Geschosse fliegen von beiden Seiten dicht wie der Schnee, die Heerhörner tönen, Alexander auf dem Bucephalus eröffnet den Streit und ermahnt seine Getreuen. Jetzt kamen sie zusammen: wer sah je zwei so herrliche Schaaren? Da war mancher Mutter Kind, das zu Schaden

kam, weit überdeckt ward das Feld mit Todten, sie schlugen und stachen, daß die Schäfte zerbrachen, dann griffen die Recken zu den scharfen Schwertern und fochten mit Grimm. Alle Volksschlachten und Stürme und Streite, die Darius bisher gefochten, vergleichen sich diesem nicht; daß je von Darius Zins verlangt ward, das reute hier manchen in der Fahrt, denn mancher Lebensfrohe schwamm hier im Blute. Der Sturm war grimmig und hart, mancher Helm und Panzer und Schild ward durchstochen und zerhauen, und der gewaltige Perser sah jammernd seine Helden auf dem Wahlplatz beflossen mit Blute und erdrückt und ertränkt, und er war der Erste zur Flucht. Als die Kunde über Persien kam, ward großer Jammer. Mancher hatte seinen Freund, der Vater sein Kind, die Mutter den Sohn, die Verlobte den Geliebten zu beklagen. Die Jungen an den Straßen, wo sie zu Spiel versammelt waren, beweinten ihre Verwandten und Herren; die Kinder weinten der Spur nach und legten ihre Freude ab. Mond und Sonne verwandelten ihr Licht und wandten sich ab von dem Mord, der da geschehen war. Darius kam in seinen Saal, um ihn weinten klagend seine Leute, er warf sich auf das Estrich nieder und jammerte, daß er noch lebe, und klagte das wankende Glück an, das seine Herrlichkeit durch den Einen Mann zertrümmert hatte, das den Reichen zum Spiel hat und den, der fest saß, niederfällt. — Wohin kam diese Fülle an Gedanken, an Bildern, an menschlichen allgemeinen Gefühlen bei den späteren Dichtern? wohin dieser antike Sinn der Unparteilichkeit, mit dem dieser Mann von Mißfallen an des Perser Hochmuth zum Mitleid mit seinem Unglück und seinem im Unglück sich veredelnden Charakter hinreißt, eben wie er auch weit entfernt ist von der blinden Bewunderung für seinen wunderbaren Helden? Wohin diese Theilnahme, diese Menschlichkeit, die das Auge auf Allem, auf allen Ständen, auf der ganzen Volksmasse hat und nicht blos an den Einen vergeudet, für den jene Sänger, wie sie gewöhnlich sind, einzig Herz zu haben scheinen? Darius schreibt jetzt Alexandern nachgiebig. Der Blick, den hier der Dichter wieder in die innere Natur thut, ist so vortrefflich wie der Ton, mit dem er den würdevollen Unglücklichen den früheren Ausdruck seines Uebermuths in Demuth umwandeln läßt, so daß sein Selbstgefühl immer noch vorblickt. Er mahnt den Sieger, sich seines Glückes nicht zu überheben; er erinnert ihn an seine eigene Gewalt, und ob er wohl früher einem hätte glauben mögen, der ihm solch ein Geschick geweissagt? Nun gehe es ihm nahe, den Spott der Weiber dulden zu müssen! Dies sind in der That die Gesinnungen des ächtesten Alterthums; ihre Reinheit ist bewundernswerth; und möchten hier die latei

nischen oder französischen Quellen unserem Lambrecht noch so vieles entgegen gebracht haben: daß er diese eigenthümlichen, seiner Zeit ganz fremden Vorstellungen und Züge so treu bewahrt, mit einer Wahrheit aufgefaßt und mit einer Sicherheit ausgesprochen hat, die ein Zeugniß für sein inneres Verständniß derselben ist, dies ist nicht minder außerordentlich. Man muß nur beachten, wie ein Veldeke alles eigenthümlich Große im Virgil und ein Albrecht von Halberstadt im Ovid bis auf die letzte Spur vertilgt und verlöscht hat, um zu begreifen, welcher Kopf dazu gehörte, in jenen Zeiten dieses Gedicht auch nur so zu übersetzen. Vor den weichen, zarten, schwimmenden Gefühlen dieser Späteren muß jedes Große, jedes Einfache verschwinden, jeder Laut der Natur verstummen. Hier hallt er, falls er auch nicht frei hätte aus des Deutschen Brust quellen können, doch voll darin nach. Wer der damaligen Dichter hätte den Sinn für jene erhabene Wendung in Alexanders Antwort gehabt: er wundere sich, daß ihm Darius zur Zeit noch Anerbietungen mache, da er selbst weit mehr zu geben habe als er. Nun gelte es Kampf um Alles oder um Nichts! Und wenn hernach Darius an Porus um Hülfe schreibt, wenn er ihm ergriffen, innig, in Verzweiflung, mit erschreckender Aufrichtigkeit seine ganze Noth vorhält, so ist es vortrefflich, wie dabei der königliche Ton gehalten und der Herrscherwürde nichts vergeben wird, und wenige der damaligen Poeten hätten so etwas nur nachmachen können, die Allerbesten kaum ausgenommen. Wenn der Flehende dabei von dem Gedanken ausgeht, dem Porus ans Herz zu legen, daß der ächte Freund in der Noth geprüft werde, und er dazwischen denselben Mann, zu dessen großer Gesinnung er jetzt redet, im andern Augenblick mit dem Versprechen von Sklavinnen und von Alexanders Waffen und Roß zu gewinnen sucht, in der Angst ja nichts zu versäumen, was dieser letzten Hülfe Hoffnung in ihm erhalten könnte, wer erstaunt nicht über diese Seelenkenntniß und fragt sich betroffen, ob selbst dem Gottfried von Straßburg dergleichen so geläufig gewesen wäre? Als nachher Darius ermordet wird und Alexander bei dem Sterbenden erscheint, beklagt er ihn im Ton der Männlichkeit. Alle Bearbeiter der Sage haben sich hier gefallen, die edelmüthige Aeußerung Alexanders, daß, wenn er ihn erhalten könne, er ihm sein Reich zurückgeben würde, auszumalen; hier wird sie kurz ausgestoßen, wie man so etwas spricht, dagegen fragt der Sieger hier ernstlich nach den Mördern und darin erkennt Lambrecht die königliche Gesinnung. Auf dem Zuge gegen Porus schon wollen Alexanders Leute nicht weiter; er spricht zu ihnen, und hier scheinen jene trefflichen Reden in Indien und in Babylon, die bei Arrian

sind, verschmolzen zu sein. Welch eine jammervolle Gestalt haben diese Reden bei allen Bearbeitern der Alexandersage im Mittelalter, wo die Zwergnatur der träumerischen Dichter recht klar wird neben dem Riesen, der in des Lebens Mühen selbst den Zweck des Lebens setzt. Aber hier sind sie durchglüht noch von dem Geiste, der sie ursprünglich eingab, hier ist ganz der unruhige Strebsinn ohne Schwanken, hier das Selbstgefühl, der Trotz in das Angesicht der Aufwiegler, die Verachtung der Heimwehmänner; hier ist es kein Räthsel, wenn diese Worte auch jene Wirkung hervorbringen, ähnlich wie sie die Geschichte schildert: daß die Getroffenen bleich und roth werden, ihre Schuld gestehen und nach wiedererlangter Huld aufspringen und singen und die Fahnen aufbinden. Wenn der Dichter hernach in Porus' Heer die Elephanten beschreibt, so spricht um die Wahrheitsliebe und die Naivetät, mit der er zwischen Richtigem Fabelhaftes mischt, so rührend komisch an, wie im Herodot, wenn er Indiens und Arabiens Naturwunder aufdeckt. Die Schlacht mit Porus folgt. In dessen Aufmunterung an sein Heer spricht sich Vaterlandsliebe aus und Rachetrieb für Darius' Tod, und Sinn für Ruhm bei den Nachkommen und den Verwandten zu Hause. So menschliche, so gewöhnliche Leidenschaften, die sogar in einem kriegerischen Zeitalter die fast einzig herrschenden sein sollten, wo wären sie bei unsern Sängern zu finden, als eben hier? Im Zweikampf schlägt Alexander den Porus; wenige höchst lebendige Verse, die wieder ihrer ganzen Färbung nach wesentlich deutschen Ursprungs sind: Sie zuckten die Schwerter, sie sprangen zusammen, die Schwerter klangen an ihren Händen, da sie sich hieben wie die wilden Schweine, der Stahlschall war groß, das Feuer blitzte überall, da sie den Schildrand zerhieben — als ob man in das Hildebrandlied zurückversetzt wäre, so einfach lebendig ist die Schilderung. Jetzt erst folgt der Volkskampf; mit Grimm stößt die Menge zusammen, die grünen Wiesen röthen sich, kein Helm besteht vor Alexander, manche Furche füllt sich roth mit Blut und es häufen sich die Leichen. In so gleichmäßiger Kraft schildert der Dichter bis hierhin den Lauf von Alexanders Siegen, und in einer Lebendigkeit, wie sie wohl andere Gedichte an einzelnen Stellen, nur dieses aber in so stetem Zuge besitzt. Es ist der Eindruck einer kernfesten Männernatur, den wir davon tragen, der uns hebt und kräftigt, während uns alle mittelaltrigen deutschen Dichtungen fast ohne Ausnahme erschlaffen.

Von jetzt folgt ein zweiter, von dem bisherigen geschichtlichen Theile ganz verschiedener Abschnitt in unserem Gedichte; es folgt nach dem Zuge ins Land der Skythen der weitere Zug bis ans Ende der Welt und die

gefahrvolle Rückkehr von da durch die Schreckniſſe der Wüſten und Wälder, was in dieſen Sagen der Hauptreiz für das Mittelalter war. Da Alexander zu den äußerſten Enden der Welt kommt, denkt er heim, an ſeine Mutter und an ſeinen Lehrer, und er ſchreibt ihnen einen Brief von Leid und Freud ſeiner Fahrten. Die Sehnſucht nach der Heimat, die Lambrecht in die wenigen Worte legt, mit denen er den Brief einleitet, der Ton der ſanften Wehmuth, der über den Brief ſelbſt gebreitet iſt, iſt aufs innigſte empfunden und ausgedrückt. Auf einmal ſchweigt der kriegeriſche Sturm der Begebenheiten, und wir ſehen den griechiſchen Helden im Rückblick auf ſeine Thaten nachdenklich, am Ziel ſeiner Beſtrebungen weich wie den Achill nach Hektors Mord, den unbändigen Kriegsmann im ächthelleniſchen Heimweh geſchmolzen, und wie gerne läßt man hier die chriſtliche Liebe zu Mutter und Lehrer hineinſpielen, die ſich mit der antiken Liebe zum Vaterland ſo herzlich und innig berührt. Wir hören nun von den wunderbaren Geſchöpfen der fremden Natur, die der Held auf ſeinen Reiſen kennen gelernt habe, und es berührt uns wohlthätig, wenn wir durch allerhand Entſtellung und Fabel doch die Wirklichkeit, wenn wir unter den ſonderbaren Thiergeſtalten und Pflanzen das Rhinoceros, die Affen, die Palmen, den Asbeſt, die Kokosnüſſe, die Schakals erkennen und merken, daß wir nicht ganz im Reich der Träume ſind. Sie kommen an einen Wald, löſen ihre Roſſe und gehen hinein. Wir fanden da, erzählt der Brief, manch ſchönes Mägdlein ſpielend auf grünem Klee zu hunderttauſend und mehr. Sie ſpielten und ſprangen, und wie ſangen ſie ſchön, daß durch den ſüßen Ton ich und meine Helden unſer Herzeleid und alle Laſt und Ungemach vergaßen, das uns je geſchah. Uns allen däuchte, daß uns für unſer Leben Fülle und Freude genug gegeben ſei. Da vergaß ich Angſt und Leid, und wir Alle was uns Leides geſchehn war bis an dieſen Tag; mir dünkte, als ob mir Krankheit und Tod an dieſem Orte nichts anhaben könne. Wie es mit den Frauen war, will ich euch ſagen. Wenn der Sommer kam und es begann zu grünen und die edeln Blumen gingen auf, da waren dieſe herrlich zu ſchaun in der Pracht ihrer Farben, ſie waren rund wie ein Ball und überall feſt geſchloſſen; ſie waren wunderbar groß und wenn ſich die Blume oben erſchloß, das merket in eurem Sinne, ſo waren darin Mägdlein ganz vollkommen, die da gingen und lebten und Menſchenſinn hatten und redeten, als ob ſie etwa ein zwölfjähriges Alter hätten. So ſchön geſchaffene Frauen an Leib und Antlitz, an blanken Armen und Händen ſah ich nie; ſie waren in Züchten fröhlich und lachten und ſangen, daß ich ſo ſüße Stimme nie vernahm. Aber nur im Schatten

konnten ſie leben, in der Sonne vergingen ſie ſogleich. Der Wald erſchallte von der Mägdlein und Vögel ſüßen Stimmen, wie mochte es wonniglicher ſein, ſpät oder früh? Ihr Leibesgewand war ihnen angewachſen, roth und ſchneeweiß wie der Blumen war ihre Farbe. Da wir ſie zu uns gehen ſahen, zog es uns lockend zu ihnen. Ich ſandte ſogleich nach meinem Heere, ſie ſchlugen ihr Gezelt auf in dem Wald, wir freuten uns mit Jubel der ſeltſamen Bräute, und hatten mehr Wonne, als je ſeit wir geboren waren. Weh, aber wie bald verloren wir das große Behagen. Drei Monate währte es und zwölf Tage, daß ich und meine wackern Helden im grünen Walde und bei der ſchönen Aue weilten und mit den Frauen in Luſt und Freude lebten. Da geſchah uns großer Jammer, den ich nie ſattſam beklagen kann. Da die Zeit vollging, zerging unſere Freude; die Blumen gar verdarben, und hin ſtarben die ſchönen Frauen. Die Bäume ließen ihr Laub und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen. Unfreude begann mein Herz zu zwingen mit mannichfaltigem Schmerze, da ich täglich die ſchönen Frauen ſterben, die Blumen verderben ſah. Da ſchied ich weg mit meinen Mannen mit ſchwermüthigem Herzen. — Wenn irgend etwas in Worten und Ausdrücken, in inniger warmer Empfindung an Odyſſeus' von Wehmuth überzogene, von Sehnſucht durchbrochene, von ſchwankender Erinnerung an vergangene Seligkeit und Jammer begleitete Erzählung reicht, die ſo wunderbar die Stimmung der Seele trifft, in welcher der Herumgefahrene Laſt und Luſt der Reiſe überdenkt, oder wenn irgend eine Dichtung die reinſte Unſchuld athmet und die naiveſte Gläubigkeit einer ſchönen, geregelten und reichen Phantaſie ausſpricht und bei der wunderbarſten Welt, die ſie öffnet, den geſündeſten Sinn bewahrt, ſo iſt es dieſe unbeſchreiblich liebliche Erzählung, die an Indien und die Nymphäen der Natur und der Mythologie erinnert und in der freilich gegen andere Theile des Gedichtes gehalten die Anmuth der Darſtellung außerordentlich vorſticht. Nach manchen anderen Abenteuern kommt Alexander an der Welt Ende, wo der Himmel ſich umdreht wie um die Achſe das Rad. Dann gelangt er zum Land der Candace, die ſchon früher ſich durch einen Maler ſein Bild verſchafft hatte. Ihr Sohn Candaulus kommt ins Heer, und bittet den Ptolemäus um Hülfe, ein Feind habe ihm ſein Weib geſtohlen. Ptolemäus ſpielt auf Alexanders Geheiß die Rolle des Königs und er ſelbſt die des Antigonus. Sie unterſtützen den Prinzen, und kommen dann durch ein Land mit wunderbarem Gethier in den Feen-Palaſt der Candace, deſſen Herrlichkeit vortrefflich geſchildert wird. Es iſt eine zweite Kalypſo oder Kirke, in deren Bereich der Held kommt, und

Wundergärten und blendende Kunstwerke empfangen ihn. Candace erkennt ihn aus ihrem Bilde, ſie ſchreckt ihn, nun ſei er ihr Gefangener, der ſtolze Welteroberer. Zornig kehrt er ſich ab: wenn er ein Schwert hätte, würde er ſie zu Tode ſchlagen. Sie tröſtet ihn, um Candaulus willen wolle ſie ihn erhalten und wie Kirke verſöhnt ſie ihn nach der Gefahr; mit Ruhe und der Unſchuld des achäiſchen Sängers führt Lambrecht darüber weg, ſo unähnlich als möglich allen folgenden Sängern. Wie die Kirke den Odyſſeus in die Unterwelt ſendet, ſein Schickſal zu erfragen, ſo auch Candace den Alexander zu einer Grotte in eine Geſellſchaft von Göttern, die er um ſeinen Tod befragt, und deren Einer ihm ſo viel ſagt, daß er in ſeiner Stadt Alexandria werde begraben werden. Nach wenigem Weiteren, was auf die Abreiſe von der Candace folgt, endete Alexanders Brief.

Es wird kaum etwas in der poetiſchen Literatur ſein, was den Abenteuern des Odyſſeus ſo nahe kommt, wie dieſe Epiſode, wenn man nur von dem blühenden Vortrag des Griechen abſieht, und den Anſpruch auf die plaſtiſche Gruppirung des Homer gegen den auf ein romantiſches Gemälde neuerer Dichtung hingibt. Die Farbe der Unſchuld, der Ton der Einfalt, die eigne Miſchung von wirklicher und wunderbarer Welt, der gleichſam hiſtoriſche oder wirkliche Boden, der hier den Wundern unterliegt, und der dieſe Feenreiche faſt von allem Aehnlichen im Mittelalter eben ſo wie jene Epiſode der Odyſſee unterſcheidet, dazu der Ton des entfernten Erzählers, die Sehnſucht nach der Heimat, dem Lande der Einfachheit und Alltäglichkeit trotz aller Wunder der Fremde, dies Alles berührt ſich weit inniger, als die Züge, die in dem letzten Theile offenbar aus der Odyſſee entlehnt ſind; dies Alles macht den Eindruck beider Dichtungen durchweg vollkommen gleich. Dazu kommt die Wendung, die ſchon den älteren Quellen gehört, das Alles in einen Brief einzukleiden. Jeder verſtändige Dichter hat ſich ſtets verſucht gefühlt, die Wunder ſeiner poetiſchen Welt irgendwie nicht allein der Phantaſie lieb, ſondern auch dem Verſtande ergreiflich zu machen. So hat Arioſt Ironie eingemiſcht und in ſeiner Alcine die Allegorie angedeutet, wie ſie Homer nahe gelegt hat in ſeiner Kirke; er lenkt oft vom dichteriſchen Genuß des Einzelnen ab, indem er den Verſtand mit großen pſychologiſchen Fragen beſchäftigt. So, wenn uns in der Jugend ein liebgewonnenes Mährchen geſchichtlich zu deuten gelingt, freut es uns doppelt, daß es in der Wirklichkeit beſtehen kann, wie es in der Einbildung beſteht. Indem aber Homer ſeinen Odyſſeus das Unglaubliche erzählen läßt, ſchiebt er gleichſam die Verantwortung von ſich ab, und indem er in ſeiner ganzen

übrigen Erzählung das Wunderbare vermeidet, gewinnt jener Wir
Alkinoos eine Bedeutung, der des Odysseus Erzählung mit dem Ve
des Sängers vergleicht. Derselbe Kunstgriff ist nun hier, man mu
stehen in einer sehr einfachen und bequemen Weise, in dieser Brie
gebraucht. Nun mag Alexander selbst für seine Erzählung einstehen
ist dem Verstande eine Zuflucht gegeben; wir können den Dichter
unmittelbar fragen, wie sich dies Alles der Wirklichkeit gegenüber
halte; es ist Aristoteles' Vorschrift gewahrt, das Alterthümlich
Berufung auf Andere lieber, als in eigner Person zu erzählen, un
Schein der Erzählung wunderbarer Dinge zu vermindern. Auch in
brechts übriger Erzählung ist das Wunderbare in ähnlichem Verhä
vermieden und nur im Schlusse nicht, wo es wieder heraustritt
zwar um dem epischen Plane des Gedichtes zu dienen, den der Dich
schlicht ausführt, wie er in allem ist, was er thut und sagt.

Am Ende seiner Kämpfe mit Darius und Porus führt Lam
den Alexander zu den Skythen. Sie beschicken den König und lasse
sagen, bei ihnen sei nichts zu holen und wenig Ruhm zu erjagen.
ander gibt ihnen Friede und befragt sie um ihre Lebensweise, ihre E
ihre Begräbnisse. Nichts, sagen sie, hätten sie zu verlieren; Wol
und Grab sei ihnen allezeit zur Hand, sie hätten nicht die eine no
andere, im Leben und Tode hätten sie den Trost, daß sie der Himm
decke. „Da fragte er sie nicht weiter." Es ist der Alexander, der v
Tonne des Diogenes auch ihn bewundert und der von zwei Dinge
Eines will, entweder die Welt verachten oder besitzen. Der Skyth
Alexander aufgefordert, ihn um etwas zu bitten, verlangt von ihm
er sie unsterblich mache. Als Alexander sich mit seinem menschliche
vermögen entschuldigt, fragt ihn jener: warum denn, da er ein E
licher sei wie sie, er die Welt so in Bewegung setze und nicht Mäß
lernte, die in allen Dingen gezieme? Auch in allen anderen Bearb
gen der Alexandersage im Mittelalter wird dem Helden diese Frag
stellt und die guten christlichen Dichter lassen ihn dann beschämt wie
armen Sünder abziehen; aber hier erhebt er sich in seiner ganzen E
der echte Sohn des hellenischen Volks, der die Beschaulichkeit u
Beschränkung achten kann, aber nicht üben, der mönchischen
gewähren läßt, aber nicht herrschen, der von den Pflegern
rückgezogenen bescheidenen, bedarflosen und regungslosen Lebens
Warnung, aber keine Belehrung annimmt, und er weist sie vo
mit den vortrefflichen Worten: Uns ist von der höchsten Gewal
gepflanzt, zu üben, welche Kraft wir erhalten haben! Das Meer is

Winde gegeben, es aufzuwühlen! Dieweil ich Leben habe und meiner Sinne Meister bin, muß ich etwas beginnen, was mir wohl thut. Was sollte uns das Leben, wenn euren Sinn Alle theilten, die in der Welt sind? — Als nun aber der Eroberer an das Ende der Welt gelangt ist und alle die Drangsale überstanden hat, die sein Brief uns erzählte, jetzt dünkte ihm noch nicht der Macht genug zu sein, und er will auch das Paradies haben und Zins von den englischen Chören! „Hie muget ir tumpheit hören!“ ruft der Dichter; und doch! selbst jetzt versteht er, was die Sage mit dieser Geschichte will, innigst, oder er richtet sie sich zu seinen Zwecken zu; und obgleich in seinem Gedichte manchmal der gelehrte Geistliche herausstieht, der befangene Christ blickt an dieser gefährlichen Stelle nirgends heraus! Der Held hört den Rath der Alten und Jungen, jene rathen ihm ab, diese zu; der letzteren Rath däucht ihm gut. In Arbeit kam darum der tobende Wütherich, ruft der Dichter wieder, seine alte Kraft hervorrufend, der der Hölle gleich war, dem Abgrund, der nie gefüllt wird, der unersättlichen Höhle, die weder nun noch nie sprach: Dies ist was ich nicht mag! Ein Zug unter den Schrecknissen der Hölle, durch Gewürme und scheußliche Thiere, unter Donner und Blitz führt das Heer zum Eufrat, der aus dem Paradiese fließt, und sie sahen den Tod überall vor sich. Sie kommen endlich an eine Mauer und an ein Thor, schlagen und poltern daran, aber die Schaaren der Engel darin beachten sie nicht. Ein Alter endlich fragt sie, was sie wollten? Ihr Singen sollten die da inne lassen und Alexandern Zins bezahlen. Der Alte aber läßt den König zur Demuth und Bekehrung warnen und gibt den Kriegsleuten einen Stein mit. Den Helden trifft das Gewissen, und von der inneren Stimme nimmt er die Lehre an, die er von Müßiggängern nicht annehmen wollte. Den Stein deutet ihm ein alter Jude[232]); er zeigt ihm, daß er die Gabe habe, eine große Last aufzuwiegen, und doch seinerseits von einer Feder und ein bischen Erde aufgewogen werde. Er lehrt ihn, sich nicht thöricht zu überheben; in Gierigkeit und Unersättlichkeit liege die Hölle; sie mache Abends und Morgens in Sorgen leben, wie stets mehr zu erringen sei; der Gierige sei der nimmersatte Schlund der Hölle. Dem Stein gleiche der Mann, der wohl eine Last aufzuheben vermochte; doch sei es unweise gewesen,

232) Die Allegorie ist in dem lat. iter ad paradisum (Cod. reg. Paris. 8519. fol. 49—56) durchsichtiger. Der Stein ist dort einem menschlichen Auge ähnlich und wiegt, in dieser Gestalt ein Sinnbild des Lebens, eine Masse Goldes auf, dann aber wird er mit etwas Erde bedeckt und so von einer Feder aufgewogen.

zu wähnen, daß das Paradies zu erfechten sei. Gott aber habe ihn besonders seine Wunder schauen lassen. Sterblich sei der Mensch und an Flüchtigkeit gleiche er der Feder, und mit Staub und Erde werde er ge mischt, und diese seine Schwachheit wiege alle menschliche Wunderthaten wieder auf. Zu Gott solle er sich fürderhin wenden, der ihm Gnade und Weisheit, Ehre und Reichthum gegeben. Was helfe ihm alle seine Macht! gemischt zur Erde müsse er werden; an Güte soll er sein Gemüth kehren, daß, wenn ihn der Tod greife, Gott ihn aufnehme in sein Reich. — Alexander entließ den Alten in Ehre, und gedachte seiner Lehre hinfort: er wandelte seine Sitte, er ehrte die Menschen mehr als vorher, er pflegte guter Mäßigung, ließ Kampf und Habsucht sinken und berichtete sein Reich herrlich durch 12 Jahre. Seinen Tod erwähnt der Dichter nur mit einem Worte: „Da ward ihm vergeben." Von Allem, was er je besaß, blieben ihm sieben Fuß Erde, wie dem ärmsten Manne, der in zur Welt gekommen.

Wenn es wahr ist, daß Alexander nicht ein Eroberer gemeiner Art war, daß seine riesenhaften Plane in einem großen Verbande mit seines großen Lehrers Bestrebungen standen, wenn es wahr ist, daß das Alterthum groß geworden ist durch sein Vertrauen auf menschliche Kraft und im äußeren Leben, während die neuere christliche Zeit groß ward durch das innere Leben, das sie erschloß; wenn es wahr ist, daß das Alterthum aus eben jener Eigenschaft in Selbstsucht eben so leicht fallen mußte, wie die christliche Zeit aus eben dieser in Erschlaffung und Thatlosigkeit; wenn es wahr ist, daß Alexander den Uebergang von alter zu neuer Zeit, von jenem zu diesem Charakter bahnte, so sehen wir auf Einen Blick die ganze Größe dieses Gedichtes. Es schildert den Charakter des Helden im ersten Theile ganz treu der Geschichte und faßt sein Wirken in dem erhabensten Sinne auf; es schildert zugleich das Alterthum und seinen Geist aufs wahrste und ist auf eine wunderbare Weise zu eben der Zeit, wo am entschiedensten gerade dieses äußerlich Thatkräftige, dieser jugendliche knabenhafte Trotz abgelegt werden sollte, noch einmal wie zum Scheidegruß als ein Denkmal den erstorbenen Ideen der alten Welt aufgepflanzt. Das Große, was der Dichter in seinem Werke dabei positiv thut, ist durch die Größe, welche in dem liegt, was er vermeidet, aufgewogen. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir Alles, was die Alexandersage gewöhnlich berichtete, neben den Inhalt dieses Gedichtes stellen wollten, wir werden aber bei Ulrich von Eschenbach, wo sie ihren höchsten Umfang erreicht hat, kurz hierauf zurückkommen und dort möge der Leser vergleichen, wie hier mit einer meisterhaften Sicherheit vermie-

den oder verändert iſt, was in der gewöhnlichen Geſtalt der Sage lag und unſerem Dichter oder ſeinem Vorbilde meiſtens bekannt war. Mit dem ganzen Charakter der alten Welt, rüſtiger Thatkraft und Selbſtſucht, ſtimmte bisher der Charakter der germaniſchen Heldenzeit überein. Die Selbſtſucht und die Gierigkeit ſchilderte die Thierſage von Iſegrimm im zwölften Jahrhundert, nicht lange vor dieſer Zeit; die ganze deutſche edlere Dichterſchaar zieht gegen ſie zu Felde und predigt gegen Geiz und Habgier Mäßigung, gegen Gewaltthat Milde. Darin liegt nichts Großes. Abſtellen und tadeln kann jeder, aber nicht jeder aufbauen. Es drohte die alte Rüſtigkeit draufzugehen unter der milden chriſtlichen Schwärmerei: Lambrecht ehrt alſo dieſe Kraftübung männlich, nur lenkt er ſie nach dem höheren Sinne der chriſtlichen Anſichten. Wir werden ſehen, daß ſich an den Grundgedanken dieſes Gedichtes Wolframs Parzival aufs engſte anſchließt. Auch Dante's Ideen liegen in der nämlichen Reihe mit Wolframs, und führen den Gedanken des Parzival eben ſo weiter, wie der Parzival den des Lambrecht. Dies beweiſt eine Verwandtſchaft dieſer Geiſter und die gemeinſame tiefe Eindringung der herrſchenden Ideen jener Zeiten in alle Länder und Völker. Den Zuſammenhang dieſer Dichtungen hier ſchon darzulegen, iſt noch nicht der Ort, wir kommen darauf bei dem Parzival zurück. Erſt dort werden wir die Bedeutung dieſes Alexandergedichts ganz überſehen.

---

5. Rolandlied vom Pfaffen Konrad.

Im Alexanderliede war das Bild des alten Heroenthums noch einmal in allem Glanze entworfen, das die ruhmvolle That um ihrer ſelbſt willen ſuchte und ehrte; in Karl dem Großen iſt ihm der chriſtliche Held entgegengeſetzt, der, wie wir ſchon oben ſagten, den beſtimmenden Grund zu ſeinen Thaten durch eine höhere Eingebung empfängt und ſie zu Ehren Gottes und ſeiner Kirche verrichtet. Der Geiſt der Kreuzfahrten, der ſich unter den erſten Eroberern des heiligen Landes kund gab, liegt nirgends in der deutſchen Dichtung ſo unmittelbar und treu ausgeſprochen, wie in dem Gedichte des Pfaffen Konrad von Karls des Großen Thaten in Spanien, von Ganelons Verrath und der Roncevalſchlacht[233]). Die Geſchichte ſelbſt hatte den mächtigen Frankenkönig zum erſten Muſterbilde

233) Ruolandes liet hrsg. v. Wilh. Grimm. 1838.

aller Kreuzfahrer, lange Jahrhunderte vor allen Kreuzfahrten, geſtal
pelt; Dichtung und Sage thaten dann das ihrige hinzu. Schon Karl
Ahnen hatten die weſtliche Welt vor dem erſten Eindrange der Heid
beſchützt. Er ſelbſt gab dann den Kämpfen der Gothen gegen die Maur
durch ſeine Eroberungen in Spanien einen neuen Nachdruck. Durch ſei
Verbindungen mit dem Pabſte vereinte er zuerſt den Heiligenſchein ein
altteſtamentlichen Geſalbten und eines Hauptes der Chriſtenheit mit de
Glanze eines römiſchen Kaiſers; die ächte Ueberlieferung aus ſein
eigenen Zeit verglich ihn ſchon wegen ſeiner Bauwerke und ſeiner Gere
tigkeit mit Salomo. Wenn ihm dieſer Glanz und jene allgemeinen Ve
dienſte um die Chriſtenheit im Weſten die Bewunderung der Mitwelt u
der nächſten Folgezeit ſicherten, ſo empfahlen ihn noch beſondere Bezi
hungen zum Oſten den ſpäteren, kreuzritterlichen Geſchlechtern. Schon
zu ſeinen Lebzeiten war ihm von Harun al Raſchid das heilige Grab
untergeben worden, und die Luſt hatte ihn ſchon angewandelt, die Schät
des Oſtens mit Byzanz zu theilen. Hier hing ſich die Legende an de
heiligen Helden an. Bereits hundert Jahre vor den Kreuzzügen erzäh
der Mönch Benedict von St. Andreas (um das Jahr 1000) in ſeine
rohen Chronik, daß Karl eine Brücke über das Meer geſchlagen und a
heiligen Grabe mit Heeresmacht einen Beſuch abgeſtattet habe. Bald
als die erſten Kreuzprediger die Wunder des Tages verkündigten, hat
man ſeinen Geiſt aufſtehen und zum Zug gegen die Ungläubigen ermah
nen ſehen; ſchon in dieſen erſten Zeiten trug man ſich, wie in Turpi
und Tudebod zu ſehen iſt, mit Erzählungen von Karls Kreuzfahrt[234]
und eines der älteſten aſſonirenden franzöſiſchen Gedichte aus dem An
fange der Kreuzzüge behandelt Karls Reiſe nach Jeruſalem und Konſtan
tinopel[235]). Was Wunder, wenn man bald den Zug Karls nach Spa
nien, der in franzöſiſchen und ſpaniſchen Romanzen im Volke lebte, jet
ins Auge faßte, ſeinen Kampf mit den Heiden, ſelbſt den mit den Sach
ſen, in das Licht eines Kreuzkriegs, ihn ſelbſt in die Glorie eines Got
teskämpfers, eines bewaffneten Heilands, und ſeine zwölf Pairs in de
Glanz von gottberufenen ritterlichen Apoſteln und Märtyrern ſtellte
wenn er kurz vor der Entſtehung unſeres deutſchen Gedichtes heilig

234) Siehe Wilkens Kreuzzüge. 1. Bd. erſte Beilage, und Examen de la tradition hist. touchant le voyage de Charlemagne à Jerusalem in den Mém. de l'acad. des Inscr. T. 21. p. 149.

235) Charlemagne, an anglonorman poem of the 12. century etc. ed. Franciſque Michel. London 1836.

gesprochen ward! Ist er doch mit allen seinen großen Ansprüchen auf Ruhm und durch die Erinnerung an seine Macht eine Art von Allgemeinbesitz aller Völker, nicht blos in poetischem Sinne, geworden. Die Spanier zwar setzten frühe in ihren Romanzen eine nationale Feindschaft gegen ihn, denn in ihren Liedern von Bernard del Carpio theilt dieser mit Marsil den Ruhm des Sieges in Ronceval. Allein Italien kannte ihn als den Herstellers des Westreichs, die Bretagne nannte Karl Martel den ihrigen; ob Karl ein Deutscher oder Franzose von Geburt sei, stritt man von jeher. Zwischen Deutschland und Frankreich mochte ohnehin ein poetischer Austausch und ein gemeinsamer Verkehr länger gedauert haben, als wir wissen; jener Walther von Aquitanien scheint auf eine Verbindung zwischen west- und ostgothischer Sage zu deuten, wie die Thiersage im Norden vermittelt; und es ist nicht unmöglich, daß die Rolandlieder, wie die Sage von Ogier, ursprünglich auch in fränkischer Sprache gesungen worden sind[236]). Zwar mochten in Deutschland die Sachsenkriege, wie in Spanien die Eroberungen Karls, einen feindseligen Eindruck hinterlassen haben; man weiß, daß über diese Kämpfe die Sage frühzeitig thätig war, aber sie reizte nicht zur Fortbildung und ist bei uns nicht einmal zum Rahmen willkürlicher Erdichtungen gebraucht worden wie in Frankreich[237]). Dennoch aber war Karl, wie schon aus dem sprichwörtlichen Andenken hervorgeht, in dem sein Recht und seine Herrschaft blieb, in Deutschland in gutem Gedächtnisse und die Gedichte von ihm fanden bereitwillige Aufnahme. Vielerlei knüpfte sich in der Ueberlieferung an den großen Mann an; fremde Romane, wie Flos und Ruother, suchten genealogische Verbindung mit ihm; jede gute Einrichtung, deren Ursprung im Dunkel lag, ward ihm zugeschrieben, und von Karls Recht und Maaß, von seinem Lot und seinem Buche sang und erzählte die Dichtung. Jede alte und neue Lieblingsanekdote, wie in Karl und Elegast, wie in dem Meistergesange von Karls Recht[238]), wie in vielen Novellen und Fabliaux zu sehen ist, ward auf ihn zurückgeführt.

Wir vermeiden es auch hier, näher auf die Entstehung der Sage von Karl und seinen Pairs einzugehen, indem uns überall nur um die Geschichte der Dichtung zu thun ist. Die Anlehnung der Rolandsage an die Geschichte ist offenbar, und es ist ziemlich einerlei, ob der Ruodland

236) „Der Hauch des germanischen Gesangs weht uns aus ihnen entgegen, wie selbst französische Kritiker gefühlt haben." Diez (Rom. Sprachdenkmale. 1846).

237) In dem roman des Saxons. ed. Fr. Michel. 1839.

238) In Letzterem sind drei allgemein bekannte Anekdoten an Karl geknüpft. S. Docen im Altd. Mus. 2, 279. Grimm ebd. 226.

in Eginhard eingeſchoben iſt oder nicht. Wir gehen aber hierbei noch entfernter vorüber, als bei unſerer deutſchen Sage. Die Sagengeſchichte iſt für die Geſchichte der Poeſie, wie die Alterthümer für die politiſche Geſchichte, nur in den allgemeinſten und ſicherſten Ergebniſſen wichtig. Wer aus den erhaltenen Reſten dichteriſcher Hervorbringung und aus der gewiſſen Ueberlieferung öffentlicher Handlungen die politiſche und die Kunſt-Geſchichte ſchreiben will, der darf der Heldenſage und der Alterthümer entrathen, die nur dem, der die Geſchichte des poetiſchen Lebens oder des häuslichen Lebens ſchreiben wollte, von Wichtigkeit wäre. Allein es iſt laut und ſtille ſeit ewigen Zeiten anerkannt worden, daß die Geſchichtſchreibung füglicher aus dem öffentlichen auf das Privatleben ſchließen läßt, als umgekehrt; und ſo wird es ſich denn entſprechen, wenn auch in der Dichtungsgeſchichte lieber aus der Darlegung des in den Dichtungen herrſchenden Geiſtes und ihrer Verwandtſchaft mit dem äußeren Leben auf das poetiſche Leben zurückgeſchloſſen, als wenn Volksſage, Sitte, Gebrauch der Sänger und dergleichen zum Mittelpunkte der Erzählung gemacht wird, was Alles erſt ſein rechtes Licht erhält, wenn das unumſtößliche Verhältniß der erhaltenen dichteriſchen Schöpfungen zu der Zeit, die ſie ſchuf, mit ſcharfen Zügen angedeutet iſt, was das eigentliche Geſchäft des Literarhiſtorikers bleiben muß. — Die fränkiſche Sage hat ſich zu einem ganz ungeheueren Umfange ausgedehnt; ſie bildet den Mittelpunkt der geſammten ritterlichen Dichtung des Mittelalters. Sie hat den höheren Geiſt der Poeſie in den romaniſchen, germaniſchen und ſelbſt britiſchen Völkern erſt geweckt und die epiſche Form in neues Daſein gerufen. Und ſie erwarb ſich dieſen großen weltgeſchichtlichen Einfluß weſentlich dadurch, daß ſie wie kein anderer Zweig europäiſcher Volksſage frühe das chriſtliche Prinzip hervorhob und die Kreuzzüge und Religionskämpfe, den großen Quell aller ritterlichen Epik, zu ihrem Mittelpunkte nahm; dies erleichterte ihr, alle nahen und fernen Stoffe in ſich aufzunehmen und ſo wieder überall hin Eingang zu finden. Sie ſchlug ihre erſten und friſcheſten Wurzeln in dem Geiſte, der durch Jahrhunderte die Schickſale der Welt entſchied und alle Köpfe und Gemüther durchdrang. Wir ſahen dieſen Geiſt ſchon in dem Ludwigsliede herrſchen, zu dem ſich die älteſte Karlſage dem Geiſte nach genau ſo verhält, wie die alte Dietrichſage zum Hildebrandliede. Dieſer Quelle und Entſtehungszeit der fränkiſchen Volksſage gemäß ſind Heidenkämpfe, Kämpfe um den Vorzug des Glaubens der Mittelpunkt des fränkiſchen Epos, wie Kämpfe im Allgemeinen, um den Vorzug der Waffen und der Stärke des Arms, der Mittelpunkt der deutſchen Sage

sind. Wie sich Frankreich durch seinen schönen und warmen Antheil an den Kreuzzügen zum Vorfechter der Christenheit machte, so ward auch seine Dichtung der Kern der mittelalterlichen Poesie, eben durch jene Eigenheit, daß überall die höchsten Ideen der Zeit und der Quell ihrer Bestrebungen den freiesten Eingang darin fanden. Was auch die Briten der Dichtkunst entgegenbringen mochten, das Hauptsächlichste ist doch wohl erst durch den Umgang mit den Franzosen unter den Bretagnern angeregt, und wieder würde Alles wirkungslos untergegangen sein, wenn nicht die Normannen ihre Werke in eine Sprache übersetzt hätten, in der sie allein Verbreitung finden konnten. Und selbst dann war offenbar das, was durch französische Hände zugesetzt ward, da es aus der Zeit genommen und für die Zeit bearbeitet war, das, was selbst an diesen britischen Dichtungen am meisten anzog. Die älteren Parzivale, Lanzelote und andere Arthurromane wurden in den Geist des fränkischen Epos übersetzt und so erweitert und verändert, daß sie den glaubensritterlichen Zuschnitt bekamen, der sie am meisten empfahl. So sammelte sich in der fränkischen Sage zuletzt der große und unverwüstliche Stoff, an dem sich sowohl die höchste Vollendung im Ariost, wie die ärgste Ausartung in den Prosaromanen offenbarte.

Die Sage von der Roncevalschlacht ward in Frankreich frühe in den Gesängen der Jongleurs umgetragen; sie erhielt dann im 11. Jahrhundert in der lateinischen Prosa, die unter Turpins Namen auftrat, und in dem französischen Rolandlied von Turoldus schriftliche Abfassung. Beide Werke lassen uns auf die Einflüsse des Geistes der Zeiten, in denen sie entstanden sind, durchblicken, und ziehen uns dadurch besonders zur Vergleichung mit dem deutschen Gedichte unsers Pfaffen Konrad an, dessen Färbung von jedem der beiden fremden Werke verschieden ist. Die französischen Forscher, die sich mit dem Rolandliede beschäftigt haben, sind, wie sehr auch in bedauerlichen Zwist unter sich verfallen, doch darin alle einig, daß sie den Text, den sie für den ältesten halten, ins 11. Jahrh. setzen; die Sprache scheint dieser Annahme nicht zu widersprechen; der zehnsilbige, assonirende Vers begünstigt sie, der in Frankreich, ehe Alexander von Bernay den Alexandriner einführte, das altepische Maaß war. Die Herausgeber des französischen Rolandliedes gefallen sich daher in dem Glauben, daß das Rolandlied, das Taillefer 1066 vor der Schlacht bei Hastings zur Ermuthigung der Normannen sang, nichts anderes gewesen sei, als ein Theil des Gedichtes, das wir noch heute lesen. Génin suchte es sogar wahrscheinlich zu machen, daß der Dichter einerlei Person sei mit Theroulde, dem Erzieher Wilhelms des Eroberers, dem Vater eines vielgenannten

Abtes Theroulde von Peterborough, der zwei Jahre vor Urban's Kreuzpredigten ſtarb. Wahr iſt es, daß die älteſten Nachrichten von einem geſchriebenen franzöſiſchen Roncevallied auf Peterborough weiſen, daß die älteſte Handſchrift (nach Gueſſard aus dem 12. Jahrh.) in England (Oxford) ſich vorfindet[239]), daß ſich Turold ſchon durch ſeinen Preis der Tapferkeit der Normannen als ihren Landsmann verräth. Und wahr iſt ferner, daß das franzöſiſche Lied noch von einer zu weltlichen Färbung iſt, als daß es nicht vor den Kreuzzügen niedergeſchrieben ſein müßte; der durchgehende Stolz auf das „ſüße Frankreich" ſpricht mehr vaterländiſchen als chriſtlichen und kreuzritterlichen Geiſt aus. Erſt in den ſpätern franzöſiſchen Ueberarbeitungen tritt der Chriſtenname an die Stelle des Frankennamens und der nationale Geiſt weicht dem religiöſen[240]). Selbſt in dem lateiniſchen Pſeudoturpin[241]) ſteht der chriſtliche Kriegseifer noch ganz gegen Spanien und der Geiſt der eigentlichen Kreuzzüge iſt darin noch nicht zu finden, obgleich das Glück, das dies Buch gemacht hat, damit zuſammenhängt, daß es gerade bei dem Ausbruch der Kreuzkriege erſchien und in einem gut geiſtlichen Sinne, vielleicht zu einem ſchlimm pfäffiſchen Zwecke geſchrieben war. Génin hat die Vermuthung wieder aufgenommen, die ſchon Voſſius geäußert hat, daß der Papſt Calixt II. († 1124) der Lügenſchmied dieſer berüchtigten Chronik ſei. In ſeinen Streitſchriften gegen Paulin Paris wies Génin nach, daß dieſer Mann auch ſonſt, in Streitigkeiten mit dem Biſchoff von Grenoble über die Grafſchaft Salmorenc, als Anfertiger von falſchen Urkunden erſcheint. Ehe er als Calixt II. den heiligen Stuhl beſtieg, war Guy von Burgund (ſeit 1088) Erzbiſchoff von Vienne; im Jahre 1090 heirathete ſein Bruder Raymund die Tochter Alfons' VI., Uraca, die ihm die Grafſchaft Galizien als Morgengabe brachte, deſſen Hauptſtadt St. Jago di Compoſtella iſt; 1092 kündigte der Prior Geoffroi von St. André von Vienne in einem Briefe[242]) der Welt die Chronik an, die aus Heſperien gekommen ſei, und 1122 erklärte ſie Calixt II. für authentiſch. Sie iſt ſichtlich in dem Zwecke geſchrieben, die Kirche von Compoſtella zu erhöhen, ein Ziel der Familienpolitik, das Calixt auch in ſeinen päbſtlichen Hand-

239) Herausgeg. von Fr. Michel 1837; von F. Génin 1850; von Th. Müller, Göttingen 1851. Deutſch in A. Keller's Altfranz. Sagen. 1839. I.

240) So in der von Bourdillon herausgegebenen, ihm eigen gehörigen jüngeren (ſog. Verſailler) Handſchrift, die er freilich (le poëme de Roncevaux, traduit du roman en français. 1840) für die älteſte erklärt.

241) ed. Ciampi. Flor. 1822.

242) Der freilich anderswo einem gleichnamigen Prior von Vigeois zugeſchrieben iſt.

lungen und in seinen Predigten zu Ehren St. Jago's verfolgte; in den meisten Handschriften ist die Turpinische Chronik von Calixtus' Abhandlung über die Wunder St. Jago's begleitet. Im 20. Cap. der Chronik läßt der Verfasser den Kaiser Karl in St. Jago einen apostolischen Sitz errichten, das ganze spanische Land dieser Kirche unterwerfen und jedem Haus in Spanien eine Abgabe an dieselbe auflegen; erst im 22. Capitel kommt die Roncevalschlacht zur Rede; am Schlusse fördert St. Jago den Kaiser zu den ewigen Freuden. Wir verweilen auf dieser Entstehungsgeschichte der Turpinischen Chronik darum so lange, weil, ihre Richtigkeit zugegeben, die Analogie sehr merkwürdig ist, wie hier die kluge Familiensorge eines mächtigen Kirchenfürsten den dichterischen Cultus eines Haupthelden der mittelalterlichen Sage zur höchsten Blüte zu treiben geholfen hätte, genau so, wie ungefähr gleichzeitig die Politik walisischer Häuptlinge dazu mithalf, den Namen Arthurs zu erhöhtem Glanze zu treiben. Wie dem aber sei, das Rolandlied unseres Pfaffen Konrad (zwischen 1173—77 gedichtet), hat weder den pfäffischen Anstrich des lateinischen Turpin, noch den vaterländisch-fränkischen des französischen Liedes von Theroulde: es ist ganz durchglüht von dem Geiste der Kreuzzüge und der kriegerischen Atmosphäre Deutschlands zur Zeit Friedrichs und Heinrichs des Löwen. Das Verhältniß von Konrads Werke zu seinen Quellen ist nicht bestimmt anzugeben. Er konnte ältere deutsche Lieder vor sich haben, auf welche die Kaiserchronik schon hinweist, wie denn im 12. Jahrh. auch schon verschiedene Erzählungen von Karls Jugend in Deutschland bekannt waren[243]). Er übersetzte aber ein französisches Werk, und zwar erst ins Lateinische, dann ins Deutsche. Zu keinem der erhaltenen französischen Texte stimmt Konrads Bearbeitung genau, sowie die spätere Umdichtung des Stricker, die dem Werke Konrads im Ganzen folgt, noch eine andere Quelle neben ihm verräth. Daß keine von allen Bearbeitungen der Sage unmittelbar aus der anderen geflossen ist, beweist die volksmäßige Mannichfaltigkeit der Sage. Die französischen Gedichte sind in jenen gleichreimigen, oder vielmehr gleich assonirenden Absätzen (Tiraden) verfaßt, die der schwerreimenden deutschen Sprache unmöglich gewesen wären, in der arabischen und walisischen Dichtung aber in jenen Zeiten gleichmäßig begegnen und den romanischen Sprachen so nahe lagen, daß sie sich schon

243) Ein niederrheinisches Bruchstück eines Karlmainet s. in Benecke's Beiträgen 1, 613 und in Maßmann's Denkmälern 1, 155. Ein jüngeres in Lachmann's niederrheinischen Dichtungen. Auch der Stricker hat die Jugend Karls wieder aus anderen Quellen behandelt, die Konrad nicht kannte.

in lateinischen Gedichten des 3. Jahrhunderts einstellten; es ist
Form, die dem ursprünglichen musikalischen Vortrage, wie der rhap
schen Entstehung dieser Gesänge gleich gerecht ist. Wie Andere an an
Romanen, so hat Monin[244]) und nachher auch Fauriel in der Zu
menstellung dieser Tiraden auf viele Wiederholungen und Verände
gen einzelner Situationen aufmerksam gemacht, die es deutlich
gen, wie die Abweichungen verschiedener Lieder Eingang fanden,
man dann das Aeltere und Einfachere unterscheiden kann. Selb
unserem Konrad ist an einzelnen Stellen das Romanzenartige no
deutlich, daß an diesem Gedichte mehr als an anderen die volksmä
ursprüngliche Gestalt durchscheint, obgleich wieder die Persönlichkei
letzten Bearbeiter mehr hervortritt als in unserem Nationalepos.

Das deutsche Epos ruhte auf großen geschichtlichen Erinneru
aus einer Zeit, wo es nur um Thaten galt. Auch das fränkische
ruhte auf solch einer historischen Grundlage, allein schon bei Konra
es nichts Nationales mehr, um das es sich handelt, sondern ein
gemeines; es sind keine Stämme, die handelnd sich gegenüber erschei
sondern Religionssecten; es ist nicht mehr das einfache Leben selbst,
aus dem einfachen Gang der Verhältnisse die Thaten und Handlu
der Menschen entstehen läßt, was das homerische Epos so groß,
den deutschen Dietrich zu einem so epischen Charakter macht; es ist
der hier seinen Menschen zu handeln vorschreibt; es ist eine göt
Maschinerie an der Stelle der Verwickelungen, die sich bei den Gri
die Menschen selbst auch gegen das Schicksal schaffen, es sind Grund
und Ideen, welche die Handlungen der Menschen bestimmen, den
leiten, die Leidenschaft mäßigen und das Wollen über das Thun ste
Thaten und dichterischer Preis der Thaten erhält hier auf einmal
Beschränkung, die mit freier Kunst unverträglich ist. Das Reich
Gedankens, der sittlichen Gesinnung, des religiösen Glaubens beg
sich hier zu öffnen, und jene Dichtkunst, die mit göttlicher Unparteilic
ihren Glanz über Feinde und Freunde breitet, die jeder Gestalt des Le
befreundet ist und sich der vollkommensten Menschlichkeit mehr freut,
der halben Göttlichkeit, muß jetzt in den Hintergrund treten. Und ge
dies, was diese Gedichte jenen Zeiten so werthvoll machte, das ra
ihnen den allgemeineren Werth, den die Nibelungen gegen die Karls
behaupten. Was diese an Geschlossenheit, an gleichem Guß, an ge
tenem Ton vor jenen voraus hat, das überbieten jene an weitem Inte

244) Dissertation sur le roman de Roncevaux. 1832.

und an großartiger Wirkung. Es koſtet nur einen Blick, um einzuſehen, wie ganz aus Einem Geiſte entſproſſen dies Rolandlied von Konrad iſt, und wie das, was der letzte Dichter hier hinzuthun durfte, durchaus von dieſem ſiegreichen, jeder Willkür widerſtrebenden Charakter der Zeit beſtimmt und eingeſchränkt werden mußte. Fand ſich der lateiniſche Dichter des Walther von Aquitanien verſucht, der deutſchen Sage die Haltung des antiken heroiſchen Epos aufzudrücken, ſo lieh jetzt Konrad oder ſein Vorgänger ſeinen Stil und ſeinen Vortrag aus dem alten Teſtamente; es tritt in das epiſche Gedicht zuweilen ein lyriſcher Ton, es iſt aber nicht der, der aus dem Minnelied entlehnt ward, ſondern es iſt der prophetiſche und andächtige Schwung der Pſalmen.

Das Gedicht beginnt mit einem kurzen Anruf an Gott, daß er dem Dichter verleihen möge, Wahrheit zu künden von Kaiſer Karl, wie er durch ſeine Siege über die Heidenſchaft das Gottesreich gewann. Da der Gottesdienſtmann vernahm, wie in Spanien ſündliche Abgötterei herrſchend war, nahm er ſich den Zuſtand der Heiden zu Herzen, und ein Engel des Herrn erſcheint ſeinem fleiſchlichen Auge und beruft ihn im Namen Gottes zu dem Werke der Heidenbekehrung. Der Kaiſer beruft die zwölf weiſen und tugendlichen Pfleger ſeines Heeres, die reinen und keuſchen Helden, die ihren Leib feil trugen um ihrer Seele willen, die nichts mehr begehrten, als für Gott zu ſterben und das Himmelreich mit dem Märtyrerthum zu erlangen. Der Kaiſer hält ihnen eine Rede, in der er ihnen ſeinen Entſchluß mittheilt, die Heidenſchaft zu zerſtören und die Chriſtenheit zu mehren. Es iſt der Ton der Bibel in dem er predigt, daß ihrem Dienſt für Gott und ihrem Tode für Gott die königliche Krone in der Märtyrer Chor bereitet ſei, die wie der Morgenſtern leuchtet. Die Großen erklären ſich bereit, Freie und Eigne ſtrömen zuſammen und zeichnen ſich mit Kreuzen. Der Kaiſer ermahnt die Verſammelten im Stile des bewaffneten Propheten, auch der Erzbiſchof Turpin redet in Davids Sprüchen zu ihnen, einer der Zwölfe, „die nicht Feuer noch Schwert fürchten, die Gott gewährt hat weß ſie an ihn begehrten, dieweil ſie hier lebten; die als Märtyrer geſtorben zum Himmel emporgeſtiegen ſind, wo ſie nun fröhlich leben mögen als Rathgeber; das haben ſie um Gott verdient, daß ſie fürder ſorgenlos leben.“ Dem frommen Kreuzheer wird der Stolz der Heiden entgegengeſetzt, „die großen Uebermuth führten, wie ſtets der Unſelige thut.“ In ihrem Rathe wird jedoch beſchloſſen, Friedensboten an Karl zu ſenden und ſich dem Chriſtenthume zu fügen. Dieſe Geſandten, als ſie ins Chriſtenland herabſtiegen, finden ein Paradies voll Freuden, die Felder glänzend wie golden, in einem Baumgarten wilde Thiere

im Gefecht, und die Frohnkämpen ſpielend mit Saitenſpiel, Geſang
Waffen, und Frauen im Schmuck der Gewande und des Geſchme
Salomon allein konnte ſich mit Karl vergleichen. Wie die Boten
nahen, erkennen ſie ihn, da er am Schachbret ſitzt, ohne Fragen
Glanze ſeiner Augen (von deren niederwerfender Gewalt ſchon der M
von St. Gallen zu erzählen wußte), deren Feuer ſie ſo wenig ertr
konnten, wie die Mittagsſonne. Jedes Wort, was zu ſeinem L
geſagt wird (V. 182 ff.), ſtempelt ihn hier, wie auch die ganz übe
ſtimmende Anſicht in der Kaiſerchronik, zum Apoſtel und Propheten.
Geſandten bringen ihr Anliegen an, der Kaiſer iſt geneigt um des
chens der Palme willen, das ſie führen, wie der Heiland da er in
ſalem einzog, ihre Anträge anzunehmen; im Rathe der Zwölfe ab
Zwieſpalt darüber, Turpin widerräth, der alte Biſchof St. Joha
hat Luſt zum Apoſtel- und Märtyreramt. Bei dieſen Berathungen
man, ſcheints, ſelbſt in dem deutſchen Texte die Wiederholungen do
ter Lieder durch, obwohl das, was ſich hier mit Abweichungen wi
holt, wohl verknüpft iſt. Der altehrwürdige Johannes mit ſeinen gr
Locken, der auf Krücken lehnt (eine ächte Figur ſpaniſchen Geſchm
wie überhaupt das Aehnliche in dem Vortrag dieſes Gedichtes mit
ſpaniſchen Romanzen, neben dem vielen Eigenthümlichen in be
gegenſeitige Bürgſchaft des Alters, der Volksmäßigkeit und des
gothiſchen Urſprungs iſt), räth, Geſandte an Marſils Hof zu ſchi
die ſich von deſſen wahren Abſichten unterrichten ſollen. Roland, Oli
Turpin erbieten ſich ſogleich und werden abgewieſen, ganz in dem ſe
herrſchenden Tone des geſtrengen Kaiſers, der von ſeinem plötzlich
brauſenden Unwillen keine Rechenſchaft gibt, der ſich von Launen be
men läßt, der ſeinen Willen errathen haben will, der ſchon alle An
zu jenen ritterlichen Launen hat, die nachher in den ſpaniſchen Roma
ſo ins Extrem getrieben ſind. Das Auffallende, das Feierliche und Po
hafte iſt überall geſucht, um den Helden allezeit in einem ungewöhnli
Lichte zu zeigen; darum ſind ihm jene feurigen Augen geliehen, j
tiefſinnige Senken des Hauptes, jenes Streichen des Bartes, jenes R
zeln der Brauen u. dergl. mehr, auch an Stellen, wo nichts We
liches dieſe theatraliſchen Manieren fordert. Roland ſchlägt dann ſei
Stiefvater Ganelon vor, zu deſſen eigenem Verdruß, Karl ſtimmt be
und überreicht ihm den Handſchuh, den dieſer zu Aller Unwillen fa
läßt. Der Charakter des Ganelon iſt, wie der des Keye in den Arth
ſagen, das Meiſterſtück in dieſem Gedichte, in dem überhaupt noch
Geſtalten jene volksmäßige, plaſtiſche Feſtigkeit haben, die durch la

Zeiten durchdauerte und die die verſchiedenſten Nachahmer, die Uhland in ſeinen Romanzen und Calderon in ſeinen Dramen nicht fehl gehen ließ. Angſt, Zaghaftigkeit, Scham, Groll und der aus allem dieſem entſpringende Verrath, den er auf ſeiner verhaßten Geſandtſchaft mit Marſil gegen Roland anzettelt, iſt in langer Erzählung mit ächt epiſcher Ausführlichkeit und großer pſychologiſcher Wahrheit gezeichnet. Ueberraſchend iſt dabei der ächt heroiſche Zug, der auch in Homers Helden begegnet, daß es mehr die von der Einbildung vorgeſpiegelte Gefahr iſt, die Ganelon furchtſam und feige macht; als er an Marſils Hof ſeine Botſchaft beſtellt und dieſer zornig mit dem Stabe nach ihm ſchlägt, greift er ans Schwert und zeigt ſich als tüchtigen Rittersmann, und wie er dann wieder vor den König beſchieden wird, finden ihn die Herren und Fürſten, die nach ihm gehen, unter einem Baume mit ſo ſcheugebietendem Antlitz, daß ſie nie einen furchtbareren Mann geſehen. Dieſer ganze Vorfall erklärt auf eine vortreffliche Art die Verſöhnung Marſils mit ihm, die Geſchenke, mit denen er ihn nun überhäuft, und den Verrath, der nun geſponnen wird; das Benehmen des Ganelon dabei aber zeigt ihn, wie Homer's Paris, auch in ſeiner Verworfenheit noch als einen Helden. Sein Verrath wird mit dem des Judas verglichen, der den Heiland opferte; verkaufte Judas ihn allein um wenige Pfennige, ſo verkaufte Ganelon viele herrliche Chriſten um eine große Laſt Goldes; der Teufel bethörte ihn, ſeinem Haſſe und der Beſtechung nachzugeben, und der in der äußeren Erſcheinung herrliche Mann ward gleich dem Baume, der außen grün und innen verdorrt, außen voll und innen hohl und wurmſtichig iſt; er ward der Verräther, von dem David ſagt: er hat ſeine Zunge gewetzt und meine Feinde auf mich gehetzet (V. 1441 ff.). Ganelon kommt dann zurück, bringt von Marſil eine täuſchende Botſchaft, und das Land Hiſpanien ſoll ihm um ſeiner Verdienſte willen verliehen werden, allein er lehnt dieſe Ehre und Würde auf Roland heimtückiſch ab. In der Nacht hat Karl ſchwere und ahnungsvolle Träume für ſeinen theuern Neffen; doch wird Roland zum König von Hiſpanien gekrönt. Ueberall erſcheint auch dieſer wie ein Frohnbote, wie Karls auserwähltes Rüſtzeug. Engel haben ihm ſein wunderbares Horn und ſein Schwert verliehen, und als bei ſeiner Belehnung ſeine Lanze dreimal in einen Stein eindringt, ward offenbar, daß er mit Gottes Gnade behaftet ſei. Wie Kreuzhelden ziehen Roland und ſeine Geſellen nach Spanien ab, um keines anderen Gewinnes willen, als um Gottes Liebe. Hier nun treffen ſie auf das heidniſche Heer, das ihnen in Folge von Ganelons Verrätherei den Untergang bereiten ſoll. Die Helden erheben

ſich zu Gott mit Pſalmen und Singen, mit Beichte und Glauben, mit thränenden Augen und großer Demuth, ſie labten die Seele mit dem heiligen Brode und Blute zum ewigen Leben und rüſteten ſich froh wie die Bräutigame, ächte Gotteskinder, die die Welt verſchmähten, die das reine Opfer brachten, als ſie das Kreuz nahmen, und zum Tode eilten, um das Gottesreich zu erkaufen. Jetzt, wo die Heidenfürſten nach einander auftreten, um dem Marſil ihre Dienſte gegen Roland anzubieten, und von ihm jeder ſeinen Beſcheid erhalten, hört man wieder den Vortrag der Romanze und gewahrt die lockere Verbindung; und ebenſo ſtehen die folgenden Kämpfe außer allem ſtrengeren Verband unter einander; dabei iſt auch die beſtimmte Angabe der Todtenzahl hier und da ein ächter Romanzenzug. Jedesmal wo eine Schaar Mauren und Chriſten, wo ein heidniſcher Fürſt einem der Paladine entgegengeſtellt wird, wird wie in Aeſchylos Sieben vor Theben gegeneinandergeſetzt die fromme Demuth des Einen und die Hoffahrt des Andern, und der Sieg deſſen, der um Seele und Himmelreich ſtreitet über den, der um Ehre und Irdiſches kämpft, eingeleitet. Die Heldenſprache der Nibelungen und des Lambrecht klingt häufig in dieſer Schlachtbeſchreibung an; Alles athmet noch jene alte Kraft und Männlichkeit, und es ſteht dem ritterlichen Geprahl und dem altnordiſchen Kernſpaß dieſer Helden wohl an, wenn ihnen aus der Bibel manche Ausdrücke geliehen ſind, wenn Roland die Feinde zu ſeinem Fußſchemel machen will und dergleichen. Es fehlt nicht an Beredtſamkeit bei aller Einfalt, denn man ſieht dem Dichter die Begeiſterung ab, mit der er an der Sache hängt. Man merkt, daß er nicht aus Büchern fremde Zuſtände ſchildert, zu denen er nichts Entſprechendes in ſich trägt; man hört, daß eine Zeit redet von Thaten, von denen ſie erfüllt iſt, und von Geſinnungen und Empfindungen, die minder Räthſel waren, als jene dunkeln Liebesgefühle, für die nur das eigne Innere langſam eine Sprache erſchaffen mußte, während für jene frommen und heiligen Gedanken der Pſalm und die Evangelien den einfachſten, den treuſten, den ewig gültigen Ausdruck liehen. Im wüthendſten Kampfe mit den Heiden ſchmilzt nun die chriſtliche Schaar und Roland weigert ſich nicht länger ſein Horn zu blaſen, was er vorher zu thun verſchmäht hatte. Auf Tagesweite hört Karl den Nothruf, ahnt ſeine Bedeutung, läßt Ganelon binden und reitet zu Hülfe. Oliver wird ſchwer verwundet, eine Zeitlang kämpft er noch, dann vergehen ihm die Augen, er unterſcheidet nichts mehr, hört nur noch Roland neben ſich und ſagt ihm Lebewohl. Eine herrliche und ergreifende Stelle, wo namentlich auch der Stricker, was ſonſt durchweg umgekehrt iſt, den Konrad übertrifft, und die nur durch

die folgenden Uebertreibungen wieder wirkungslos gemacht wird. Roland übernimmt der Schmerz, er ändert die Farbe und läßt das Haupt auf den Sattel sinken; nur Turpin's Roth weckt ihn wieder; die Kraft dieser Kämpfer ist wie die eines Samson riesenmäßig übertrieben. Nach einander fallen denn auch die letzten, und Roland. Da er von der Welt schied, ward am Himmel ein Licht, und ein Erdbeben folgte mit Donner und Himmelzeichen, die Winde fällten die Bäume, der Sonne Licht erlosch und der Tag ward finster wie die Nacht, die Sterne gingen auf, Schiffe gingen unter, Thürme und Paläste stürzten ein, und es schien als ob das jüngste Gericht hereinbrechen wolle. Der Stricker, der hier schon klügelt, wie doch diese Geschichte des Falles der Christen bei so allgemeinem Mord erhalten und erzählt sei, bemüht hier einen Engel, von dem die Kunde herrühre[245]), eine Maschinerie, die in den fränkischen Volkssagen außerordentlich oft wiederkehrt. Karl naht jetzt mit seinem Heere, ein Engel erscheint und ermuthigt ihn, im Mutterleibe schon sei er zu Gottes Dienstmann bestellt gewesen, alle Rechte bei dem obersten Throne erwarteten ihn, und alle seine Genossen hießen nicht der Welt Kinder, sondern Söhne des obersten Herren. Zugleich geschieht ihm Josua's Wunder (wie auch im Turpin die Mauern von Pampeluna auf sein Gebiet einstürzen): die Sonne wird aufgehalten, ein Wunder, das der heilige Kaiser im Roman Galien schon selbst verrichten kann. Es folgt endlich eine große Schlacht gegen die Heiden, die Paligan und Marsil das Leben kostet; dann Karls Klage über Rolands Tod, die Vielen so nahe geht, daß sie todt niederfielen. Bei Bestattung der Todten geschehen Wunder, Wunder auf ihren Gräbern. Auch Rolands Alite stirbt vor Gram unter des Kaisers Händen.

Das Gedicht des Pfaffen Konrad ist im Dienste Herzog Heinrichs des Löwen aus dem Französischen übersetzt. Der Dichter schrieb es zur Zeit, als Heinrichs Macht noch in der Blüte stand, er spricht ihm nichts als Sieg und Ehre zu, und weiß Niemanden so sehr mit David zu vergleichen als ihn. Noch ein anderer aus der Zahl unserer früheren ritterlichen Dichter, Eilhard von Oberg (im Hildesheimischen), erscheint als Dienstmann Heinrichs des Löwen (1189—1207). Wir wissen aus einem ausdrücklichen Zeugnisse, daß Heinrich zu alter Sagengeschichte, „deren Gegenstand er selbst wieder ward", Neigung trug[246]), und dazu

245) In Schilter's thes. II. p. 88.

246) Chron. Stederburg. (Leibnitz, scriptt. rer. brunsv. 1, 86.) ex cit. W. Grimm: ipse etiam, licet robore et viribus corporis deficeret, et infirmitas, quae

kam das Intereſſe ſeiner Gemahlin Mathilde, des königlichen Kindes von England, die eigentlich die Veranlaſſung zu Konrads Werke wurde[247]). Sie brachte die Liebe zur Dichtung aus England mit, wo ſeit Heinrich I. die Trouvères mit denen in Frankreich und den Küſtenländern der Nordſee wetteiferten. Damals wurde in England das erſte glänzendere Beiſpiel gegeben, daß ein Hof Dichter an ſich zog, ſie ermunterte, mit Werken unterſtützte und Aufgaben ihrer Kunſt ſtellte. Alix von Brabant, die Tochter Gottfrieds von Löwen, Heinrichs I. zweite Gemahlin, iſt die gefeierte Schützerin, die 1122 Trouvères nach England rief, die Legende von St. Brandan dichten, den bestiaire von Philipp von Than ſich zueignen, und von David ihren Gatten beſingen ließ, von dem nachher Gaimar noch erzählen wollte, was David unterlaſſen hatte. Dieſe Theilnahme des Hofes breitete ſich aus und pflanzte ſich fort. Noch unter Heinrich I. hatte Gottfried von Monmouth jene britiſche Chronik ins lateiniſche überſetzt, die ein Hauptgrundſtein des ganzen Baues der ritterlichen Romanliteratur ward, und auf der zunächſt die älteſten engliſchen Werke dieſes Schlages ruhten, von Wace, von Layamon, von Robert von Glouceſter. Gottfried wandte ſich in dieſer Chronik ſchon ſchmeichelnd an den Erbprinzen, den nachherigen Heinrich II., der, ſchon ehe er König ward, den aus Limouſin vertriebenen Bernard von Ventadour aufnahm, der den Auftrag zu der normanniſchen Chronik des Benoit de St. More gab und manch anderes Dichtungswerk unter ſeinem Schutze und Regimente entſtehen ſah, der bretagniſche Sänger oft und viel gehört hatte und den wälſchen Häuptlingen die freigebige Belohnung und Ermuthigung der Muſen vielleicht noch mehr aus politiſcher Klugheit, als aus Hang zur Kunſt abſah und nachahmte. Er war Gebieter über England und einen großen Theil von Nord- und Südfrankreich, wie mußte dies Eine Beiſpiel unter einer langen Regierung wirken! Seine Tochter war eben jene Mathilde, die in Deutſchland das erſte ähnliche Beiſpiel an den deutſchen Höfen gab, das von dem thatenſüchtigen, überdies der provenzaliſchen Dichtung geneigten Friedrich I. nicht beachtet, bald aber von anderen deutſchen Fürſten nachgeahmt ward. Es war gerade in der Zeit, da Philipp von Elſaß, Graf von Flandern (1168—91)

quemlibet hominem dejiceret, graviter ipsi accederet, animi sui naturalem virtutem nobiliter regebat, et antiqua scripta chronicorum colligi praecepit et conscribi et coram recitari, et in hac occupatione saepe totam noctem induxit insomnem.

247) Daz buoch hiez er vor tragen, gescriben ze den Karlingen,
des gerte di edele herzoginne, eines richen chuniges barn.

die Blüte der französischen Dichtung um sich sammelte, und die Chrestien von Troyes, Raoul von Houdanc und Andere anfnahm und unterstützte, als Philipp August (1181) alle Jongleurs und Menestrels von seinem Hofe trieb. Damals standen die Trouvères von Hennegau in großem Preise, und es wird dies die Zeit gewesen sein, wo der flandrische Volksgesang vor der fremden Sprache und Dichtung in den Hintergrund trat. Zugleich fing nun die Literatur, ja alle Sitte und Lebensweise der Franzosen ihre großen Einflüsse in Deutschland zu üben an[248]), wie sie vorher in England gethan hatte, wohin sie durch Einwanderung und Eroberung getragen war. Wir haben oben gesagt, was der Volkssage der Franzosen die Befähigung gab, gleichsam das Gefäß aller epischen Dichtung des Mittelalters zu werden; es ist dasselbe Verhältniß der Franzosen zu den Kreuzzügen, was auch diese ihre Einflüsse auf alle Beziehungen des Lebens der Nachbarstaaten und die Uebertragung der französischen Dichtungswerke in fremde Sprachen veranlaßte. Die Eroberungen der Normannen in Italien und England hatten seit Karl und Otto den Großen zum erstenmale wieder die Welt auf die Großthaten einzelner Helden gespannt, in den Kreuzzügen glänzten dann die Fürsten und Ritter von Bretagne und Normandie, von Flandern und Brabant allen anderen voran. Hatte der Name der Franken ein halbes Jahrtausend seit Chlodwig den Westen erfüllt, so überstrahlte er jetzt auch im Morgenlande jeden anderen Volksnamen; und der Hauptruhm fiel im 12. Jahrh. auf die kleinen Fürsten und die Ritterschaft der französischen Nordseestaaten zurück. In diesem Ruhme war eine ungeheure Anregung nach allen Richtungen des Lebens gelegen. Der Ton jener kleinen Höfe wurde der maaßgebende für die höheren Stände aller Lande; flämische und wallonische Sitte war das Muster alles feinen Benehmens, die Gegensätze des Höfischen und Dörperlichen (courtois und vilain), die die Sittenregel der Zeit beherrschten, wurden hierher entlehnt. Die Bräuche des ritterlichen Lebens verpflanzten sich von da nach Deutschland; Zeuge und Kleidungsstücke, Tänze und Instrumente, Turnier- und Jagdbräuche wurden in den höheren Kreisen mit französischen Namen belegt. Der Anstoß zu einem selbständigen städtischen Leben ward aus Flandern gegeben, die staufischen Zeiten sahen es sich zuerst in Deutschland entfalten. Deutsche Geistliche machten nicht selten ihre Studien in Paris und wir sehen daher, ehe noch die Walther und andere ritterliche Sänger ihre Wanderfahrten nach Frankreich ausdehnten, die Geistlichen zuerst im Stande,

248) Vgl. Wackernagel, Altfranz. Lieder und Leiche. 1846. p. 165. ff.

größere franzöſiſche Dichterwerke zu überſetzen. Die franzöſiſche Sprache ſuchte uns aber ſelber auch in unſeren diesſeitigen Grenzen auf: an den Nachbarhöfen lehrte man ſie die Kinder[249]); ſchon 1156 eignete Gautier von Arras dem deutſchen Könige ein franzöſiſches Gedicht zu; bald, wie wir eben ſahen und nun öfter ſehen werden, wurden die Handſchriften franzöſiſcher Werke, wie nach England ſo nach Deutſchland, an die Fürſten geſchickt und von den Fürſten die Ueberſetzer dazu gewählt. Wie ſich die gothiſche Baukunſt in ihrer ausgebildeteren Geſtalt von jenen Gegenden aus verbreitete, wo ſich das Niederfranzöſiſche und Niederdeutſche berührte und kreuzte, ſo auch die ritterliche Dichtkunſt in ihren höheren Leiſtungen. Die franzöſiſchen Dichter gaben aus eigenem und vermittelten aus fremdem Eigenthum eine Maſſe neuer epiſcher Stoffe, die es in Deutſchland wenn nicht an dauerndem Werthe, ſo doch in augenblicklicher Schätzung über die deutſchen Volksgeſänge gewannen; der ritterliche Frauendienſt der Troubadours und ihr lyriſcher Minnegeſang ging innerhalb Frankreich von Süden nach Norden, und dann von Weſten nach Oſten über, wie er von hier, von Deutſchland aus, unter Friedrich II. mit anderen ritterlichen Bräuchen und Sitten ſüdlich nach Italien verpflanzt ward. Vers- und Reimkunſt erhielt von den franzöſiſchen Muſtern neue Antriebe der Fort- und Ausbildung in Lyrik und Epik; franzöſiſche Wörter und Sätze gingen in die überſetzten Werke, gerade unſerer beſten Dichter, in Scherz oder Ernſt gebraucht, als Schmuck oder Entſtellung über. Und dies gerade in dem Augenblick, wo man in der deutſchen Schriftſprache anfing, alles Mundartliche, das ſie bis zu Ende des 12. Jahrhunderts (und ſpäter wieder) vielfach ſpaltete, auszuſchließen und das Oberdeutſche für die kurze Blütezeit der ritterlichen Kunſt in überraſchender Schnelligkeit zu überraſchender Reinheit auszubilden. Bis dahin hatte ſich Ober- und Niederdeutſchland, der Weſten und Oſten unſeres Vaterlandes wie in einem ſteten Wetteifer um die deutſche Dichtung bemüht. In dem alten Volksgeſange wieſen uns die Siegfried- und Dietrichſagen hierhin und dorthin; einer ſüdlichen Evangelienharmonie lag eine niederſächſiſche gegenüber, dem rheiniſchen

249) Adenes (in Wolf: Ueber die neueſten Leiſtungen der Franzoſen für die Herausgabe ihrer Heldengedichte. 1833. p. 45):

tout droit à celui temps que je ci vous devis,
avoit une coustume ens el Tyois païs,
que tout li gran seignor, li conte et li marchis
avoient entour ans gent françoise tous-dis,
pour aprendre françois leur filles et leur fils.

Walther der byzantisirende Ruodlieb, der geistlichen Dichtung in Oesterreich die flandrischen Thiermährchen, in der Legende der Antheil des Niederrheins dem von Baiern und Oesterreich. Diese doppelseitige Bestrebung spiegelte sich in der Durchkreuzung der Mundarten ab. Wir sahen, wie sich Rheinländer die österreichischen Dichtungen aneigneten und überarbeiteten; wandernde Sänger bemühten sich, die Mundart ihrer Geburt zu vertauschen mit der ihres Aufenthalts; gegen Ende des 12. Jahrh. erhielt dann das Niederdeutsche ein sichtliches Uebergewicht durch den Anstoß, den die französische Dichtung gab. Fast alle epischen Werke dieser Zeit tragen die Spuren niederdeutscher Mundart, Roland, Ruther, Rudolph, Tristan, die Werke Veldeke's und Herbort's; hier dichteten Niederdeutsche bald mit geringerer bald mit größerer Neigung oder Fähigkeit, sich des Oberdeutschen zu bedienen, das in Folge der hohenstaufischen Kaiserherrschaft mehr und mehr die herrschende Mundart und das Gesetz der ritterlichen Dichter ward. Es sind die von diesem niederdeutschen Dialekte gefärbten Dichtungen, die wie durch ihre neuen Stoffe, so schon durch ihre Masse für die Aufnahme und Ausbreitung der fremden, ritterlichen Dichtung die stärkste Anregung gaben. Daß diese Anregung von Niederdeutschland ausging, ist so natürlich, wie daß im 18. Jahrh. die englische Literatur, die die unsere neu beleben sollte, zuerst eben dort ansetzte. In beiden Zeiträumen war unsere Dichtung von auswärtigen, französischen und englischen Einflüssen überherrscht, im Dienste fremden Geistes. Beidemale aber fand sich die deutsche Natur desto gründlicher wieder zurecht: wie denn im 13. Jahrh. im hellen Gegensatze gegen die ritterliche Kunst und Sitte sogleich die praktisch-lehrhafte, mehr bürgerlich demokratische als ritterlich aristokratische Dichtung aufkam, die mehrere Jahrhunderte hindurch jenen ächt deutschen Geist ernährte und aufzog, der das Reformationswerk schuf, die selbständigste Arbeit, die Deutschland zum Besten der Menschheit vollbracht hat.

---

6. Einführung britischer Dichtungen.

Nicht wenig verstärkt wurde die Theilnahme und die Bedeutung Niederdeutschlands für die deutsche Epik durch die Einführung der britischen Erzählungen von Arthur und den Helden seiner Tafelrunde, die gleich mit den ersten Einwirkungen der französischen Literatur neben den Dichtungen von Karl und Roland, von französischen Dichtern vermittelt, zu uns herüber kamen; eine Gattung von Romanen oder Epen von sehr

einfacher, zum Theil ſeltſamer Beſchaffenheit, die aber in dem Geſchm der Zeit faſt jeden anderen Dichtungsſtoff überwanden und verſchlan Es iſt eigen, wie ſich in der literariſchen Geſchichte ſo verſchiedener Zei wie des 12. und 18. Jahrhunderts, ſo viele weſentliche Züge entſprec Beidemale kämpfen bei uns, wie wir eben andeuteten, die nation Dichtungsſtoffe und Formen mit fremden Einflüſſen. In dieſem Sti des Geſchmacks ſpielte, ähnlich wie im 12. Jahrh., auch im 18. der S für engliſche Dichter und Romane und nicht am wenigſten die Be ſterung für den galiſchen Oſſian eine weſentliche Rolle. Beidemale teten die Einwirkungen von dort her die Dichtkunſt an, die Empfind gen der Liebe zu ihrem Hauptſtoffe zu nehmen; und was Leſſing dem Einfluß der engliſchen Literatur in der neuen Zeit ſagte, daß der Geiſt der Nachahmung als Muſter geprieſen hätte, was in der ſchichte der Poeſie als Ausartung erſchiene, dies läßt ſich von den b ſchen Dichtungen des 12. Jahrh. mit noch viel größerm Rechte behaup

Um dieſen Ausſpruch mit einigen Andeutungen zu erhärten, mü wir einen flüchtigen Blick auf die britiſch-waliſiſche Dichtung und S werfen und deren Umgeſtaltung und Entartung mit Winken bezeich ſo weit dies einem Fremden, der wälſchen Sprache Unkundigen mög iſt, der in dieſem Gebiete mehr nach geſchichtlichen Analogien urthe muß, als aus einer umfaſſenden Kenntniß der Quellenſchriften, die a zur Zeit noch weder vollſtändig bekannt noch kritiſch geſichtet ſind.

In der erſten Auflage dieſer Geſchichte iſt der Wunſch ausgeſpro worden, es möchte ein gründlicher Forſcher, ausgerüſtet mit geſun Geiſte und ächt hiſtoriſchem Sinne, Licht bringen in die Geſchichte keltiſchen Stämme, die die Unterlage der geſchichtlichen Nationen neu Zeit bilden wie die Pelasger die der alten, die wie dieſe geſtürzt fi faſt ehe ſie mächtig waren, und in Geiſtesbildung entartet, faſt eh blühten; es ging dieſer Wunſch im Beſondern auf die Aufklärung waliſiſchen und bretagniſchen Alterthümer, Geſchichte und Dichtu Seitdem iſt in dieſen Gebieten die vielfachſte Thätigkeit entfaltet w den; Geſellſchaften und Privatleute haben die Durchforſchung wälſ Quellen neu belebt; Lady Gueſt (und bei uns San Marte) haben j Mabinogion bekannt gemacht, die für manche Räthſel der britiſchen D tung eine plötzliche Löſung brachten; die Price, Rees, Herbert, S phens u. A. ſind in den verſchiedenſten Richtungen wirkſam gewe das Eiſteddvod von Abergavenny (1838) hat die uralte Verwandtſc von Wales und Bretagne gefeiert und Villemarqué konnte dort eine b tagniſche Rede zuſammenſtellen, die von Waliſen verſtanden wurde, d

selbe Mann, der uns zuerst mit den kostbaren Schätzen des bretagnischen Volksgesangs aus einer Reihe von Jahrhunderten bekannt gemacht hat. Noch fehlt unter den vielen Forschern und Liebhabern der britischen Literatur und Geschichte ein Mann wie Jakob Grimm, der die Sprache ergründet, ihre Perioden umschrieben und den Quellen die Zeit ihrer Entstehung mit Sicherheit angewiesen hätte, ohne welche Vorarbeit man in Labyrinthen fadenlos umirrt; doch ist unstreitig unsere Kenntniß dieser Gebiete in mancher Weise bereichert und manche weitere Aussicht geöffnet worden. Wir begnügen uns im folgenden mit den allgemeinsten Andeutungen der am meisten sicheren und der für unsere Aufgabe wichtigeren Thatsachen.

Die ältesten Reste kymrischer Dichtung, die wir als zweifellos ächt kennen, sind einige Bardengesänge[250]) aus der Zeit der angelsächsischen Eroberung Englands, aus dem 6. Jahrh. Die meisten derselben spiegeln diese Zeit nationalen Unglücks ab; es sind heroische Klaggedichte, entblößt von thatsächlichem Inhalte, im Ausdruck großrednerisch, wie alle keltische Schrift und Rede schon den Römern erschien, im Sinn geheimnißvoll, dunkel, ordnungslos und abspringend, aber frei von den Wunderlichkeiten und Rohheiten, denen man in den späteren Erzeugnissen britischer Dichtung begegnet. In diesen Elegien sind unter Anderen schon die Namen der Owen (Urien's Sohn), Arthur und Geraint gefeiert, die später in der romantischen Epik verherrlicht durch alle Welt gingen. Aber sie erscheinen hier noch in ganz nüchterner, geschichtlicher Gestalt; der Ruhm Uriens überstrahlt weit den des Arthur, dessen Name bei Gildas und Beda nicht einmal genannt wird; keine der romantischen Zuthaten der späteren Arthurromane ist an die Thaten dieser Helden geknüpft. Noch viel gewisser aber gehören die mythologischen Arthurfabeln[251]) den späteren Zeiten an, wo (schon im 12. Jahrh.) Giraldus Cambrensis das Verderbniß der alten Gesänge unter den Händen der neuern Barden beklagte, deren unsinnige Mystik die ähnliche Ausartung in der wälschen Dichtung bezeichnet, wie die unserer Gnomiker des 13. Jahrh. den Verfall der ritterlichen Poesie in Deutschland.

250) Villemarqué, poèmes des bardes Bretons du VI. siècle. Paris 1850.

251) Wir unterzeichnen mit Vergnügen den folgenden Ausspruch San Marte's, die Arthursage u. s. p. 3. „Es fehlt uns der Scharfsinn vielleicht, gewiß aber der verzweifelte Muth, aus den Sagen von Arthur unter Anknüpfung seines Namens an den Polarstern und seiner 12 Feldzüge an die 12 Monate oder an die Apostel, ein Gespenst von Weltschöpfungs-, Sonnen- oder sonstigem überschwenglichen Mythus heraufzubeschwören, wie es mit der Sage von den Nibelungen und Tristan geschehen ist."

In welchem Stufengange ſich während der ſächſiſchen Herrſchaft, bis gegen das Ende des 11. Jahrh., dieſe geſchichtlich-poetiſchen Erinnerungen der Briten ins Sagenhafte umgeſtalteten, läßt ſich kaum errathen. In dieſen Zeiten eines verdunkelten Volkslebens, das ſich in inneren Reibungen verzehrte, ſcheint der dichteriſche wie der nationale Ehrgeiz, den fremden Eroberern gegenüber, nur zu geringen Aeußerungen gekommen zu ſein. Der ſicheren und ächten Schriftreſte in Volksſprache ſind wenige; die lateiniſche Geſchichte, die Nennius' Namen trägt, aus dem 9. Jahrh., müßte uns allein in dieſen Zeiten Wegweiſer ſein. Allein den ächten und urſprünglichen Theil dieſes durch Abſchreiber viel veränderten Werkes jetzt noch auszuſondern, hat ein neuerer Herausgeber deſſelben (Stephenſon, 1838) für unmöglich erklärt, der übrigens von den vielen (etwa 40) Handſchriften nur ungefähr die Hälfte verglichen hat. Die Sage von Vortigern und Hengiſt iſt bei Nennius noch volksthümlicher Art, noch an die Geſchichte wenigſtens angelehnt; neben ihr treten dann Geſchichtsfabeln vom trojaniſchen Abſtamm der Briten und Sagen von Arthur und Merlin hervor, in einer Art, daß darin theilweiſe die willkürlichen Zuthaten gelehrter Erfinder nicht zu bezweifeln ſind. Um von Merlin zu ſchweigen, deſſen Sage in unſere deutſche Dichtung den Weg nicht gefunden hat, ſo iſt Arthur hier ſchon mit wunderbaren Waffen ausgerüſtet, erficht glänzende Siege in 12 Schlachten und macht ſchon die Wanderfahrt nach Jeruſalem. Stellen wie dieſe iſt man denn beſonders geneigt geweſen, für Einſchaltung der kreuzritterlichen Zeiten zu halten; wäre ſie älter, ſo würde ſie ein merkwürdiges Seitenſtück zu der Fahrt Karls nach Jeruſalem bieten, die ſchon im Anfang des 11. Jahrh. umgehende Volksſage war. Wie dem auch ſei, ſelbſt bei Nennius erſcheint Arthur immer noch keineswegs als jener Mittelpunkt britiſcher Sage, wie ſpäter; noch die älteren Triaden in der Sammlung des Mönchs von Llancarvan († 1156) kennen ihn nur in ſeinem Zerwürfniß mit ſeinem ungetreuen Weibe Ginevra, vielleicht das einzige Verhältniß unter allen, die in den Arthurromanen enthalten ſind, dem alte Ueberlieferung zu Grunde liegt. Wie denn die Sage von Arthur im 12. Jahrh. in Schriften und im Volksgeſang eine plötzliche ungemeine Ausdehnung und Ausbreitung erhält, iſt dies ein ganz neues, friſch erregtes Intereſſe, dem ſelbſt dann, und noch ſpäter, viele waliſiſche Barden entgegen waren, denen der Ruhm Cadwaladr's mehr als Arthur's galt; und Alanus ab insulis konnte damals ſagen, daß Arthur's Name ſelbſt in Aſien bekannter ſei als in England, indem er zugleich den ſtärkſten Ausdruck gebrauchte, um die Volksthümlichkeit zu bezeichnen, die dieſer Name in der Bretagne beſaß.

Hier nämlich ſchoß ein verpflanzter Zweig des britiſchen Volkes in
ſelben Jahrhunderten zu neuem Leben auf, während der Stamm ſelber
England verkümmerte, und Sage und Dichtung trieb hier neue Blüten
der friſcheren Pflege des Volks, während ſie in Wales unter der kaſten-
igen Bardengilde ſtillſtand oder entartete. Die Ueberſiedlungen der
ambrier nach Armorica hatten im 4. Jahrh. begonnen; im 6. wan-
rten ſie vor den Sachſen in Maſſe dahin aus; andere Züge ſollen zur
it Cadwaladr's (Ende des 7. Jahrh.) gefolgt ſein. Der Landwinkel,
n ſie hier beſetzten, konnte die Umwohner nicht wohl zu Eroberungs-
d Vertilgungskriegen anreizen; die Briten konnten die hartnäckige
genthümlichkeit ihrer Nationalität hier behaupten, aber nicht ohne mit
anzoſen und Normannen feindlich zuſammenzuſtoßen. Gekräftigt durch
e Auswanderung, wurden ſie es durch dieſe Kämpfe noch mehr; in
erührung mit dieſen rührigen Stämmen wurden ſie menſchlicher, welt-
ndiger, der europäiſchen Bildung näher gerückt; die ſittliche Spann-
aft, die in den Römer- und Sachſenzeiten unter den Briten erſchlafft
ar, kehrte hier wieder; glücklich beſtandene Kämpfe feſtigten mit der
elbſtändigkeit das Selbſtvertrauen, und an die Stelle der entmuthigen-
en Elegien, die im 6. Jahrh. den Fall der Kambrier in England beſangen,
at hier bei ihrer Auferſtehung ein Volksgeſang voll thatſächlichem In-
alt, Balladen, die dem ſchönſten der nordiſchen Volksdichtung gleichſtehen,
d von denen ſich einzelne Stücke aus jenen fernen Jahrhunderten (be-
reiflicherweiſe unter Veränderung der Sprache und des Inhalts) bis auf
ſere Tage lebendig fortgepflanzt haben[252]). Der Natur dieſer Ver-
ältniſſe iſt es durchaus gemäß, daß hier in der Bretagne die britiſche
age und Dichtung allmählig den Inhalt ſammelte, in dem ſie nachher
n 12. Jahrh. plötzlich erſcheint, wie das Volk ſelbſt hier den alten,
eltlichen Charakter ſeiner abgeſchloſſenen, fremdem Einfluß unzugäng-
chen Cultur in etwas ablegte. Unter den älteren bretagniſchen Volks-
ſängen iſt ein Kranz von Balladen über den Helden Morvan Lez-Breiz
† 818) und ſeine Feindſchaft mit Ludwig dem Frommen; ſie tragen ein-
ine ſpätere Züge, ſie erwähnen Münzen, die es vor dem 14. Jahrh.
icht gab, aber ihr ganzes Gepräge iſt alt und ächt. Sie erzählen von
em Kinde Morvan, wie er, von ſeiner Mutter in einſamer Rückgezogen-
eit gehalten, auf einen wandernden Ritter trifft, den er für einen Engel
ält, wie er nun die Begierde nicht bezwingt ſelbſt ein Ritter zu werden,

252) Barzaz-Breiz; chants populaires de la Bretagne. ed. Villemarqué. 2 Bde. 1840. Volkslieder aus der Bretagne, überſ. von Keller und v. Seckendorf. Tübingen 1841.

auf Abenteuer auszieht und nach zehn Jahren ruhmvoll wiederkehrt, während seine Mutter vor Gram gestorben ist. Diese Sage wird in dem wälschen Mährchen von Peredur und in Chretien's und Wolfram's Parzival wieder erzählt, wo sie sich zu dem Volksliede wie Kunst und Künstelei zur gesundesten Natur verhält; sie ist ein wundervoll tiefes Sinnbild eines großen geschichtlichen Verhaltes: wie ein eingezogenes, in engen Nationalschranken lebendes Volk seine erste Bekanntschaft mit der glänzenden, waffenfrohen Welt der germanischen Wandervölker macht und den Trieb empfindet, in gleichen Rang mit ihnen zu treten. In eine thatensüchtige Umgebung gestellt, lernten die Bretagner bald, an den großen Weltbegebenheiten Theil zu nehmen; dies wirkte, deuteten wir an, nothwendig auf ihre Volksdichtung ein; es belebte ihre alten Erinnerungen und füllte sie mit thatsächlichem Inhalte. Die Insel der Apfelbäume (Avalon), ihr verlassenes Vaterland, ward ihnen ein Aufenthalt der Dämonen und Feen, ein Elysium der Seligen; die leeren Namen der alten Helden Owen und Geraint umkleideten sich mit einem Körper romantischer Sage und Geraint tauschte den Namen mit dem eines bretagnischen Häuptlings des 10. Jahrh.; Arthur aber ward hier der Mittelpunkt aller Herrlichkeit der Sage. Gerade dies ist in jeder Weise erklärlich. Arthur war ein südbritischer Held, dessen Sitz in der Sage der Inselbriten nach Gelliwic in Cornwall gelegt ist; die Kernen waren zur Auswanderung nach Armorica die nächsten; ein neues Cornouaille entstand hier, in dessen Bevölkerung die dichterische Thätigkeit am größten war; denn noch in den nun gesammelten Gesängen sind zwei Drittheile der heroischen und geschichtlichen Balladen in kernischer Mundart, doppelt so viele als aus allen drei andern Landestheilen der Bretagne zusammengenommen. Den Armoricanern war Arthur ihr eigner König, ihre Lieder (die kleine Legende von St. Efflamm in Villemarqué's Sammlung) stellten ihn dar als einen Bändiger der Ungeheuer; sie glaubten an seine Unsterblichkeit und Wiederkunft, wie die Waliser an Cadwaladr's; und Alanus[253]) sagt (im 12. Jahrh.), man würde hier jeden gesteinigt haben, der Arthur's Fortleben geleugnet hätte. Damals aber war der dichterische und nationale Cultus Arthur's auch in Wales wieder aufgelebt; es war damals jene Chronik Gottfried's von Monmouth schon erschienen, die aus der Bretagne die romantische Sage von Arthur empfangen haben sollte und in England ausbreitete.

253) Turner, vindication of the ancient british poems, p. 160. Schon unser Hartmann von der Aue kennt diesen Glauben der Landsleute Arthurs.

Es hatte ſeit der Auswanderung zwiſchen Mutter- und Tochterland
ie an den Berührungen gefehlt, die einen Austauſch, eine Vertragung
r wälſchen und bretagniſchen Sagen möglich machten. Zu Zeiten weiß
an, daß einzelne Geiſtliche zwiſchen beiden Landen ab- und zugingen;
t 7. und 10. Jahrh. nennt man einzelne Familien, einzelne Abenteu-
r, die nach Wales zurückwanderten; im Anfang des 11. Jahrh. ließen
h flandriſche Coloniſten in Glamorgan nieder, der rechten Stätte wäl-
ſer Dichtung, wohin und woher der Austauſch der beiderſeitigen Sa-
n am eifrigſten betrieben werden konnte. Ohnehin waren ſo viele Züge
s britiſchen Sagen- und Aberglaubens ein Gemeingut nicht allein die-
r, ſondern aller keltiſchen Stämme, und ſchon in viel älteren Zeiten.
annte doch ſchon Auguſtin jene Sagen von der Verbindung der Dä-
onen mit menſchlichen Frauen, die ſo oft in den britiſchen Mährchen
gegnen. Wußte doch ſchon Poſidonius von der runden Tafel der Gal-
r und ihren Kampfſpielen nach dem Mahle. Waren doch ſchon dem
linius und anderen Römern ſo manche Züge des Druidenweſens be-
nnt, die Feen und Zwerge, die übernatürlichen Triebkräfte in aller bri-
ſchen Dichtung, die bezauberten Wälder und wunderbaren Quellen, die
allen britiſchen Mährchen bis zum Ueberdruß wiederkehren. Es iſt
ıher kein Wunder, daß ſich die armorikaniſchen Lais und die waliſiſchen
abinogion in ſo vielen Zügen begegnen; daß die Sagen des einen
ndes in die Oertlichkeiten des anderen verpflanzt wurden; daß in den
rte erſt aufgezeichneten bretagniſchen Volksliedern die Lieblingsgegen-
nde wälſcher Sage aufſtoßen; daß ſelbſt Stellen und Strophen dieſer
eder in alten wälſchen Erzählungen nachgewieſen wurden[254]); daß die
genden wälſcher Heiliger die weltlichen Geſchichten von Arthur[255])
nd die Wunderſagen von ſeiner und Merlin's dämoniſcher Geburt[256])
eſtätigen. Es iſt kein Wunder, daß die Sage von Arthur, wie ſie ſich
n Volksliedern oder bei gelehrten Bearbeitern in Armorika geſtaltet hatte,
en und unerhört wie ſie war, in Wales eine begeiſterte Aufnahme

254) S. Villemarqué zu den Nummern 4. und 5. ſeiner Sammlung.

255) Ellis, specimens etc. Tom. I. p, 100. Note 2.

256) Pinkerton, vitae antiq. sanctorum. p. 200. Aus Jocelins Leben des hei-
ligen Kentegern citirt Dunlop I, p. 214. folgende Stelle: Audivimus, frequenter
nuptis transfigiis puellarem pudicitiam expugnatam esse, ipsamque defloratam
corruptorem sui minime nosse. Potuit aliquid hujus modi huic puellae accidisse.
Dies bezieht ſich auf die Mutter des Heiligen, der ähnlich wie Merlin und wie Alexander
in der orientaliſchen Sage geboren iſt.

finden konnte, wenn sie in einem günstigen Augenblicke dorthin verpflanzt wurde.

Eine solcher Zeitpunkt trat gegen Ende des 11. Jahrh. ein. Es waren die Zeiten, wo sich die Kreuzzüge vorbereiteten, wo der Cid seine Heldenthaten gegen die Mauren verrichtete, wo die Normannen ihre Herrschaft in Italien begründet hatten und die Eroberung Englands vorbereiteten, an der sich viele Bretagner betheiligten. Der Fall der Angelsachsen (1066), ihrer alten Feinde, berauschte die Briten mit neuen nationalen Hoffnungen. In Wales gab es gleichzeitig Veränderungen, die kleine Seitenstücke zu jenen großen Volksbewegungen wurden. Im J. 1080 kehrte Gruffydd, Kynan's Sohn, aus Irland nach Nordwales, und erwarb von dem Usurpator Trahaern sein Erbe zurück; er regierte bis 1137 und eröffnete das glänzendste Zeitalter wälscher Geschichte und Literatur; ein verjüngter lyrischer Natur- und Minnegesang erschallte damals aus der bestäubten Leier der Barden; es folgte eine Reihe von Häuptlingen, unter denen sich Wales selbst gegen England auf längere Zeit in einer gewissen Selbständigkeit behauptete. Kurz vorher, ehe diese Zeit für Nordwales anbrach, hatte 1077 der alte Rhys ab Tewdor die Herrschaft von Südwales angetreten, der nach langer Abwesenheit aus Bretagne rückkehrte, wo er das Parteitreiben in Wales beobachtet hatte. Er brachte nach wälschen Nachrichten[257]) das System der Tafelrunde, das sich in Bretagne an Arthurs Namen geknüpft hatte, nach Wales zurück, wo es vergessen war, wenn es je bestanden hatte; er verband damit die bardischen Gorsedd's, zeitweilige Versammlungen und Preisbewerbungen der Barden „wie zu Zeiten Arthur's". Diese Tage wurden in Nordwales nachgeahmt; sie pflegten über beide britische Inseln ausgerufen zu werden; den wälschen Fürsten, unter denen viele sonst und jetzt wieder selber dichteten, bereiteten sie den Ruhm, die Ersten in Schätzung der Kunst zu sein, und sie machten es den englischen Königen fast zur Nothwendigkeit, in dieser fürstlichen Würdepflicht ihrerseits nicht zurückzubleiben, was dann, wie wir sahen, nach Frankreich und Deutschland anregende Beispiele gab. Diese Wiederkunft Arthur's war, nach dem Geständnisse lebender Walisen selbst, ein trefflich auf die Natur des Volks berechnetes Mittel, um den spasmodisch und nur auf Anstöße wirkenden Nationalgeist der Kambrier anzufeuern; es belebte Arthur in einem nationalen Sinne in dem Maaße wieder, daß andere wälsche

257) In den Iolo-Handschriften, angeführt in Th. Stephens, lit. of the Kymry. 1849. p. 336.

Fürſten, daß ſelbſt normanniſche Häuptlinge ähnliche Einrichtungen eiferſüchtig einführten, ja daß noch ſpät die normanniſche Politik nöthig fand, den Aberglauben an Arthur's Fortleben zu bekämpfen, indem ſie das Grab und die Gebeine deſſelben entdecken ließ. Auf dem Grunde dieſer großen politiſchen Veränderungen in Wales begreift es ſich leicht, wie ſich der plötzliche und neue, erſt volksthümliche, bald weltkundige Ruhm Arthur's in Geſchichte und Dichtung ausbreiten konnte. Der große literariſche Anſtoß dazu geſchah durch die Chronik Gottfrieds (Gruffydd ab Arthur), des Erzdechanten von Monmouth. Auch ſie ſtand mit jener neuen nationalen Bewegung, mit jenen politiſchen Zwecken in einer Verbindung. Sie iſt Robert von Caen, dem Grafen von Gloceſter, gewidmet, einem Enkel des alten Rhys, dem Gatten der Erbtochter des Normannen Robert Fitzhammon, der nach Rhys' Falle ſeit 1091 die Herrſchaft von Glamorgan hatte; Robert von Gloceſter regierte von 1110—1147; er war den alten Bräuchen der Briten günſtig wie ihrer Sage und hatte die Hand im Spiele bei dem Werke Gottfrieds, ſeines Unterthanen.

Es iſt nicht unſere Sache, uns in den Streit über die Quellen und die Herkunft dieſes lateiniſchen Buches zu miſchen[258]), das unter den Briten die Anfänge der neuen epiſchen Kunſt als ein ebenſo merkwürdiger Markſtein bezeichnet, wie auf dem Feſtlande Leo's Schlachtenbuch und der Pſeudoturpin. Daß der Hauptinhalt der Gottfried'ſchen Chronik wirklich aus der Bretagne ſtamme, ſcheint uns in den angeführten allgemeinen Verhältniſſen mit Wahrſcheinlichkeit begründet zu ſein, wie in der Beſchaffenheit des Werkes ſelbſt, was ſogar Stephens faſt wider

258) Alles iſt über dieſe Quellen im Unſichern. Gottfried's Chronik ſoll aus einer britiſchen ins Lateiniſche überſetzt ſein, die der Archidiaconus Walther von Oxford aus der Bretagne gebracht. Dieſe urſprüngliche Geſchichte der Könige (Brut y Breninoedd) iſt verloren. Sie iſt oft ganz abgeleugnet worden, aber ihre Exiſtenz wird auch durch Gaimar's estorie d'Engles um 1145—47 bezeugt. Sie wird von dem Einen für ein poetiſches, von dem Andern für ein proſaiſches Werk gehalten. Der Vermittler Walther Calen iſt oft, und noch von Stephens, mit dem ſpäteren Walther Mapes verwechſelt worden. Die Waliſen, wie der Verfaſſer der Britannia after the Romans, geben dem Brut waliſiſchen Urſprung und leugnen die Herkunft aus der Bretagne. Die lateiniſche Chronik iſt wieder ins Wälſche überſetzt worden; eine von den Handſchriften dieſer Bearbeitungen, die älteſte, gibt ſich als ein Werk des Erzdechanten Walther ſelbſt, der den alten Brut aus dem Kymriſchen ins Latein überſetzt (d. h. durch Gottfried überſetzen laſſen), im Alter aber aus dem Latein ins Wälſche rücküberſetzt habe. Dieſe Verwirrung kann nur Jemand ſchlichten, der alle Handſchriften und alle Bearbeitungen mit eignen Augen verglichen hat.

Willen zugeben muß. Es sind[259]) nur wenige wälsche Oertlichkeite darin genannt; es ist Arthur's Sitz nach Caerllion, nicht wie bei de Walisen nach Gelliwic in Cornwall, gelegt; es ist die Geschlechtstaf der kambrischen Könige abweichend von den kymrischen Quellen; e stimmen die Erzählungen von Arthur, die sich mit Nennius' Berichte berühren, nicht mit dieser wälschen Ueberlieferung zusammen. Di Theile aber, die den Krieg Arthur's mit Lucius Tiberius behandeln, di eine Bekanntschaft mit Italien und den Alpen, mit Paris und Burgun zeigen, wie sie in Walis sehr fern lag, verrathen am meisten einen jün gern Ursprung auf französischem Boden. Denn hier soll Arthur sichtlich den großen Helden der Dichtersagen von Alexander und Karl gleichgestellt werden an Weltherrschaft und Kriegsmacht; ein großer Kriegszug, eine Völkerschlacht wird beschrieben, an der alle Welttheile mitkämpfen, und eine Menge Helden auftreten mit jenen wunderlichen, orientalisch-griechisch-römisch-homerischen Namen, wie sie im Titurel und den späteren Alexandriaden üblich sind. Hier huldigt der Erzähler dem neuen Dichtungsgeschmacke; hier folgt er auch nicht mehr dem alten Buche, das aus älteren Gesängen und Fabeln geschöpft haben wird, sondern den mündlichen Mittheilungen des geschichtkundigen Walther. Die dunkeln Merlin und Arthur leuchten hier in neuem romantischen Glanze, ohne den sich ein wälscher Held nicht in die große Gesellschaft der alten und neuen Lieblingshelden des Festlands wagen durfte. Mit diesem Sageninhalte aber führte das Buch (und dies ist eine außerordentliche Wirkung) die kleinlebigen, der großen Zeit bis dahin entfremdeten Briten neu in die Welt ein als ein Volk von ebenbürtigen Thaten. Auch die Sittenschilderung dient unwillkürlich diesem Zwecke. In dieser Geschichte des britischen Alterthums ist nichts von dem alten Druidenwesen und über das heidnische Zeitalter des Volkes zu lesen. Herbert[260]) sah darin die politische Absicht, jene Eigenthümlichkeiten, welche die Briten in Staat und Sitte den neuen Völkern entfremdeten, zu verstecken und zu überfirnissen, um die Geschichte von Wales durch den christlich ritterlichen Anstrich des Buchs „in der Christenheit einführungsfähig zu machen", so wie schon vorher die mönchische Legende massenhaft den Grund eingenommen hatte, der von dem Druidismus verlassen war. Allein wenn Gottfrieds Quelle aus der Bretagne stammte, so konnte seine Chronik

259) Eine Bemerkung von Rees, in den welsh Saints.

260) A. Herbert (der Verfasser von Britannia after the Romans und des Neodruidism), Cyclops Christianus. London 1849.

auch ganz absichtlos zu jenem Zwecke tauglich geworden sein, denn es war natürlich, daß die ausgewanderten Briten des 6. Jahrh. das druidische System in England zurückließen. Daß aber Gottfried's Uebersetzung politischen Zwecken dienen sollte, ist unzweifelhaft. Es sind wälsche Gedichte aus jenen Zeiten übrig (so ein Gespräch, das unter Merlin's Namen geht), die die Ansprüche jenes Rhys ab Tewdor mit genealogischen Aufstellungen unterstützten; der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, so führt Gottfried selbst an, war auf Merlin gerichtet und dies nöthigte ihn, in seine Chronik gleichfalls die Weissagungen Merlin's als eigenen Zusatz aufzunehmen, die die Herstellung des geschwächten Britanniens verkündeten [261]), wenn Cadwaladr und Conan aus Armorika rückkehren würden; mit deutlicher Anspielung auf Conan II., der in Bretagne zur Zeit der normannischen Eroberung lebte, welche die britischen Hoffnungen so hoch aufspannte.

Der messianische Glaube an Arthur's und Cadwaladr's Wiederkehr, d. h. an eine Wiederkehr altkambrischer Herrlichkeit fand, so wenig wie bei den Juden, eine Erfüllung in Beziehung auf eine politische Wiedergeburt, aber ein geistiges Reich ward durch die poetische Auferstehung Arthur's allerdings erschlossen. Das Werk Gottfried's hatte eine rasche unglaubliche Wirkung, die man ohne die ungeheuere kriegerische und literarische Aufregung des ganzen Jahrhunderts nicht begreifen würde. Es ward von Caradoc von Llancarvan fortgesetzt; ward mehrfach, und einmal noch im 12. Jahrh. in lateinische Verse gebracht [262]); es drängte dann seinen Inhalt in die Volkssprachen der Walisen, der Anglonormannen und Franzosen. Wir sagten, daß es ins Wälsche rückübersetzt wurde; Gaimar's estorie d'Engles entstand ihm zur Seite, Wace übersetzte es noch zu Gottfried's Lebzeiten in Versen, Layamon (um 1200) schöpfte aus ihm zu seinem Brut. Dies sind alles der Zeit nach nahe gelegene, enge an Gottfried's Buch angelehnte Erscheinungen. Andere, freiere Wirkungen mag es geübt haben, indem es den dichterischen Geist mittelbar nährte, den das Zeitalter in allen Welttheilen zugleich in neuer schaffender Thätigkeit sah. Nach den Zeugnissen der Zeitgenossen Giraldus, Alanus, Malmsbury, nahm damals der Volksgesang über Arthur einen

261) — Britones, ut nobile regnum
temporibus multis amittant debilitate,
donec ab Armorica veniet temone Conanus
et Cadwalladrus Cambrorum dux venerandus.

262) Madden, Vorrede zu Layamon. p. XL.

lebhaften Aufſchwung; die Ausbreitung ſeiner Sage über Europa folgt in reißender Schnelligkeit durch die franzöſiſchen Romane von einzelnen Helden ſeiner Tafelrunde. Zu einigen dieſer Romane ſind erſt neuerlich die britiſchen Quellen bekannt geworden[263]).

Dieſe wälſchen Mabinogion ſind nach dem Urtheile aller Kenner in Gottfried's Zeit, nach einer ſpäteren Angabe[264]) auf Anlaß des oben erwähnten Gruffydd ab Kynan († 1137), geſammelt, in Proſa umgeſetzt; ſie berufen ſich aber auf frühere Quellen und ſind, ſchon nach den unterlaufenden poetiſchen Stellen zu ſchließen, aus Liedern entſtanden die nicht unter gelehrten Barden, ſondern im Volke ſelbſt ihren Umlauf hatten. Die volksmäßige Grundlage iſt darum doch in dieſen Mährchen ſo gering, wie in den Erzählungen unſerer Fahrenden aus dieſer Zeit; die wenigſten der Helden, die hier auftreten, haben mehr als dem Namen nach eine geſchichtliche Beglaubigung oder altdichteriſche Ueberlieferung, gerade wie die, welche die ſpäteren Gedichte in Deutſchland um Dietrich und Siegfried verſammeln; das meiſte iſt ohne Zweifel neue Erfindung. Einige der Mährchen ſind ganz waliſiſcher Erzeugung, und dieſe ſind, mit Ausnahme des Peredur, ohne Einfluß auf die europäiſche Literatur geblieben; ſie machen Arthur und ſeine Helden zum Theil (wie das Mährchen von Kilhwch und Olwen[265]) zu Rieſen in den ungeheuerſten, ſcherzhaften Uebertreibungen, die ganz dem Geſchmack der Bänkelſängerepen entſprechen, die wir vorhin in Deutſchland gefunden haben. Zwei andere, die Quellen zu Iwein und Erek, tragen die Spuren von franzöſiſchen Einflüſſen, Anſpielungen auf normanniſche Sitten, Waffen, Trachten, aber auch ſie ſind unleugbar von britiſchem Urſprung, und die Annahme ihrer Entſtehung oder Ausbildung in Bretagne reicht hin, jene fremden Zuthaten zu erklären. Die Züge des neuen ritterlichen Lebens und die Sitten eines auf dem Standpunkt heroiſchen Halbcultur ſtehen gebliebenen Stammes miſchen ſich in dem Inhalte dieſer Mährchen in ſeltſamer und ungeſchickter Weiſe; man ſteht mit Einem Fuße in einer ganz fremdartigen Welt, während man mit dem

263) The Mabinogion from the Llyfr Coch (red book) o Hergest etc. by Lady Charlotte Guest. London 1838—49. Vol. 1—7. Die Arthurſage und die Mährchen des rothen Buchs von Hergeſt. Von San Marte. 1842.

264) Robert Vaughan, in den british antiquities revived. 1662. p. 44, nach einer Anführung in Villemarqué's contes popul. anciens bretons. p. 42.

265) In San Marte's Beiträgen zur bretoniſchen und celtiſch germaniſchen Heldenſage. 1847.

anderen in den Zuständen der ritterlichen Gegenwart weilt. Die irrende Ritterschaft, die stehenden Helden der Abenteuer, diese ritterlichen Weltbürger sind den ganz vaterländischen britischen Helden der alten Barden des 6. Jahrh. so ungleich als möglich; aber dann sind ihre Sitten wieder roh und stumpf und dem feinen höfischen Ton des normannischen oder provenzalischen Adels so fern als denkbar. Die Darstellung und Erzählung ist dem entsprechend: einförmige Abenteuer, Helden- und Zaubergeschichten, in dürftiger Veränderung ewig wiederholt, der Gesichtskreis klein wie der eines einsiedlerischen Volks, das der menschlichen Natur wenig kundig ist, der Vortrag einfach roh wie die Sitten, die er schildert. Und gerade die diesen Mährchen nachgedichteten, französischen Epen sind es, die sich in den ritterlichen Kreisen Europa's am reißendsten verbreiteten und die höchste Kunstausbildung in Frankreich und Deutschland erhielten. Die genannten Eigenschaften derselben, die dem zu widersprechen scheinen, scheinen dies doch auch zu erklären. Der Form nach lag in dem Mangel der Einheit und des inneren Zusammenhangs, der in den Arthurmährchen wie in den rein wälschen (z. B. von Pwyll) herrscht, gleichsam eine Aufforderung hier nachzuhelfen oder auch in Willkür fortzubauen; der Stümper ward hier nicht abgeschreckt, der Meister konnte sich angezogen fühlen. Der Meister konnte auch noch von einer anderen Seite gereizt werden. Viele dieser Mährchen, auch die rein walisischen wie das von Manawyddan, haben (schon durch die vielfache Neigung zum Allegorischen) die Anlage zu einer ideellen Ausführung, es ist darin oft eine psychologische Aufgabe zu lösen, die Entwickelung eines anziehenden Charakters zu geben versucht, was selbst große Dichter anlocken konnte. Was den Inhalt angeht, so ist darin nichts Ausgeführtes über die ritterlichen oder christlichen Zustände des 12. Jahrh., aber es ist gerade so viel Unterlage dafür geboten, daß sie sich voll darauf auftragen ließen. Und dazu fühlte die ritterliche Dichtung ein Bedürfniß. Die epischen Gedichte erzählten bisher in Deutschland und Frankreich von einem heidnischen Helden des Alterthums, von den Recken der Heroenzeit, von den christlichen Märtyrern, von dem heiligen Frankenkönig im Dienste der Kirche; hier war eine Lücke: das Ritterthum brauchte eine Verherrlichung an und für sich. Das glänzende Leben, das die Ritterschaft in Nord- und Südfrankreich entfaltete und das schon seit dem Anfang des 12. Jahrh. in der lyrischen Kunst gegenständlich gefeiert ward, suchte nach einer epischen Gestaltung; das Kriegs- und Gemüthsleben der Ritter trug sich nun in die britischen Mähren ein, die wie ein leeres Gefäß waren, das die Sitten des Standes am widerstandlosesten

aufnahm. Das weltliche Ritterthum mit seinem äußeren Leben, sei
nern Gefühlstande, seinen höfischen und kriegerischen Sitten, seine
lichen und sinnigen Freuden zog hier ein und Arthur und sein Hc
den zum Ideal alles höfischen Lebens, seine Tafelrunde zu Muster
aller ritterlichen Eigenschaften und Eigenheiten ausgebildet. Im
punkte dieser Eigenheiten stand der Minnedienst, der in den Ar
manen breiten Eingang fand, wozu in den wenigsten Volksepen
scher Ueberlieferung nur eine Möglichkeit gegeben war; von die
an ist es, daß das Thema der Geschlechtsliebe der nothwendig
standtheil aller Dichtung, nicht zu ihrem Vortheile, geworden ist.
Feier der Liebe in den Arthursagen verknüpfte dieselben aufs eng
dem lyrischen Gesange der Ritterschaft; sie blühten und verblüht
diesem, und schilderten mit ihm um die Wette die Herrlichkeit des
lichen Lebens. Aber diesem Leben mit all seinem Glanze, und diese
schen Dichtung, die es darstellte, war ihre Weltlichkeit gleichw
Hinderniß, der religiös bewegten Zeit auf die Dauer zu genügen
christliche Idee, die sich die fränkische Sage ganz unterworfen un
dem heidnischen Alexander eine Seite abgewonnen hatte, drän
auch in die Arthurromane hinein und gestaltete sie in der Gralsage
lichst um. Wir werden daher in dem Parzival unseres Wolfram e
dicht dieser Gattung kennen lernen, das sich den höchsten Zeitidee
sich in den Karl- und Alexanderliedern aussprachen, innerlichst ans
während zugleich in Gottfried's Tristan das weltliche Prinzip des
thums in aller Nacktheit verherrlicht erscheint.

Beide Gedichte stehen neben Hartmanns Erek und Iwein
Form und Inhalt ausgebildet, auf der Höhe unserer ritterlichen
wir haben zwei andere Arthurromane, die uns in beiden Beziel
mehr zu der anfänglichen Beschaffenheit der rohen britischen Quel
rückleiten, von denen diese Gattung ausgegangen ist. Das Eine
Tristan von Eilhart von Oberg, einem Dienstmanne Heinrid
Löwen, der in den 70er Jahren des 12. Jahrh. verfaßt und in
deutsch gefärbten Bruchstücken erhalten, vollständig aber in einer
arbeitung noch des 12. Jahrh. bekannt ist[266]). Das andere
Lanzelot von Ulrich von Zazikoven[267]) (Zezinchoven), einem thu
schen Dichter, der seine französische Quelle am Hofe Kaiser Heinri
Besitze Hugo's von Morville fand, eines der Geißel, die dem

266) Heidelberger Hs. 346. Die Bruchstücke in Hoffmann's Fundgruben 1,
267) Ausg. v. Hahn. Frankfurt 1845.

Leopold 1194 für Richard Löwenherz geſtellt wurden. Die Sagen von Triſtan und Lanzelot ſcheinen urſprünglich in ihrer wälſchen Heimat nichts als flache Varianten der Sage von Mordred's ehebrecheriſcher Liebe zu dem Weibe ſeines Oheims Arthur zu ſein, von der auch der Roman von Cliges eine erdichtete Nachbildung heißen kann. Ein älteres bardiſches Geſpräch zwiſchen Triſtan und Gwalchmai[268]) erwähnt ſchon andeutend dieſen Inhalt der Triſtanſage, und das Leben Gildas' von Caradoc von Llancarvan ſcheint in der Geſchichte des Melvas den Kern der Lanzelotſage zu geben.[269]) Durch den angedeuteten Inhalt boten ſich beide Mähren der minniglichen Sitte und Seelenkunde des Ritterſtandes zur mannichfaltigſten Behandlung dar; ſie ſind durch bretoniſche Spielleute umgetragen ſchon ganz frühe, der Triſtan in der Provence ſchon in der Mitte des 12. Jahrh., allgemein bekannt und bewundert geweſen; beide ſind frühe verändert und umgeſtaltet worden. Von Triſtan kannte ſchon Eilhart (ſol. 173^{b}.) verſchiedene Erzählungen, und er ſelbſt folgt einer anderen als Gottfried von Straßburg; in der Hauptſache ſind beide doch zu ähnlich, als daß wir von dieſer Seite bei Eilhart's Gedicht verweilen möchten; von Seiten der Form aber iſt es gegen Gottfried zu roh, um eine genauere Beſprechung zu verdienen. Daſſelbe gilt von Ulrich's Lanzelot, der, wiewohl ſpäter als Hartmanns Erek, noch ganz in dem vielleicht trocknen Tone der meiſten Gedichte des 12. Jahrh. geſchrieben iſt und eng angeſchloſſen der Urſchrift folgt, noch ohne jene Freiheit der ſpäteren Dichter, denen es in dieſen nüchternen, wie wohl fremdartigen Mähren gewöhnlich zu enge ward. Dem Inhalte nach bietet der Lanzelot indeſſen eine intereſſantere Seite als Eilhart's Triſtan dar. Der berühmteſte Roman von Lanzelot iſt die franzöſiſche Proſa, welche die Robert de Borron und Walther Map als Verfaſſer nennt: es iſt dies ein Meer von Abenteuern der verſchiedenſten Helden, ein großes Sammelwerk, in dem der Roman vom chevalier de la charette, den Chrétien von Troyes bearbeitet hat[270]) und deſſen Inhalt (die Entführung Ginevra's durch Meleagans) an Lanzelots Name geknüpft iſt, nur eine Epiſode ausmacht. Dies ward ein Lieblingswerk des Mittelalters, ward

268) Ueberſetzt in San Marte's Arthurſage.

269) Wenn anders Villemarqué Recht hat, dem Namen Maelwas dieſelbe Bedeutung zu geben, die das franzöſiſche Ancelot (ancel = servant) hat, wie der Name oft, z. B. in dem von Reiffenberg herausgegebenen chevalier au cygne geſchrieben, und in jedem Falle richtig ausgelegt wird.

270) ed. Tarbé. Reims 1849.

im Französischen von Rusticien verkürzt, im Niederländischen in einer Reimbearbeitung[271]) noch erweitert, und französische, englische, italienische, spanische Drucke und Umarbeitungen verbreiteten es im 15. 16. Jahrh.; es ward Lanzelot neben Tristan ein Lieblingsheld der Ritterschaft, mehr als Parzival der Gewinner des Graals, dessen Lanzelot, das Gegenbild Parzivals, durch seine weltlichen Sitten gerade verlustig ging. Denn der Kern dieser zahllosen Abenteuer ist auch hier Lanzelots Liebe zu Ginevra, der ursprünglich alleinige Gegenstand der Sage. Gerade dieser Gegenstand aber fehlt in unseres Ulrich's Lanzelot, dem unstreitig älteren Gedichte[272]). Darin aber sind sich beide Gedichte ähnlich, daß auch in Ulrich's Lanzelot, wie klein und eng er gegen den prosaischen Roman ist, so frühe schon die Züge verschiedener Arthurromane, die sich alle einander zu gleichen pflegen, in willkürlicher Erfindung an den Namen Lanzelot geknüpft sind. Je weniger das Gedicht um seiner selbst willen eine Analyse verdient, um so erwünschter fordert uns gerade diese Eigenschaft auf, am Faden der Erzählung unseres Lanzelot lieber in einem allgemeineren Zwecke aus allen nach Deutschland übergegangenen Arthurromanen zusammenfassend die Züge anzudeuten, die die Art dieser Sagen und Stoffe und ihre Behandlung charakterisiren, um dem Leser ein ungefähres Bild zu geben von dem, was diesen Dichtungen allen in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit gemeinsam war.

Das Gedicht beginnt in einer Einleitung die Endschicksale der Eltern des Helden zu berühren. Dies kommt fast in allen Gedichten dieser Art vor, schon im Lai von Havelok[272b]), im Tristan, im Wigamur, im Wigalois, im Parzival; es ist ein so nöthiges Stück in dem Hausrath dieser Romane, wie Entführungen im griechischen oder eine gefährliche Werbung im deutschen. Es war nämlich, heißt es, ein König Pant von Genevis, streng, hart und kriegerisch, dessen sanftes Weib Clarine ihm einen Sohn gebracht hatte, von dem große Dinge waren geweissaget worden. Die Vasallen des Königs aber erregen, als das Kind kaum ein Jahr alt war, einen Aufstand und verwunden ihn, auf der Flucht stirbt er und eine Meerminne raubt der Königin ihren kleinen Sohn und führt ihn in

271) Ausg. v. Jonckbloet. 's Gravenhage 1846. 2 Voll. 4.

272) Daß der prosaische Lanzelot im 12. Jahrh., und von Walther Map geschrieben sei, wird Niemand glauben, der die Mittheilungen des Giraldus Cambrensis über diese, ihm befreundete, Persönlichkeit gelesen hat. Vgl. J. Grimm, Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. 1845.

272b) Deutsch in A. Keller's Altfranz. Sagen. 1839. 1. Bd.

ihr krystallenes Haus. Diese Entführung Lanzelot's und seine Erziehung (durch Viviane) ist auch in dem prosaischen Romane des Namens zu finden; ähnlich wird auch Wigamur von einer Meerfeie seinem Vater geraubt. Trennungen von der Heimat, von dem älterlichen Heerde und Erziehung in der Fremde und der Einsamkeit bilden in sämmtlichen Romanen dieses Ursprungs, den Iwein ausgenommen, ein weiteres nothwendiges Moment; in der Legende bildete Josaphat schon eine ähnliche Figur. Das Aeußerliche der Scenerie in diesen Entführungs- und Feengeschichten ist aus Urzeiten her eine mythische Lieblingsmaterie der Briten; Alles was darin auf die innere Natur des Menschen geht, ist aus dem herrschenden Geiste jener Jahrhunderte zu erklären. Wir deuteten oben an, daß sich viele dieser britischen Dichtungen psychologische Aufgaben zu stellen lieben, daß sie die Anfänge machen, sich den inneren Menschen und sein geistiges Leben zum Gegenstande zu nehmen; es war ihnen daher angemessen, die Charaktere ihrer Helden schon in der Jugend anzulegen und aus ihrer ersten Erziehung herzuleiten. Wenn nun aber das britische Volk (wie in der That die ganze Welt in den Zeiten der Kreuzzüge mehr oder minder in derselben Lage war) auf dem Punkte stand, aus einem beschränkten Kreise der Vorstellungen und Wirksamkeiten in einen plötzlich unendlich erweiterten überzugehen, in den es sich schwer und für den Beobachter lächerlich genug hineinfand, so war es natürlich, daß sich dies Verhältniß in den Dichtungen aussprach, welche die betretene neue Welt schildern wollten, und dies thun nun diese britischen Dichtungen eben so roh, wie die letzterwähnten deutschen Dichtungen die alten Zustände ablegen und mit neuen vertauschen. Daher ist es bei allen britischen Dichtern ein so beliebter Zug, daß sie einen Knaben, der im Dunkel erzogen war, plötzlich und ohne alle Vorbereitung in die weite Welt schicken. Noch aber verstehen diese Poeten die Kunst der Erziehung und der Seelenmalerei gar zu schlecht. Sie wollen ihren Helden gern einen gewissen Charakter geben; es soll der Eine als ein tappender Junge in den Tölpeljahren geschildert werden, den die Begegnung mit der Welt unglücklich macht und in sich zerwirft; ein anderer soll als ein Glückskind auftreten, und unser Lanzelot soll ein fröhlicher, wohlgemuther Bursche sein, dem nichts seine gute Laune zerstören kann. Wir werden sehen, jene erste Aufgabe stellt sich der Parzival und löst sie ganz psychologisch; ein Aehnliches setzt Gottfried, mit etwas ungleicher Ausführung, entgegen im Tristan; jene Aufgabe des Lanzelot aber, die einen vortrefflichen Gegensatz zum Parzival abgäbe, einen Jüngling, dem nichts noch so Fremdes und Uebles die frische Lust des Knabenalters

tilgen könnte, diese Aufgabe ist wohl genannt und wieder genannt, nicht gelöst und nicht einmal verfolgt. Und was dem jungen Helden s die gute Natur gibt, welche im Gefängniß und in Noth keine Traue sich kommen läßt, ist auf keinerlei Weise natürlich und geistig erk sondern es ist eine Folge von den wunderkräftigen Steinen der Kry burg; Steine aber, die in wunderbaren Beziehungen zu der menschli Seele stehen, ist etwas, was in allen diesen Romanen gleichfalls hä wiederkehrt. Mit seiner guten Laune ausgerüstet geht also der gute zelot mit 15 Jahren in die weite Welt, versehen mit Waffen, die er führen, und mit einem Roß, das er nicht reiten kann; und dazu e er die Weisung, den stärksten Ritter der Welt, Iveret von Dordona bezwingen. Gerade so unbeholfen sendet auch Herzelaude den Par aus und so auch tritt Wigamur auf; welchem Gedichte man Unrech than hat, wenn man es aus Parzival und Iwein und dem trojanis Kriege zusammengesetzt nannte, weil wir diese Aehnlichkeiten, wie sehen, ganz anders erklären müssen. Ein guter Zug ist noch, daß Lanzelot an eine Burg kommt, wo ihn ein Zwerglein mit einer G schlägt (auch im Erek ist ein solcher ungezogener Zwerg mit einer Gei was er nicht rächt, obwohl er doch der Burg böse wird; dies d denn etwa sein Naturell an, im guten Gegensatz zum Parzival, den g die erste Beleidigung, die nicht einmal ihn selbst trifft, ganz irre wild macht. Etwas zugestutzt wird nun unser Reitersmann, der statt Zügels den Sattelbogen lenkt, in der Burg eines Jünglings Nan Joffrit, der ihm begegnet war, ähnlich wie Parzival beim Gurnam Hernach stößt er auf zwei kämpfende Ritter, die er versöhnt und denen er Gesellschaft macht. Irrende Ritter aber sind bekanntlich Seele dieser Dichtungen, und jeder sieht von selbst ein, wie dies mit Geiste des Zeitalters zusammenhängt, und wie man nicht wirkliche bilder dieser Figuren in der wirklichen Welt suchen muß, obgleic Reiseabenteurer im Mittelalter genug gab, die nur eher eine Folge ein Muster dieser poetischen Figuren waren. Sie kommen dann zu men auf Burg Moreiß, wo Galagandreiß wohnt, der die böse G hat, seinen Gästen übel mitzuspielen, wenn sie das Geringste missetl Haus- und Wegtyrannen, bedrängte Frauen und Reisende müssen na lich ein vielfältig wiederkehrender Stoff in den Erzählungen von verl ten Abenteurern sein; und dann wollen wir auch auf die schreckha Namen merken, welche noch die späte Kunstpoesie der Italiener so un behrlich fand, die schon einem Wirnt anstößig waren, und deren sprung hier zu suchen ist. Die französischen Uebersetzer mögen

Unfähigkeit, die walisischen Namen zu lesen, sie entstellt haben, so daß man neben die Genannten die entsetzlichsten Seitenstücke stellen könnte; als da sind: Glakotheleslloyr, Dyartorforgrant, Triasoltrifertrant, Grißmaßmalin und Kathaclypso. Daher herrscht auch in den Handschriften oft sehr verschiedene Schreibung von einerlei Namen. Nun folgt eine verfängliche Scene mit des bösen Wirthes schöner Tochter, die von der Liebe bezwungen ist. Die Sittenrohheiten dieser Art sind in den britischen Mährchen durchgehend; und selbst bei den französischen Dichtern, welche die Welt nicht mit den ernsten Augen, wie unsere Deutschen, und wie auch diese nur zum Theile, ansahen, ist die Zuchtlosigkeit in allen geschlechtlichen Verhältnissen beinahe grundsätzlich. Ueber die verfänglichsten Dinge wird hier ruhig weggegangen, als müsse es so sein; und es ist sehr charakteristisch, wie hier Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg sich drehen und wenden und der Sache eine Seite abzugewinnen suchen; in Lanzelot und dem alten Tristan aber ist das Häßliche nicht einmal mit dem Reiz der Darstellung verschönert. Was Ariost zwischen Ernst und Scherz predigt, und Gottfried mit mehr Ernst als Scherz, das thut Eilhart mit dem heftigsten Ernst, der zornig den Teufel in die Gesellschaft der argen Verleumder ruft, die den guten Marke gegen den schnöden Ehebrecher Tristan nur warnen. Am Morgen nach der ersten gastlichen Nacht erscheint der erzürnte Vater und fordert den Missethäter Lanzelot zum Messerwurf, Lanzelot sticht ihn todt, ohne Klang und Sang wird er begraben und die Tochter lebt als Weib mit dem Mörder. Solch ein durchaus stumpfes moralisches Gefühl herrscht hier überall; und selbst in Gottfried's feiner Behandlung des Tristan stoßen wir auf Vorstellungen, die wir mit unseren sittlichen Begriffen nicht in Einklang bringen können. Die Art, wie sich hier Lanzelot seines Sieges bemächtigt, eben wie Tristans Verfahren im Ermorden des Usurpators seiner Länder und selbst im Zweikampf mit Morolt, ist nicht fein ritterlich, sondern meuchelmörderisch; sie ist ganz im Stile der rohen walisischen Sitten älterer Zeit. Lanzelot zieht übrigens bald von seiner Burg wieder aus, und wo die gutmüthige Beraubte hinfort bleibt, erfahren wir nicht weiter. Auch dieser Zug einer unmündigen Erfindungsgabe kehrt in diesen Gedichten häufig wieder, daß Personen, an denen man den lebhaftesten Antheil gewonnen hat, plötzlich verschwinden und nicht wieder erscheinen. Lanzelot kommt zu einem gefährlichen Schlosse, wo ein gewisser Linier jeden, der bewaffnet zur Burg kam, zu tödten pflegte. Seine Nichte Ade nimmt an dem Ritter vom See (denn so heißt er von seinem Jugendaufenthalt, und jeder dieser Ritter der britischen Romane pflegt einen

Beinamen zu führen) Antheil, allein ihr Ohm wirft ihn ſchonungslos in den Kerker. Da aber Lanzelot den Streit, den der Ohm ſeine Aventiure nannte, beſtehen will, ſo wird er losgelaſſen, und dieſer Kampf beſteht nun darin, daß er erſt einen Rieſen, dann zwei Löwen und endlich den Herrn Linier ſelbſt beſtehen muß. Der deutſche Dichter Ulrich muß nicht viel britiſche Romane gekannt haben; er nennt dieſen Lanzelot auch am Schluſſe eine fremde, eine ſonderbare Mähre, und wie er hier von dieſem Kampf redet, den Linier ſeine Aventiure nennt, ſcheint ihm das etwas ganz Unbekanntes, obgleich dies ein ſtehendes Thema in allen dieſen Epen iſt. So wundert Ulrich ſich gleich wieder, daß die Sage nicht bemerke, was weiter zwiſchen Ade und Lanzelot vorgefallen ſei. Der Deutſche kann ſich gar nicht darein finden, daß dieſe Helden einmal im Verſchmähen ſo launiſch ſind, wie ein andermal im Begehren, oder daß ſie beides gleich kalt betreiben. König Artus hört indeß von Lanzelots Thaten, und ſendet den Walwain nach ihm aus, der ihn unterwegs trifft und ſich Kampfes mit ihm verſuchen will; die Streitenden trennt ein Herold, und ladet ſie zu einem Turnier auf der Wieſe bei Joiſle, der Stadt des Gurnamanz; Walwain folgt ſogleich, allein Lanzelot fährt ihm erſt ſpäter nach. Auch dieſe Situation iſt in jeder dieſer Dichtungen ein ſtehender Zug; und daß nun auf dem Turniere der Held unbekannt erſcheint und das Beſte thut und alle die trefflichſten Helden von Gawan bis auf Keye niederwirft, das verſteht ſich nicht allein in dieſem, ſondern in allen Sagenkreiſen des Mittelalters von ſelbſt, und nur dem ehrlichen Sammler der Viltinaſage mußte der Gedanke kommen, daß dieſe Uebertreibung doch gewiſſermaßen eine Entſchuldigung bedürfe. Die Jungfrau Ade mit ihrem Bruder begleitet den Lanzelot; ſie kommen auf die Burg eines Herrn Mabus, welche die Eigenſchaft hat, daß ſie den Tapfern feige macht; daher kommt Lanzelot wieder einmal in einen Kerker, und wird wieder befreit, weil er ſich wieder mit dem Beſtehen einer Aventiure rettet. Diesmal fügt es nämlich der Zufall, daß eben jener Iveret, den die Meerfei dem vom See als ſeinen Hauptfeind auf die Seele gebunden hatte, den Mabus beläſtigt. Die Sache iſt, daß man in einem Walde an einem Brunnen eine Glocke mit einem Hammer zu berühren hat, worauf ſich dann Moret zum Kampfe ſtellt. Aehnlich iſt im Iwein ein Brunnen mit einem Stein, auf den man mit einem Goldbecken etwas Waſſer aus dem Brunnen gießt, worauf ein furchtbares Gewitter ſich erhebt, nach welchem der Herr des Abenteuers erſcheint; dies ſind Züge, die ſich auf uralten keltiſchen Aberglauben zurückbeziehen, der im ganzen Mittelalter in der Bretagne bezeugt wird und bei den Bergbewohnern

von Snowdon noch heute gefunden werden ſoll. Noch ehe aber der Glockenſchlag ertönte, träumt Iverets ſchöne Tochter Iblis von Lanzelot; ſie kommt zu dem Brunnen und warnt ihn, allein vergebens; er tödtet abermals der Tochter ihren Vater und gibt ihr dafür einen Mann, und ihr fällt ſo wenig wie jener früheren Jungfrau auf Burg Moreiß ein, ſich einen Augenblick zu bedenken. Da nun der Held eine Frau hat, mit der es Ernſt iſt, ſo muß er doch auch einen Namen haben, denn bisher hatte er keinen; aber ſein Vater iſt todt, ſeine Mutter iſt — Gott weiß wo; wer ſoll ihm den Namen ſagen? Die franzöſiſchen Sagen bemühen in ſolchen Fällen kurzweg einen Engel; hier iſt's noch viel bequemer; es darf nur eine Frau der Meerfeie kommen und ihm verkünden, da ja nun die große Aufgabe gelöſt iſt, daß er ſo und ſo heiße und eines der vielen Schweſterkinder von Artus ſei. An deſſen Hofe wird denn auch Gelegenheit gegeben, die Tugend von Lanzelots Weibe ebenſo triumphiren zu laſſen, wie vorher ſeine Tapferkeit im Turnier. Der weibliche Bote der Meerfei (denn weibliche Boten reiſen ſchon damals, wie ſowohl Wirnt mit Erſtaunen als auch noch Arioſt mit Schelmerei bewundert, ſicher durchs Land, nur freilich mit Ausnahmen, ſowohl im Wirnt wie im Arioſt), der weibliche Bote alſo bringt einen Zaubermantel zum Geſchenk, beſtimmt für die Frau, der er paßt. Paſſen aber wird er nur der völlig Tugendhaften. Dies iſt dann ein anderer Tugendprüfſtein, wie im Titurel die Brücke, wie im Wigalois der Stein. Nun iſts luſtig, wie der winzigen Frau des Maldus das Kleid zur Jacke und der rieſigen Dame des Iwein zum Reitkleid wird; Frau Iblis aber trägt es davon. Dieſer Witz war ſo beliebt, daß er in Novellen und Balladen über alle Welt, bis nach Nordland (in der Samſon-, Fagras- und Möttulsſage) verbreitet ward. Gleich zur Vergeltung muß aber Iblis hören, daß der abweſende Lanzelot ein Abenteuer in Pluris, der Burg, die noch von ſeinem erſten Auszug ſeinen Haß trug, beſtanden habe, aber bei der Königin dort in Kerkers- und Liebesbanden liege. Die Maſſenie befreit ihn alſo. Es folgen weitere Abenteuer; denn ſchon im Wigalois heißt es, daß die Tafelrunde nicht ſpeiſt, ehe der Tag ein Abenteuer gebracht. Die Königin, Arthur's Weib, muß noch entführt werden vom König Fallarin, denn dieſes Ereigniß darf abermals in keinem dieſer Gedichte fehlen. Dann erlöſt Lanzelot ein bezaubertes Weib von der Drachengeſtalt, was auch im Wigalois vorkommt. Und das Ganze endet mit Feſten und Herrlichkeit nicht allein hier, ſondern faſt überall in dieſen Romanen; und ſo hat ſich ſchon Wolfram auch über die andere Eintönigkeit luſtig

gemacht, daß Alles, was an Arthur's Hofe vorgeht, immer am Pfingstfeste geschehen muß.

In der That, Alles wozu spätere Zeiten durch Uebertreibung die Romane des Amadis und seiner Söhne und Enkel gestalteten, liegt in diesen nach britischen Dichtungen gebildeten Romanen des 12. Jahrh. im Keime, und eben jene der Zeit nach letzten kehren zu eben diesen der Zeit nach ersten auch wieder mit größerer Aehnlichkeit zurück. Nur ist hier noch Alles im höchsten Grade roh, was dort ausgeklügelt und verfeinert ist. Wenn sich aus solchen Anfängen und nach solchen Mustern und in kurzer Zeit in Frankreich und Deutschland auch nur etwas Mittelmäßiges herausarbeitete, so darf man in diesem Falle, sollte man glauben, sogar das Mittelmäßige bewundern! Noch liegt hier eine Reihe langweiliger Geschichten ohne Verbindung, ohne innere Bedeutung, hintereinander; wenn nur etwas Neues von dem alten Arthur, oder etwas Altes von einem neuen Rittersmanne erzählt wird, so ist Alles gut. Kein Schluß einer Begebenheit, kein Schluß des Ganzen, kein fesselndes Ereigniß, keine Leidenschaft, kein Gefühl, weder im Dichter noch in seinen Geschöpfen, kein Bild, keine Sprache, kein Leben, und selbst wo der Vortrag lebhaft geschildert sein soll, in jenen schnellen Frag- und Antwortstücken, die in diesen Zeiten ein Lieblingsschmuck der Dichter sind, selbst da kein Leben. Selbst die Lais und Fabliaux, die man auf britischen Ursprung zurückführt, sind voll der elendesten Erfindungen, der mechanischsten Verbindungen und der wunderlichsten Albernheiten, so sehr sich sonst diese Gattung an poetischer Ausführung in Frankreich auszeichnet. Wenige Züge ächter Sage, Einiges aus der Mythologie und gewisse Scenerien sind ewig erneut, ewig vervielfacht. Und für diesen Mangel aller Kunst pflegt doch sonst, wo sich eine Poesie überlebt hat, sittliche Lehre oder dergleichen zu entschädigen, allein hier kam ein wahres Gift mit diesen Dingen in die Länder von Frankreich und England herüber; und hier, wo man gerade in frischester und junger Begeisterung nach Idealen in Kunst und Leben rang, mußte das Geschick gerade diese Dichtungen hinwerfen, die Trümmer der absinkenden Poesie einer abgesunkenen, dunklen Nation, der fast jedes freiere und höhere Bedürfniß des Geistes ein Räthsel war; Dichtungen, die der allerersten und allereinfachsten Bedingung jedes erzählenden Gedichtes vollkommen entbehren, der lebendigen, sinnlichen Darstellung, der Unterdrückung des Zufälligen, des inneren nothwendigen Zusammenhangs.

7. Antike Dichtungen in neuer Gestalt. Heinrich von Veldeke.

Wir sind unter der Betrachtung der epischen Dichtungen des 12. Jahrh. unmerklich bis zu den Höfen und in die ritterliche Gesellschaft vorgedrungen, in deren Pflege die Dichtkunst des Mittelalters ihre höchste Ausbildung erhalten sollte. Der Verfasser der Kaiserchronik und die Sänger unserer deutschen Sagen mochten sich nur kleineren süddeutschen Höfen gefällig gemacht haben, sie waren wohl meist noch Geistliche oder fahrende Leute, die dem Ritterstande nicht angehörten und zum Theil unritterliche Stoffe noch behandelten. Lambrecht und Konrad griffen dann jene großen Gegenstände auf, die selbst einen heldenmäßigen Fürsten wie Heinrich den Löwen fesseln mußten; auch sie aber gehörten noch dem geistlichen Stande an. Die beiden britischen Romane aber, die wir zuletzt besprachen, waren schon von ritterlichen Dienstleuten, der eine vom kaiserlichen Hofe selber, ausgegangen. Wir haben noch Eine Stufe weiter zu steigen, um auf dem Gipfel anzukommen, von dem wir ruhend die vorragendsten Höhen der ritterlichen Dichtung überschauen können: der Mann bleibt zu nennen, der zuerst der neuen Kunst die Weihe gegeben, die ihr in dem neuen Stande Pflege und Ausbildung auf eine Dauer sichern konnte. Als diesen Mann nennen die ritterlichen Dichter des 13. Jahrh. selbst den Heinrich von Veldeke. Er war aus ritterlichem Geschlechte, ein Westphale, die Familie war von der Abtei St. Truyden belehnt. Seine Aeneide entstand zwischen 1175 — 84. Er hatte, der Schlußrede zufolge, drei Viertheile des Gedichtes vollendet, als er es der Gräfin von Cleve „zum Lesen und Schauen" lieh; es ward ihm von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet, was vielleicht den großen Reiz verräth, den das Werk gleich unter seinem Entstehen für die Leser hatte; erst nach neun Jahren erhielt der Dichter seine Arbeit wieder und vollendete sie nun in Thüringen, mit dessen Fürsten, Landgraf Ludwig dem Milden, sich die Gräfin von Cleve vermählte. Dies Ereigniß versinnlicht gleichsam das Vordringen der ritterlichen Kunst von den nordwestlichen Grenzen in das Innere von Deutschland, an den Hof, wo bald die größten epischen und lyrischen Dichter freigebige Aufnahme fanden, in jene Mitte Deutschlands, wo sich auch in der neueren Blütezeit unserer Dichtung ein ähnlicher Sammelplatz für unsere besten Geister öffnete. Es war Ludwigs nachheriger Nachfolger Hermann, der Veldeke seine verlorene Aeneide wiedergeschafft hatte und auf dessen Bitte er sie vollendete; auf desselben Fürsten Veranlassung übersetzten geraume Zeit

gemacht, daß Alles, was an Arthur's Hofe vorgeht, immer am Pfingstfeste geschehen muß.

In der That, Alles wozu spätere Zeiten durch Uebertreibung die Romane des Amadis und seiner Söhne und Enkel gestalteten, liegt in diesen nach britischen Dichtungen gebildeten Romanen des 12. Jahrh. im Keime, und eben jene der Zeit nach letzten kehren zu eben diesen der Zeit nach ersten auch wieder mit größerer Aehnlichkeit zurück. Nur ist hier noch Alles im höchsten Grade roh, was dort ausgeklügelt und verfeinert ist. Wenn sich aus solchen Anfängen und nach solchen Mustern und in kurzer Zeit in Frankreich und Deutschland auch nur etwas Mittelmäßiges herausarbeitete, so darf man in diesem Falle, sollte man glauben, sogar das Mittelmäßige bewundern! Noch liegt hier eine Reihe langweiliger Geschichten ohne Verbindung, ohne innere Bedeutung, hintereinander; wenn nur etwas Neues von dem alten Arthur, oder etwas Altes von einem neuen Rittersmanne erzählt wird, so ist Alles gut. Kein Schluß einer Begebenheit, kein Schluß des Ganzen, kein fesselndes Ereigniß, keine Leidenschaft, kein Gefühl, weder im Dichter noch in seinen Geschöpfen, kein Bild, keine Sprache, kein Leben, und selbst wo der Vortrag lebhaft geschildert sein soll, in jenen schnellen Frag- und Antwortstücken, die in diesen Zeiten ein Lieblingsschmuck der Dichter sind, selbst da kein Leben. Selbst die Lais und Fabliaux, die man auf britischen Ursprung zurückführt, sind voll der elendesten Erfindungen, der mechanischsten Verbindungen und der wunderlichsten Albernheiten, so sehr sich sonst diese Gattung an poetischer Ausführung in Frankreich auszeichnet. Wenige Züge ächter Sage, Einiges aus der Mythologie und gewisse Scenerien sind ewig erneut, ewig vervielfacht. Und für diesen Mangel aller Kunst pflegt doch sonst, wo sich eine Poesie überlebt hat, sittliche Lehre oder dergleichen zu entschädigen, allein hier kam ein wahres Gift mit diesen Dingen in die Länder von Frankreich und England herüber; und hier, wo man gerade in frischester und junger Begeisterung nach Idealen in Kunst und Leben rang, mußte das Geschick gerade diese Dichtungen hinwerfen, die Trümmer der absinkenden Poesie einer abgesunkenen, dunklen Nation, der fast jedes freiere und höhere Bedürfniß des Geistes ein Räthsel war; Dichtungen, die der allerersten und allereinfachsten Bedingung jedes erzählenden Gedichtes vollkommen entbehren, der lebendigen, sinnlichen Darstellung, der Unterdrückung des Zufälligen, des inneren nothwendigen Zusammenhangs.

7. Antike Dichtungen in neuer Gestalt. Heinrich von Veldeke.

Wir sind unter der Betrachtung der epischen Dichtungen des 12. Jahrh. unmerklich bis zu den Höfen und in die ritterliche Gesellschaft vorgedrungen, in deren Pflege die Dichtkunst des Mittelalters ihre höchste Ausbildung erhalten sollte. Der Verfasser der Kaiserchronik und die Sänger unserer deutschen Sagen mochten sich nur kleineren süddeutschen Höfen gefällig gemacht haben, sie waren wohl meist noch Geistliche oder fahrende Leute, die dem Ritterstande nicht angehörten und zum Theil unritterliche Stoffe noch behandelten. Lambrecht und Konrad griffen dann jene großen Gegenstände auf, die selbst einen heldenmäßigen Fürsten wie Heinrich den Löwen fesseln mußten; auch sie aber gehörten noch dem geistlichen Stande an. Die beiden britischen Romane aber, die wir zuletzt besprachen, waren schon von ritterlichen Dienstleuten, der eine vom kaiserlichen Hofe selber, ausgegangen. Wir haben noch Eine Stufe weiter zu steigen, um auf dem Gipfel anzukommen, von dem wir ruhend die vorragendsten Höhen der ritterlichen Dichtung überschauen können: der Mann bleibt zu nennen, der zuerst der neuen Kunst die Weihe gegeben, die ihr in dem neuen Stande Pflege und Ausbildung auf eine Dauer sichern konnte. Als diesen Mann nennen die ritterlichen Dichter des 13. Jahrh. selbst den Heinrich von Veldeke. Er war aus ritterlichem Geschlechte, ein Westphale, die Familie war von der Abtei St. Truyden belehnt. Seine Aeneide entstand zwischen 1175 — 84. Er hatte, der Schlußrede zufolge, drei Viertheile des Gedichtes vollendet, als er es der Gräfin von Cleve „zum Lesen und Schauen" lieh; es ward ihm von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet, was vielleicht den großen Reiz verräth, den das Werk gleich unter seinem Entstehen für die Leser hatte; erst nach neun Jahren erhielt der Dichter seine Arbeit wieder und vollendete sie nun in Thüringen, mit dessen Fürsten, Landgraf Ludwig dem Milden, sich die Gräfin von Cleve vermählte. Dies Ereigniß versinnlicht gleichsam das Vordringen der ritterlichen Kunst von den nordwestlichen Grenzen in das Innere von Deutschland, an den Hof, wo bald die größten epischen und lyrischen Dichter freigebige Aufnahme fanden, in jene Mitte Deutschlands, wo sich auch in der neueren Blütezeit unserer Dichtung ein ähnlicher Sammelplatz für unsere besten Geister öffnete. Es war Ludwigs nachheriger Nachfolger Hermann, der Veldeke seine verlorene Aeneide wiedergeschafft hatte und auf dessen Bitte er sie vollendete; auf desselben Fürsten Veranlassung übersetzten geraume Zeit

ſpäter Albrecht von Halberſtadt die Verwandlungen des Ovid und Herbort von Fritzlar den trojaniſchen Krieg von Benoit de Sainte-Maure.

Alle drei Werke treten ſo dem Ort ihrer Entſtehung, wie ihren Gegenſtänden nach in eine zuſammengehörige Gruppe; Herbort behandelte den Stoff, der den Geſchichten der Aeneide vorhergeht, Albrecht den erzählenden Dichter, der dem Virgil am nächſten ſteht. Dieſe Beſchäftigung mit Gegenſtänden der Literatur des Alterthums an Hermanns Hofe wird nicht bloßer Zufall geweſen ſein. Die Zeit, wo die Fürſten begannen, nach dem Ruhme auguſteiſcher Pflege der Kunſt zu ſtreben, mußte faſt nothwendig die großen Dichter der Römer ins Gedächtniß rufen; ſo hatte auch in Frankreich der große Meiſter der höfiſchen Kunſt, Chrétien von Troyes, Ovids Kunſt der Liebe und, wenn nicht alle, ſo doch einzelne Stücke aus Ovids Verwandlungen überſetzt, und derſelbe Benoit (am Hofe Heinrichs II. von England), der die trojaniſche Geſchichte aus ſehr unklaſſiſchen Quellen bearbeitete, ſcheint auch den franzöſiſchen Roman von Aeneas bearbeitet zu haben[273]). Man hätte denken ſollen, dieſe Dichtungen, dieſe Dichter (darunter dieſer Virgil, der ſelbſt die Dante, Taſſo und Arioſt zu einem Gebrauche reizte, den man heute keinem Dichter ungerügt verſtatten würde), müßten, in treue Ueberſetzungen übergegangen, den Dichtern und Leſern jener Zeiten willkommene Muſter geweſen ſein, die die Schwäche der britiſchen Romane aufgedeckt, den Mangel an Menſchenkenntniß darin fühlbar gemacht, dem Geſchmack am Formloſen und Verwilderten entgegengewirkt hätten. Statt deſſen finden wir in allen dieſen Bearbeitungen gleichmäßig jene klaſſiſchen Dichter vielmehr herabgezogen auf den Unwerth britiſcher Mährchenerzähler, jeden eigenthümlichen Zug ihres Stoffes entſtellt, jede Meiſterſchaft ihrer Kunſt zerſtört, ihre Werke der Abſicht nach überſetzt, im Erfolge aber abſcheulich parodirt. Dies befremdet einen Augenblick um ſo mehr, als man ſich unwillkürlich der bewundernswerthen Bewahrung des alterthümlichen Geiſtes in Lambrecht's Alexandreis erinnert, die ſo wenige Zeit nur von Veldeke's Aeneide trennt. Allein hier liegt ein außerordentlicher Unterſchied in den Gegenſtänden wie in den Dichtern. An der Sage Alexanders hatten viele Jahrhunderte und drei Welttheile gearbeitet, um ein Denkmal zu ſetzen, das ſelbſt die Geſchichte verſäumt hatte; es iſt der einzige Stoff weltlicher Dichtung und Sage, bei deſſen Geſtaltung ſich das ab-

273) P. Paris, les manuscrits françois de la bibl. du roi 1, 71. Es wäre wünſchenswerth zu wiſſen, ob dieſe Arbeit Virgil folgt und vielleicht Veldeke's Quelle iſt; ſchon den drei Anfangsverſen nach, die Paris mittheilt, ſollte man es glauben.

sinkende Alterthum in einer großen Weise schaffend und ausbildend verhalten hat; ihn bearbeiteten zuletzt in Italien, Frankreich und Deutschland gelehrte Männer, denen die Kenntniß der alten Sprachen den Geist der alten Welt ergreiflich machte; und ausgezeichnet begabte Männer unstreitig, deren Gesichtskreis nicht von Standeseigenheiten verengt war. Dagegen in jenen Trojanergeschichten war das Höchste in der Dichtung geleistet, und jede neue Beschäftigung damit konnte nur entartete Erzeugnisse liefern; das Alterthum selbst ging in den Werken jener Dares und Dictys darin voran; wie sollten ein Jahrtausend später das, was sie verdorben hatten, die ritterlichen Dichter Frankreichs und Deutschlands, selbst mit dem Gedichte Virgils vor Augen, wieder gut machen, die da bildungslos waren und, in Standessitten befangen, nichts Höheres kannten und achteten, als ihr kriegerisches und häusliches Leben um sie her! Wie sollten sie in einem alten Dichtungswerke, das vereinzelt zu ihrer Kenntniß kam, den ächten Geist des alten Lebens und Dichtens erfassen können, den die Jahrhunderte des Uebergangs von der alten zur neuen Welt selber zerstört hatten. Das Eigenste, was die Bildung des Alterthums charakterisirte, war die verständige Beurtheilung und Behandlung von Welt und Menschen und das selbständige Vertrauen auf menschliche Kraft. Es ging verloren unter der Zerstörung der alten Staaten, wo in der verwüsteten und erschütterten Welt das Abhängigkeitsgefühl wieder rege ward und die Denk- und Gefühlsweise der Völker ähnlich leitete, wie das gleiche Abhängigkeitsgefühl in den noch unmündigen Stämmen der Germanen that, die die Welt verjüngen sollten. Die alte Philosophie ward in christlichen Vorstellungen begraben. Der alte Staat und seine helle Geschichte ward vergessen. Die alte klassische Dichtung ging unter, die Helden der Geschichte und Sage wurden umgeschaffen, weil sie in ihrer ächten Gestalt nicht mehr begriffen wurden. Hatte doch in der griechischen Dichtung selbst der dichtende Geist schon die bezeichnenden Veränderungen erfahren, die aus dem Klassischen in das Romantische überleiteten. Der griechische Roman, der im Anfang aller romantischen Dichtung steht und, in treuer Nachahmung wiederkehrend, bei Tasso, Cervantes, den spanischen und italischen Schäferdichtern auch ihr äußerstes Ende bezeichnet, ist dafür voller Erläuterung. Spurweise findet man in ihm noch (wie in Chariton's Chäreas) die Anlehnung an den freien, altgriechischen Geist der besten Zeit, im Allgemeinen aber weicht darin gerade dieser Geist der selbständigen Kraft des Menschen hinweg, und die handelnden Figuren erscheinen als das Spielwerk von außermenschlichen Kräften; in ungeschickter Maschinerie werden von bloßen Zufällen

die Gefahren, die Prüfungen, die Abenteuer bereitet, die in dem Kunstbau des griechischen Romans das Stehende sind. Mit solchen Formen und Stoffen, die auch ungebildeten Geschlechtern gerecht waren, konnte diese ausgeartete Epopöe des Alterthums ungehindert in das neu sich bildende Epos des Mittelalters eintreten. Man findet daher früh in der französischen Dichtung nicht wenige Erzählungen, in denen die Färbung des griechischen Romans, wie die Verarbeitung romantischer Sagenstoffe der griechischen Welt unverkennbar ist; so in dem Roman von Raimond du Bousquet in Bernard's Legendensammlung, im Flore, im Wilhelm von England des Chrétien von Troyes, im Parthenopeus und in dem verwandten Florimond, der sogar von einem gebornen Griechen in französischer Sprache (1188) geschrieben ist. Zu dieser außermenschlichen Maschinerie des griechischen Romans thaten dann die Fabeln des Orients, die Mährchen der Kelten, die Legenden der Christenwelt ihre übermenschlichen Triebkräfte hinzu, und all dies mußte sich schon seit den Jahrhunderten, wo Gallier, Iberer und Briten mit den Römern in ihrer Literatur wetteiferten, allmählig gemischt und einen bannenden Kreis gemeinsamer Vorstellungen gebildet haben, in dem jene in Bau und Geist so verwandten Romane, die noch im Alterthum wurzelten und die neu aus Wales und Armorika auftauchten, gleichmäßig wurzelten. Sie schossen jetzt, in der Stunde der Reife, massenweise auf; sie überwucherten in Frankreich und Deutschland selbst die Volkssage, die doch landwüchsig war, und verspotteten Sitte und Geist, der darin herrschte; wie sollte vor oder neben ihnen ein antiker Dichter von noch so anerkanntem Werthe bestehen! Dem ritterlichen Poeten, der in jener Schule aufgewachsen, von den britischen Mährchen begeistert, von der Größe der Gegenwart und ihrer Kunst verblendet war, konnte das trefflichste Gedicht des Alterthums nicht zur Bearbeitung gegeben werden, ohne daß er es aus allen seinen Fugen rückte; die sprechendsten Züge des Geistes der alten Zeiten mochten noch so laut zu ihm schreien, sie mußten ihn taub finden.

Keine der Dichtungen, die das Mittelalter aus dem Alterthum verpflanzt hat, kann dies mehr veranschaulichen, als Veldeke's Aeneide[274]). Zu dem was das Mittelalter aus der Person des Virgil machte[275]), dem es alle Meisterschaft der Zauberkunst und, als einen

274) Heinrich von Veldeke, herausg. von L. Ettmüller. Leipzig 1852. Eine Ausgabe von O. Schade ist zu erwarten.

275) Fr. Michel, Quae vices quaeque mutationes et Virgilium ipsum et ejus carmina per mediam aetatem exceperint. Paris 1846. Vgl. Maßmann, Kaiserchronik 3, 433 ff.

Vorverkünder des Christenthums, den sibyllinischen Ruhm der Weissagung zuschrieb, ist diese Verunstaltung seines Epos das würdige Seitenstück. Veldeke wird in dem französischen Vorbilde, dem er (354, 16—20.) treu zu folgen versichert, nicht gerade alle, aber wohl die meisten Abweichungen schon vorgefunden haben, die wir in seinem Werke bei Vergleichung mit Virgil entdecken; hätte er aber auch unmittelbar aus dem Latein übersetzt, wie Albrecht von Halberstadt den Ovid, so würde sein Gedicht doch nicht viel anders ausgefallen sein. Der Abstand in der Kunst der Abspiegelung eines gegebenen Gegenstandes, der zwischen Lambrecht und Heinrich ist, ist größer als der zwischen Wieland und Voß in den neueren Zeiten. Alles, worin die alte Kunst ihre höchsten Aufgaben sucht, ist in dieser deutschen „Eneit" geradezu geflohen und verwischt, und wenn man das Verhältniß der überall verallgemeinernden romantischen Dichtung zu der Besonderheit der Alten will kennen lernen, so darf man nach keinem weiteren Beispiele suchen: hier zerstäubt Alles, was irgend nach römischer Eigenthümlichkeit nicht nur, sondern was nur irgend nach einem Fall des gewöhnlichen Lebens aussieht. Ein Mährchen von Dido's Ochsenhaut weiß der ritterliche Sänger noch zu erzählen, allein den Sturm den Aeneas leidet, oder Dido's Schicksale in Tyrus, oder den Bau der Stadt[276]) behandelt er sehr dürftig oder gar nicht. In der Erzählung von der Eroberung Troja's bleibt Laokoon weg, von dem Kampf, dem Inhalt des dritten Buches, ist fast nichts als das hölzerne Pferd geblieben. Für all den Schmerz über den Untergang des Vaterlandes, für all den Zorn und Haß gegen die Zerstörer der Vaterstadt, für alle Irrfahrten muß uns eine Spielerei, eine Beschreibung des Bettes, zu dem Dido den Aeneas führt, entschädigen. Wer wahren dichterischen Genuß sucht, wird gerade kein übermäßiger Bewunderer von Virgil sein, von dieser Poesie des Witzes, diesem Zwang zu glänzenden Worten, von dieser traurigen Heldin und diesem traurigen Helden, doch aber ist Sinn da für Alles, was ein menschliches Herz heben und begeistern kann, Sinn für jedes dem Menschen heilige Verhältniß, für Vaterland und Heimat, für Ruhm und Glück. Und Schade, daß dies Alles verloren gehen mußte für unsere ritterliche Dichtung, da die talentvollen Männer, die zuerst die Sprache und Verskunst neu gestalten sollten, schon in jener Schule der abenteuerlichen britischen Romane den Geschmack verdorben, den Sinn für die eigentlichen Aufgaben der Dichtung eingebüßt hatten. In

276) 26, 14 ff. Ez wâre ze sagenne alze lanc — daz Virgilius der helt
in sînen büchen dar von zelt, des schôlen wir vil lâzen.

Veldeke ist es zuerst sichtbar, wie sich ein erregtes Innere, das eine Nahrung für die Seele sucht, gegen jede Weitläufigkeit und Kleinlichkeit sträubt; er lehnt daher ausführliche Beschreibungen von Städtebau und dergleichen, was nichts für Gefühl und Empfindung bietet, ab, auch wenn es sich noch in seiner wälschen Quelle vorfand. Wenn man sich diesen Zug leicht erklärt, so wird es dagegen schwer, sich in die Schwachherzigkeit zu finden, mit der man entschädigt werden soll. Alle Spielereien und Tändeleien, die man sich etwa im Minneliede gefallen läßt, drängen hier im ernsten Epos die bedeutendsten Stellen hinweg. Ueber den närrischen Tod der weisen Dido weiß sich der gute Heinrich nicht genug zu verwundern; ein Tod aus heiler Haut wäre ihm wohl viel natürlicher vorgekommen, weil er dergleichen in britischen Gedichten gelesen haben konnte. Aber mit welcher Wichtigkeit und Liebe wird dagegen behandelt, wenn Anna die Dido nach ihres Geliebten Namen fragt und sie ihr antwortet, er heiße E — und n e — und ehe sie sprach a s, hätte die kluge Anna schon gewußt, wer es war! Die Naivetät hat doch auch ihre Grenzen, und hier überschreitet sie sie offenbar, so lieblich sie diesem Dichter sonst ansteht. Wie gerne läßt man dem Lambrecht einmal die Versetzung der alten Namen, Titel, Sitten in neue Zeit hingehen, da bei ihm doch das Wesen gewahrt ist, aber hier weiß man nicht anzufangen noch zu enden, wenn man diese Verflüchtigung jeder Eigenthümlichkeit betrachtet, wenn man mit jener Festigkeit des Oertlichen im Virgil dies Nebelland vergleicht, mit jener heldenmäßigen Dido diesen gestaltlosen Schatten, mit jener zerquälten, vom Gott beseelten Sibylle und der schaurigen Wirkung ihres Erscheinens diese Hexe des Veldeke, die den frommen Aeneas auf seinen guten Tag hübsch freundlich empfängt und sich traulich mit ihm unterhält; mit jenen greulichen Göttern der Zwietracht, die das Land aufstürmen gegen die Troer, dieses Gekeif der hausherrischen Frau des Latinus; mit dem blutdürstigen Polterer Turnus beim Virgil diesen Schwätzer des Veldeke; mit dem Hirsche, der dem Schicksale dient beim Virgil, den Kunststückmacher des Deutschen. Wir gehen hier durch die Hölle, wie durch einen Spaziergang; Charon und Cerberus, die ewige Finsterniß und der Pechqualm der Hölle ficht uns nicht an, denn im trocknen Bericht führt uns der Erzähler vorüber; er selbst hat keinen Begriff von dem was er erzählen soll, er bestaunt das selbst, dessen Schilderung dem Hörer Erstaunen auspressen soll, fürchtet die Grauen, die der Leser nicht empfindet, und redet von einem Entsetzen, das Niemand theilt. Was man dem Virgil selbst geschenkt und erlassen hätte, Beschreibungen der Heere und der

Helden, das findet hier Eingang; was uns dort begeistert, wie die Episode von Nisus und Euryalus, das geht hier kalt vorüber. Wenn dort die kleine Malerei immer auf wichtigen Gegenständen ruht, so ist es hier die Farbe eines Pferdeohrs (das Aehnliche findet sich im Wigalois), das Kleid einer Heldin, das Bett eines Helden, die Begräbnißstätte der Camilla sammt der brennenden Lampe, was hier die Beschreibungslust des Dichters reizt. Im Virgil dünkt man sich in einer alten aus dem Schutt aufgegrabenen Stadt zu wandeln, die aus jedem Stein stumm zu uns spricht und große Ruinen erhalten hat; hier geht man träge und getäuscht zwischen wüsten Trümmerhaufen, unter denen uns ein gutmeinender, eingelernter, abergläubiger, auf seinen Unsinn stolzer Cicerone mit endlosem Geschwätze und Fabeln fast zur Verzweiflung bringt.

Aber wenn doch diese Aeneide gar so ein elendes Machwerk ist, woher kam es denn, daß Rudolf von Ems gerade dies Gedicht als den Vorläufer aller Ritterdichtung, daß Gottfried den Veldeke als einen vortrefflichen Dichter auszeichnet, und daß die Besten, daß selbst der spottsüchtige Wolfram von Eschenbach in dies Lob einstimmt und Alle eine gleichmäßige Bewunderung für Veldeke an den Tag legen, die sich untereinander oft so feindselig befehden? Man könnte sagen, es sei dies darum natürlich, weil der Mensch lieber zum Preise eines unschädlichen Verstorbenen, als eines gefährlichen Nebenbuhlers geneigt ist und daß auch das Aeltere und Unvollkommenere, schon eben weil es älter ist, zur Nachsicht auffordere. Und das Verdienst, die Bahn gebrochen zu haben, ist auch eben das Verdienst, um das ihn alle die späteren Dichter vorzüglich preisen[277]). Wie dies aber zu verstehen sei, kann man auf mehrere Weise fassen. Denn nach der Strenge des Wortes ist er weder der erste Dichter, noch seine Aeneide das erste Gedicht, welches den Reihen der ritterlichen Dichter und Dichtungen führte. Man dürfte eher sagen, er sei unter den Uebersetzern einer der früheften gewesen, und habe sich dadurch Dank erworben, daß er der Flut französischer Romane Thür und Thor in Deutschland geöffnet. Wenn man bedenkt, daß damals die Dichtung fast nur auf Unterhaltung abzweckte, daß unter Hunderten von Dichtern kaum Einer aus innerem Drang, die meisten nur aus der

277) Die Stelle aus Gottfried ist bekannt genug. Tristan 120, 18 ff.

Er inpfete daz êrste rîs
in tiutischer zungen, dâ von sît este ersprungen,
von den die bluomen quâmen, dâ sî die spæhe ûz nâmen
der meisterlichen fünde u. s. w.

Vgl. Wolfram im Willehalm 76, 26 ff.

guten Meinung, der Geſellſchaft einigen neuen Stoff zu liefern, dichteten, daß gerade das, was aus dem Inneren der Nation hervorquoll, das Volksepos, damals verfallen war; wenn man ſieht, wie ſelten der neue Stoff und die Handſchriften der fremden Dichtung damals noch in Deutſchland waren; wenn man erwägt, wie wenig Anſprüche ein Geſchlecht zu machen pflegt, das erſt eine dichteriſche Literatur werden ſieht und ſich zu ſchonender Ermunterung aufgefordert fühlen müßte, wenn es auch nicht innerlichſt aus lebhafter Theilnahme und Begierde nach Neuem auch das wenige Langweilige verſchlänge, ſo lange es keinen beſſeren Maßſtab kennt; wenn man endlich hinzu nimmt, wie die ſpäteren Urtheile allerdings aus der Rückſicht fließen konnten, die Veldeke's größeren Schülern oder Nacheiferern Ehrfurcht vor dem alten Meiſter einflößte, ſo ſieht man leicht, daß das ganz zufällige äußere Verdienſt der Erſte zu ſein ſo klein und unbedeutend nicht war.

Doch dies iſt immer in ſeinem Primate das Geringſte; das Weſentliche iſt, daß Er als Laie und Ritter die Eigenheiten der geiſtlichen und der Volksdichtung ablegte und zuerſt am entſchiedenſten die höfiſche Kunſt einführte, was damals im Gegenſatze zu unſerer neueren Zeit eine ähnliche Wirkung hatte, wie Leſſings umgekehrtes Uebergehen von dem herrſchenden vornehmen Bombaſt auf den Volkston. Der inneren, geiſtigen, ſittlichen Wirkung nach war jene große Veränderung, durch eben dieſen Gegenſatz, ſo ſchädlich, wie dieſe neuere, die wir entgegenſetzend vergleichen, gedeihlich war. In der ganzen epiſchen Dichtung des 12. Jahrh. ſtanden wir bisher auf einem Boden, der die erſten Anſtrengungen zu einer neuen Bildung macht, die immer und überall mehr Reize haben, als jene anderen, welche zur Behauptung einer bereits errungenen Blüte angewandt werden. An dieſer geiſtigen Bewegung nahmen alle Stände wetteifernd Theil, alle möglichen Geſchmacksrichtungen, die verſchiedenſten Stoffe waren vertreten, die nach der Feſtſtellung des Intereſſes an der franzöſiſch-britiſchen Dichtung nicht alle fortgebildet wurden. Der Geiſt der Dichtungen wies überall noch auf die älteren heroiſchen Zeiten zurück, Alles trug das Gepräge jener kräftigen Tage Friedrichs und Heinrichs, in denen ſich die vaterländiſche Geiſtlichkeit dem Ritterſtande, wie die Kriegstugend der Frömmigkeit zubewegte; und während die geiſtlichen Dichter überwältigt erſchienen von dem Geiſte der weltlichen Gedichte, mit denen ſie ſich befaßten, während das Kriegeriſchſte, was wir in der Dichtung des 12. Jahrh. beſitzen, in den Gedichten der Pfaffen Lambrecht und Konrad geſucht werden muß, ſo ſtößt man umgekehrt in dem Kreis der ritterlichen Dichter, nachdem die Uebernahme der Kunſt-

pflege in diesem Stande entschieden war, auf eine schlaffere Gesinnung und eine weichlichere Richtung, die man im Gelehrten- mehr als im Kriegerstande suchen würde; man stößt auf ritterliche Umsetzungen jener älteren pfäffischen Epen, die an zierlicher Form fortschreiten, aber an Kern des Inhalts und der Gesinnung unendlich verlieren. Die Einfalt der Vorstellungen war in jenen älteren Gedichten größer, die Gewandtheit des Gedankens und des Ausdrucks geringer, die sich in feinerem geselligen Verkehr erst ausbilden konnte, aber mit dieser Einfalt ging dann auch der alterthümliche Reiz jenes geharnischten Stiles und der Nachklang der Volksdichtung verloren, der bei Lambrecht und Konrad so anziehend ist. So büßen wir auch in der Sprache bei dem Uebergang, der im 11. und 12. Jahrh. vom Alt- zum Mittelhochdeutschen gemacht wird, an Reichthum und Fülle der Formen so viel ein, wie wir an Glätte und Geschmeidigkeit durch jene Auflösung, Verschleifung, Gleichung der Endungen und Beugungen gewinnen, wodurch die verfeinerte Verskunst der ritterlichen Dichter erst möglich ward. Hier aber, in Vers und Reimkunst, und in der Feststellung und Ausbildung der hochdeutschen Mundart ist der Gewinn, den die Feinhörigkeit der vornehmen, höfischen Kunst unserer Dichtung brachte, unbestreitbar und ihr Verdienst einer uneingeschränkten Bewunderung werth. Von Seiten seiner Sprache gehört Veldeke noch der alten Zeit an; die Aeneide ist von Eigenheiten der niederdeutschen Mundart noch voll, so daß sie in den Zeiten, wo alles unrein Gereimte, in Frankreich eben so[278]) wie in Deutschland, umgereimt ward, ins Hochdeutsche (wie in der Münchner Handschrift) umgeschrieben wurde. Dagegen in Vers und Reimkunst ist Veldeke der erste Gesetzgeber der neuen Kunst. Fast alle Dichtungen des 12. Jahrh. folgen noch der Willkür einer ungebundenen Kunstweise; die Verse waren nach dem natürlichen Gefühle gebaut, die Reimpaare verbanden nach dem Gefallen des Ohrs auch bloße Assonanzen, und diese oft von sehr entferntem Anklang. Veldeke führte zu reineren Gesetzen über und hierin hatte er kaum in Eilhart und in dem Dichter des Pilatus, und nur für die einfachen erzählenden Verse, Vorgänger. Hier hat er dasselbe Verdienst, wie in Südfrankreich Pierre d'Auvergne (1140—50), mit dem die Provenzalen ihre feinere Kunstperiode eben so beginnen,

278) Chanson d'Antioche. ed. P. Paris. 1848. I. p. LIX. Was die Aeneide angeht, so schließt der neueste Herausgeber aus der Schlußrede (352, 19 ff.), daß das von Veldeke in seiner niederrheinischen Mundart begonnene Gedicht in Thüringen um 1184—6, vielleicht unter seinen Augen, in die thüringische Mundart umgesetzt sei, unter Beibehaltung vieler niederdeutscher Eigenheiten.

wie unsere Ritterſänger mit Veldeke. Er gab zuerſt dem Verſe melodiöſe Weichheit und zarten Fall, und in die kurzen reimgepaarten Verſe, die wir in unſerer Dichtung höher hinauf (bis in den Anfang des 11. Jahrh.) verfolgen können als in der franzöſiſchen, wo ſie erſt nach der Mitte des 12. Jahrh. gebräuchlicher wurden, brachte er jenen periodiſchen Fluß, der für die leichtere Erzählung wie für die Darſtellung gegenwärtiger Sitten unabweisliches Bedürfniß war, und den der alliterirte Vers und die Strophe des alten Volksgeſanges nie geſtattet hätten; und hierin konnten ihm die höfiſchen Dichter der Franzoſen, Chrétien und Raoul, ſchon Muſter und Meiſter ſein. So brachte er auch Geſetz, Regelmäßigkeit und Reinheit in die Reime. Nimmt man das Niederdeutſche zur Erklärung ſeiner ungenauen Reime in der Aeneide zu Hülfe, ſo werden (nach Grimm) ſeine Reime faſt ſämmtlich regelmäßig. Zu der vollendeten Verfeinerung der Vers- und Reimkunſt forderte übrigens erſt das lyriſche Lied auf; auch da ſteht Veldeke voran. Die Vergleichung lateiniſcher und franzöſiſcher Muſter lehrte hier, neben und an die Stelle des willkürlichen Wechſels von Hebungen und Senkungen zuerſt regelmäßige Versmeſſung und jambiſche, trocheiſche, dactyliſche Maaße einführen; der ſchärfere Unterſchied zwiſchen klingenden und ſtumpfen Reimen, der im epiſchen Gedichte noch unbeachtet blieb, ward hier ein Bedürfniß; die überſchlagenden und verſchlungenen Reime nöthigten zur völligen Reinheit des Bandes. In allen dieſen Künſten iſt Veldeke nicht dem Range, aber der Zeit nach der Erſte.

Was aber unſerem Dichter wohl noch mehreren und größeren Beifall erwarb als ſeine neue Reimkunſt, das war die Einführung der Minne in der Weiſe, wie das Minnelied damals dieſen Gegenſtand behandelte. In der Aeneide füllen einen großen Raum die Epiſoden von der Lavinia und des Aeneas Liebe, und die Geſpräche zwiſchen der Liebenden und ihrer Mutter, die ſie dem Turnus zu vermählen denkt. Was auch Veldeke hier in ſeinem franzöſiſchen Buche gefunden haben mag, dieſe Stellen werden, wenn nicht völlig dem Stoffe, doch ganz der Behandlung nach, ſein Eigenthum ſein, und dieſe Stellen ſind im Gedichte mit ſolcher Vorliebe behandelt, daß man wohl ſieht, es gilt eigentlich nur um ſie; ſie ſind das, was dem Zeitgeſchmack anpaßt und dem das Uebrige als trockne Zugabe anhängt; ſie ſind das, was dem Buche befriedigte Leſer verſchaffte[279]) und was Gottfried (Triſtan 120, 8) zu dem Ausruf

279) Schon Herbort ſpricht von der Aeneide als ſehr bekannt. Im Wigalois ſcheint in der Stelle, wo die Königstochter von Perſien ſich von einer Jungfrau die Aeneide vor-

echtigte, wie wohl der Veldeke von Minne geſungen habe! Und in
That, dieſer Ausruf iſt nicht bloße Redensart, ſondern wahrhafter
nſt. Abgeſehen von den Spielereien, die mit unterlaufen, hat die
tſche Dichtung jener Zeit gewiß Weniges an Lieblichkeit, an inniger
ſchuld und Naivetät dieſen Geſprächen der Lavinia und ihrer Mutter
vergleichen. Man möchte glauben, daß dieſe Stellen nicht allein im
os vielmal nachgeahmt wurden (denn hier iſt's unleugbar), ſondern
ſie auch die Vorläufer von den Minneliedern des ähnlichen Inhalts
ren, wo im Geſpräche mit ſich oder Anderen das Weſen der Liebe zu
ründen geſucht wird. Wir werden Gelegenheit haben, auf dergleichen
chahmungen ſpäter zurückzukommen und werden bemerken, wie ſchnell
ſer Ausdruck unbefangener Unſchuld verloren ward und wie vergebens
ſt namhafte Dichter ſich abmühen, auf dieſe Reinheit zurückzukommen.
es iſt auch der Hauptgeſichtspunkt, den man feſthalten muß, wenn
n die Liebespoeſien der Ritter beurtheilt: die Blüte der Ritterzeit und
chtung, ſo plötzlich, ſo neu, wie der ganze Aufſchwung des Staats-
ens in Deutſchland unter Friedrich I., mußte in ihrer erſten Ent-
tung von einem Glanze, von einer Lebendigkeit und einem Reize des
rkehrs begleitet geweſen ſein, der ſich unmöglich lange erhalten konnte,
mit der Kraft des heroiſchen Kaiſers ſelbſt verloren ging und an
ſen Stelle dann bei den Beſſeren eine um ſo größere Sehnſucht nach
entſchwundenen Herrlichkeit trat, je tiefere Eindrücke und Erinnerungen
e glanzvollen Reichstage (wie der in Mainz 1184) hinterlaſſen hatten,
en Gleichen Deutſchland weder je vorher noch wieder nachher ſah
d auf deren Pracht ein Guyot (Bible, V, 278), alſo ſelbſt die Fran-
en, wie auf die gute, alte, goldene Zeit zurückſahen. Der ſchnelle
echſel von der erſten Begeiſterung, welche die neue Geſelligkeit durch-
ung und rein und unſchuldig hielt, zur größeren Freiheit und zu jeder
t Ausartung liegt in der Natur der Sache ſelbſt, und namentlich der
ngang mit den Frauen konnte, wie die Menſchen ſind, wohl unter
nzelnen fortwährend veredelnd wirken, mußte aber die Sitten ſehr bald
n Uebeln kehren und wir dürfen uns weder wundern, noch müſſen
r es anderswohin zu deuten ſuchen, wenn wir ſo bald die nächſten
chter, einen Wirnt und Walther, über den Verfall aller ritterlichen
cht ſich beklagen hören. Wenn dieſe Männer der ſpäteren Zeit den
ldeke aufſchlugen, der die Herrlichkeit des großen Friedrich geſehen,

---

n läßt, der Vers 73,18. „als ez iu ofte ist geseit“ große Verbreitung eben dieſes
ches von Veldeke anzudeuten.

von der ihnen höchſtens die Jugenderinnerung etwas im Gedächtniß g
halten hatte, wenn ſie ihn in freudigem Behagen mit ſeiner Zeit verſöh
ſahen, während ſie der ihrigen gegenüber ſchon in Unmuth verbitte
ſind, wenn ſie, was mehr iſt, in den Liebesſcenen der Aeneide den volle
Ton des Herzens vernahmen, den ſie ſelbſt nur noch ſelten im kleine
Liede trafen, ſo mußte gewiß der, zu dem dieſe reinere Sprache noch Ein
gang fand, von dem ehrwürdigen Alten begeiſtert und für ihn zur B
wunderung hingeriſſen werden, der ihm ein Vertreter des wundervolle
Lebens unter Friedrich war, einer Zeit, auf die eben die nächſte Zukun
auch in allen anderen Verhältniſſen ſchon ſchmerzlich zurückblicken lie

Die beiden Dichter, die nach dem Vorgange Veldeke's in der Näh
des Landgrafen Hermann verwandte Gegenſtände des Alterthums b
handelten, waren, nach dem Ausdrucke des Einen, „gelehrte Schüler.
Albrecht von Halberſtadt war Scholaſticus in Jechaburg[280])
ſeine Bearbeitung der ovidiſchen Verwandlungen (1210) iſt verloren; di
ritterliche Geſellſchaft ſchien dem nicht rittermäßigen Stoffe wenig Ge
ſchmack abzugewinnen, meint J. Grimm, und habe das Gedicht, wi
Blickers Umhang, der ähnliche Fabeln der alten Welt behandelt habe
wird, vielleicht darum vergeſſen; kein Dichter der mittleren Zeite
erwähnt es. Im 16. Jahrh. hat es Wickram gedankenlos in die bäuri
ſche Manier und Sprache ſeiner Zeit (Mainz 1545) überſetzt, mit Bei
behaltung von Albrechts altem Vorwort. Jacob Grimm hat ſich die
Mühe gegeben[281]), aus der roh entſtellten Arbeit Wickram's der Dich-
tungsweiſe und Sprache Albrechts auf die Spur zu kommen: er hatte
Ovids Erzählung treu, ohne Einſchaltung eigener Gedanken, verdünnend
und abkürzend überſetzt, und aus dem Urterte ſelbſt.

Dagegen dichtete Herbort von Fritzlar[282]) nach franzöſiſcher
Quelle. Er konnte nach den Anführungen in Lambrechts Alexander
(V. 1489) ſchon ältere deutſche Trojanerlieder vor ſich haben, auf die
ſich auch Veldeke ſchon beziehen durfte; es ſcheint auch, daß Herbort
ſelbſt in ſeinem Gedichte (V. 60, 61, 71 ff.) auf ſie hinweiſt; übrigens
folgte ſein Werk im Allgemeinen dem franzöſiſchen Trojanerkriege von
Benoit von Sainte-Maure, mit dem der gelehrte junge Dichter deſſen
Vorlagen, den Dares Phrygius und Dictys Cretenſis, oder vielmehr

280) Haupts Zeitſchrift 8, 10. 464.

281) Ebd. 8, 397 ff.

282) Herborts von Fritzlar liet von Troye. ed. Frommann 1837.

deren lateiniſche Uebertragungen verglich[283]), die unter dem Namen der Cornel. Nepos und Lucius Septimius gehen. Wir verweiſen über dieſe apokryphen Quellen der Trojanerſagen auf die neueſten Ausgaben und Unterſuchungen der Philologen[284]), und auf die Einleitung des Herausgebers von Herborts Liede. Der deutſche Dichter hat ſich ſichtlich nach Veldeke gebildet, doch mag zugleich der Ton der älteren Troerlieder, den man ſich verwandt mit dem des Alexanderliedes denken darf, auf ihn eingewirkt haben, ſo daß ſein Gedicht zwiſchen Lambrecht und Veldeke eine merkwürdige Mitte hält. Er hat nichts von dem ſchöpferiſchen und dichteriſchen Geiſte Beider, iſt aber durch die eigene Miſchung von Altem und Neuem, durch die Empfänglichkeit, mit der er die Züge der älteren Darſtellungsweiſe zugleich neben die der Veldeke'ſchen ſtellt, ohne auch nur den Verſuch einer Verſöhnung beider Manieren zu machen, ganz eigenthümlich. Er hat nichts mehr, weder von dem freieren Reim, noch aber auch von dem ſchönen und freien Vortrage des Lambrecht; er folgt ſeinem wälſchen Texte, welcher ihm durch den Grafen von Leiningen unter Vermittlung Landgraf Hermanns zukam, ſo weit man vergleichen kann, im Inhalte treulich nach; von wörtlicher Ueberſetzung iſt natürlich nicht die Rede. Abweichungen gibt dem Herbort hier und da ſeine feinere ſittliche Geſinnung ein, wie er denn gleich im Anfange ſich ſcharf erklärt gegen das Lob, welches das wälſche Buch dem untreuen Pelias zolle, was ſeinem Herzen widerſteht, indem er nie einen untreuen Mann loben will, und ob ſich auch alle anderen Tugenden in ihm vereinten. Dann aber machten ihm auch andere Stellen Schwierigkeiten durch ihren bloßen materiellen Inhalt; es findet ſich in ſeinem Werke eine merkwürdige

283) V. 62.

Wil ich die formen merken,
sô mûz ich drîsinnic sîn; ein ist kriechisch, ein latîn,
und des welschen bûches ein; zwischen den lesten sinnen zwein
nim ich nû den dritten, und folge im sô mitten,
daz er mîn rehte geleite ist, an des tûtschen bûches list.
Nu hânt ez ander lûte gemachet mê ze dûte,
den ist ez vil wol gelungen etc.

284) Die Ausgaben von A. Deberich. Bonn, 1837. — Benoit giebt in ſeinem Gedichte (ſ. Keller's Romvart p. 88 ff.) die fabelhafte Geſchichte von der Auffindung des Daretiſchen Werkes in Athen ausführlicher, als die Zuſchrift an Salluſt vor dem lateiniſchen Dares, der auch nur der Auszug eines weitläuftigeren Werkes ſein kann, wie er uns vorliegt. Nach P. Paris giebt es in der Nat.-Bibl. in Paris eine Handſchrift des 10. Jahrh. (Manuscrits Fr. 1, 71), die mit Benoit ſtimmt, und vielleicht ausführlicher iſt.

Stelle, die deutlich zeigt, wie ſchwierig die Anfänge der Dichtung in jenen Zeiten ſelbſt für gelehrtere Schreiber waren. Er findet dort (V. 14150) eine ſchwere Rede in ſeinem Texte, an deren Ueberſetzung er ſehr ungerne Hand legt, wie auch Wace und die erſten Trouvères manchmal über Schwierigkeit des Ueberſetzens klagen. Die Scham aber, ſeines Vorgängers Text zu verlaſſen und die Furcht vor Vorwürfen überwiegt und bewegt ihn, ſich an die harte Arbeit zu machen. Dieſe ſchwere Rede iſt nichts, als ein geographiſcher Abſchnitt, aus der Kosmographie des Julius Honorius entlehnt, eine kleine Abhandlung über den Ocean, die Erde, Länder und Flüſſe, im Grunde ein ſehr einfaches Ding, das man wohl allerdings, wie Herbort ſagt, hier hätte entbehren können, das aber doch auch einem Anfänger, der ſich Dichtens verſuchen wollte, keinen Anſtoß und keine Schwierigkeit hätte machen müſſen. Unſer Herbort hat aber auch wirklich wenig Beruf zum Dichten und es iſt Schade, daß damals und im ganzen Mittelalter die Anſicht herrſchte, die dieſer geradezu ausſpricht, daß es nichts auf ſich habe, wenn auch einmal ein Dichter als fünftes Rad am Wagen mitlaufe. Das Mittelmäßige iſt überall das Verderblichſte und mußte es damals noch mehr ſein, als noch die Flut der Dichtungen nicht ſo ungeheuer war, wie in unſeren Zeiten, wo man unendlich vieles Mittelmäßige überſehen muß, weil es nicht möglich iſt Alles zu leſen. Mit welcher Geſchmackloſigkeit hier neben einander die neue Empfindſamkeit und die alte rohe Kraft liegt, iſt ergötzlich zu leſen. Beſchreibt Herbort den Zorn des Hercules auf Laomedons Botſchaft, wie ihm der Schweiß aus den Augen rann, wie er die Zähne knirſchte, die Augen rollte, ſeine Haut ſich runzelte, ſeine Stirne faltete und ſeine heißgrimme Stimme donnerte, ſo hört man die Gewalt altnordiſcher Dichtung; dann muß man die Selbſtgeſpräche der liebenden Zauberin Medea daneben leſen, ganz in der klügelnden Liebesſophiſtik dieſer Zeit, und man muß nicht unbemerkt laſſen, welch eine rohe Art den Hof zu machen dem ritterlichen Jaſon hier noch eigen iſt, die man nicht näher bezeichnen kann. Die kurzen kräftigen Züge von Herborts Schlachtmalerei ſuchen den Lambrecht an Wirkung zu überbieten und bleiben dadurch zurück; ſeine Schilderung von Kämpfen, von Wunden, von den Leichen, die mit verdrehten Augen, mit blutbeflecktem Schädel, Hirn, Haare und Ohren mit Blute gemiſcht liegen, gehen aufs Gräßliche aus, eine auffallende Erſcheinung unter jenen Dichtern. Dagegen iſt wieder das allmählige Liebesverſtändniß zwiſchen Helena und Paris, im Veldeke'ſchen Tone, einfach und nett. Ganz deutſche, ganz heimatliche Züge miſcht er unter das Fremdeſte, und die Art, wie er das

Alte in die neuen Sitten übersetzt, ist schon ganz eigen. Die Medea läßt hier den Jason schon feierlich eine viermalige Eidesformel wiederholen; der Thurmwächter sitzt hier schon auf dem Thor und singt sein Tagelied in den Saal der Ritter. Die Kämpfe, die verschiedenen Schlachten erscheinen hier schon ganz in der Ausführlichkeit und mit der Mischung ächter Heldennamen mit erdichteten, welche letztere den anglonormannischen Dichter verrathen, und mit Zweikämpfen, die offenbar aus der Karlssage oder dem ächten Homer entlehnt sind, und wie sie später in der Alexandersage und im Titurel erscheinen. Dazu kommt die eigne Freude an Beschreibung von Gräbern, Bildsäulen, Mosaikwerken und dergleichen, welche die Eindrücke verrathen, die nordische Kreuzfahrer aus dem Süden, aus Konstantinopel mitbrachten, wo ja die Kaisergräber ein so willkommener Gegenstand der Plünderung wie die Kunstwerke zur Zerstörung waren. Manchmal meint man, eine zarte Seele leuchte aus dem Dichter, wie wenn er den Achill über Hektors Leiche ihm sanft Segen nachwünschen läßt, dann greift wieder erschreckend die Stimme der größten Rohheit durch, wie wenn Andromache nach dem übrigens ganz verwischten Abschiede von Hektor, weinend und verzweifelt sich gegen Priamus kehrt und ihn mit den scheußlichsten Schimpfwörtern, die kaum nachzuschreiben sind, wie eine Furie überfällt. Wenn Lambrechts Alexander durchweg eine feste, männlich ruhige Kraft athmet, und die Zeit ausspricht, wo Deutschland in ehrwürdiger Größe unter dem zweiten Hohenstaufen glänzte, so leitet dagegen Veldeke ganz auf die weichere Folgezeit über, die das Heroische ganz aufgibt; im Herbort aber spiegelt sich eine Zeit der Verwilderung, wie die der Gegenkönige Philipp und Otto war, und in ihm erscheint eine gleichsam erzwungene Kraft und die unnatürliche Anstrengung eines Jünglings, der zwischen zügelloser Kraft und Weichheit, zwischen Geschmack und Gemeinheit getheilt und von Ungleichheiten voll ist.

V.

Blüte der ritterlichen Lyrik und Epopöe.

1. Minnegesang.

Bis hierhin haben wir gesehen, wie das Epos in seinen Entwickelungen aus den Händen des Volks und der Geistlichen in die des Ritterthums überging. Ehe wir seine höchste Ausbildung in diesem

Stande betrachten, ſchieben wir einen Abſchnitt über die ritterliche Lyrik ein, eine Gattung, innerhalb welcher wir zuerſt die Pflege der Dichtung ausſchließlich auf dieſen Stand übergegangen finden.

Alle Lyrik läßt ſich in die zwei großen Hälften ſcheiden, nach denen ſie entweder an die epiſche und dramatiſche Dichtung angelehnt, oder auf ſich ſelbſt ruhend erſcheint, falls man dieſen letzten Ausdruck überhaupt von einer Dichtungsart brauchen kann, die, wo ſie am meiſten unabhängig iſt, am innigſten ſich mit der Muſik verwebt, und in unverkünſtelten Zeiten immer untrennbar von der Muſik war. Auch jene erſte Hälfte kann nur inſofern lyriſch heißen, als ſie geſungen gedacht wird; eine dritte Gattung lehrhafter Verſtandespoeſie, Sprüche, Räthſel, Sinngedichte u. dergl. konnte nur der Lyrik zugetheilt werden, weil man eine eigene Gattung lehrhaft-ſatiriſcher Dichtung nie klar abgeſchieden hat. Jene epiſch-dramatiſche Lyrik erſcheint am Anfang des Epos als Rhapſodie überall nach der Erweiterung ſtrebend, die ihr in der Epopöe zu Theil wird; am Ende der epiſchen Entwickelungen kehrt ſie wieder und ändert ſich leiſe, nach Abſchluß und Vollendung einer beſtimmten Handlung ſtrebend, in die Ballade und Romanze um, als welche ſie die darſtellende Dichtung, das Drama, einleitet. Ihre Form iſt immer erzählend, ihre Richtung nach der Vergangenheit, wie ſehr auch die Darſtellung vergegenwärtigend ſein möchte. Der andere, unabhängigere Theil der lyriſchen Dichtung aber ruht auf der Gegenwart; die dichtende Perſönlichkeit theilt ihm die Farbe mit, es möchte auch Form und Darſtellung noch ſo epiſch oder auf die Vergangenheit gerichtet erſcheinen. Auch dieſe Lyrik aber wird da, wo ſie ſich aus den Grenzen der Gelegenheitsdichtung bewegt, wo ſie ſich ihrer ſelbſt bewußt eine Kunſtbildung in Ausſicht nimmt, leicht an eine Gruppe von epiſcher oder dramatiſcher Dichtung angelehnt erſcheinen. Nicht mehr, um deren erſte Anfänge zu bezeichnen, ſondern vielmehr ihre höchſte Spitze; nicht mehr, um die erſten Keime der Materie zu pflegen, ſondern um die Blüte der Ideen zu pflücken, die in dem Epos enthalten lagen. Unſere Lyrik in Deutſchland hat ſich immer ſo an die übrige gangbare Dichtung angelehnt; ihr faſt ausſchließlicher Gegenſtand war immer die Liebe, jener Mittelpunkt, um den ſich auch Epos, Roman und Drama beſtändig bei uns drehen muß. Das gemüthlich-unſinnlichere Liebesgedicht des 18. Jahrhunderts, das geiſtig-unſinnliche des 17., das gemüthlich-ſinnliche des 16. und das mehr geiſtig-ſinnliche des 13. Jahrhunderts entſprach jedesmal mit dieſen Eigenſchaften der Bildung des Romans oder der Epopöe, neben der es ſich aufpflanzte. Beide letztere Gruppen lagern am Anfang und Ende

des ritterlichen Minneromans oder Epos und sind durchdrungen von denselben Ideen; sie geben die Empfindungen, die die Handlungen jener epischen Stoffe natürlich begleiten, abgeschieden für sich. Wenn wir noch enger auf die Betrachtung des Verhältnisses der ritterlichen Minnelieder mit den Ritterepopöen zurückgehen, die hier unsere Aufgabe ist, so finden wir hier eine Durchdringung und Gleichmäßigkeit beider, ein gegenseitiges Tragen und Erklären, wie vielleicht nirgends sonst. Wir finden lyrische Eigenheiten und Eigenschaften im Epos, epische in der Lyrik, beide entlehnt, beide in verfehlter Anwendung. Gesang und Erzählung, Singen und Sagen ging um die gleichen Ideen um so mehr, als das ritterliche Geschlecht seine Gegenwart ganz in die epischen Stoffe, deren es sich annahm, hineingetragen hatte. Wir haben dies Wegrücken des Epos von seinem festen Boden vergangener Thaten, sein Vordrängen in die Ideen der jedesmaligen Zeiten, die es überkamen, schon oben verfolgt. Wir haben gesehen, wie es im 12. Jahrh. unter den mächtigen Einflüssen einer großen ungeheuer bewegten Zeit, durch Vorstellungen, Thatsachen, Personen und Färbung, die die Gegenwart in die alten Stoffe lose hineinflocht, gelitten; wir wollen jetzt sehen, welcherlei Ideen nothwendigerweise unter den neuen Gestaltungen der Welt und Geschichte durch die ritterlichen Thaten im Orient und die neue plötzliche Geistesbildung dieses Standes in aller Dichtung vorwalten mußten.

Das Zusammenrücken von Epos und Lyrik erläutern wir uns einfach aus den geistigen Richtungen der ganzen neueren Zeit. Es war die Bestimmung der neueren Kunst, das Innere des Menschen zu ihrem hauptsächlichsten Gegenstande zu machen: die geschichtliche Stellung der neueren Nationen, die auf der Bildung der alten Welt ruhen, bedingt dies. Zu frühe lernten sich die germanischen Nationen vergleichen, erhielten durch das Christenthum eine vielleicht zu schwere Nahrung für ihren beschaulichen Hang, empfingen zu zeitig Begriffe und Vorstellungen, denen sie nicht gewachsen waren, verloren zu frühe das Zeitalter physischer Entwickelung und heroischer Kraftübung, und mit dieser die Erinnerung an eine große Vergangenheit. Die Völker der alten Welt lebten, so lange sie ihre gute Natur behaupteten, nur im Rückblick auf ihr Alterthum, und ihre ganze Dichtkunst füllte sich mit dem Preis der alten Zeiten und der Thaten der Ahnen; die homerischen Gedichte lebten fort in steter Erneuerung und gestalteten sich mit jeder neuen Zeit vortheilhafter; indem sie Ein Stamm dem andern überlieferte und jeder sie natürlich nur in einer poetisch angeregten Zeit suchte und pflegte, so förderte dies nothwendig ihr Gedeihen ähnlich, wie wir es in der neuen

Welt an der Dichtung vom Reinhart Fuchs ſehen. Allein das heroiſche Epos des Mittelalters hatte dies glückliche Schickſal nicht. Statt ſich in ſich ſelbſt zu vollenden, ſahen wir es nach ſeinem erſten Entſtehen ohne Aufhören ſich erweitern und ganz gegen allen Vortheil mit den Zeiten ſo fortrücken, daß wir es bei jeder Umgeſtaltung mit der Gegenwart gleich ſtehend fanden. Das Epos, als eine Dichtungsart, die ſich mit der Vergangenheit beſchäftigt, was ihr allgemeinſtes und feſteſtes Kennzeichen iſt, hätte darum eben ſtets auf die Vergangenheit gerichtet bleiben ſollen; dann hätte ſich Alles zur Klarheit geordnet, die erzählten Begebenheiten hätten ſich lebendiger dargeſtellt, die Form hätte die Ruhe und das Gleichmaaß der alten griechiſchen Gedichte ſich wenigſtens in einem höheren Grade aneignen müſſen. Allein mit dem jedesmaligen Fortrücken der Perſonen und der Sitten in die Gegenwart der jedesmaligen Umarbeiter miſchte ſich etwas von der Unruhe und der Bewegung ein, welche immer die Theilnahme an dem Gegenwärtigen mit ſich bringt; es kam dadurch der lyriſche und dramatiſche Charakter in das neuere Epos, der den Werth deſſelben gegen das griechiſche ſo ſehr herabſetzt. Iſt die Vergangenheit das Element der epiſchen, ſo iſt die Gegenwart das Element aller lyriſchen Kunſt. Wenn wir nun fanden, daß ſelbſt im Volksepos, das die ruhmvolle Vergangenheit der Nation zum Gegenſtand hat, das Wegwenden von dieſer Vergangenheit ſichtbar ward, eben da, wo es am wenigſten denkbar ſcheinen ſollte; wenn wir uns erinnern, daß auch aller fremde und alte Stoff in die neue und deutſche Welt gerückt ward: Karl der Große, das byzantiniſche Zeitalter, das alexandriniſche, das homeriſche, wo wir uns überall mehr oder minder grell zwiſchen alter Erzählung und neuer Auffaſſung ſahen, ſo wird uns klar ſein, mit welcher Macht dieſes Geſchlecht in ſeiner ganzen Entwickelung der Gegenwart zuſtrebte, ſich der Gegenwart freute und nothwendig in einer Zeit ſo ungeheurer Bewegungen, wie die der Kreuzzüge, alles Alte herabwürdigen und unter ſich ſehen mußte. Die größte Selbſtgenüglichkeit mußte in dieſen Zeiten vom Allgemeinſten bis zum Beſonderſten herab nothwendig herrſchend werden. Seit der Völkerwanderung hatte es keine großen Nationalkriege in Europa gegeben; man ſah ſich bald nur als Chriſten den Nichtchriſten gegenüber; es gab keine Feinde, als im Oſten Franken und im Weſten Sarazenen; wenn altwaliſiſche Gedichte die neuwaliſiſchen Sänger an die alten Volkskämpfe mit den Sachſen erinnerten, wenn franzöſiſche Dichter von Karls Kämpfen mit den Sachſen erzählten, ſo hießen dieſe bei beiden ſchlechtweg auch Sarazenen; wenn der trojaniſche Krieg noch fürder feſſeln ſollte, ſo mußten (wie in der

Behandlung Konrads von Würzburg) Christen auf der Seite der Griechen, und Heiden und Muhamedaner auf troischer Seite erscheinen. Die Verachtung aber, mit der der christliche Stolz auf alles Ungläubige herabsah, war in jener Selbstgenüglichkeit der Zeit noch das Geringere. Die ganze Bildung der Zeit zog sich aber jetzt auf den Ritterstand zurück, der zugleich mit dem Verdienste der Beschirmung und der Erhöhung der Christenheit die sittliche, geistige und künstlerische Cultur an sich zu reißen begann, und zu dem christlichen Dünkel noch den des Standes, des Ranges, der feinen Bildung hinzubrachte. Unter diesem Stande handelte es sich wieder um Grundsätze, die sich einander sehr scharf gegenübertraten; dadurch war denn jedem Einzelnen nach Beruf und Fähigkeit die Gelegenheit gegeben, sich der allein Reine oder Gute oder Weise zu dünken. Alles also, die äußeren Verhältnisse und die inneren Zustände, wiesen den Einzelnen auf sich selbst und die damalige Welt auf die Gegenwart hin, der sie sich mit einer Zufriedenheit und einem Stolze erfreute, den man in allen Dichtungen und in allen Denkwürdigkeiten der Rittersleute so unverholen ausgesprochen findet, daß man wohl in aller Geschichte von einer solchen Selbstgefälligkeit im Leben und in der Schrift, in Völkern oder in Einzelnen kaum ein anderes Beispiel wird aufweisen können. Es war ganz unfehlbar, daß sich unter solchen Umständen ein glanz- und geräuschvolles Leben gestaltete und dies war besonders an den Orten der Fall, wo engerer Raum den Verkehr erleichterte und die Geselligkeit erhöhte; und an diesen Orten, wie in Spanien und Südfrankreich, trifft auch noch das Glück begünstigend hinzu. Der dortige Adel hatte bis zum Anfang des 13. Jahrh. an allen spanischen Küsten, im Inneren des Landes, in Afrika, im Morgenlande glücklich und glorreich gegen die Heiden gestritten; der Glanz seiner Thaten hatte die ruhmsüchtige Jugend aller Länder Europa's in seine Mitte gelockt; zuletzt hatte er das oströmische Reich über den Haufen gestürzt und ein lateinisches Kaiserthum gegründet. Zu Hause aber machte die Menge der kleinen naheliegenden Staaten, die Masse von Höfen, die an Glanz und höfischer Bildung wetteiferten, die große Zahl der kleinen, dem Charakter nach oft sehr achtungswerthen Fürsten, (eine wahrhafte griechische Tyrannis), das öffentliche Leben ungemein mannichfaltig, im höchsten Grade reizend und blühend; die Nachwirkung der massilisch-griechischen Bildung und der späteren römischen Schulen that das ihrige hinzu; zahlreiche Städte hatten in der vortheilhaftesten Lage (zur einen Seite nahe bei Rom, dem Heerde der Bildung und des Friedens, zur andern Seite nahe bei Spanien, der vielhundertjährigen Stätte des heiligen Krieges) Wohlstand

und Wohlleben erhalten und ausgebildet. So konnte es nicht fehlen, daß sich in diesen Gegenden gerade das Streben, die Gegenwart und ihren Reiz und Preis zu steigern, auf der höchsten Höhe zeigte. Hier keimte daher die junge lyrische Kunst der ritterlichen Geschlechter im Anfang des 12. Jahrh. am frühesten auf und schoß schnell zu üppigem Wachsthum empor. Sie that dies um so ungehinderter, als keine epische Dichtung ihr den Boden streitig machte. Die Provence hatte wegen ihrer Zertheilung, wegen des steten Wechsels der Stämme und der Bildung keine große und gemeinsame nationale Vergangenheit; die gothische oder fränkische Sage war ihr ein fremdes, sie bildete sich nicht zum Epos aus; die Provenzalen haben es in epischer Poesie nur ausnahmsweise über die kleinen Schwänke und Novellen gebracht, mit denen die erzählenden Jongleurs (noellaires) die Hörer belustigten. Der heiteren Gegenwart gehörte die heitere lyrische Kunst, und das Unglück der Albigenserkriege zerstörte nachher das Leben und die Dichtung hier plötzlich mit einem und demselben Schlage.

Ganz anders war die Lage der Dinge in Deutschland, als hier die ritterliche Lyrik nicht so selbstgewachsen wie die provenzalische aufsprang, sondern mehr auf den allgemeinen Anstoß von Frankreich von außen her angeregt ward. Hier war kein begeisterter Kampf gegen nah bedrohende Religionsfeinde; hier führte man Kriege in Italien für die Ehrsucht der Fürsten, die Deutschland den Rücken kehrten und die schönsten Kräfte des Vaterlandes für eine Sache vergeudeten, für welche Niemand einen Sinn haben konnte, der nicht die großen Entwürfe der Unternehmer zu überschlagen verstand. Hier war für die Kreuzzüge gerade zu der Zeit kein Herz und kein Sinn da, als sie mit der ersten warmen Begeisterung unternommen wurden, als Erfolg und Ruhm und Ehre dabei gewonnen ward. Sondern hier nahm sich der Sache zuerst ein nüchterner Kaiser an, nachdem er gleichsam durch einen Ueberfall von dem heiligen Kreuzprediger Bernhard dazu gezwungen worden war, in einer Zeit, wo der frischeste Eifer schon erkaltet, das erste große Unglück schon einschüchternd eingetreten war; und sein Zug kostete dem deutschen Lande ein großes Heer und seine Ehre. Und die zweite deutsche Wallfahrt kostete dem glänzendsten Herrscher, den damals Europa kannte, sein Leben und zog in Folge dieses Unfalls den frühen Regierungsantritt des dem Vater sehr ungleichen Sohnes, und nach dessen Tode jene unseligen Spaltungen im Innern nach sich, was Alles nur zu sehr geeignet war, hier das Leben und die Kunst in einer Trauer und einer Düsterheit zu halten, die gegen das fröhliche Gewimmel und die Unruhe in den romanischen Landen

möglichst abstach. Hier hätte man daher weder früh noch spät die jenen Zeiten angehörige Kunst ein gai saber nennen können. Hier wies Alles seit dem Verschwinden des schönen Schwungs unter Friedrich von der irdischen Glorie hinweg und hier trat daher so schnell jene Freude am beschaulichen Leben unter die Ritterschaft, und das Aufsuchen einer inneren Weihe ward dem sinnigeren Gemüthe ein quälendes Bedürfniß. Dicht neben diese Heiligkeit drängte sich dann, entsprechend der Art, wie Friedrich II. das Kreuzwesen behandelte, ein Leichtsinn und eine heitere Lebensphilosophie in einem Gegensatz, dessen ganze Schärfe wir nachher auch in der Dichtung werden erscheinen sehen. Dem Allem scheint es dann zu entsprechen, daß der ewige und stets wiederkehrende Inhalt des Minneliedes und des Epos in Deutschland der Gesang von Freude und Leid ist. Sie singen vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen, von der Liebe Lust und Leid, von süßer Maienblüte und bitterem Reife, der sie tödtet; sie klagen, daß Honig und Wermut, daß Hitze und Kälte, daß Fülle und Mangel, daß Blödsinn und Klugheit ewig auf dieser Erde wechseln. Man sieht daher auch im strengsten Gegensatze mit jener Selbstgefälligkeit, dem charakteristischen Merkmal dieser Zeiten, auf der anderen Seite Verachtung der Welt, Schärfe und Bitterkeit gegen die Sitten der Zeit, Wehmuth und einen Zug des Schmerzes über die Nichtigkeit der menschlichen Dinge Hand in Hand gehen. Dieser Inhalt nun widerspricht der Idee des Epos in dem Maße, als er dem lyrischen Wechsel der Empfindungen zusagt. Dieser Inhalt (joi e marimen) zeigt sich wohl auch einmal bei den Provenzalen, die bald auch in ihrer Geschichte Anlaß genug dazu fanden, allein er drang dort in keiner Weise so tief in das Gemüth noch in die Kunst. Diese beiden Gegensätze scheiden damals Nationen von Nationen; sie unterscheiden die provenzalische Lyrik von der deutschen; sie scheiden die Einzelnen unter sich, wie wir im Gottfried und Wolfram finden werden; sie scheiden einzelne große Individuen nach den verschiedenen Perioden ihres Lebens sogar in sich; es sind die Gegensätze jener heiteren, selbstvertrauenden, menschlichen Weltansicht, die sich wie die alte Sprache in jenen südlichen Nationen erhielt, und der düsteren, christlichen, die wir in jenen Zeiten in Deutschland siegen sehen. Auf diese Gegensätze werden uns alle möglichen Gesichtspunkte, aus denen wir diese Zeiten auffassen können, mit ewigen Abwechslungen zurückführen. Der Kampf dieser Gegensätze drängt sich in die Dichtung ein, und leiht der ritterlichen Epopöe die subjective, lyrische Farbe, der nur das Volksepos mehr widerstand, was dann die Spaltung zwischen

den Verehrern und Pflegern des einen und der anderen hervorbrachte. Wie konnte sich unter diesem Wechseln, diesem Schwanken, unter diesem ewigen Unfrieden ein Epos gestalten, das Ruhe, Besonnenheit und selbst eine gewisse Gleichgültigkeit fordert, die aus der Vergangenheit der erzählten Begebenheiten und dem Mangel an unmittelbarer Theilnahme fließt! wie konnte sich selbst eine Lyrik gestalten, die überall das Besondere liebt und Mannichfaltigkeit sucht, während sie sich hier von jener Einen Stimmung der ganzen Welt und des ganzen Geschlechtes, jener Stimmung zwischen Freude und Leid bestimmen lassen muß!

Diese Stimmung trägt vielleicht jede Zeit, die eine lyrische Dichtung pflegt. Aber man betrachte doch, wie sie nicht nur in Südfrankreich unter den vorhin angegebenen günstigeren Geschicken ward, man halte dagegen die Zeit, wo Griechenland seine Lyriker und seine Dramatiker erhielt, eben die Zeit, wo es, aus seiner Vergangenheit in seine Gegenwart rückend, seine umgebenden Verhältnisse besang, wo es aus kleinen Bestrebungen in Weltereignisse übertrat, und man erwäge, welch ein anderer Gesang aus den anderen Verhältnissen werden mußte. Die damaligen Kreuzzüge waren ein Kampf für Vaterland, Heerd, Weib, Kind und Götter und Recht und Sitte: von all dem klingen noch heute die Dichtungen in den wenigen Resten wieder, die wir übrig behielten. Die damaligen Riesenkämpfe fingen mit rechtmäßiger Vertheidigung an und endeten nach nicht allzulanger Zeit mit Umsturz des persischen Reichs, während die Kreuzzüge ausgingen von fanatischer Eroberung und endeten mit dem Verluste des Orients und Griechenlands; ein einziger Zug nach einem ungeheueren Erfolge dort, und hier ein einziger Zug nach einem furchtbaren Unglücke. Damals kämpfte Griechenland mit dem Weltreich des Ostens: weit entfernt den Gegner gering zu achten, wie die Europäer die Sarazenen, bewunderte es seinen Glanz, fürchtete zaghaft seine Macht und überschätzte ihn in Allem. Weit entfernt, einem verachteten Gegner zu unterliegen, errang es über den gefürchteten die glorreichsten Siege; weit entfernt, im Unglück verzagen zu müssen, wie die Christenheit unter den Siegen der Türken that, häufte es Ruhm auf Ruhm, und was bewundernswerther ist, es lernte nicht sich seiner Kraft und seines Glückes zu überheben, sondern der furchtbare und unerwartete Sturz der persischen Herrschaft hatte auf die Hellenen einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß sie aus dem Unglück der Feinde vielmehr Belehrung, als aus dem eigenen Glücke Uebermuth zogen, daß die Scheu vor der neidischen Gottheit und die große Erfahrung, wie Gott dem Menschen das höchste Glück oft zeigt, um ihn tiefer zu stürzen, über

die ganze lyrische und dramatische Kunst jene großartigen Ideen breitete, einförmig, wenn man will, aber zu groß, um je zu ermüden, und auf der andern Seite ein Thema von so allgemeinem Charakter, daß es alle menschlichen Verhältnisse in sich schließen konnte. Dies möchte das Freud und Leid der Neueren auch; nur daß das Maß von Glück und Unglück eine eben so subjective Sache, wie das Schicksal und seine Gesetze ewig unwandelbar ist; daß jenes den Menschen stets auf sich selbst, dieses auf Alle zugleich hinweist; daß eben hierdurch auf dem letzteren Wege nothwendig Reichthum des Geistes erworben wird, aber vielleicht Innigkeit des Gemüths verloren, die umgekehrt auf jenem ersteren Wege gewonnen wird, indem man des anderen verlustig geht. Die griechische Lyrik und Dramatik umschlingt daher alle möglichen menschlichen Beziehungen, der Minnegesang und das Kunstepos der Deutschen singt fast nur von der Liebe.

Aber nicht einmal so weit her brauchen wir, um die Verschiedenheit und die ganz einzige Eigenthümlichkeit des deutschen Minnegesangs anschaulich zu machen, die Punkte der Vergleichung zu holen. Der nur um zwei Geschlechter ältere Gesang der Troubadours zeigt schon auf den ersten Blick, welch eine merkwürdige Kluft zwischen beiden ist, die zwar sonst so viele Verwandtschaft und gleiche Quelle haben[285]). Mitten unter den ersten Thaten der Kreuzfahrer ertönt zwar auch gleich der erotische Gesang zur Laute, aber auch der Preis des Kriegslebens und ritterlicher Thaten, und der Graf Wilhelm von Poitou sang schon 1101, als er heimkehrte, Lieder von seinem unglücklichen Kreuzzuge. Nicht einmal brauchten sie so weit die Stoffe solcher ritterlichen Gesänge zu suchen; ein eben so heiliger Krieg war in der Nähe und dieser noch mehr als jener im Osten beschäftigte die heldenmäßigen Kämpfer, in denen die schönste kriegerische, christlich-ascetische Begeisterung für die Glaubenskriege brannte. Wer sollte es wohl glauben! unter so vielen Erzählern von heroischen Thaten bei uns kaum Ein Wolfram, dem einmal das Herz dabei für sein „Schildesamt" schlägt, während die Anderen alle (z. B. Hartmann) bei der wohligen Lectüre der Mähren auf die Werke der alten Helden so zurückblicken, wie wir etwa auf die Wunder der Legende[286])!

---

285) Ueber das Nähere vergleiche man das Werk von Diez über die Troubadours, und Fauriel's Geschichte der provenz. Dichtung.

286) Hartmann: Iwain 56 ff.

Dâ uns noch mit ir mære
sô rehte wol wesen sol,
dâ tâten in diu werc vil wol.

Unter Tausenden von Liedern unserer ritterlichen Minnesänger, unter allen Erzeugnissen eines ausschließlich kriegerischen Standes in Deutschland ist nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegerische Tugend des Ritters gepriesen wäre! Viele Kreuzlieder, die zu der heiligen Wallfahrt auffordern, aber keines, das es aus kriegerischem Triebe thäte! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertrand de Born, dem wohl auch die Frühlingsblumen und der Vogelsang lieb sind, aber lieber das Kampfspiel, das Schlachtgeschrei, die wiehernden Rosse und die fallenden Feinde, wer gibt nicht, wenn uns dieser ein kriegerisches Lied singt, die Liebesklagen unserer Minnesinger zu Hunderten dafür hin? So ferne liegt das Nächste in der wirklichen Welt unseren träumerischen deutschen Meistern, so sehr vergessen sie aller männlichen Tugend, um sich in Selbstquälereien aufzureiben! Alles was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, spiegelt sich in ihrer Kunst; nur weniges davon unter den Deutschen. Von Kriegslust, von Wetteifer, von Vasallentreue, von Ritterpflicht singt dort Jeder, der die Saiten zu rühren weiß; von Standesstolz und Haß gegen andere Stände glühte Castelnau, von Zorn über Juristen und Prälaten Bonifaz von Castellane, von Eifer gegen Rom und den Pabst Figueira. In Deutschland beschweren sie sich, daß man sie nicht an den Hof zöge, — aber was sollte man in einem Kreise, der zu handeln und nicht blos zu singen hatte, mit diesem Geschlechte anfangen? Aber in der Provence mußten sie an den Hof und ins Leben gezogen werden. Denn dort beurtheilten sie jede öffentliche Handlung, drängten sich mit ihren Sirventes in alle Verhältnisse, nahmen mit wüthender Leidenschaft Partei bei allen politischen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunst wünschenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politische Geschichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirksamkeit zu stoßen. In Deutschland kann diese Geschichte sie, fast nur mit Einer Ausnahme, gar nicht gebrauchen; den eigentlichen Minnedichtern, die in der eigentlichen Blütezeit der ritterlichen Lyrik die große Masse ausmachen, und von denen wir hier allein zu reden haben, sind die Sirventes, ist die Einmischung in das öffentliche Leben fast ganz fremd. Gegen einen oder zwei Höfe in Deutschland sind in der Provence die Schützer der neuen Kunst zu Hunderten, und man sollte meinen, unter so vielen Gegensätzen und Aehnlichkeiten der neu- und altdeutschen Entwickelung der Dichtung müsse man auch die hervorheben, daß wie damals das Fremde in Allem überwiege, so auch der Hohenstaufen Neigung nach dem Süden eben so viel geschadet hätte, wie in der neuen Zeit des großen Friedrich Vorliebe für

die französische Literatur. Jene Troubadours rangen in ihren Liebeswerbungen mit Königen und befehdeten die Throne mit ihrer politischen Widersetzlichkeit. Mit ihrer Kunst, eben weil Rangunterschied selbst unter diesen Dichtern war, haben sich manche emporgebracht aus dem Kreise von Handwerkern, Bürgern und Bauern, und das Talent förderte Findlinge und Waisen. Diese Dichter, voll von Lebenslust und Kraft, mischten sich froh und heiter in Alles, und Alles mußte sich ihren Angriffen, ihrem Lob und Tadel aussetzen. Von ihrem Leben, ihren Leiden und Freuden, von ihren Liebeshändeln, Eifersuchten, Kämpfen, Wallfahrten, sind ganze Bücher geschrieben worden. Man sage nicht, von den Deutschen wäre nichts dergleichen erhalten: es würde erhalten sein, wenn etwas dergleichen bestanden hätte; man sage nicht, es seien Fabeln, nicht einmal Fabeln haben sich von den Deutschen erhalten, es seien denn jene Verewigungen der Wolfram und Klinsor im Wartburgkrieg oder jener Meistergesang über der holdseligen Kunst Entstehung! Die französischen Dichter sind voll von Gelehrsamkeit und stets lebendiger Kenntniß; Religionsmeinung, Philosophie, Roman, Alles erscheint in ihren Gedichten. Als im Laufe der verschlimmerten Zeiten die Dichtkunst und die Schätzung der Sänger sank, da beginnt in Deutschland im lyrischen Gesang jenes ewige Jammern der Konrade, der Zweter und wie sie alle heißen; allein in der Provence steht ein Pierre Cardinal auf, ein derber Sittenprediger, den die Ungunst der Zeit ungebeugt läßt, ein Satiriker voll Kraft und Würde. So haben diese Troubadours unseren neueren lyrischen Dichtungsarten, schöpferisch wie die Griechen, Namen und Gestalt gegeben: sie haben Canzonen und Pastorelle, Satiren und Briefe, Serenaten und Tenzonen und Sonette. Ein Dante nährte sich am Quell dieser lebensvollen Dichter, ein Petrarca verschmähte nicht Valencianische Dichter zu benutzen[287]), und die Schäferdichter erkennen Riquier und Esteve als ihre Führer. Das Persönliche in den Dichtungen der Troubadours macht Vieles gemein und prosaisch, aber es hält sie von Einseitigkeit ab und macht sie lebendig; ihre Vielseitigkeit macht sie zuweilen platt und schaal, wo die Minnesinger in ihrer Eintönigkeit oft edel, warm und tief sind. Die erweiterte Bildung der Provenzalen brachte unter den dichterischen Anlagen die größten Verschiedenheiten hervor, unter ihren Gedichten den

287) In den osservazioni sulla poesia de' Trovadori etc. Mod. 1829 ist aufs neue versucht worden, zu zeigen, wie Vieles die Italiener den Provenzalischen Dichtern schuldig sind.

ungleichſten Werth, der auf den erſten Blick zu unterſcheiden iſt; unter den Minneliedern kann man Hunderte zuſammenſtellen, die zu trennen ſchon ein ſehr ſcharfes Auge erfordert. Die Leidenſchaft der Troubadours iſt größer und wilder; nichts iſt da von der Schüchternheit der Deutſchen; ihre Leidenſchaft bricht ſich Bahn und ſchafft ſich Luft, und nichts weiß man z. B. hier von dem Verbot, den Namen der Geliebten im Liede zu nennen. Unter dem vielen Leichtſinn erſcheint dann das wenige Edle höher. Wo ihre Liebeslieder Treue und wahre Empfindung athmen, iſt man von der Wahrheit überzeugter, als in den deutſchen Minneliedern, in denen ſich Anbetungen und Schwüre im conventionellen Stile zu oft wiederholen. Unter ſo vieler Eiferſucht, zwiſchen Reibungen, Prüfungen, getäuſchten Erwartungen, Uebereilungen, Bereuungen, Rachen und Strafen, die wir zwiſchen den Liebenden vorfallen ſehen in den Liedern der Troubadours, tritt das wenige Reine ebenſowohl ſchöner heraus als es wahrer erſcheint. Die Lyrik der Provenzalen hat nicht eben große Mannichfaltigkeit, auch hier zeigt ſich (was ſelbſt Fauriel nicht leugnen mochte) eine Armut des Lebens und des Geiſtes; jedoch weit nicht ſo ſehr wie in Deutſchland. Das Gelegenheitsgedicht, das man bei uns kaum in Spuren entdeckt, die urſprünglichſte und ächteſte Quelle lyriſcher Poeſien, herrſcht unter den Troubadours, oft von der Art, daß man ohne Erklärung aus ihrem Leben den Inhalt nicht verſteht, eine Eigenheit, die das lyriſche Lied der beſten Dichter nicht immer ablegte. Dennoch darf man nur ſelbſt die Lyrik des Orients vergleichen, um zu finden, daß ſogar hier Beſonderheit und Mannichfaltigkeit größer iſt als ſelbſt unter dieſen. Zu allen Zeiten war die lyriſche Kunſt eine fröhliche; ſie hat mit dem Weibe den Wein und den Geſang immer gleichmäßig geprieſen. Dies hat ſelbſt ein Dſchelaleddin und Hafis verſtanden, allein nicht einmal die Provenzalen kannten den übermüthigen Jubel des Inneren, der zum freudigen Geſang und Gelage gehört; in Deutſchland gar möchte ſchwerlich das Wort Wein oder viel Begriff von lautem und luſtigem Singen in dem Minneſingercodex gefunden werden. Man wird nicht die mäßige Freudigkeit in den Tanzweiſen entgegen halten wollen, die meiſt erſt aus ſpäteren Zeiten ſind, oder nur ausnahmsweiſe ſich auszeichnen, wie z. B. in einer des Burkart von Hohenfels eine üppige Bewegung und eine ſchwindelnde Raſchheit auffällt, der man Weniges an die Seite ſtellen kann; wir ſprechen aber überall hier vom Allgemeinen und bringen die Ausnahmen nicht in Anſchlag. Es gibt vielleicht nichts was unſere ritterlichen Zecher ſo charakteriſirt, als wenn ſie verſuchen, die Wirkungen ihres ſüßlichen verſetzten Weines zu ſchildern. Was iſt nicht

jene Wiener Meerfahrt[288]) von dem „Freudeleeren" für ein plumper Witz! oder wenn sie in ihrer Anlage ein fruchtbarer Schwank sein sollte, welch ein plump behandelter Schwank! Bezeichnender ist der Weinschwelg[289]), das Selbstgespräch eines Trinkers vor seiner Kanne. Es gibt nichts Ekleres als ein einsames Saufen, nichts was der Bestimmung des Weines so sehr entgegensteht, der die Herzen öffnen und die gemeinsame und laute Freude erhöhen soll. Mit wirklicher Kunst (und allerdings so vortrefflich, daß man das Häßliche übersehen kann) ist nun in diesem Gedichte ein solcher Alleinzecher geschildert, der in regelmäßigem Fortschritt seine Kanne vom Weine leert und mit Lobpreisungen füllt, bis er zuletzt seinen schwellenden Körper muß in Eisen waffnen lassen, um der Macht des Getränkes zu widerstehen, worauf er zuletzt, nachdem das Unmögliche bereits geschehen war, nach dem wiederkehrenden Refrain, erst eigentlich anhebt zu trinken. So überraschend einfach und ruhig, im Ton der ächtesten Ironie, dies kleine Gedicht gehalten ist, so sieht man doch, daß nur in einem Stande, der die freien Künste der männlich lustigen Gesellschaft nicht kannte, sondern blos Hofton und Frauenkreise, ein solcher Stoff so behandelt werden konnte, da dieses lästerliche stille Zechen sonst nur unter gemeinen Weibern gefunden wird und so von Aristophanes verspottet wurde. Von eigentlicher Männlichkeit findet sich aber in der Kunst der Troubadours sogar wenig, obgleich viel mehr als in unserem Minnegesang, den auch Grimm eine frauenhafte Kunst genannt hat. Welch Wunder ist's dann, daß dieser Minnegesang aller der Lebenskenntniß, der Frische und Freiheit und der heftigeren Leidenschaft entbehrt, den die provenzalische Lyrik an sich trägt? welch Wunder, daß er dem kräftigen männlichen Geiste nicht zusagt, daß er erschlaffend wirkt, daß er eine vorbereitete Stimmung bedarf, ehe er überhaupt wirken kann.

Wenn diese Vergleichung unseres Minnegesanges mit griechischer und provenzalischer Dichtung zu weit hergeholt, oder unsere allgemeine Schätzung desselben zu streng scheinen sollte, so können, ja müssen wir noch eine dritte, ganz naheliegende, unserem Gegenstande selbst fast unausweichliche Vergleichung hinzufügen, die zu noch strengerem Urtheile stimmen wird: die Vergleichung der ritterlichen Minnedichtung nicht mit der von anderen Zeiten und Völkern, sondern mit der gleichzeitigen, ein-

288) Ausg. von K. Schädel 1845. Auch in v. d. Hagens Gesammtabenteuer. Nr. 51.

289) In Grimms altdeutschen Wäldern 3, 13 ff. Ein (viel schwächeres) Seitenstück, der Weinschlund, in Haupt's Zeitschr. 7, 405.

heimiſchen nur eines andern Standes. Wir ſagten, daß in dem Minneliede zuerſt die Dichtung in die ausſchließliche Pflege des Ritterſtandes überging. Mitten in den großen literariſchen Gährungen des Jahrhunderts aber, in dem ſich dieſer Uebergang entſchied, trat noch ein letztes Mal die Geiſtlichkeit wie zur Mitbewerbung, ja wie zur Gebietsbeſtreitung, mitten auf dieſem Gebiete der lyriſchen Liebesdichtung auf, die dem Stande ſo unangemeſſen war, und dies zwar in lateiniſcher Sprache, die dem Gegenſtande ſo unangemeſſen ſchien. In den Zeiten, wo das Cölibat noch nicht eingeführt, und jetzt wo der Sieg deſſelben noch nicht ſchneidend entſchieden war, war es oft und viel der Lieblingsgegenſtand lateiniſcher Dichter geweſen, in Tenzonen die Frage entſcheiden zu laſſen, ob des Klerikers oder des Ritters Liebe die vorzüglichere ſei. Jetzt ſchien dieſe Frage ganz im Großen durch einen dichteriſchen Wettkampf der beiden Stände in der erotiſchen Lyrik ausgefochten werden zu ſollen. Als Ausgangspunkt der lateiniſchen Minnedichtung der Geiſtlichen läßt ſich die Geſchichte Abälard's († 1142) und Heloiſens angeben, die für das ganze Verhältniß der Geiſtlichen zu den Frauen bezeichnend iſt und in ihrem Verlaufe ein verhängnißvolles Sinnbild ward für den Ausgang des fraglichen Streites beider Stände. Abälard's metriſche und rhythmiſche Liebeslieder entſtanden gleichzeitig mit der provenzaliſchen Lyrik, und waren nach ſeinem eigenen Zeugniſſe lange Zeit im Munde der Menſchen. Sein Schüler Hilarius ſetzte dieſe Kunſt fort und gegen Ende des 12. Jahrh. gab es in Frankreich, wie es ſcheint, eine ganze Schule kleriſaler Dichter lateiniſcher Liebesgeſänge, von denen uns Pierre von Blois, Etienne und Berthier von Orleans, Walther von Chatillon oder Lille, der ſchon oben genannte Verfaſſer der Alexandreis, genannt werden: in ſeiner Grabſchrift ſagte dieſer von ſich ſelbſt, daß ganz Gallien von ſeinen Liederweiſen widerhallt habe[290]). Dieſe leichten weltlichen Dichtungen ſind meiſt verloren; ſie wurden als des Standes unwürdig geheim gehalten und wohl oft verleugnet, und ſie würden vielleicht gänzlich verſchwunden ſein, wenn ſie nicht gleichzeitig ein ernſteres und viel bedeutungsſchwereres Seitenſtück lateiniſcher Poeſie erhalten hätten, mit und neben welchem einzelne Proben jener profanen Dichtung leichter ausdauern konnten. Die ungeheure Anmaßung des römiſchen Hofs hatte in den Zeiten der kräftigen Friedrich I. und Heinrich II. einen mächtigen Wider-

290) du Méril, poésies populaires latines du moyen age. 1847. p. 149.
Insula (-Lille) me genuit, rapuit Castellio nomen,
perstrepuit modulis Gallia tota meis.

stand erzeugt; die Geistlichkeit selber spaltete sich; die neuen Orden der Cistercienser und Prämonstratenser riefen in ihrem Schooße feindselige Eifersucht auf, und bald erschienen neben jenen heftigen Thiergedichten der Flanderer in Deutschland, England und Frankreich gleichzeitig lyrische Gedichte aus geistlichen Federn, die mit einer Gewalt und Schärfe den römischen Hof und die Verderbniß der Geistlichkeit geißelten, wie sie nachher nur in Hutten's Zeiten wieder erlebt worden ist. Es begreift sich, daß gerade jene Geistlichen, die ihren weltlicheren Sinn schon in jenen weltlichen Dichtungen verrathen, und die alten Verbote der Kirche gegen alle Jongleur- und Singkünste der Geistlichkeit nicht geachtet hatten, in den Reihen der Partei standen, die sich gegen die Ueberhebung des römischen Stuhles erhob. Jener Walther von Chatillon eiferte daher in lyrischen Gedichten, wie in seiner Alexandreis, gegen Simonie und allen geistlichen Mißbrauch; jener Erzdechant von Oxford, Walther Mapes, auf dessen Namen mehrere sehr weltliche Ritterromane und eine Reihe noch weltlicherer lateinischer Gedichte gesetzt worden sind[291]), und der auf alle Fälle ein witziger Hof- und Weltmann voll geselligen Frohsinns war, schrieb in Prosa und Versen heftige Satiren gegen die Cistercienser; jener deutsche Walther, der sich scherzhaft einen Subprior, einen abbas Cucaniensis nennt, und von dem sicher eine Reihe der muthwilligsten lateinischen Minnelieder herrührt, hat auch die furchtbarsten Ausfälle gegen Rom geschrieben. Ist es schon auffallend, daß in drei Ländern diese drei gleichnamigen Walther fast zu gleicher Zeit, und völlig in gleichem Sinne und Geiste, völlig in gleicher Weise und Sprache in diesen beiden Richtungen thätig genannt werden, so verwirrt sich die Sache noch mehr dadurch, daß in englischen, französischen und deutschen Handschriften dieselben Gedichte, mehr oder minder verändert, bald diesem bald jenem dieser drei Walther zugeschrieben werden[292]), daß in andern Handschriften wieder die gleichen oder ähnlichen Gedichte unter den vagen Namen bald eines Archipoeten, bald eines Presbyter Primas gehen[293]), bald unter dem Collectivnamen Golias, der Bezeichnung für diese ganze Sekte

291) Th. Wright, the latin poems, commonly attributed to Walter Mapes. Lond. 1841.

292) So steht das utar contra vitia unter unseres Walther Sachen, und in Wright's Sammlung unter Mapes', und in der Pariser Handschr. 3245 unter Chatillon's Namen.

293) In einer Göttinger und Venetianer Hs. Vgl. J. Grimm, lat. Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. Berlin 1844. 4.

fahrender Kleriker, die die Kirche unter dem Namen Goliarden verfolgte. Boccaz, der noch von dem „allfertigen Poeten Primas“ wußte, kannte diesen als den irreleitenden Namen eines Mannes, „von dem jeder wisse wer er gewesen sei.“ Es scheint klar, daß irgend ein Dichter dieses Schlages, der über die Andern weit vorragte, sich vor den Gefahren, die diese kirchenfeindliche Dichtung brachte, ungefähr so wie noch Fischart in seinen polemischen Schriften that, unter verschiedenen Namen barg; daß seine Gedichte in der gelehrten Gemeinsprache wie ein Gemeingut umgingen, und da und dort verändert, angeeignet und verwandten Geistern zugeschrieben wurden. Für dieses Haupt der Goliarden möchte man unseren deutschen Archipoeten Walther halten, einen fahrenden Schüler aus dem Elsaß, der aus ritterlichem Stande entsprossen war. Und dies schon aus dem Grunde, weil die berühmte „Beichte des Golias“, die nach Form und Inhalt das charakteristische Meisterstück dieser ganzen Dichtungsklasse und als solches am meisten umgetragen, verändert, localisirt und usurpirt ist, nur da wo sie unter dieses Walther's Dichtungen steht, die Züge der Besonderheit hat, die sie zur ernstgemeinten, wirklichen Beichte eines wirklichen Menschen machen, als die sie schon der Zeitgenosse Giraldus, der Freund Walther Mapes', las und verdammte[294]). In diesem Gedichte empfiehlt sich Walther dem Erzbischofe von Köln, Reginald von Dassel (1161–67), zum Schreiber und Dichter, indem er, ein armer Ausgestoßener, seine Lebensweise beichtet, die Gewalt der Natur vorschützend seine Liebe zu Wein und Weib und Würfel bekennt und Besserung verspricht. Eine Benedictbeurer Handschrift, die Schmeller herausgegeben hat[295]), enthält seine Gedichte, wahrscheinlich vermischt mit ähnlichen Stücken Anderer, möglicherweise doch auch reines Eigenthum des Einen. In diesem letzteren Falle müßte er um 1150 in früher Jugend begonnen und in sehr hohem Alter wenigstens bis 1208 fortgedichtet haben; begonnen vor aller deutschen Minnedichtung, geendet zur Zeit ihrer höchsten Blüte. Er hätte begonnen als Schüler Ovid's, mit amatorischen Gedichten voll Gelehrsamkeit und antiker Mythologie, die oft an die spanischen Lyriker klassischer Färbung anklingen, und theils

294) Giraldus in dem ungedruckten speculum ecclesiae (bei Grimm l. l. angeführt) sagt von dem Dichter: Parasitus quidam, Golias nomine, nostris diebus — literatus affatim, sed nec bene morigeratus nec bonis disciplinis informatus. in Papam et Curiam romanam carmina famosa pluries et plurima, tam metrica quam rithmica, non minus impudenter quam imprudenter evomuit.

295) Für den lit. Verein in Stuttgart: Carmina burana. 1847.

altklassischen Metren, theils in den accentuirten trochäisch catalecti-
hen Versen geschrieben sind, die schon in der römischen Volksdichtung
ebraucht wurden und die lateinische Lyrik des Mittelalters beherrschten.
r hätte geendet, indem er sich versuchte, mit Verleugnung aller klassi-
hen Gelehrsamkeit und Manier, einzelne Stücke unserer Minnesinger
teinisch nachzubilden, von denen er zuweilen und nur von ferne den
nhalt, immer und genauer den Strophenbau wiedergab, offenbar in
m Zwecke, die Worte der Spiel- und Tanzweise angepaßt zu halten.
ieſe kostbare Sammlung von Gedichten, welche deutsche Erzeugnisse
nd, in so naher Berührung mit der Minnedichtung stehen und zu glei-
er Zeit entstanden sind, drängt uns zur Vergleichung zwischen beiden
n. Es ist ein seltsamer, befremdender Unterschied. Wir könnten uns
so vielen vagen deutschen Minneliedern wie fremd fühlen, in diesen
teinischen Gedichten fühlen wir uns deutsch. Jene ritterlichen Formen
nd Weisen sind untergegangen, diese Lieder des gelehrten Vaganten ha-
n in der verwandten Studentenwelt den gleichen Ton bis zu diesem
ahrhundert gehalten und sind in einzelnen Theilen (wie aus jener Beichte
s Golias[296]) das allbekannte meum est propositum) bis heute leben-
g geblieben. Denn viele dieser Gedichte sind voll von einer immer
iltigen Natur, von einer klassischen Anschauungsweise, und daher, wie
rimm sagt, von einer unvergänglichen Kraft. In dem Augenblicke
rade, wo in den geistlichen, dramatischen Mysterien die lateinische
ichtung und Sprache in große Rohheit absank, tritt sie in dieser un-
istlichen Lyrik in einer Frische und Stärke auf, wie erst in den Tagen
rischlin's und Naogeorgus' wieder, und sie entwickelt eine Beweglichkeit
s Gedankens und eine Weite des Gesichtskreises, wogegen die Minne-
chtung (immer den Einen Walther v. d. Vogelweide ausgenommen)
mz verengt erscheint. Die größte Kraft tritt in der geistlichen Polemik
raus. Die „rebellischen" Gedichte eifern, in dem Tone, in dem Barba-
ssa mit den Päbsten redete, gegen Roms unersättliche Herrschsucht, ge-
n seine Unterdrückung von Wahrheit und Recht, gegen seinen Götzen-
enst vor Plutus' Altare, gegen seine Käuflichkeit und Bestechlichkeit,
imonie und „Giezie", gegen den Verkauf des Chrisma und der Ho-
ien, was noch im 13. Jahrh. Gegenstand der Polemik im Wartburg-
iege war; in diesen Stücken schallt es wie die Stimme Luthers schon
n 12. Jahrh. Ebenso eindringlich sind die Ermahnungen an die Geist-

296) In Schmeller's Sammlung Nr. 172.

lichen, die anders reden und anders handeln und blind die Blinden leiten wollen, und die Warnungen vor diesem unsicheren irdischen Hause, die Wegweisung von seinen eitlen Freuden. Ueber diesen Gegenständen spricht aus diesen Dichtungen ein Geist finsterer Ascetik; in anderen Sittensprüchen von allgemeiner sittlichem Inhalte und oft satirischer Form werden sie wieder ganz praktisch weltlich, von der vielseitigsten Umsicht, dabei doch von der wohlthuendsten Strenge. Dann aber, wenn wir von dem diogenischen Geiste dieser Gnomen scheiden, begegnen wir in den Trink- und Mai- und Minneliedern einer ganz epicureischen Ader. Man vergleiche den dithyrambischen Schwung der Trinklieder (Nr. 175. 179 u. a.) mit der so viel vertheidigten Wiener Meerfahrt, und verwundere sich, wie viel näher diese fahrenden Schüler und Geistlichen dem Volke, der menschlichen Natur, der, so zu sagen, natürlichen Natur des Menschen standen, als der ritterliche Adel. Man lese dann vergleichend die Sommer- und Minnelieder; sie sind von einer natürlichen und sinnlichen Kraft, wie die deutschen nur in den seltensten Ausnahmen. Es ist wahr, in manchen sind die Freuden der Liebe in der antiken Sprache mit antiker Nacktheit geschildert; die Liebesmoral ist die schlimmste, wenn die fahrende Liebe als die beste besungen wird; das „feine Maaß", sagt J. Grimm, fehle dem Dichter, nicht aber fehle es ihm an „Geist, Sinn und Lebensfreude", worin aller Dichtung Preis gelegen ist, woran es dem deutschen Minneliede so vielfach fehlt. Sollen wir die Vergleichung in Ein Wort pressen, so würden wir die derbe, frische Zeichnung des profanen Theils dieser Gedichte zu der Masse der Minnelieder in Werth und Art vergleichen wie unsern Bürger, den der verwandte Geist berührte, als er das meum est propositum übersetzte, zu dem ganzen Schwall der romantischen Lyrik Tieck'scher Periode. Wobei nur der bei weitem beste Theil dieser Dichtungen, ihre ernsten gnomischen Bestandtheile und die großartige kirchliche Polemik noch ganz außer allem Vergleiche bliebe.

Aus den Ansprüchen auf Reichthum des inneren und äußeren Lebens, selbst nur in dem Maaße wie sie diese lateinische Dichtung befriedigt, muß jeder weichen, der die Minnesinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geist darf man nicht hoffen; der Nahrung für das Gemüth wird man aber unvergleichlich viel mehr darin finden, als dort, obgleich auch in ihr der strengere Beurtheiler manch ungesunden Stoff lieber ausscheiden würde. Die Lyrik der Ritterſänger dreht sich einzig und allein (denn die Ausnahmen verschwinden fast) um die Liebe. Es ist die Zeit, von der an kein Roman, kein Drama, kein Epos mehr in Europa gedichtet wird, ohne daß diese den Mittelpunkt der Sache

machen oder zu den reizendsten Episoden dienen müßte. Wir glauben Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Wendung in der neuern ist ganz zu erkennen. In unserer Welt, wo aus dem Leben die Poesie ig entschwand, wo Bedürfnisse, die Schwierigkeit des Lebensunter- s, die angestrengte Thätigkeit des Kopfes und der Hände, wo Alles auf hinstrebt, den Verstand und den praktischen Sinn auf Kosten des nüths allein zu bilden, konnte die Dichtung, falls sie sich überhaupt aupten wollte, nicht besser thun, als wenn sie sich des eben reifenden nglings, wenn die erste Geschlechtsliebe ihn sinnig und weich macht, altig bemächtigte. Sie mußte ihn bei dieser seiner inneren Beschäfti- g fassen, von da aus sein sittliches Wesen zu reinigen, von da ihn alles Gute und Schöne empfänglich zu machen suchen. Es frage sich er unter uns, der Sinn für Edles und Gutes in sich hat, ob er ihn Erziehung, der Schule, dem Umgang, der Religionslehre mehr zu anken habe, als (von der angeborenen Natur abgesehen) den Grund- n, die sich in solchen Jahren mitten in der ersten gemüthlichen Ver- ung bilden und ihren äußeren Anstoß gewöhnlich von neuerer Dich- g erhalten, die erst in diesen Jahren anfängt, für den Jüngling Reiz bekommen, weil ihn jetzt erst jenes Vorherrschende in ihrem Inhalte eift. Die heilige und sanfte Stimmung des Menschen in dieser Zeit, Vereine mit einer Dichtkunst, die diese Stimmung hervorzurufen und nterhalten ganz geeignet ist, hält in uns allein eine ideale Seite ge- die äußerliche Welt aufrecht. Denn jene Zeit setzt sich noch über ng und Stände, über Brodsorgen und Convenienzen und Alles, was unserer edleren Natur gefährlich nagt, hinweg; und sie setzt den Mann ine enge Beziehung zu dem Weibe, das in der neuen Zeit die poeti- Seite der Gesellschaft bildet, wie es in der alten Welt der Mann , weil ehemals auf dem Manne, wie heutzutage auf dem Weibe die des Lebens nicht so unmittelbar ruhte, weil das Weib heute, wie der griechische Bürger, den gemeinen Berührungen des Lebens ent- n, weil es den Einwirkungen des Rangsinns, den Verderbnissen ch niedrige Beschäftigung, der Unruhe und Gewissenlosigkeit der Er- bsucht nicht ausgesetzt und weil von Natur schon das Weib mehr als Mann gemacht ist, mit der höchsten geselligen Ausbildung den Sinn Natürlichkeit und die ursprüngliche Einfalt des Menschen zu ver- n. Die geänderten äußeren Verhältnisse in neuerer Zeit bedingten ar diese Art Gefühle, die in der neueren Dichtung so ausschließlich be- delt sind, mehr als man glauben sollte. Die Beschwerden unsers ens wehren uns den leichten Genuß und die rasche Befriedigung der

Alten; sie schrecken uns in uns zurück, sie erzeugen die unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns die Lasten des Lebens tragen hilft, und diese Lasten kannte der Grieche so wenig, wie unser eheliches und häusliches Glück. Ohne das Weib wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen, und es war eine wunderbare und wohlmeinende Fügung des Schicksals und der Vorsehung, daß, als sie die Ordnungen der alten Welt und mit ihnen den Seelenadel der alten Männer zerstörte, sie die Frauen aus ihrer Unterordnung heraushob und zur Herrschaft über die Gemüther berief, ohne welche die neue Welt in Gemeinheit der Bestrebungen aufs tiefste hätte herabsinken müssen. Nicht einmal da, wo das Weib aus dieser schönen Bestimmung herauswich und seine Unabhängigkeit mißbrauchte, hat sich das Leben auf einer Höhe erhalten können, die dem menschlich Empfindenden genügte. Nur wo das Weib, indem man ihm jene größte und schönste Gewalt einräumte, von jeder Anmaßung einer weiteren Herrschaft abstand, nur wo es dieser Aufopferung des Mannes jene andere entgegenbrachte, mit der sich jeder ächt weibliche Charakter des Mannes und seiner Bedürfnisse pflegend annimmt, nur wo häusliche Tugend im Weibe aufrecht erhalten ward, nur da füllt das Weib die würdige Stellung würdig aus, die ihm die Natur angewiesen hat. Wir dürfen es freudig sagen, kein Volk der Welt kann sich in alter und neuer Zeit hier mit uns vergleichen. Und mögen Christenthum und Naturanlage zur Erschaffung und ersten Gestaltung dieses Verhältnisses in der neueren Gesellschaft das Frühere und Wesentlichste gethan haben, so ist es gewiß, daß erst das ritterliche Leben und diese ritterliche Minnedichtung demselben seine Blüte gegeben, so wie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausstandes erst die Reife hinzugab.

Dieselben Regungen, die den Menschen bei dem Heraustreten aus dem thatenlustigen Knabenalter in die Zeit der ersten geistigen Bewegung und gemüthlichen Innigkeit ergreifen, bestimmten damals die Veränderungen in dem Leben und Treiben der Ritterwelt, in ihren Liedern und Dichtungen. Daß diese Regungen sich zuerst und vorzugsweise dieses Standes bemächtigten, war natürlich; für den geistlichen Stand sollte die irdische Liebe zu materiell sein; dem bürgerlichen, der noch kaum bestand, lagen die geistigen Verschönerungen eines körperlichen Triebes in zu idealer Ferne. Die neuen Verhältnisse, die an den Meeren Verkehr und Rührigkeit nährten, die Mischungen der Völker, die Vergleichung byzantinischer und orientalischer Zustände, die kreuzritterlichen Kämpfe um einen ganz idealen Gegenstand betrafen den Ritterstand zuerst und

zunächst und machten ihn für geistige Thätigkeit empfänglich; das Christenthum sittigte ihn innerlich, es fing an seine Rohheit zu brechen und sein Gemüth zu beschäftigen; edelmüthig lieh er jetzt seinen Arm der Kirche und seinen Schutz dem schwachen Geschlechte, das er bisher so sächlich behandelt hatte, wie die Kirche feindlich. Je inniger die deutsche Natur von Haus aus ist, desto tiefer wurde es hier mit dem Gottes- und Frauendienste gemeint, desto heiliger stimmten sich die Herzen, desto bestimmter legte man das ausschließliche Wohlgefallen an Waffenthaten ohne höhere Zwecke, am alten Epos und am historischen Liede ab, und wandte sich auf die Geschichte der Seele. Dies begreift der besser, der selbst in dem Alter steht, das solche Veränderungen hervorbringt, und der wird den Liedern, die damals unsere Ritter sangen, am meisten abgewinnen, der solch ein inneres Leben am tiefsten durchgemacht hat. Wer nicht aus seiner Jugend Erinnerungen übrig hat an die Zeit der geschlechtlichen Reife oder der ersten Liebe, an die Süßigkeit und Bitterkeit der mit ihr verknüpften Empfindungen, die Qualen und Freuden, mit welchen die junge Einbildungskraft dann abwechselnd martert und beseligt; oder wer Dante's vita nuova gelesen hat, ohne sich bei deren Inhalt eines ähnlichen aus seinem eignen Leben zu erinnern; wer durch altkluge Erziehung oder durch eingeborne Verständigkeit und Prosa vor diesen Zeiten der Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir nicht leicht einen Begriff von dieser Zeit des Mittelalters, schwerlich eine Vorstellung von den Quellen dieser Dichtung, gewiß keinen Geschmack an der Lyrik unserer Ritterſänger beibringen. Das Seelenleben mit all seinen Wundern überwand in ihnen das Wohlgefallen am Waffenleben, der Frauendienst trat über den Ritterdienst, die Waffen hatten nur noch Bezug auf Religion und Frauen, die Turnierpreise vergaben diese, und man diente ihnen mit Gesang und Lied wie mit dem Schwerte. Dies reine Leben der Einbildung stellte bald das äußere Leben, That und Handlung, in Schatten, und daher verschwindet jetzt im Epos die Schilderung von Handlungen und Thaten, um der Schilderung der Seelenzustände und Liebesempfindungen Raum zu machen; es flüchtete vor der Wirklichkeit; und es gibt nichts Merkwürdigeres, als die ideale Höhe der Stellung des Weibes bei diesen Dichtern mit der untergeordneten zu vergleichen, die ihm die Wirklichkeit in Staat und Recht anwies.

Sobald das Minnelied in den ritterlichen Kreisen in der Volkssprache ertönte, entschied sich die ausschließliche Herrschaft des Ritterstandes auf diesem Gebiete der Dichtung; man hätte es unerträglich gefunden, daß der geistliche Stand gerade in dieser Gattung in allgemein

verständlicher Sprache öffentlich als Mitwerber aufgetreten wäre. (ist eine auffallende Ausnahme, daß der Kirchherr Rost zu Sarnen u Minneliedern in unsern Sammlungen steht; Bruder Eberhard von S hat nur ein geistliches Lied geliefert; und außer diesen wären wohl n noch der Bruder Wernher und Kraft von Toggenburg zu nennen, b Probst an der Abtei in Zürich war. Von dem Bischoff von Constan Heinrich von Klingenberg, der nach Hadloub Wort und Weise kann ist nichts erhalten; an dem ungebildeten Abte von St. Gallen, Wilhel von Montfort, fand es Hugo von Trimberg seiner Zeit sehr zu tadeln daß er Tagelieder machte. Das ritterliche Minnelied erscheint auch über haupt von geistlichen Einflüssen jeder Art fast gänzlich frei. Man würd eine engere Anlehnung an den lateinischen Minnegesang der Kleriker, die doch so nahe gelegen hätte, vergebens nachzuweisen suchen. Die An lehnung an den lateinischen Kirchengesang aber könnte höchstens die Formen betreffen; und auch in dieser Beziehung läßt sich kaum eine Gattung des Minnegesangs aus geistlicher Poesie herleiten. Die Leiche, jene durchcomponirten, kunstmäßigeren Gedichte von dem freieren Bau der Cantate, führen einige unserer Forscher[297]) auf eine Art des volksthümlicheren Kirchengesangs, die Sequenzen, zurück; auch blieben sie vorherrschend, wiewohl sie auch zu Reigen und Tanzbegleitung gebraucht wurden, ernsten und erbaulichen Inhalts. Sonst ist die ganze Fülle der Formen, der Reimkunst, des Vers- und Strophenbaues originelles Verdienst der ritterlichen Sänger. Wie im Inhalte unserer deutschen Minnelieder, mit nur Einer Ausnahme, keine Abhängigkeit weder von lateinischen noch französischen Mustern nachgewiesen werden kann, so nehmen wir auch in den formalen Dingen nur einen allgemeinen Anstoß von Frankreich her an; der eigene Kunstdrang konnte und mußte dort wie in Deutschland und in Italien auch ohne Entlehnung die gleichen und ähnlichen Töne so gut finden, wie da und dort auch wieder eigenthümlich gefunden worden sind. Wenn die ritterliche Lyrik, bei uns wie in der Provence, irgend einem älteren und anderen Dichtungszweige verpflichtet ist, so wird es am meisten dem Volksliede sein. Wir können zwar nicht nachweisen, daß das Volk Gesänge besessen habe, die nur von ferne den kunstreichen Formen der Minnelieder ähnlich gewesen wären; bei uns in Deutschland muß man vielmehr glauben, daß es noch gegen das letzte Viertel des 12. Jahrh. hin kaum einen Unterschied zwischen epischen und

297) Lachmann, über die Leiche. Rhein. Mus. 1829. Wolf, über die Lais. Heidelberg 1841.

lyrischen Versen und Formen gegeben habe; dagegen scheinen dem Inhalte nach die Wächter- und Tagelieder, die Tanz-, Frühlings- und Herbstgesänge der Ritter überall zu verrathen, daß sie auf dem Grunde der Volksthümlichkeit gewachsen sind. Wie der Uebergang von des Volkes lyrischem Gesang zu dem höfischen sich allmählig vermittelt habe, läßt sich nicht nachweisen; wir haben von älterer lyrischer Poesie nur wenige Reste, die noch dazu nicht weit ins 12. Jahrh. zurückgehen, und hier noch mehr als im Epos ist der Fall, daß uns dies Wenige nach Mehrerem lüstern macht. Es gibt von dem (Baiern) Kürnberger, von Walram von Gresten, von dem Oesterreicher Dietmar von Aist[298]), von dem von Reifen einzelne Lieder, die theils im Strophenbau, in ungenauen Reimen, in geringerer Glätte und Gewandtheit auf ein höheres Alter deuten, theils durch ihre Refrains, oder eine epischere, romanzenartige Haltung volksmäßiger klingen und von dem Reize der Einfalt und Unschuld überzogen sind. Ganz so fing auch die provenzalische Lyrik mit den volksthümlichen, derben Liebesliedern, den Pastoretas, den Balladen und Albas (Tanz- und Tagliedern) der Wilhelm von Poitiers, der Cercamons und Marcabrus an, und dort setzte noch der Meister Aller, Giraud de Borneuil, gerade in diese einfachsten Stücke seinen Stolz, die im Volksmunde umgingen. Wie wichtig die deutschen Reste dieser Klasse sind, erkennt sich schon daraus, daß man aus den Liedern des Kürnbergers und des von Gresten schließt, wie ungefähr die Gestalt der einzelnen Nibelungenlieder beschaffen sein mochte, ehe sie ihre letzte Zurichtung erhielten, und daß man die eintönigere vierzeilige Strophe hier auch im lyrischen Gesange findet, die nun plötzlich, unter dem Anstoße der französischen Dichtung, im Liede abgeworfen ward. Die gleichaltrigen Heinrich von Veldeke und Friedrich von Hausen sind schon so reich an Formen und so gewandt in Sprache, als ob sie ganz mitten in dieser neuen Kunst, nicht an ihren Anfängen ständen. Jener hat sich gewiß in dem lyrischen Liede nicht minder wirksam erwiesen als in der Erzählung; der andere, ein Pfälzer, der besonders dadurch interessant ist, daß er seine Lieder aus dem Oriente heimgesandt zu haben scheint, wo er auf Friedrichs I. Kreuzzug 1190 in einem Gefechte bei Philomelium in Kleinasien nach dem tapfersten Kampfe fiel, ist ihm in aller Art

298) Ein Dietmar v. A. ist von v. d. Hagen im Bisthum Passau in Urkunden von 1143—70 nachgewiesen. Unser Dichter wird wahrscheinlicher ein gleichnamiger Sohn sein; im anderen Falle wäre Dietmar der älteste unserer Minnesinger, und die ritterliche Lyrik hätte sich in Oesterreich hart auf dem Fuße der geistlichen Dichtung entwickelt, wo wir oben ein Marienlied von 1123 schon anzumerken fanden.

verwandt. Hier sehen wir plötzlich an die Stelle der armen Reime di außerordentlichste Fülle und Eleganz einer mit zahllosen Künsteleien (auc bei den Besten) überladenen Reimkunst treten, die sich mit gehäufte neuen, leoninischen, Anfangs- und anderen Arten künstlicher Reime jede Schritt erschwert, ohne daß sie — es sei denn in den höchsten Uebertre bungen — irgend einen Zwang verräth. An die Stelle des einfache Maaßes des Volksgesangs sehen wir auf einmal eine Mannichfaltigkei der Töne kommen, die sich fast der Zahl der Lieder gleichstellen läßt, un zu deren Erfindung schon damals an den besten Dichtern das Talent bewundert, um deren Vervollkommnung und Erweiterung von jedem Talente gewetteifert ward. „Von weitem meinen wir denselben Grundton zu vernehmen, treten wir aber näher, so will keine Weise der andern gleich sein. Es strebt die eine sich noch einmal höher zu heben, die andere wieder herunter zu sinken, und mildernd zu mäßigen; was die eine wiederholt, spricht die andere nur halb aus. Diese Sänger haben sich selbst Nachtigallen genannt, und gewißlich könnte man auch durch kein Gleichniß als das des Vogelgesangs ihren überreichen nie zu erfassenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkommen.“ [299]). Diese so umgestaltete un verfeinerte Dichtung suchte sich nun auch andere Wohnstätten und Pfleger; sie ließ die herumwandernden Sänger und Harfner, die nicht in höheren Kreisen ebenbürtig waren, in Verachtung sinken; die geadelte Kunst verlangte adlige Sänger; sie ging aus der Pflege von Blinden und Bettlern in die von Königen und Fürsten über; sie ward von den Märkten un Dörfern an die glänzendsten Höfe versetzt, an die prachtvollsten Feste un in den Kreis der Frauen eingeführt, an Fürstengunst, an Ehren un große Gaben gewöhnt.

Was diese äußeren Verhältnisse angeht, so haben wir damals Erscheinungen, die den neueren im 18. Jahrh. sehr entsprechen. Unsere großen Fürsten damaliger Zeit gelangten nicht zu einer umfassenden Beschützung der neuen Kunst. Wir sagten schon oben, daß Friedrich I. wie in neuerer Zeit Friedrich der Große sich mehr der romanischen Dichtung zuwandte. Heinrich der Löwe schien auf dem Wege, sich des deutschen Gesangs aus innerer Neigung anzunehmen, ihn hemmten aber die Geschicke. Unter den späteren Hohenstaufen dichtete zwar Heinrich VI.,

299) Grimm, über den altdeutschen Meistergesang p. 37. Eben in dieser anregungsvollen Schrift hat der Verf. nachgewiesen, wie fast in sämmtlichen Liedern der dreigliedrige Strophenbau herrscht; nur die Sprüche fallen nicht unter diese Regel.

e es scheint, selbst, und Konrad IV. und Friedrich II. entbehren
ht des Preises der höfischen Dichter, allein die Ungunst der Zeiten
d Schicksale gestatteten ihnen kein geregeltes und ruhiges Interesse
Literatur und Kunst. Das Verhältniß der deutschen Dichtung zu
iedrich I. und Heinrich dem Löwen wiederholt sich dann gleichsam
Rudolf und Ottokar. So ward der höfische Gesang an die kleine-
n Höfe gewiesen, wo er eine freundliche Aufnahme fand. Thürin-
n und die babenbergischen Herzoge von Oesterreich streiten sich um
n Ruhm, die gastfreundlichsten Stätten für die wandernden Hof-
nger gewesen zu sein, und dieser Wetteifer ist gleichsam in dem Wart-
urgkriege verewigt mit den zum Theil mythischen Namen der Sän-
er. Wie schön und groß die Theilnahme der Friedrich, Leopold VI.
nd VII. (1198 — 1230) von Oesterreich gewesen sein muß, sagen viele
reisende Lieder der ehrenhaftesten Sänger, der Reinmar und Walther,
er ihrem Hof nur den des Arthur vergleichen wollte; und bestätigt wird
ieser Preis durch den etwas späteren Zustand der Ritterdichtung und
es Ritterlebens in Oesterreich, deren Fülle und tumultuarische Lebendig-
eit wir weiterhin näher beobachten können. Ueber ganz Oesterreich,
Tirol, Steiermark, Kärnthen, Friaul und Böhmen dehnt sich diese Kunst
us, hier mit aller Anlage eine recht fröhliche Kunst zu werden, wenn
icht die politischen Schicksale und der Charakter der späteren Herrscher
ungegen gewesen wären. Auf dem thüringischen Hofe und dem Land-
rafen Hermann (1190—1215) aber blieb der Hauptglanz hängen. Von
hm persönlich rühmen es etwas spätere Berichte, daß seine Freigebigkeit
nd fürstliche Milde mit seiner Lust an geistiger Beschäftigung Hand in
Hand ging; daß er selten zu Bette kam, ohne vorher aus der heiligen
Schrift etwas gehört zu haben, oder von der „muthigen Freudigkeit der
lten Fürsten und Herren[300])." An seinem Hofe fanden die früheſten
nd die besten Sänger Aufnahme, und die Freigebigkeit und rücksichts-
ose, uneingeschränkte Gastlichkeit war so groß, daß es den ernsteren
Walther und Wolfram zu weit ging[301]). Nicht allein in der neueren

300) S. die alte Lebensbeschreibung (um 1315—23) des heiligen Ludwig von Thüringen, von Friedrich Köditz von Salfeld, Rektor der Klosterschule von Reinhardsbrunn. In der Ausgabe von H. Rückert (1851.) p. 8.

301) Parzival 297, 16 ff. Von Dürgen fürste Herman,
etslich diu ingesinde ich maz, daz ûzgesinde hieze baz.
dir wære och eines Keien nôt, sît wârîu milte dir gebôt
sô manecvalten anehanc, etswâ smæhlich gedranc
unt etswâ werdez dringen, des muoz hêr Walther singen:

Zeit hat dieſe Gegend wieder den Ruhm der Pflege deutſcher Talente ſich erworben, auch im 17. Jahrh. hatte die adlige Kunſt hier ihren Mittelpunkt. Und wie in dieſer Zeit die Adelsdichtung beſonders von Nord und Oſten her dorthin ſich ſammelte, ſo ging ſie in der 2. Hälfte des 13. Jahrh., die ohnehin ſehr viele Aehnlichkeit mit der Zeit des 17. Jahrh. hat, gleichſam von Thüringen in jene rauheren Gegenden aus, die vorher keinen Antheil an der Dichtung im Weſten und Süden genommen hatten. Wir haben eine ganze Reihe von nordöſtlichen Fürſten aus dieſer zweiten Hälfte des 13. Jahrh., die alle perſönlichen und thätlichen Antheil an der lyriſchen Kunſt nahmen, und zum Theil in nahen Verhältniſſen zu dem thüringiſchen Hauſe ſtanden. In nächſter Nachbarſchaft waren die Grafen von Henneberg, unter denen Poppo VII. der Weiſe († 1245) vom Marner, vom Bruder Wernher als der Troſt der fahrenden Sänger genannt und ſo im Wartburgkrieg neben Hermann von Thüringen gefeiert wird. Ein Bruder von ihm iſt Otto von Botenlauben († 1244), von dem uns einige Minnelieder erhalten ſind[302]). Herzog Heinrich I. von Anhalt († 1252) war Hermann's Schwiegerſohn; deſſen Neffe iſt der Markgraf Heinrich III. von Meißen († 1288) mit dem wieder Johann I. von Brabant († 1294), der berühmte Sieger von Wörringen verſchwägert iſt, der ſogar mehrſeitig mit dem thüringiſchen Hauſe verwandt erſcheint. Alle ſtehen als Dichter in unſeren Sammlungen von Minneliedern, und Meißen insbeſondere fing ſchon damals an mit den Südlanden um den Vorzug zu ſtreiten; Rumeland verficht die Gaben der Sachſen gegen die der Baiern und Schwaben, die ſonſt als die vorzüglichſten Sänger galten, und Heinrich von Meißen (Frauenlob) verachtete ſchon die berühmteſten Dichter des Südens. Heinrich von Anhalt war Vormund des Johannes I. von Brandenburg, von deſſen Sohn Otto IV. († 1308) gleichfalls einige Lieder auf uns gekommen ſind. Er wieder bildet den Mittelpunkt mehrerer befreundeter Fürſten, Wenzel II. von Böhmen, († 1305), Witzlaw IV. von Rügen und Heinrich IV. von Breslau († 1290), die alle im Minneſängercodex ſtehen, obgleich zum Theil aus ſlaviſchen Häuſern. Ein beſonderer Charakter bildete ſich übrigens in dieſen höfiſchen Kreiſen nicht, nur landſchaftlich ſcheidet ſich die ſonſt vage lyriſche Kunſt wohl ab. Oeſterreichs Dichtung wird ſich uns weiterhin in vielen Stücken eigenthümlich charakteriſiren;

„guoten tac, bœs unde guot.“ swâ man solhen sanc nu tuot, des sint die valschen gêret.

302) Ueber ſeine Lebensverhältniſſe ſiehe L. Bechſtein, Geſchichte und Gedichte Otto's von Botenlauben. 1845. 4.

Baiern theilte sich in den Nithart'schen und Wolfram'schen Geschmack, die ohnehin nicht so weit auseinander liegen als es scheinen sollte; auch blieb hier immer ein Hang zum Wohlgefallen an allem Mysteriösen und Phantastischen, wie es denn bezeichnend ist, daß hier die Legende und die Mystik wie zu Hause blieb, daß hier fast zu allen Zeiten das Rückblicken auf das Ritterliche, die Anhänglichkeit an das Mittelalter sichtbar ist, und daß fast alle bairischen Dichter jener Zeit, Wolfram, Nithart, der Tanhäuser und Brennenberger in Mythe und Fabel übergegangen sind. Mit dem Fortschritt der lyrischen Kunst nach Norden und Osten, werden wir später sehen, ändert sich der ganze Charakter dieses Zweiges, so sehr wirkten hier die klimatischen und provinziellen Unterschiede ein. Schwaben hat, scheint es, in seinen besseren Dichtern die rechte Mitte gehalten zwischen der zu oft ins Rohe herabsinkenden Heiterkeit der österreichischen Sänger, und der vagen Allgemeinheit und dem zu elegischen Anstrich der rheinischen und schweizerischen. Diese letzteren bilden unter sich einen ganz eignen Körper, der am besten den allgemeinen Charakter unserer Minnepoesie vertritt. Von fast allen schweizerischen Minnesängern, so wie auch den benachbarten Tirolern (die späteren Hadlaub und ähnliche ausgeschlossen), haben wir nur wenige Stücke, die aber alle zusammen eine ansehnliche Gruppe[303]) bilden, und sämmtlich jener ernsten, rein höfischen, rein minniglichen, mehr wehmüthigen als heiteren Lyrik angehören, wozu dann das weitere Unterscheidungszeichen hinzukommt, daß die Leichdichter in der Schweiz besonders zu Hause scheinen[304]).

Unter denen, die das Minnelied in diesem typischen Charakter behandelt, aufs feinste ausgebildet und am reinsten gehalten haben, nennt Gottfried von Straßburg den von Hagenau[305]) als den vorzüglichsten;

303) Hierunter gehören der Graf Rudolf III. von Neuenburg, der bekanntlich das einzige Beispiel der Benutzung französischer (provenzalischer) Lieder (des Folquet von Marseille) gibt; Jakob von der Warte; Heinrich von Sax; Walther von Klingen; der von Wengen; Rudolph von Rotenburg; Glires; Teufen; Kraft v. Toggenburg; Stretlingen; Heinrich von Rugge; Ulrich von Singenberg, Truchseß von St. Gallen, der Hauptschüler Walthers; Albrecht Marschall von Raprechtswyl; Otto von Turn; die von Altstetten und Tetingen u. a., sämmtlich Schweizer.

304) Vgl. Wackernagel über die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel 1833. Wolf über die Lais. Note 171.

305) Tristan 121, 22 ff. wo Gottfried die Sänger mit Nachtigallen vergleicht, sagt er von der von Hagenau:

Diu aller dœne houbetlist versigelet in ir zungen truoc.
von der gedenke ich vil und gnuoc, ich meine aber von ir dœnen,
den süezen, den schœnen, wâ si der sô vil næme,

er führt ihn im Triſtan (um 1210) ſchon als einen Verſtorbenen a
und ſetzt ihn noch über Walther von der Vogelweide. Man ſucht ih
in Reinmar dem Aelteren, einem Elſäſſer, dem einzigen älter
Liederdichter, bei dem, vielleicht eben ſeiner Berühmtheit wegen, kein Z
name genannt wird. Wir müſſen dann freilich unſeren heutigen Geſchm
nicht in Anſchlag bringen, wenn wir Gottfrieds Lob begreifen wollen;
denn in unſerer Schätzung würde Walther ohne Frage den Rang über
ihm einnehmen. Uebrigens vertritt er jene allgemeine Gattung des Min-
negeſangs neben Heinrich von Morungen am beſten; Walther
von der Vogelweide nur mit einem Theile ſeiner Lieder. Von Reinmar
und Walther wiſſen wir, daß ſie in Deutſchland weit herumgekommen
ſind; ſo ſtehen ſie uns auch äußerlich mehr über der landſchaftlichen Be-
ſonderheit. Sie haben beide Beziehungen zu den öſterreichiſchen und
thüringiſchen Höfen; Walther beklagt ſchon den geſtorbenen Reinmar,
oder vielmehr die mit ihm geſtorbene Kunſt, und deutet eine Art von
Feindſchaft oder Spannung unter Beiden an; Heinrich von Morungen
(ein Niederſachſe, ſcheint es,) und der von Johannsdorf ſtehen aber,
auch in ihren Liedern, ganz außer allen ſolchen materiellen Beziehungen.
In den eigentlichen Minneliedern dieſer Männer herrſcht jener Wechſel
von Liebesfreude, Klage und Sehnſucht; von ſinnlichen Auswüchſen und
Volksrohheiten ſind ſie ganz frei; hier iſt der eigentliche höfiſche Ton in
aller Reinheit. Seltener unterbricht bei Reinmar den anhaltenden Klage-
ton eine Zeit der Luſt, um unter den Schatten einhebendes Licht zu wer-
fen; bei Heinrich, der oft inniger, tiefer, empfindender erſcheint, wechſelt
Mailuſt und Winterklage, wie Liebesgunſt und Verſchmähen, ungefähr
gleich, und dieſer einförmige Jahresverlauf eines einförmigen Sinnens
und Trachtens iſt das Allgemeine und Gewöhnliche in allen dieſen Lie-
dern. Dieſes ewige Annähern und Abſtoßen, Freuden und Leiden, Kla-
gen und Hoffen wird ſpäterhin mechaniſch, und dadurch quälend und
peinigend, bei dieſen iſt Alles noch friſcher, neuer, ſchwungreicher; voller
an Gedanken und Bildern, überzeugender, eindringender, durch ſeltnere
Kühnheit anziehender. Und wenn man auch ſelbſt bei ihnen noch wie in
der Wüſte nach Oaſen ſuchen muß und in luftigen Gebieten umwandelt,
ſo feſſelt und rührt doch Morungen öfter oder leichter, weil ſeine Schwer-
muth und ſeine Freude häufiger in einem faßlicheren Körper erſcheinen.

---

wannen ir daz wunder kæme sô maneger wandelunge —
ich wæne, Orfeuses zunge, diu alle dœne kunde,
diu dœnete ûz ir munde.

Wer auch noch so nachtheilig über den Minnegesang selbst von sittlicher Seite urtheilen, und Schiller's empfindliche Vergleichung nicht allein von ästhetischer Seite durchführen wollte (was nur allzu leicht ist, da die Stellen gar zu sehr vorstechen, wo die Minne nicht in dem zarten Sinne der Gedanken- oder Herzensliebe genommen ist, sondern in dem physischen des Physiologus), der wird dennoch bei diesen reineren und edleren Dichtern zugestehen müssen, daß in einem naiven Zeitalter, in dem die Geschlechtstriebe das Gesetz und die Sünde nicht kennen, nie so zart und heilig von diesen Regungen gesungen ward. Heiterer, freier, sinnlicher geht es schon in den Liedern eines schwäbischen Dreiblatts zu, die wir zur Unterscheidung neben die obigen stellen wollen. Gottfried von Neifen[306]) ist schon ein übermüthiger, stürmischer Dienstmann der Minne, und seinen Liedern sind die des Ulrich von Wintersteten und Burkart von Hohenfels am verwandtesten. Alle drei stehen auch landschaftlich zusammen und ihre Familien kommen in Urkunden häufig nebeneinander vor. Neben die höfischen Lieder stellen sich hier muthwillige Schwänke, neben die elegischen Liebesklagen frohe Tanzleiche und Reihenlieder, neben das Ritterliche das Ländliche, neben den anständigen Frauendienst im adligen Kreise Brunnenliebschaften, neben den zierlichen und feinen Ton ein derber und volksmäßiger. Die muthwilligen Schwänke und Minnefreibeutereien sind häufiger bei Neifen, rasche, knappe, reimjagende Tanzlieder mehr bei Ulrich, dessen Lieder man gern im Volke sang. Auch Burkart von Hohenfels hat diesen ländlichen Anstrich, jedes Bild verräth den Jäger, die Lebendigkeit und Beweglichkeit seiner Reihenlieder haben wir schon oben vorübergehend gerühmt. Alle drei liegen zwischen der ernsteren Haltung des gewöhnlichen höfischen Minnelieds und der freieren des bairisch-österreichischen Kreises um Nithart und Tánhänser herum, genau in der Mitte.

Ganz eine andere und neue Seite der ritterlichen Lyrik öffnet Walther[307]) von der Vogelweide († um 1228). Neben seine minniglichen Lieder in dem gewöhnlichen Stile stellt sich eine größere Zahl mehr lehrhafter Spruchpoesien, zu der unsere deutsche Dichtung von jeher eine außerordentliche Neigung, und dadurch den Zug der Nation mehr zu sittlicher als ästhetischer Bildung verrieth. Gleich unter den ältesten Sängern, die nach ihren alterthümlichen Formen und assonirenden Reimen

306) Moriz Haupt, die Lieder Gottfrieds von Neifen. Leipzig 1851.

307) Hrsg. v. Lachmann. — Uebersetzt und erläutert von Simrock und Wackernagel. — Vgl. Uhlands Walther v. d. Vogelweide. 1822.

noch in das 12. Jahrh. gehören, haben wir einen Meiſter Spervogel, wahrſcheinlich bürgerlichen Standes, der an der Spitze unſerer Gnomiker erſcheint. Er hat, in formeller Beziehung zwiſchen Spruch und Lied noch nicht ſo wie Walther unterſcheidend, eine kleine Reihe von Spruchgedichten über allerhand häusliche und öffentliche Tugenden und Gebrechen, voll geſunder Natur, gedichtet, die ſich fruchtbar weiter bildeten, aus denen die Gattungen von Sprüchen, Beiſpielen und Fabeln ſich entwickelten, mit denen wir zur mehr bürgerlichen Dichtung übergehen. Dieſem Zweige Anſehn, der ganzen lehrhaften Dichtung die mächtigſten Anſtöße für lange Zeit zu geben, war Niemand geeigneter, als Walther, an den ſich nachher einer der erſten Spruchdichter, Reinmar von Zweter, nur mit geänderter Manier und Geſchmack anſchließt, auf den die Lehrdichter wie Thomaſin ſich dem Geiſt und der Sinnesart nach beziehen, an den der Freidank ſo angelehnt iſt, daß Wilhelm Grimm vermuthete, die Sammlung von Sprüchen unter dieſem Titel rühre von Walther her. Er hatte in Oeſterreich ſingen und ſagen gelernt, und war dort wahrſcheinlich auch geboren; von ſeinen weiten Fahrten zwiſchen Seine und Mur, zwiſchen Trave und Po kehrte er wenigſtens dorthin am liebſten zurück; hier war der kunſtſinnige Friedrich der Katholiſche († 1198) ſein erſter, ſchwer betrauerter Gönner; und neulich iſt aus zwei räthſelhaften Gedichten (101, 23. 35, 17) vermuthet worden[308]), daß Leopold VI. bei ſeinem Kreuzzuge (1217—19) ihm den undankbaren Auftrag zurückgelaſſen habe, einen ſeiner ungerathenen Söhne zu erziehen. Wie bei dieſem Geſchäfte, ſo hatte Walther auch in ſeinem Dienſte und Verdienſte um die ſchwachen Kaiſer Philipp und Otto IV. kein Glück und keinen Dank; dies zu dem öffentlichen Unglück, das Gefühl der eignen Hausloſigkeit und der Gram über die Zerriſſenheit des Vaterlandes gab ſeiner Dichtung eine ernſte, zuweilen ſelbſt herbe Färbung, zugleich aber auch jene Tiefe und Weite, die ſie ſo auszeichnet. Dem ganzen Eindrucke nach, den Walthers Dichtung macht, erſcheint dieſer Mann nur in einer allgemeinen Aehnlichkeit mit den übrigen Minneſingern, vor denen ihn auch Gottfried von Straßburg[309]) nächſt dem Hagenauer als die Meiſterin aller leben-

308) Von Karajan, Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften vom 1. Oct. 1851.

309) Triſtan 121, 36 ff.

Wer leitet nu die lieben schar?
wer wîset diz gesinde? ich wæne ich sî wol vinde,
diu die baniere vüeren sol: ir meisterinne kan ez wol,
diu von der Vogelweide. hei wie diu über heide

ytigallen auszeichnet. Der Mannichfaltigkeit seiner Dichtungen,
ändigen Ansicht von allen Lebensverhältnissen, der Einmischung
ffentlichen Dinge, der Vielseitigkeit des Geistes nach ist er den
ours näher, die er mit seiner ächt deutschen Natur an Tiefe des
s und der Einsicht, an schlichter Natur und Würde des Charak-
Allgemeinen überbietet. Kaum kann eine Vergleichung statt haben
dem großen Reichthum des Stoffes in dem Büchlein seiner Lie-
in jedes guten Deutschen Hand sein sollte, und der beschränkten
in den Minneliedern des gewöhnlichen Schlags, in den endlos
n Epen und vielen andern Werken der Zeit. Wie wäre diese
elt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und Welt-
es Großen und Kleinen, des Ernsten und Heiteren, aus Staat
mel, aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und
ren Quelle tändelnder Erholung, wie wäre dies Alles zu ver-
mit der selbstgenüglichen Beschränktheit der meisten übrigen, mit
n Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises?
e dieser wackere und tüchtige Charakter, der von der Kirche kein
von der Fremde keine Sitte, von der Heimat keine Fessel erträgt,
seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfrem-
n der Welt, aber eben so wenig der traurigen Zeit und ihrem
erliegt, zu betrachten neben der verschwimmenden körperlosen
r Anderen, deren Klagen und Freuden, deren Liebe und Haß in
eintöniger Höhe schweben, die ihre dunklen Gefühle auf einem
Gegenstande haften lassen. Es gibt keine wahrere Bezeichnung
e dieser Lyriker, als die Grimm gegeben hat, daß ihnen die Be-
it abgeht; bei Walther kann man es ungefähr umkehren. Selbst
esslieder werfen uns nicht ewig so eintönig von Freud zu Leid,
h zu Unmuth, sondern wo sie Liebe und Liebesgefühle dichterisch
, leiten sie auf die Quelle derselben zurück; wo sie das Wesen
betrachten, weisen sie grundsätzlich auf ihren Werth zur Sitti-
Menschen, kennen ihre Macht und ihre Natur nicht in unklaren
sondern nach deutlichen und faßbaren Eigenschaften und Aeuße-
Die Liebe beherrscht nicht diesen Dichter; er setzt die Tugend
sie allein, sondern in Grundsatz und Einsicht. Bei ihm ist des

---

mit höher stimme schellet, waz wunders sî gestellet,
wie spæhe si organieret, wie se ir sanc wandelieret!
ich meine ab in dem dône dâ her von Citerône,
dâ diu gotinne Minne gebiutet ûf und inne. u. s. w.

Mannes und Weibes unterscheidende Zierde, was stets den ächten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, bei dem Weibe die der Seele; wie er selbst überall mit offenem Sinn und freiem Geiste die Erscheinungen des Lebens wägt und mißt, mag er als Muster einer kräftigen und doch innigen Mannesnatur gelten. Seine Frauen haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher Reinigkeit in schöner Form triumphiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und redliches Bestreben der der Männer, und dazu tritt dann froher Verkehr und Frauendienst erhöhend und verschönernd hinzu. Ich wüßte nicht, daß ein Veldeke, den die damaligen Dichter darum preisen, oder daß überhaupt irgend ein Anderer den Werth der Frauen so groß und schön gefaßt, so innig und warm gesungen hätte wie er. In diesem Manne ist die große Seite, daß er das, was dem gemeinen Menschen widersprechend scheint, auf seiner Höhe umspannt und versöhnt. Mit seinem Ernste könnte es sonst streiten, wenn er, der sonst in der Natur sich Trost holt im Liebesgram oder in der seligen Erinnerung, auch einmal zum unschuldigen Spiel der Kinder greift; es könnte streiten mit der großen Heiligkeit, mit der er von der Liebe spricht, mit der Blödigkeit und Scheu, die er vor der Angebeteten empfindet, wenn er ein andermal mit Glück nach Gabe und Gunst ringt, wenn der Genuß ihn freut, wenn er jene Lieder singt, die keiner mystischen Deutung und keiner moralischen Vertheidigung bedürfen. Als die Liebe und der Liebesgesang seine alte Würde verlor und Unsitte eindrang, da zog er sich, der nie den schlimmen Frauen Lob gesungen hatte, aus dem Minnegesang zurück. Daß die trüben Blicke Walthers auf die Vergangenheit launische Ausbrüche des hohen Alters sind, das auf das Treiben der jungen Welt mißfällig herabzusehen pflegt, könnte wohl sein; den Jüngling Walther sieht man in seinen Gedichten Mann und Greis werden; man erkennt den Muthwillen der Jugend, den Ernst und die Reife des Mannes, den rechnenden Ueberblick auf den zurückgelegten Lauf durchs Leben, als er im Greisenalter angelangt war. Daß aber in der That das zarte Verhältniß dieser höfischen Dichter zu den Frauen, das im ersten Keim dieses Gesanges eine reizende Blüte gehabt haben mochte, sehr bald ausarten mußte, wird wohl jedermann aus der Natur der Sache von selbst erklärt finden. Auch behagte Walthern die düstere Ansicht der Welt nicht, und er wehrte sich lange gegen Anderer Klagen über die schwindende Zucht, allein er mußte zuletzt seiner eigenen Ueberzeugung weichen; auch klagte er nicht über die verfallene Liebe aus Unglück im Lieben, noch über die verfallene Dichtkunst aus der grämlichen Un-

zufriedenheit der Dichterlinge, von deren Machwerken sich das Volk hinwegwendet mit Verachtung. Er ist überhaupt kein schwarzsichtiger Ascet; vielfach getäuscht von der Welt zieht er sich entsagend auf sein Inneres zurück und sagt der Trügerin Lebewohl, aber ohne Verachtung und Geringschätzung, ohne Bitterkeit und Härte. Er lebte arm in Zufriedenheit[310]), obwohl nicht ohne Anwandlungen der Verbitterung und des Mißmuths. Als der kunstsinnige Friedrich II. spät sein Verdienst ehrte, und ihm ein Lehen, dem Heimatlosen ein eigenes Dach, gab, sang er dankbar, daß bis dahin vom Schelten über die Unmilde der Fürsten sein Athem stank, den endlich der König, wie seinen Sang, rein gemacht habe. Er war fern davon, des Wohlstands Vortheile zu mißachten, wie wohl er wußte, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme. Einen Mann dieses Sinnes hört man gerne Sitte predigen, denn es predigt kein blutloser Kleinmeister, dem das Märtyrerthum ein Spiel ist, es lehrt kein Tugendheld und kein Frömmler. Walther ließ die Welt auf sich wirken, und trat ihr entgegen, wie sie ihn anregte; gerichtet aufs Gute, gab er sich doch nicht zum Spielzeug der Schurken hin; er hat bittre Erfahrung mit Freunden gemacht, dem treuen aber bleibt er „einlöthig und wohlgevieret," dem treulosen ballt er sich in der Hand und rollt ihm dahin. Ihn hört man gerne die Lehre aller Edlen, Mäßigung, als die Schöpferin aller Würdigkeit, einschärfen, ihn, der die Leidenschaften kennt; und wenn er seinen Blick auf die Gewalt der menschlichen Natur wirft und die Kraft der Erziehung erwägt, bewundern wir die Tiefe seiner Einsicht, die jetzt äußeren Anstand mit dem Stocke lehrt und dann sich unwillig wegwendet, wenn man Sitte und Ehre mit Schlägen hervorzurufen denkt, wo sie auf Worte nicht folgen. Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, mißbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Hermanns Hof, wie Wolfram; ein deutscher vaterländischer Mann, nicht weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntniß und Wahl auf die biedere Nation zurückwies[311]), tritt er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des Reichs;

310) Sein Schüler Ulrich von Singenberg, der um 1228 den Tod Walthers beklagt, den er ausdrücklich seinen Meister nennt und in ernsten Dingen wie in Formen und Reimspielen nachahmt, spricht sich mit einem Unberufen ein besseres Schicksal zu; bei von der Hagen 1, 294.

311) Das herrliche Lied auf p. 56 sq., das nach einer Anführung bei Ulrich von Lichtenstein schon damals in verdientem Ruhm gestanden zu haben scheint.

vertheidigt deſſen Unabhängigkeit von der Kirche und trotzt dem Pa
mit Chriſtus Lehre: Gebt dem Kaiſer was des Kaiſers, und Gott
Gottes iſt. Als Pabſt Innocenz III. den Bann ſelbſt gegen den gr
ſchen Otto ausſprach, ſchleuderte Walther ſeine ſchärfſten Invectiven ge
die weltlichen Uebergriffe des römiſchen Hofes, ein würdigerer Vorlä
der Hutten, als jene geiſtlichen Lateiner des 12. Jahrh., und als L
des Pabſtes Almoſenſtöcke zur Förderung der Kreuzzüge in die deutſ
Kirchen gepflanzt wurden, erhub er ſich wie Luther gegen den Ablaß,
ſeine kleinen Sprüche zogen, nach Thomaſin's faſt gleichzeitigem Zeugn
Tauſende ab von dem Pabſte. Bei dieſem Zorne, mit dem er gegen
Gleisnerei und Weltlichkeit der Geiſtlichen und das Unweſen des rö
ſchen Hofs auftrat, war er doch treu der Kirche, ein frommer und he
ger Menſch. Zufrieden lobt er an ſich ſeine gutartige Natur, die
ſelbſt, wenn er die Macht dazu hat, nicht der Rache gedenken läßt,
dann betet er doch mit erſchütternder Innigkeit, daß ihm die Feindesli
fehle und daß er Gott nicht preiſe, und blickt dabei mit eben ſol
Schärfe in ſein Herz, wie er mit kindlicher Offenheit beichtet, ohne
kräftigen Ton der Männlichkeit zu verlieren. Seine Myſtik iſt voll
ſtimmtheit und Schärfe; verſenkt in die Gedanken über das Weſen
Gottheit verlacht er die Grübler, die da wiſſen wollen, was niemals
predigt und gekündet ward. Herrliche Feierlichkeit und ein ungetrü
unerſchütterlicher chriſtlicher Glaube ſpricht aus dem Leich, der das Bi
lein eröffnet; doch iſt er von keinem Dogma beſchränkt, Chriſt, J
und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke,
die Worte ſind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt, und er macht
und weigert ſelbſt den Erzengeln ſeinen dichteriſchen Preis, wenn ſie
Chriſtenheit ſich nicht annehmen wollen, die ſie Macht dazu haben.

Ganz ein anderes Bild von der ritterlichen Poeſie erhalten
wieder, wenn wir von den bisher genannten Dichtern zu den bairiſ
und öſterreichiſchen übergehen, die ſich an dem babenbergiſchen Hofe
ſammenfanden und in die Zeit Rudolfs von Habsburg hinüberlei
Dort tritt jene Gemüthlichkeit und jenes Wohlbehagen, verbunden
einer laren Anſicht des Lebens, die das Burleske und Schlüpfrige
günſtigt, jener Charakter, den das eigentliche Oeſterreich und ſeine Ha
ſtadt auch in der neuen Literatur in der Richtung ſeines Geſchmacks
hauptete, ſchon damals deutlich hervor. Derbere, bürgerliche und h
riſche Züge, die in den Liedern und größeren Werken der öſterreichiſch
Dichter unter den Babenbergern gewöhnlich ſind, zeigen uns dort ei
wohllebenden Mittelſtand und unabhängige reiche Gutsbeſitzer

bauernstande[312]), die den Neid und die Mißgunst der Rittersleute erregten. Auf diesen Verhältnissen beruhen die Lieder des Nithart, der noch in die beste Zeit gehört, schon 1217 dem Wolfram von Eschenbach bekannt war, und in den historischen Beziehungen seiner Lieder bis 1234 zu verfolgen ist. Er ist ein Baier von Geburt und ritterlichen Geschlechts, scheint in Baiern durch Nachstellung eines „Ungenannten" die Huld des Herzogs und ein Lehen verloren zu haben, und wird dann an dem Hofe des letzten Babenbergers, Friedrichs II. († 1246), gefunden, in dessen freigebige Nähe sich auch die Tanhäuser, Pfeffel, Bruder Wernher u. A. drängten. Seine Lieder stechen in ihrem Inhalte gegen die Zartheit und sinnige Scheu der übrigen Minnedichtung grell ab. Sie versetzen auf die ländlichen Feste der Bauern und Meier, in die Sommer- und Winterfreuden des Landes bei Ballspiel und Tanz; sie schlagen dabei oft einen ganz volksthümlichen Ton an; „und diese Farbe steht Nithart um so natürlicher, als ihre Grundlage und Veranlassung sicher in der ländlichen Volkspoesie zu suchen ist; die Bauern in Oesterreich und dem Kuhländchen besitzen heute noch Kirmslieder und Lieder zum Spotte über Kleideraufwand, die sich der Weise Nithart's kaum enger anschließen könnten"[313]). Seine Schilderungen sind dem wirklichen Landleben abgesehen; die Bühne liegt südlich der Donau zwischen Wien und der Enns; selbst dem Gute Nithart's, dem „Reuenthal" (bei Langenbach) ist Haupt, der seine Lieder herausgeben wird, auf die Spur gekommen. Die Lieder sind dann bei Hofe gesungen, obgleich sie wie im parodischen Gegensatz gegen den höfischen Minnegesang stehen. So nehmen sich namentlich seine Frühlingslieder aus. Seine Gedichte zerfallen nämlich sämmtlich, wenn man auf das unzweifelhaft ächte zurückgeht, in zwei Gruppen, Sommer- und Winterlieder, Anger- und Stubentänze. Die Sommerlieder besingen fast ausnahmslos des Dichters Gelingen und Minneglück, „vrômuot" ist darin die Führerin. In den geschilderten Scenen sind die Männer außer dem Spiel; der Dichter singt von ungestörten Minnefreuden; zuweilen erzählt er ein Gespräch zwischen Mädchengespielen, zwischen Mutter und Tochter; die verschiedenen Landdirnen, denen der höfische Ritter besser zum Tanz gefällt als ein Bauer, denen sein Gesang das Herz bezwungen

312) Nithart, in Benecke's Beiträgen II, 407:
von hinne unz an den Rîn, von der Elbe unz an den Pfât,
diu lant diu sint mir elliu kunt. diu enhabent niht sô manegen hiuzén dorfman,
als ein kreizelîn wol in Oesterrîche hât.

313) Wackernagel über Nithart, in dessen Leben in v. d. Hagens Minnesängern.

hat, treibt es an seiner Hand zur Linde zu springen, ihm ein Kränzchen beim Tanz zu geben, ihm ihren Ball zuzuwerfen; sie gehen noch weiter[314]), und in diesen Fällen spielen die derben Züge einer handgreiflichen Liebe herein, wie sie bei Herbort von Fritzlar, wie sie bei österreichischen Erzählern, bei Enenkel und Aehnlichen öfter begegnen. Ganz im Gegensatze zu diesen Sommerliedern singen dann die Winterlieder nur von Mißlingen und Unglück unter dem Nachstellen der Bauern. Dies Leid leitet der Dichter aus einer vergangenen Zeit ab, seit der Baier Engelmar, der sich dem höfischen Ingesinde ebenbürtig zu stellen strebte, seiner Friderune ein kostbares Elfenbeinspiegelchen zerbrach; seitdem lassen die Engelmare in Oesterreich, die üppigen Dörper, die groben Bauern, die in jedem Liede in neuen Gestalten auftreten, nicht ab, ihn beim Tanze zu verdrängen, ihn auf den Schemel zu setzen, ihm zu widersagen wegen seines üppiglichen Sanges; Neid und Eifersucht grollt in dem Dichter, der sich dann über den Luxus der Bauern ergießt, und sich freut, ihre Tölpelei dem Spotte preiszugeben, wenn ihre Rohheit zu Schlägereien unter ihnen selbst ausartet. Neuerdings ist versucht worden[315]), diese ganze bäuerliche Bühne nur allegorisch aufzufassen und unter den Bauern nur tölpelhafte Gesellen des höfischen Kreises zu verstehen, die der Dichter verspotte. Aber daß die höfischen und bäuerlichen Kreise sich auf ländlichen Festen begegneten, der Ritter sich zur Bauerndirne herabließ, der reiche Bauer in ritterliche Gesellschaft emporbrängte, daß die Wirklichkeit die Grundlage dieser Dichtungen ist, daran lassen die Erzählungen von dem aufstrebenden Bauernstande nicht zweifeln, die wir alsbald gerade von Oesterreich werden ausgehen sehen. Nur kann freilich blos von einer allgemeinen wirklichen Grundlage die Rede sein; Niemand wird die Adelheiden und Udelhilden in den Sommerliedern für lauter wirkliche Personen halten, noch in den Winterliedern all den einzelnen Spaßverderb der Bauern für wirkliche Thatsachen. Diese Lieder waren Tanzlieder, dies muß ihren seltsamen Inhalt wesentlich erklären. Die Häufung barocker Namen und Gegenstände in halbsinnlosen Texten sind in solchen Tanzliedern im Süden noch heute ein beliebter Scherz; den Zweck der Belustigung, den in neapolitanischen Tarantellen die Benennung einer Mahlzeit mit zahllosen Gerichten erreicht, kann die Beschreibung einer

314) Benecke a. a. O. II. 450. — der wuohs von sinem reien ûf ir wempel,
unt gewan ein kint, daz hiez sî Lempel,
alsô lêrte ez sî den gimpel gempel.

315) R. v. Liliencron in Haupts Zeitschrift 6, 69. ff.

Schlägerei unter bestimmt benannten Bauern noch besser erreichen; man kann das Aehnliche in schwedischen und schottischen Volksdichtern wiederfinden. Benecke vermuthete, daß glücklich erfundene Melodien diesen Liedern ihren Hauptreiz gegeben haben möchten, die der Dichter beim Tanze vorsang, ein Amt, das selbst die österreichischen Fürsten Leopold VII. und Friedrich II. nach den Zeugnissen Enenkel's, Nithart's und des Tanhäusers nicht verschmähten; so hoch kam der lyrische Frohsinn an dieser Stätte hinauf oder herab. Jene Vermuthung Benecke's mag daher sehr wohl begründet sein; es kam dann auf den Sinn oder Unsinn, den Werth oder Unwerth der Texte nicht so viel an; und ein Walther möchte vielleicht über diese Nithartschen Lieder geurtheilt haben, wie Dante über die Balladen der Provenzalen, daß sie nicht so viel Ehre brächten, wie die Lieder, die des begleitenden Tanzes und Spielzeugs entbehren könnten. Dennoch war auch der Inhalt gerade der Nithart'schen Gesänge gleich Anfangs sehr im Preise und stieg darin nachher mit der Verbauerung der Zeiten und Sitten immer mehr. Die Rittersleute rühmten ihn wegen seiner Verspottung der rohen Ueppigkeit und der Ueberhebung der Bauern über ihren Stand, was bald ein stehender Artikel der Satire ward. Der derbe Gegensatz gegen das subtile Minnelied gefiel; eine Reihe von Nachahmern wie Goeli, Stamheim, Geltar, Kirchberg und Scharfenberg gruppirten sich um Nithart her; unter seinem eigenen Namen schwärzten sich Nachbildungen ein unter seine Lieder; bald ließ man ihn den Bauern gegenüber als einen Possenreißer auftreten, der sie mit Streichen und Schwänken neckt und quält; seine Person ward mehr und mehr sagenhaft zu einem Hofnarren unter Otto dem Fröhlichen umgebildet; und sein Name erhielt sich so mit ächten und falschen Liedern und Schwänken bis ins 16. Jahrhundert lebendig.

Zu Nithart gehört untrennbar der Tanhäuser, der gleichfalls ein Baier und in Oesterreich wohl bekannt ist, und der seinen Preis zwischen Friedrich II. von Oesterreich und Otto II. von Baiern theilt, unter dem er in Nürnberg schöne Zeiten gehabt hat, die ihm später verloren gingen, wo seine guten Bekannten Seltenreich, Unrath und Schaffenichts sind. Auch er scheint die Zeiten Rudolf's von Habsburg nicht mehr erlebt zu haben, doch schlägt er einen Ton an, der sehr deutlich die Zeit des Verfalls der Minnedichtung und der alten Innigkeit des Frauenverkehrs ankündigt, so daß sich ihm spätere Dichter wie Steinmar und Hadlaub näher rücken in Manier und Sinnesart, als die früheren. Wir gleiten mit ihnen aus dem feinen höfischen Leben der Ritterschaft immer mehr in ein gemeineres herab, was sich überhaupt in der österreichischen Dichtung

am beſten beobachten läßt. Wenn der Tanhäuſer in ſeiner „Hofzucht“[316]) eine Reihe von Sprüchen und Regeln über den Anſtand bei Tiſche lehrt, ſo ſieht man an der groben Unſitte, die er zu rügen hat, daß in dem Maaße, wie jetzt der Bauer emporſtrebt, der Ritter in die bäuriſche Rohheit herabgeſunken iſt. So werden wir finden, daß der Stricker mit Mühe den Ton der ritterlichen Dichtung zu halten ſucht, und daß er auf des Ritterlebens Untergang klagend hinblickt; und Ulrich von Lichtenſtein, der zwar in dieſe Klage einſtimmt, öffnet uns dieſes Ritterleben in einem Zuſtande, der zwiſchen Ueberſpannung und Abſpannung in der Mitte liegt. Die idealen Vergnügungen des ſittſamen Minnedienſtes genügten nicht mehr, die materiellen ſelbſt widerten unter dem einreißenden Verderbniß und der Sittenloſigkeit der Weiber an, und die roheren Freuden des Mahls und des Weins traten an die Stelle der früheren Unterhaltung. Wir erwähnten ſchon vorhin die Wiener Meerfahrt zu einem anderen Zweck, ſie gehört wie der Weinſchwelg erſt an das Ende des 13. Jahrh. und bahnt uns bequem den Weg zu dieſer neuen Erſcheinung, daß man jetzt auch anfängt, Gelage und Zechereien zum Gegenſtande der Dichtung zu machen. Dies iſt im Tanhäuſer am deutlichſten und tritt bei ihm zuerſt vor. Weiterhin trug Steinmar, ein Schweizer, der in Oeſterreich wohl bekannt war, da er 1276 bei Rudolfs Heerfahrt gegen Ottokar und bei der Belagerung Wiens gegenwärtig war, dieſen neuen Stil in die Schweiz, wo an der Scheide des 13. und 14. Jahrh. Hadlaub[317]) ihn fortſetzt und gewiſſermaßen ſo ausbildet, daß er uns auf die ſpätere Uebergangslyrik zwiſchen Minnelied und Volkslied im 14. und 15. Jahrh. hinführt. Alle drei preiſen Gelage und Mahle, und im Gegenſatze zu den früheren Minneſingern erheben ſie dabei den Herbſt und den Winter mit dieſen ihnen eigenthümlichen Freuden. Dies geſchieht dann leicht mit einem Uebermaß, das ekelhaft wird; ſie liefern uns Zech- und Schmauslieder, gemein und plump, wie nur möglich, und man ſieht wohl, daß die Klage des Sunenburgers einen Grund hat, daß nämlich jetzt Zucht und höfiſcher Sang der jungen Welt läſtig und daß ihnen Schelten auf die Weiber beim Wein angenehmer ſei. Alle ſolche Lieder haben durchweg die Farbe des Burlesken und ſtellen ſich in ſofern gegen den alten feierlichen Ton der Ritterdichter; dieſen Ton theilen dann auch andere unbedeutendere Meiſter, wie der von Scharfenberg, Goeli, Gedrut u. A. In den Tanzliedern dieſer Dichter zeigt ſich ihr Talent meiſt am

316) Haupts Zeitſchrift 6, 488.
317) Joh. Hadlaub's Gedichte hrsg. v. Ettmüller 1840.

önsten; außer Burkart von Hohenfels hat deren Niemand lebendigere
d schönere gemacht als der Tanhäuser, und der bewährte Ruhm der
esterreicher im Fache der Tanzmusik wird sich als alt und lange verdient
rausstellen lassen. Ueberall tragen diese Tanzlieder jene behagliche
innlichkeit, jene gutmüthige Schlüpfrigkeit an sich, die den Anspruch
cht nicht verargt zu werden. Dabei ist die ganze Manier im schärfsten
egensatz gegen die ernste Minnedichtung; hier wimmelt z. B. alles von
auennamen, die dort so vorsichtig vermieden werden. Alles was sich
it dem Tanzliede berührt, trägt dieselbe Art. Hadlaub in seinen losen
nteliedern, die wie die Festlichkeit selbst einen ganz freien Charakter
ben, in seiner Hirtentenzone, die wie ein knorriger und wilder Neben-
ößling der französisch-italienischen Schäferdichtung sich ganz sonderbar
snimmt, in seinen Liebschaften zwischen Knechten und Mägden;
teinmar in einem ungemein rohen Tageliede, wo des Hirten Ruf einen
echt bei seiner Dirne weckt; Tanhäuser in seiner parodischen Anwen-
ng französischer Wörter, Alles arbeitet auf das Herabziehen pathetisch
handelter Gegenstände ins Gemeine und Burleske hin. Das eigent-
he Minneweſen kommt bei diesen Männern nicht besser weg. Zwar
erden die Minnelieder gerade dieser Dichter nicht so flach, wie bei
deren, doch aber bringt die Gedankenlosigkeit oft auch schon bei Tan-
user jene prosaische Versmacherei, jenes Zusammenreihen von Worten
d Reimen hervor, die ganz ohne rhythmischen Sinn in höchst unmusi-
lische Töne gebracht sind. Eigenthümlich ist Hadlaub durch einen ge-
issen Körper, den seine Liebeslieder tragen: es ist hier ein eigentlicher
ebesverkehr, es gibt hier poetische Lagen, die uns theilweise ansprechen,
s ganze Lied verliert das Unbestimmte und Nebelhafte und wird in-
altreicher; die Empfindsamkeit tritt unserem Geschmacke näher. Bei
teinmar ist der Minnedienst ganz ins Bäurische herabgezogen, man
irbt hier um gemeine Dirnen, die nach Kraute gehen, mit Geschenken
n Schuhen und Linnen. Ebenso zieht der Tanhäuser den Liebesdienst
rab: „er erzählt, wie er sie auf blumiger Haide, im Walde getroffen,
it ihr gekoset und gethan habe, wie man den Frauen zu Palermo
ut“[318]). Oft übertreibt er verspottend die alten Abenteuerlichkeiten
r Frauenbewerbung: Er möchte seiner Geliebten einen Berg aus Ga-
äa bringen, auf dem Adam gesessen, als einen allerhöchsten Liebes-
enst; sie verlangt von ihm einen Baum aus Indien, und den Gral,
nd Paris' Apfel, Venus' Mantel und Noah's Arche. Aehnlich wird

318) Von der Hagen, im Leben des Tanhäuser. Minnesinger 4; 429.

auch bei Boppo und Steinmar der Uebermuth der Frauen und das Gelübdeweſen verſpottet. Anderswo ſpricht ſich die Richtung gegen die ernſte feierliche Minne in Lied und Roman darin aus, daß Tanhäuſer mit großer Beleſenheit ganze Schaaren von Romanheldinnen, von wirklichen und geträumten Ländern und Localitäten der Romane anführt, die er gegen ſeine ländlichen Tänzerinnen und ſeine wohllebige Gegenwart verſchmäht. Auch ſeine Poeſie des Unſinns zielt hierhin, die Lügenmährchen[319]), die doch wohl eine Parodie des Unglaublichen ſind, deſſen die epiſche Literatur ſo Vieles brachte, oder auch nach einer Stelle des Marners ein Spott auf verbreitete Lügenſagen und Mährchen in der wirklichen Welt. Wenn uns der frühe Abfall von der hochtrabenden Manier der Minnedichtung zu dem Schwank- und Spaßhaften im Tanhäuſer auffallend ſcheint, ſo dürfen wir nur einen Blick auf den ernſten, eß- und trinkluſtigen Minnehelden Ulrich von Lichtenſtein werfen, der eben dieſer öſterreichiſchen Zeit und Literatur angehört, um dies ſogleich ganz begreiflich zu finden. Er lehrt uns am beſten, wie bald der Minnedienſt ins Abenteuerliche ausartete, der Minnegeſang ſeine erſte Bedeutung verlor, wie Sinn und Gefühl aus dem Frauenumgang und Geſchmack aus der Dichtung ſchwanden.

Ulrich von Lichtenſtein († 1275 oder 76) iſt der Minneſinger, von deſſen Leben wir am meiſten wiſſen, eine geſchichtlich berühmte Figur, deſſen äußere hiſtoriſche Verhältniſſe uns einen Blick auf die politiſchen Zuſtände in Oeſterreich in einer Zeit reicher Bewegungen thun laſſen, ſo wie ſeine Gedichte[320]) auf die höfiſchen, ritterlichen, poetiſchen und minniglichen Dinge. Ottokar (von Hornek) war ſein Freund und liefert uns die geſchichtlichen Angaben zu Ulrichs Leben; eine Reihe von ritterlichen Sängern laſſen ſich äußerlich an ihn anknüpfen, die ihm befreundet, oder die mit ihm bei Rudolf zuſammen waren: Herrand von Wildonie, ein Steiermärker wie Ulrich, von dem auch Schwänke erhalten ſind, deren einen ihm Lichtenſtein erzählt hat[321]); der von Scharfenberg; vielleicht auch die von Sunecke und Stadegge, und der Schweizer Konrad Schenk von Landegge. Ulrich ſelbſt ſchrieb ſein ritterliches Leben in einem Gedichte unter dem Titel Frauendienſt (1255 vollendet), und

319) Tanhäuſers Lieder ſchließen mit einem Stücke dieſer Art, und dieſe Zeiten zeigen dergleichen zuerſt, was ſich weiterhin in den Schwänken von der verrückten und verkehrten Welt ſehr verbreitet findet.

320) Vrowen dienest. Hrsg. v. Lachmann. Berlin 1841.

321) Er iſt in von der Hagen's Geſammtabenteuer gedruckt. Vier Erzählungen von ihm hat Bergmann, Wien 1841, herausgegeben.

er hat darin alle seine Lieder verwebt, als ob sich die Minnedichtung zuletzt eben so zur epischen Form umbilden wollte, wie der Roman immer mehr lyrische Bestandtheile in sich aufnahm. Wie in dieser Zeit schon Alles anfängt, herzlose Nachbeterei zu werden, so ist das auch schon hier der Fall; wenige seiner Lieder haben in sich einen Werth, viele zeichnen sich durch Gewandtheit und Uebung aus, keines durch wahrhaftes Gefühl, das die Kälte der Künstelei überböte. Die Gewöhnlichkeit und Armut in diesem Buche sind über die Maße; in seiner Erzählung übersetzt er die Lieder, in seinen Liedern umschreibt er die Erzählung, die in Reimpaaren und achtzeiligen Strophen gehalten ist; die Langeweile in der Beschreibung seiner Ritterschaft und seiner Tioste wetteifert mit der in der Geschichte seiner Liebe; und dazu kommt die eingebildete Freude über seine Poesien, die ihm manchmal in Wort und Weise unverbesserlich dünken, während wir zugleich (z. B. p. 442) die Beispiele finden, wie kleine Dinge, wenn sie nur neu sind, in diesen Liedern angenehm berührten. Wie hart zugleich die alte Weichheit und Zartheit, die in der Form des Ganzen gewahrt sind, jetzt mit den rohen Zügen des neuen Geschmacks hier zusammenstoßen, zeigt ein Blick in den Gang der Geschichten, die uns der Dichter erzählt. Ein Mann, dem Gemach und Gut, reine Weiber, gutes Essen und Trinken, schöne Waffen, Kleider und Zierat zum Leben unentbehrlich scheinen, macht uns bekannt mit seiner Herzensgeschichte, oder mit der Art, wie ein Mann jener Zeit der ritterlichen Sitte und Regel nachzukommen strebt. Früh als schmachtender Knabe schon hat er der Alten Rede von Frauendienst und seiner Beglückung mit gespannter Achtsamkeit gehört und so das Gift der rücksichtslosen Unterhaltung der Erwachsenen eingesogen. Früh nimmt er sich dann nach dem Beispiele Aller eine Herrin, der er seinen Dienst widmet, weil es so Sitte war. Er bezieht hinfort Alles was er thut auf sie, er sieht sie als seinen Trost in jedem Unfall und als die Quelle alles seines Glückes an, er bildet sich auf seine Ausdauer mehr ein als auf Heldenthaten, er trägt von ihr Alles was ihr einfällt mit Geduld, er wird zum Kopfhänger und Mundstillen, er trinkt ihr Waschwasser, er läßt sich ihr zu Gefallen eine Ueberlippe operiren, er schlägt sich ihr zu Liebe einen krumm gewordenen Finger ab und schickt ihn ihr und sie bewahrt ihn gerührt auf und betrachtet ihn alle Tage. Dann macht er verkleidet als Venus eine stumme Landfahrt ihr zu Ehren und tiostirt mit allen Rittern durch 29 Tage; man sieht, daß die Freude am Allegorischen jetzt sogar in die Handlungen eingeht, und die Liebesquälerei eben so. Doch aber prüft ihn seine Frau und zweifelt an seiner Treue, worüber

ihm Thränen und Blut ausbricht. Dann erhält er endlich Erlaubniß, sie zu besuchen; er erscheint erst als Aussätziger verkleidet, mit einer Wurzel im Mund, die bleich und geschwollen macht. Als er am Ziel seiner Werbung zu sein meint, nimmt die ganze bisher bitter ernsthafte Erzählung eine gemein komische Wendung; ein possenhafter Fall bringt den Ritter um die Frucht seiner Dienste; er will sich ertränken; allein ein Kissen, das ihm ein Knappe von seiner Frau bringt, heilt ihn noch ein wenig von seiner Tollheit. Von da an verläßt er sie jedoch und widmet sich einer anderen. Ein solches Gedicht konnte bei uns Lobpreisungen ernten! ein Liebespaar, wo auf der Seite des Weibes nichts ist als eine höhnische Laune und ärgerliches Spiel mit dem Gimpel, der sie zu seiner Gebieterin schwur, und auf der Seite des Mannes, der sein Eheweib zu Hause hat, wie seine Geliebte ihren Mann, nichts als Unzucht und unsittliche Werbung einer sinnlich begehrlichen Natur und Streben nach rohem Genusse. Dazu kommen dann die ekelhaften Opfer und die Wunderlichkeiten des ascetischen Minnedienstes, was dies Kunstwerk vollends aufs häßlichste entstellt. Ein solches Herzensleben ist nur dann von Interesse, wenn es auf Herzensreinigung hinausgeht, wie in Dante's neuem Leben, wenn nicht die Abenteuer eines gewürfelten Weiberjägers, sondern die sinnigen Träume eines unschuldigen Jünglings der Gegenstand der Erzählung sind. Und selbst dann, wenn alle jene heiligen Gefühle und träumerischen Regungen, alle Feierlichkeit, mit der man sie pflegt, alle Selbsttäuschung mit der man sich quält, geschildert werden soll, muß „Vernunft bei der Liebe schon in solcher Jugend, und sie muß Meisterin der Leidenschaft sein“[322]). Bekommt man schon hier von der platonischen Gedankenliebe dieser Rittersleute einen schlechten Begriff, so noch mehr in Ulrichs zwei Jahre später (1257) geschriebenen Frauenbuche. Dies ist ein Gesprächstück (gegenseitige Klage der Frauen und Männer), wie wir sie bei dem Stricker, in Form und Inhalt gleich, näher kennen lernen. Hier wird die Vernachlässigung der Frauen durch die rohen blos der Jagd und dem Wein ergebenen Männer beklagt, die Unsitte der Frauen, ihre feile Minne und die Sodomie der Männer aufgedeckt[323]). Von den ersten zarten sinnigen Minneliedern bis zu diesem Punkte übersehen wir in unseren Andeutungen den ganzen Verlauf der

322) Dante in der vita nuova.

323) So auch bei dem Stricker, und vergebens wird also S. Helbling dies leugnen. S. Karajan zum Frauendienst p. 676.

Minnegeschichte der Zeit, und die Entwickelung der Epopöen wird uns denselben Weg führen. Ehe wir scheiden, werfen wir nur noch einen allgemeinen Blick auf die beste und reinste Seite des Minneliedes und dessen poetischen Werth zurück.

Jede lyrische Kunst liegt von Natur zwischen den zwei gefährlichen Klippen, daß sie entweder von wirklichen Empfindungen singt, die in der dichtenden Persönlichkeit herrschen, oder daß sie solche Empfindungen vorgibt. In diesem letzteren Falle war unsere nachgeahmte Liederpoesie im 17., in jenem war die Minnepoesie des 13. Jahrh. Ein gewisser poetischer Strich lag über dem Frauenverkehr dieser Dichter, und dies glänzende poetische Leben wollten sie unmittelbar abschildern in ihrem Gesang. Allein das poetische Leben macht noch keine poetische Kunst, ja es scheint ihr ganz eigentlich entgegenzustehen. Solche Zeiten eines gehobenen poetischen Lebens haben gewöhnlich Dichtung aber keine Dichter, so wie es andere Verhältnisse und Zeiten gibt, die Dichter besitzen aber keine Dichtung. Die Hand, die von Leidenschaft zittert, kann nicht über die Leidenschaft schreiben. In der Nähe des Gegenstandes läßt sich kein Gemälde aufnehmen, und jene Zeit hatte auch nicht die Bildung, sich, wie unsere neuere Literatur that, sagen zu können, wie man es anfangen müsse, um sich in eine Ferne zu rücken. In Italien aber, wo unter dem frühen Aufblühen städtischer Industrie und republikanischer Formen das Ritterthum und seine Eigenheiten immer in eine gewisse Ferne gestellt war, und wo das Studium der Alten früher eine künstlerische Bildung reifte, konnte man sich bequemer aller der Vortheile bemächtigen, die die frühere Dichtung der Franzosen und Deutschen nachwies, aber nicht benutzte, an die Hand gab, aber nicht selbst gebrauchte. So wie Ariost und Tasso im Rufe der Welt die ganze erzählende Ritterpoesie verdunkelten, mit eben denselben Werken, die ohne die Vorarbeiten der ritterlichen Erzähler nicht da sein würden, wie die ganze französische Dichtung des Mittelalters nur eine Vorschule für diese großen Italiener ward, welche auf ihren Häuptern fast allein den Ruhm versammelt haben, der ganzen Jahrhunderten vor ihnen dem Stoffe nach zugesprochen werden muß, so steht Petrarca mit seinen Dichtungen auf der Höhe des Minnesangs, und an seine Liebe und seine Klagen blieb vielfache Erinnerung oder dunkles Vernehmen auch da, wohin nie ein Lied oder ein Leich der Franzosen und Deutschen drang. Dies behauptet nicht, daß seine Sonette und Canzonen überall vorzüglicher seien, als die Lieder und Leiche der Minnesänger, allein im Allgemeinen kann man sagen, daß er in dieser Art Dichtung die formelle Gestaltung vollendet und ge-

ſchloſſen, und ihren Stoff am reinſten und heiligſten in ſich getragen hat. Was das Formelle betrifft, ſo iſt die ganze reiche Kunſt der Töne bei ihm in das eine Sonett kryſtalliſirt, das ſich in der dichteriſchen Welt erhalten hat, während Niemand zu den ſchwierigen, nicht weniger gekünſtelten Maßen der Minneſänger zurückgekehrt iſt. Dieſe Form, nach der manche der Weiſen unſerer ritterlichen Sänger gleichſam hinringen, ſteht mit dem allgemeinen Inhalt des Minneliedes und mit den Empfindungen, die ihm zu Grunde liegen, in einem ſo engen Verbande, daß man ſich daher wohl ihre Ausdauer erklärt. Sie ſpricht gleichſam jene unendlich glühende Sehnſucht des Herzens innerhalb der Schranken des Kopfes aus, weil hier ſo oft dem Herzen kein anderer Verkehr geſtattet iſt, als mit dem Bilde im Kopfe, indem kein ſinnlicher Gegenſtand für eine ſinnliche Liebe und den Erguß in ſinnlichen Empfindungen gegeben iſt; es will eine innere Flamme über alle Schranken weg, und dieſe Schranken bildet gleichſam die künſtliche und ſcharfe Form des Maßes ab. Dieſes Maß, das jene Flucht aus dem Beſonderen in's Allgemeine, aus der äußeren Umgebung in das Innere, aus dem lebenvollen Gelegenheitslied in das eintönige Selbſtgeſpräch ſo ſehr begünſtigte, legte ſich natürlich jenem reineren Minnegeſang an, der mehr die ſinnige als die ſinnliche Liebe ſchilderte; dieſe letztere ging klüger in den Schwank über, deſſen Bocaccio eben ſo Meiſter ward, wie Petrarca des platoniſchen Minneliedes. So rein dieſe Form bei Petrarca iſt, ſo rein ihr Stoff. Bei ihm dulden ſich die Zweifel nicht, ob wir mit einer ſinnlichen Leidenſchaft oder einem ſinnigen Zuge des Herzens zu thun haben: dieſe Entſchiedenheit iſt eben ſo ſehr, wie ihr Gegentheil, der unverholene ſinnliche Liebesſchwank, äſthetiſch beſſer, als das unbeſtimmte Schwanken zwiſchen Seelen- und Fleiſchesliebe, das in unſeren Minneliedern herrſcht. Bei Petrarca gehören dieſe Empfindungen der Lebensperiode an, der ſie eigenthümlich ſind; mit dem männlichen Alter trat er aus dieſen dunkeln Empfindungen heraus, und den patriotiſchen, tief gebildeten, der Welt und des Buches kundigen Mann hören wir lieber ſeine mit dichteriſchem Bewußtſein geſchriebenen Lieder über ſeine Jugendliebe vortragen, als unſere Ritter ihre minniglichen Freuden und Leiden, die den Schein gewinnen, als ob ihr ganzes Leben unnatürlich von dem Einen Ringen und Jagen nach dem Preis der Minne wäre ausgefüllt geweſen. Dies macht uns den ewig wiederkehrenden Inhalt ihrer Geſänge zuwider, und wer auch äſthetiſcherſeits ſich mit ihnen vertrüge, der würde leicht von Seiten des allgemeinen Eindrucks geſtört werden, den dieſer ganze Liebesverkehr auf uns macht.

Denn wenn die Liebe das ganze Wesen eines Mannes im eigentlichen Sinne dauernd beherrscht, dann verleugnet er seine Mannesnatur und geräth in die Sphäre des Weibes, das von diesem Einen Gefühle sein ganzes Leben bestimmen läßt. Den allgemeinen Charakter des Weiblichen trägt aber die Cultur der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, die ja selbst einen weiblichen Gott anbetete, im Gegensatze zu der männlichen griechischen, ganz entschieden in allen ihren Theilen; und so hat auch diese lyrische Dichtkunst die Züge der Weiblichkeit, die sich in Empfänglichkeit und Reizbarkeit, in der Richtung nach dem Allgemeinen, in der Freude an dem Ganzen der Natur, in selbstgenüglicher Beschränktheit, im Gefühlsleben und in tausend anderen Zügen (man dürfte in der Form den Reim, ein ganz weibliches Prinzip, hinzurechnen) kund geben. Ganz anders die griechische Lyrik. Die Kunst der Alten trägt einen ganz männlichen, thätigen, wirkenden Charakter; dem künstlerischen Genius der Griechen war nichts zu hoch und heilig, er ordnete sich Alles unter und webte über ihrem ganzen Treiben und Leben, denn seine Zeugungskraft übertraf die einer jeden andern Geisteskraft unter ihnen. Hier rang sich die Kunst empor zu einer gesetzgebenden und sittengestaltenden Macht, in Deutschland und überall in der neuen Zeit kam sie fast nie aus der Dienstbarkeit; Christenthum, Ritterthum, Frauendienst lenkten die Poesie auf eine vorgezeichnete Bahn, während sie in Griechenland je schrankenlos blieb. Den erobernden, männlichen Charakter hat die Lyrik der Griechen, wie ihre gesammte Kunst, und jenes Element der Liebe, das bei ihnen nur nicht das Vorherrschende, geschweige das Einzige ist, hat ihn eben so. Sie steht nicht in bestimmter Beziehung mit dem geistigen Leben des Griechen, aber sie steht in der engsten mit seinem Auge und seiner sinnlichen Empfänglichkeit, was, wir mögen von welcher Seite wir wollen, auf den Grund der Verschiedenheit alter und neuer Kunst zurückgehen, immer das unterscheidendste Merkmal bleiben wird. Diese Lieblinge der Natur sahen und hörten und empfanden ganz anders als wir. Die glücklichste Mischung von Allgemeingefühl und individueller Selbständigkeit gab den Werken ihrer Kunst und Literatur jene Anmuth und Freiheit, jene Ruhe und Bewegung zugleich, nach denen wir Späteren vergebens ringen und streben. Gegen diese feine Sinnlichkeit haben die Deutschen ihre Gemüthlichkeit zu setzen, und wenn wir streng scheiden wollen, so können wir sagen, jene fehlt den Germanen und diese den Hellenen. Wenden wir das auf die Liebe an, so finden wir, daß die sinnige des Deutschen mehr dem Weibe, die sinnliche des Griechen mehr dem Manne entspricht. Wir finden hier in dem Weibe eine Strenge,

die ein Grieche nie hätte schildern können, die auch mehr ist als die natürliche Sprödigkeit des Weibes und an die Uebertreibung dieses Zuges erinnert, der in dem hohen Norden noch in den Sitten der Völker heimisch ist. Den liebenden Männern fehlt hier die Eroberungslust, sie sind immer die Besiegten, mißtrauen sich selbst und verzweifeln am Gelingen; dies aber scheint ein verkehrtes Verhältniß, und das stolze Vertrauen und die Siegeslust im Anakreon scheint der Natur näher und der Kunst günstiger. Dieser tändelt mit seiner Liebe, aber er heiligt seine Kunst; der Minnesinger heiligt seine Empfindung, aber er tändelt mit seinem Gedichte und spielt in Reimen und Worten und Tönen. Jene Selbstquälerei in der Liebe, wie sie hier in ewigem Klagen und Freuen bis zum Ueberdruß vorkommt, ist mehr Weiberart; der Mann quält sonst eher die Geliebte oder der Edlere fühlt sich über Mißtrauen und dergleichen erhaben, ist im Siegesbewußtsein eingebildet auf seinen Werth, und bricht stolz, wo er sich zurückgesetzt sieht. Das treue Anhängen an dem Einen Gegenstande der ersten Wahl, das hier durchgängig vorausgesetzt wird, ist ein weiblicher Zug, das unstete Flattern des Anakreon ist männlicher. Die Heiligkeit, die von der Jungfrau Maria auf das weibliche Geschlecht überging, trug dazu bei, jene Scheu wenigstens im äußeren Verkehr im Manne aufrecht zu halten, von der der Grieche seiner Stellung zu dem Weibe nach nichts wußte; daher ist fast nirgends bei den ritterlichen Sängern das Feuer glühender Leidenschaft. Es herrscht in ihrer Lyrik überall stille Glut; ihre hohen Lieder selbst sind Erinnerungen voll Sehnsucht und Wehmuth. Gröbere Sinnlichkeit und wahre ideelle Größe ist in der Liebe dieser Ritter selten ausgedrückt; Beides ist dem Manne eigen. Das wahrhaft geschlechtliche Verhältniß, wo das Weib nicht streng, sondern pflegend zu dem Manne steht, nicht abstoßend, sondern nur weichend, nicht finster und streng, sondern heiter, ist hier nicht zu finden; bald ist das Weib hier abweisend und unbesieglich, bald dem Genuß rasch hingegeben. Die Ursache des Einen und den Weg zum Andern, was beides eigentlich der wahre Vorwurf für die Dichtung wäre, erfährt man nirgends, als etwa im Tristan; diese Künstler wählen sich das Unvortheilhafteste, sie schildern Wirkungen ohne die wirkenden Kräfte, Erfolg ohne Anstrengung, so wie unzählige Lieder eine Klage erheben, ohne daß man ein Hinderniß sähe oder ein Leid. Die Weiber sind hier Männer in der Liebe, die Männer sind Weiber. Im Epos werfen sich die Heldinnen ohne Weiteres gemein weg, oder sie stoßen wie Männlinge ab und kämpfen und balgen; die griechische Kunst aber überließ mit unendlich feinem Geschmack die

Amazonen der Sculptur. Wie wenig erfahren wir von diesen Dichtern, deren ganzes Leben dem Dienste der Frauen gewidmet war, über das Wesen der Liebe und ihre verborgeneren Eigenschaften, wie wenig über weibliche Natur und Sitte. In Griechenland, wo sich das Weib in so ungünstigen Verhältnissen sah, welchen Tiefblick hat nicht der Eine Homer selbst in den bloßen Umschreibungen der verschiedensten weiblichen Charaktere bekundet!

Diese Gegeneinanderstellung will nicht sagen, daß die Minnepoesie unserer Ritter ganz arm an Zügen sei, die der Natur mit Glück abgelauscht sind. Weil eben dies feine Gefühl herrscht und dauert, so ist es innig und weit; weil ihre weltliche Liebe so nahe Verwandtschaft mit der himmlischen zu der Gottesmutter hat, so ist sie heilig und hehr; weil die Dichter in ihrer größeren Empfänglichkeit keinen starken gröberen Reiz ertragen, halten sie sich mit ihren Gesängen von dem wirklichen Leben fern, schwärmen ganz in ihrer unendlichen Empfindung, schweben nur im Allgemeinsten, kennen im Walde nur Einen Baum, unter allen Vögeln nur die Nachtigall, unter allen Blumen nur die Rose, im Sommer den Mai, auf dem Anger den Klee, an der Geliebten den Mund, der ihren Grüßen und Küssen die rosige Farbe mittheilt. Sie halten sich in sinniger Versenkung, aus der ihr vorübergehender Jubel sich nur mäßig aufschwingt; sie schwelgen in der Erinnerung an schöne Stunden und Ein solcher Tag der Gunst ihrer Geliebten (den der von Reifen Leidvertreib nennen möchte) gibt ihrer stillen Nachempfindung Stoff auf ange Zeiten und zu Hunderten von Liedern. Dies gibt ihrer Lyrik inen Zug von Stetem und Sanftem, und dadurch im Gegensatze zu den yrischen Epen einen Anstrich von Epischem; der sonst ganz persönliche ffect der Liebe ist hier gleichsam ein nationaler. Im Allgemeinen ist lücklich die verborgenere und rückhaltendere Liebe des Weibes gegen die dringlichere des Mannes, aber jene nur zu grell, diese zu matt gehildert; man merkt die ideellere Natur des Weibes in dem Abweisen r sinnlichen Begierden des Mannes. Ist einmal des Mannes Neigung festigt, so ist das Vernachlässigen anderer Frauen ihm eigen; das Weib sieht neben dem Manne ihres Herzens die Aufmerksamkeit der nderen noch gerne; obgleich sie wärmer ihr ganzes Leben an das Gehl der Liebe und den Gegenstand derselben knüpft, so behandelt sie es eichwohl nicht mit dem heiligen Ernste und der feierlichen Innigkeit, e dem Manne in neuerer christlicher Zeit eigenthümlich ist: dies ist ein rtrefflicher Grund, auf den jene ewigen Klagen in den Minneliedern baut sind, nur Schade, daß man ihn hinzudenken muß, daß er nirgends

faßlich ausgedrückt ist. Wo aber einmal gereizte Eitelkeit und Eifersucht deutlich ausgesprochen wird, da wird die Wirkung sogleich vollkommener; nur fallen sie dann leicht, bei ihrer sonst herrschenden Scheu vor dem Bestimmten, ins Gemeine. Ein gleichmäßiger Grundton in der Liebe der Frauen, dem leidenschaftlichen Affect des Mannes gegenüber, ist hier und da fein, aber selten angedeutet. Das Unbegreifliche, Plötzliche, Unerklärliche der Liebe sprechen sie naiv und wahr aus; ihre Herzen liegen offen, alles Aeußere ist nur ein dünner Duft, der den inneren Zustand der Seele nirgends verdeckt, nirgends aber auch bestimmt und klar vorhebt. Daß die Liebe damals das ganze Leben ausfüllte, die Thätigkeit des Mannes ganz durchdrang, der Mittelpunkt seines inneren Seins, Mittel und Zweck für das moralische Leben zugleich war, dies hatte auf die Gestaltung der Lyrik den schädlichsten Einfluß. Diese Dichter, sagten wir vorhin, redeten meist in Gefühlen, von denen sie selbst voll waren; sie malten eine Leidenschaft, in der sie selbst glühten. Daher rührt in so vielen Gedichten das Ringen eines wallenden Gefühles mit einer stockenden Sprache, denn das offenbare Vorwalten der im Gedichte erscheinenden Empfindung in dem Dichtenden wird nie in einem wahrhaft dichterischen Genius statt haben. Ein Catull steht überall über seiner Liebe: an Gegenstände, an Begebenheiten knüpfen sich seine Freuden und Leiden, bestimmt sind seine Hoffnungen und Wünsche, sein Schmerz ist von Selbsttrost und Aufrichtung, seine verschmähte Liebe von Fassung, von männlichem Stolz sein Kummer über die Untreue seiner Lesbia begleitet. Spielt unklar die zweispaltige Liebe mit seinem Herzen, und er schwankt zwischen Haß und Neigung, so spiegelt das nicht sein Lied so ab, daß seine Empfindungen wider seinen Willen gleichsam sichtbar werden, sondern er kennt diesen inneren Streit, er sucht seine schwer erklärliche Natur zu schildern. Diese Klarheit der poetischen Gestaltung macht hier alle Wirkung; die sinnlichere, obgleich nicht gemeine Natur seiner Liebe könnte sie nicht machen. Fast alle poetische Wirkung aber, die die deutschen Gedichte machen, schreibt sich von dem Antheil her, den jeder Fühlende oder Liebende an dem Fühlenden oder Liebenden nimmt, jeder Traurige an dem Klagenden, jeder Freudige an dem Frohen; es ist die innige warme Empfindung, der reizende Stoff, der kindliche Ausdruck offener Herzen, der uns gefällt; allein in der Dichtung soll nicht der Stoff und die Empfindung wirken, sondern die Form und die Einbildungskraft.

Aber noch haben diese Dichter, so weit man aus diesen Liedern schließen darf, keinen Begriff von Kunst: was sich selbst unter den

Troubadours findet, Wetteifer im Geſang, Vergleichung, Kritik, davon ſind hier ſo gut wie keine Spuren, außer ganz im Allgemeinen zwiſchen Volksgeſang und Ritterepos, zwiſchen Altem und Neuem, und dann zwiſchen Wolfram und Gottfried. Wo aber iſt je etwas Tüchtiges geworden, ohne einen ſolchen Wetteifer, der den Blick ſchärft, die Kräfte reizt, das Wahre und Vortreffliche enthüllt? Weit entfernt, aus Drang und Kunſttrieb zu dichten, ſangen dieſe Dichter blos um die Geſellſchaft zu ergötzen; ſie waren von den Geſetzen dieſer Geſellſchaft gebunden und dies drückt ſich in allen ihren Gedichten ab; ſie wichen nicht von den üblichen Stoffen, die arm und nicht glücklich gewählt waren; ſie wankten nicht von der hergebrachten Manier, die noch minder fähig war, den mißlichen Stoffen durch poetiſche Behandlung aufzuhelfen. Man hat dieſe Beobachtung, daß nur ein erkünſteltes Leben der Standesſitte dem ganzen Treiben der Ritter zu Grunde liege, auch auf die Kunſt ausgedehnt, hat bei dem völligen Mangel aller tieferen Gedanken, bei der ſteten Wiederholung derſelben Motive, auf erkünſtelte Empfindung in den Liedern geſchloſſen. Und allerdings mögen auch eine Maſſe von fremden und deutſchen Minneliedern, gegen unſeren vorherigen Ausſpruch, aus bloßem Nachahmungstrieb und ohne Theilnahme der Empfindung im Dichtenden gedichtet ſein. Dies wäre an und für ſich mehr Lob als Vorwurf, es wird aber zum Fehler, weil dieſe Künſtler zu einer poetiſchen Geſtaltung noch gar ſo wenige Anlage zeigen, ſo daß in den Deutſchen das Gefühl, das ihnen die Hand führt, ihr Verdienſt zugleich und ihr Schade iſt. Bei den Romaniſchen Dichtern, deren Liebesempfindungen man mit Recht mehr Angelegenheit des Kopfes als des Herzens genannt hat, iſt es ungefähr, wie in allen Beziehungen, umgekehrt. Man muß aber in Beidem nicht eben Unnatur ſuchen, ſondern gerade dies merkwürdige Uebergehen von Empfindung zu Gedanken, dies Schwelgen in Beiden[324]), das größere Vergnügen in dieſer Ausſchweifung als in der

---

324) Gleich weiter unten führe ich eine Stelle von Gottfried von Straßburg an, die dies andeutet, mit mehr Verweilen auf der Empfindung. Ich ſetze eine andere von Robert de Blois entgegen (aus ſeinem Chastiement des Dames):

Par le desir vient au pensser, lor est il pris sans echaper,
par tant li est plesanz et douz li penssers, et tant saverouz,
tant li agrée, tant li plest, que toutes autres choses lest;
boire, mengier, dormir, jouer, entrelesse por le pensser.
Li penssers li fet si grant aise, qu'il n'est chose qui tant li plaise;
com plus pensse, plus le debris li penssers, et plus le combrise,
qu'en penssant souspire sovent.

phyſiſchen und materiellen, dies eben iſt das Räthſelhafte und das Unerklärliche in jenen Regungen der erſten jugendlichen Liebe, der es eigen iſt ſich Gefühle gleichſam zu ſchaffen. So iſt jener in Oſt und Weſt, in Geſchichte und Gedichten wiederkehrende Zug, daß der Held zu einem nie geſehenen Weibe auf bloßes Hörenſagen ſehnſüchtige Liebe faßt, ein Zug, der die Natur dieſer Jugendempfindungen, die den ſteten Einwirkungen der ungeſtümſten Einbildungskraft ausgeſetzt ſind, ſo ſcharf charakteriſirt, dieſer Zug iſt durchaus nicht eine ſchlechte Erfindung der Poeten, ſondern beruht auf der wirklichen und ächten Natur. Bei allen weſentlichen Fehlern, die dieſen Dichtungen anhängen, gewinnen ſie uns durch Züge dieſer Art ein hiſtoriſches Intereſſe ab; und wer dafür Sinn, wer für die Feinheit und den lieblichen Reiz unſerer alten Sprache Ohr und Verſtändniß hat, wer mit offener Seele ſich ſeiner Jugendempfindungen erinnert, der wird gerne einſtimmen, daß der Minnegeſang jenen ſchwer zu erfaſſenden, gegen jede Bezeichnung in Worten ſich ſträubenden Zuſtand des erſten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe ausſpricht, die nur künſtleriſch von Petrarca übertroffen iſt, bei dem dagegen die Naivetät und Harmloſigkeit unſerer ſanften Meiſter bereits verloren ging. Er wird einſtimmen mit Gottfried von Straßburg, „daß dieſe Nachtigallen ihres Amtes wohl pflegten, und lobwürdig ihre ſüße Sommerweiſe mit lauter Stimme ſangen, das Herz mit Wonne füllten, und der Welt hohen Muth gaben, die alles Reizes entblößt und ſich ſelbſt läſtig wäre, wenn nicht der liebe Vogelgeſang dem Menſchen, dem je nach Liebe ſein Herz ſtand, die Freude und Wonne und die mancherlei Luſt ins Gedächtniß riefe, die edle Herzen beſeligt; daß es freundlichen Muth und innigliche Gedanken weckt, wenn der ſüße Geſang der Welt ihre Freuden zu ſagen beginnt“. Gerne wird man einmal aus dem Anſpruch an männliche Gedanken und Geſinnungen weichen und dem Klageton zarter Herzen lauſchen und dem Ausdruck empfindſamer, reiner Sinnesart. Und wo wir nicht die Muſe verehrt finden, werden wir doch den Altar der Minne um ſo reicher von Opfern gekränzt ſehen, der Göttin, von deren Allmacht und Gewalt dieſe Sänger ſo ehrfürchtig zu ſingen wußten, „die alle Enge und Weite umſpannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegenwärtig iſt“; und wenn auch nicht ein heiterer Cultus ihren Dienſt feiert, ſo iſt es doch ein inniger, ein heiliger und frommer. Es iſt eine Verehrung des weiblichen Geſchlechts mehr, als einzelner Frauen, die wir hier finden; dies zeugt von der Tiefe, es eröffnet uns die Quelle, und deutet uns die ungemeine Bedeutſamkeit dieſes Geſanges in der Sitten-

geschichte unserer Nation an. Dies Eine Gefühl der Liebe, diese Bereitwilligkeit in einem rauhen Geschlechte von Männern, von dem zarteren Geschlechte Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, warf die erste Freude in ein eintöniges Dasein; und es ist eine herrliche Seite unseres deutschen Lebens und unserer Kunst, daß diese Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Lust allein mißbraucht, sondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward; selbst die ungeheure Verbreitung, die allgemeine Theilnahme an der Dichtung von Minneliedern gewinnt von dieser Seite erst ihr bestes Licht. Der Ernst, die Würde, die Ehrbarkeit aller dieser Gesänge stellte für die langen Jahrhunderte des Meistergesangs diese zierenden Eigenschaften als unverbrüchliches Gesetz auf. Und wie viel späterhin Fremdes und Frivoles von Außen sich eindrängte, so hielt das Volkslied, welches meist in dem alten Charakter fortdauerte, ein Gegengewicht, und niemals verlor unsere Lyrik, auch wo sie in Uebermuth ausschweifte, die Zucht und die Würde der Kunst ganz aus den Augen. Wie sich in dieser Hinsicht die französische Lyrik zu dem Gesang der Troubadours verhält, so die unsere zu den Minnesingern; und auch das wird sich hier vergleichen lassen, daß sich nie unsere Liederpoesie so in alle Lebensverhältnisse eingedrängt hat, wie die französische, und wenn in dieser Beziehung im Mittelalter von uns zu wenig geschehen ist, so geschah dagegen in der neueren Zeit von den Franzosen darin zu viel. Die Kunst soll sich nicht auf ein vages Idealleben beschränken, wie damals in Deutschland geschah, sie soll sich aber auch nicht in den ganzen weiten gemeinen Lauf des Lebens eindrängen, wo sie sich niemals rein halten wird. Alles daher, was damals auf die Sphäre der Liebe und den Minnegesang Bezug hat, ist in den deutschen Dichtern um so viel zarter und schöner, wie das, was das äußere Leben berührt, bei den Troubadours reicher ist. Die Tenzonen und die Liebeshöfe kannte der Deutsche nicht, der seine Herzensangelegenheiten stille in sich trug; die deutschen Frauen dichteten nicht selbst, sondern überließen das den Männern, von denen sie nur Lieder verlangten, die sie zu Liedern begeisterten, so daß diese „für ihren Habedank ihnen dann Rosen und Lilien aus ihren Wangen scheinen lassen." Was die provenzalischen Sänger in der Staatsgesellschaft thaten, thaten diese in der Frauengesellschaft: sie schreckten mit ihrem Tadel die, welche ihren Unwillen erregte, und priesen, wer ihnen würdig erschien. Das eigenthümlichste Merkmal deutscher Natur tritt in dem Minnegesang, wenn man ihn mit dem Troubadourgesang vergleicht, zum erstenmal in dichterischen Erzeugnissen deutlich

dem Charakter unſerer Nachbarn gegenüber. Das Rückziehen aufs Innere, die ausſchließende Beſchäftigung mit dem Innern, die ſanfte und gleichmäßige Ruhe, die dies mit ſich führt, ſteht der Aeußerlichkeit, der Zertheiltheit, der leidenſchaftlichen Unruhe der Franzoſen aufs entſchiedenſte entgegen.

2. Nibelungen und Kudrun.

Gerade als die ritterliche Lyrik ihre ſchönſte Blüte entfaltete, als Hartmann, Wolfram und Gottfried ihre erzählenden Werke ſchrieben, als Alles um die Einführung fremder Stoffe und um die höchſte Blüte der formellen Ausbildung wetteiferte, kam um 1210 die Sammlung der Nibelungenlieder[325]) zu Tage, die wir beſitzen, die ehrwürdigen Reſte einer heroiſchen Poeſie, zu denen kein Dichter genannt war, die einen uralten einheimiſchen Stoff behandelten, der bisher blos im Munde der Volksſänger geweſen war, zuletzt wohl auch in die Hände halbgelehrter fahrender Dichter gekommen ſein mochte. An dieſem Stoffe, der ſehr wenig Verhältniß zu dem neuen aus Weſten eindringenden Kunſtgeſchmack hatte, wurde jetzt der gewagte Verſuch gemacht, wie weit er ſich mit der neuen ritterlichen Epik verſöhnen, wie weit der volksthümliche Ton der lebendig umgetragenen Lieder ſich mit der ſchmuckreicheren Kunſt der höfiſchen Dichter verſchmelzen laſſe. Daß der Zuſammenfüger des Nibelungenliedes, wie wir es leſen, dem Kreiſe der höfiſchen Dichter angehörte, verräth ſich aus der ganzen Verſetzung des handelnden heroiſchen Perſonals der alten Sage in ritterliche Verhältniſſe, aus der Kenntniß der höfiſchen Epen wie des Parzival, und aus der Befolgung der neuen reinen Kunſt der Reime. Den Ort der Aufzeichnung hat man in Oeſterreich zu ſuchen, wohin die weſtlichen Einflüſſe am langſamſten vordrangen; darauf führt ſchon die genauere Landeskunde, die ſich in den Nibelungenliedern dort findet, wo die Bühne der Handlung im Oſten liegt, und die Fehler in der Angabe rheiniſcher Oertlichkeiten, die ſich dann in ſpäteren rheiniſchen Handſchriften, wie in der Laßbergiſchen, verbeſſert finden.

Wir begegnen dieſer unſerer alten Volksſage hier wieder nach langer Unterbrechung. Wir hatten Anfangs nur von der materiellen Grund-

325) Herausg. v. Lachmann. 3. Ausg. 1851.

age nach Zeugniſſen der Geſchichte und nach Vermuthungen aus der etzten formellen Geſtalt reden können, die wir nun in der Zeit ihrer Abaſſung erreicht haben und mit der wir uns daher nur in formeller Hinicht hier beſchäftigen. Welche Umwandlungen die Sage ſeit ihrer erſten Begründung in der Geſchichte durchlebt hatte, ließ ſich in einer geſchichtlichen Darſtellung, die überall das ſichere Allgemeine dem unſicheren Beſonderen vorzieht, nur von weitem andeuten; auf die verſchiedenen dichteriſchen Geſtalten und Farben, die ſie angenommen haben mochte, ließ uns zuerſt das Hildebrandlied, dann der Waltharius rathen. Von da an haben wir kein Mittelglied bis zu unſerer Sammlung, die wir noch heute leſen. Wir haben oben gehört, daß im 12. Jahrh. die Zeugniſſe in Gedichten und Geſchichten häufiger wiederkehren: ſie ſcheinen ſich immer auf einzelne Lieder zu beziehen, die von blinden, von fahrenden Sängern noch wie vor Jahrhunderten umgetragen wurden. Daß dieſe verloren gingen iſt wohl erklärlich; ihr Verluſt aber iſt im höchſten Grade zu beklagen. Wie ſie beſchaffen ſein mochten, ob ſie ſich ſchon in größere Gruppen verbunden, in wie weit ſich Lieder von Siegfried ſchon mit denen von Dietrich, Gunther und Attila vereint hatten, darüber fehlen uns ſichere Nachweiſungen.

Aus dem Zuſtande aber, in dem wir unſere Sammlung von Nibelungenliedern kennen, laſſen ſich nicht geringe Vermuthungen ziehen über die Geſtalt, die unſer Gedicht einige Jahrzehnte rückwärts gehabt haben mochte. Wir wollen auch hier, wo ein ſo ſcharfſinniger Forſcher wie Lachmann die Hauptautorität iſt, unſere eigene Meinung um ſo mehr im Hintergrunde halten, und mehr die letzten Ergebniſſe der Unterſuchung berichten, als dieſe von den früheren Anſichten deſſelben Forſchers weſentlich verſchieden ſind. So hat ſich auch J. Grimm, der die Anwendung von Wolfs Anſichten über Homer auf die Nibelungen immer gebilligt hatte, neuerdings von Lachmann's Standpunkte abgekommen erklärt, der ihm die Grauſamkeit der Kritik zu weit trieb, die zwar Unächtes ausſcheiden, aber „das Aechte nicht wiederſchaffen kann." Dieſer Wechſel der Anſichten ſelbſt bei dieſen gediegenſten Kennern iſt ſo natürlich, wie daß Niebuhr's Urgeſchichte von Rom zu anderer Zeit anders lautete; ſolche Gebiete geſtatten keine andere Orientirung. Jeder Einzelne, der ſie durchſtreift, geräth auf andere — Nichtwege und Irrwege; ein und derſelbe Mann, der bei einem zweiten Entdeckungszuge den Ariadniſchen Faden verſchmäht, den er ſich beim erſten Male geknüpft hatte, wird daſſelbe Schickſal haben. Die Verſchiedenſten ſehen dies labyrinthiſche Gebiet von den verſchiedenſten Seiten und können nur

über die allgemeine Beschaffenheit desselben nicht streitig sein, die sie alle auf ähnliche Weise erfahren haben; im Einzelnen einig zu werden können nur Zwei nicht hoffen, da es Einer und derselbe zu verschiedener Zeit nicht kann, es müßte sich denn der Zweite dem Ersten ganz vertrauen. Diese letztere Partie zu ergreifen, sich der Führung des Kundigsten ganz hinzugeben, rathen wir jedem, der sich nicht mit uns bei einer Ansicht dieser Gegenden in Vogelperspective beruhigt; wir führen ihn zu dem Eingange und dem Führer und harren seiner Wiederkehr, um ihn unsererseits in hellen Gebieten der eigentlichen Geschichte weiter zu geleiten. Lachmann hat die (20) Nibelungenlieder nach seiner kritischen Scheidung und Reinigung zusammengestellt, und sie sind in dieser Gestalt[326]) nun auch dem größeren Publicum zugänglich geworden. Die Gedichte, denen ein so schlechter Sammler im Anfang des 13. Jahrh. zu Theil ward, verdienten es, daß nach sechs Jahrhunderten in der Zeit eines reineren Geschmacks ein feinerer Ordner sie aufs neue sichtete. Die Geschichtschreibung der Literatur kann Lachmann nicht würdiger ehren, als wenn sie ihm diesen Ehrennamen zuerkennt, und ihn so in eine organische Verbindung mit der Geschichte dieser Gesänge selber stellt. Der Leser, der nach reinem Genusse sucht, und den ausgeschiedenen Theil mit dem ganzen Wuste der nachlässigen Texte vergleicht, die uns erhalten sind, wird sich nicht bedenken, diese neueste und reinste Gestalt zur Hand zu nehmen, die dem Gedichte gegeben worden ist. Nur für eine hergestellte ältere und ursprünglichere Gestalt darf er diese neue Reinigung freilich nicht mit zu viel Verlaß annehmen; hat doch selbst Haupt es für eine Sache der Unmöglichkeit erklärt, die Nibelungenlieder aus der letzten Bearbeitung der Sammlung mit Sicherheit und im Einzelnen überzeugend auszusondern. Lachmann's Kritik geht von der Ansicht „einer Vollkommenheit des ursprünglichen Epos" aus, die wir immer unstatthaft gefunden haben, wofür sie jetzt zu unserer äußersten Befriedigung auch J. Grimm erklärt,[327]) der Mann der ächten wissenschaftlichen Forschung, dem es allezeit um Wahrheit und nicht um Rechthaben galt. Wenn aber diese verfehlte Grundansicht schon die Richtigkeit des ganzen Endzwecks der Kritik der Nibelungen in Frage stellt, so wird die weitere Entdeckung J. Grimm's, daß Lachmann, wie er schon bei seiner Behandlung der melischen und scenischen Gedichte der Alten liebte, die

326) Hahn, die echten Lieder von den Nibelungen nach Lachmann's Kritik. Prag 1851.

327) Rede auf Lachmann. Berlin 1851.

Strophenzahl der verschiedenen Nibelungenlieder in Heptaden geordnet hat, auch ein gutes Theil des Vertrauens zu der Unbefangenheit dieser Kritik in ihrem einzelnen Verfahren rauben. Dies hindert durchaus nicht, den Feinsinn anzuerkennen, mit dem in jener gereinigten Anordnung auf dem Wege der sprachlichen Kritik erreicht worden ist, was dem feinsten ästhetischen Sinne Genüge thut. Ueber diese aus der kritischen Untersuchung gewonnene Frucht freut man sich ungestört, wie an den allgemeinen Ergebnissen dieser Kritik selbst. Daß die Nibelungen nicht das Werk eines einzelnen Dichters, daß sie eine Sammlung im Volke umhergetragener Lieder seien, wird nun so wenig mehr bestritten, daß es des Eifers gegen die Widersacher nicht mehr bedürfte. Im Detail der Kritik und Forschung werden, wo so viele Vermuthungen statt haben, die nur dem Vermuthenden zur Ueberzeugung werden können, Anderen andere Vermuthungen ohne Eifer zu gestatten sein[328]).

Daß die Gestaltung unserer Poesie im 12. Jahrh. dahin leiten konnte, wenn nicht mußte, einzelne Nibelungenlieder zu sammeln, auch wenn in früherer Zeit durchaus noch gar kein Versuch zu einer solchen Sammlung gemacht worden wäre, liegt am Tage. Die Kunst der Erzählung und der Antheil an fesselnden Begebenheiten kamen sich entgegen, die Achtsamkeit auf fremde Dichtung und Dichtungsstoffe führte von selbst zu der Aufnahme der einheimischen, und wir sahen diese letzteren schon oben in den rohen Versuchen, in den willkürlicheren Gestaltungen bei den Fahrenden sich neben den übersetzten Werken aufpflanzen. Möglich genug, daß die Reihe hierzu jene vageren Gegenstände der Volkssage zuerst traf, die in sich mehr Anlage trugen, ganz nach dem Stile der neuen Erzählkunst und im Tone der französischen Dichtungen vorgetragen zu werden. Möglich genug, daß erst die schon reifere und vielseitiger gewordene Zeit zu dem Versuche schritt, auch die uralten Volkslieder von Dietrich aufzugreifen, sie vorsichtig und schonend nur so umzugestalten, daß sie sich auch in höfischer Gesellschaft konnten hören lassen, und endlich in Eine Reihe zu versammeln, daß sie als eine geordnete, vollständige Erzählung sich neben die fremden wagen konnten. So könnte unsere Sammlung eine ursprüngliche sein; sie könnte zuerst getrennte Lieder zusammengestellt haben, die nach Lachmann's Bemerkung um

328) W. Müller (über die Lieder von den Nibelungen, 1845) ist in seiner kritischen Betrachtung zu dem Ergebniß gekommen, daß nicht so viele Lieder zu trennen seien, wie Lachmann will, und daß das Ganze nicht mit einem Male noch von einem Einzigen geordnet sei.

1190—1210 ungefähr die Geſtalt wie die meiſten Stücke unſeres Gedichts haben mußten. Auf dieſe Art erklärten ſich die Widerſprüche, ſelbſt die handgreiflichſten, freilich am einfachſten, was ſchon ſchwieriger wäre, wenn dem Sammler bereits eine ſchriftliche Quelle, eine andere Sammlung vorgelegen hätte. Auf eine ſolche Quelle beruft ſich das Gedicht nirgends, und man wird wohl geneigt, ſie am kürzeſten mit Lachmann zu leugnen, obgleich das Ungeſchick der Dichter jener Zeiten ſo augenſcheinlich groß iſt, und das unſeres Sammlers groß genug bleibt, um auch das Ungeſchick eines Umdichters ſein zu können; obgleich es auch an einem gelegentlichen Widerſpruche in der Kudrun nicht fehlt, worin man ſich doch an einer verlorenen Stelle auf ein Buch beruft, die auch in einem anderen Sinne verloren ſein könnte. Wie es auch ſei: der Ton dieſer Gedichte liegt in einem ſolchen Gegenſatze gegen die Literatur des 12. und 13. Jahrh., daß man immer auf die Klage und den Wunſch geführt wird, es möchte uns doch aus früheren Zeiten, und wenn nur aus dem Anfange des 12. Jahrh. irgend eine Urkunde erhalten ſein, die uns eine Vorſtellung gäbe, wie dieſe Lieder lauteten, ehe ſie in Berührung mit der höfiſchen Dichtung kamen, und wie ſich die große Kluft ausfüllt zwiſchen dem Hildebrandliede und den Nibelungenliedern, die wir beſitzen. Denn die Stumpfheit und doriſche Schwerfälligkeit des Vortrags in dieſen Liedern der ſüdlichen Gegenden, die die Sage pflegten, iſt auffallend genug, wenn man bedenkt, daß gerade in Oeſterreich die verſchiedenartigſten Minnedichter und bald auch die gewandteſten Erzähler zu Hauſe ſind, eben in jenen Gegenden, die ſich der alten Stammſage jetzt wieder annahmen. Je ſchwerer es fällt, auf die Entdeckung einzelner älterer Lieder zu hoffen, die ihrer Beſchaffenheit nach leichter verloren gehen mußten, deſto mehr hängt man dann an dem Wunſche, es möchte uns noch eine ältere Sammlung aufgefunden werden, die ja auch, in anderer Gegend entſtanden, unſerem unabhängigen Sammler unbekannt geblieben ſein könnte.

Und dies ganz beſonders der Winke wegen, die uns das Lied von der Klage gibt, das die Sage anders geſtaltet kennt[329]), als unſere Nibelungen. Ueber dieſes Gedicht iſt Lachmann nunmehr der Meinung, daß die geſchriebene Quelle, die der Dichter vor ſich hatte, nicht mehr und nichts weſentlich anderes enthielt, als unſer erhaltenes

329) Vgl. E. Sommer in Haupts Zeitſchrift 3, 193. — Die neueſte Ausgabe iſt von v. d. Hagen. Berlin 1852. Von ihm auch die erſte Uebertragung ins Neudeutſche. Berlin o. J. (1852).

Gedicht auch. Auch dieſes frühere wahrſcheinlich ſtrophiſche Werk hält er nicht für freie Dichtung eines Einzelnen, ſondern für eine Sammlung verſchiedener Lieder, weil auch hier ſich ähnliche Widerſprüche finden, wie in unſerer Nibelungenſammlung. Die Form der umgearbeiteten Lieder, die Reimbildungen würden alterthümlicher geweſen ſein, als in den erhaltenen, aber die Lieder ſelbſt nicht wohl älter als aus den 80er höchſtens 70er Jahren; denn es iſt ihm nicht wahrſcheinlich, daß die Nibelungenſtrophe, die man für die Erfindung des Kürenberges hält als deſſen Weiſe ſie bezeichnet wird, viel früher in Gebrauch geweſen. Das Gedicht iſt nun in jedem Falle am wichtigſten durch die Andeutungen, nach denen ihm eine andere Geſtalt der Sage vorlag, als uns in unſeren Nibelungen. Weit das Wichtigſte iſt darunter, daß der Dichter der Klage nur in dem letzten Theile des Liedes, dem Untergange der Burgunder, im Weſentlichen mit unſeren Texten, oft wörtlich, übereinſtimmt, daß er dagegen von der Werbung um Kriemhilde und der Reiſe der Burgunder nur ſummariſche Anzeigen hatte. „Wenn wir das durchgehen," ſagt Lachmann, „was in der Klage von den früheren Schickſalen Kriemhildens und ihrer Verwandten vorkommt, ſo wird daraus klar, daß der Dichter nicht den erſten Theil unſeres Liedes, ſondern nur einen kurzen hin und wieder auch abweichenden Auszug der Geſchichte deſſelben vor ſich hatte[330])." Nirgends iſt von Siegfried's früheren Thaten oder von ſeiner Beziehung zu Brunhilden die Rede, dagegen ſcheint der letzte Theil, vorzüglich im Kampf mit den Berner Helden, reicher an Beſonderheit, an Kenntniß des Einzelnen und, wie aus den Perſonen des Irnvrit und Iring hervorgeht, reicher an hiſtoriſcher Anlehnung geweſen zu ſein. Lag dem Dichter der Klage ſchon eine Sammlung von Liedern vor, ſo würden wir in ihr alſo eine Zuſammenſtellung beſitzen, die vor der Einführung der vollſtändigen Siegfriedſage läge, und es wäre auch natürlich genug, daß dieſe erſt in jenen Zeiten allgemeiner Sagenverknüpfung vorn wäre angefügt worden, eben wie der Gegenſtand der Klage, die Botſchaft an die Verwandten der Erſchlagenen und die Beſtattung, hinten angefügt ward. All das Störende und Ungleiche, was die Zuſammenfügung dieſer beiden Theile mit ſich führt, würde alſo wegfallen; ſchon dies würde uns von dem Werthe dieſes verlorenen Gedichtes günſtiger denken laſſen, als von dem erhaltenen. Allein der Dichter der Klage erlaubt uns noch tiefere Blicke in die innere Structur jenes Gedichtes zu thun. Was nämlich die ungeheure tragiſche Kataſtrophe ſelbſt in ganz anderem Lichte erſcheinen

330) Lachmann über die urſpr. Geſtalt der Nibelungen p. 63.

läßt, ist, daß der Untergang der Burgunder in dem alten Gedichte als Strafe alter Vergehung dargestellt ist und als ein Fluch, der auf dem Raub des Nibelungenschatzes lag, so wie wieder Etzel das Unheil, das ihn selbst betrifft, von Gottes Haß herleitet, der ihn verfolge, weil er das Christenthum verlassen habe, dem er fünf Jahre gehuldigt. Jene Bedeutung des Schatzes aber ist in unserem Texte ganz verwischt, obgleich sie immer noch so leicht hineingelegt werden kann, daß mehrere Aeußerungen des Dichters der Klage (V. 96. 113 ff.) blos persönliche Ansichten sein könnten. An einer anderen Stelle aber (V. 285) beruft er sich ausdrücklich auf einen Ausspruch seines alten Dichters, der die That der Kriemhilde mit ihrer Treue entschuldigt, und dieser Ausspruch wie diese Ansicht findet sich allerdings in unserem Gedichte durchaus nicht, wo der Dichter sichtbar gegen das Ende eine feindselige Stimmung gegen Kriemhilde annimmt. Wenn ferner die Schuld der Kriemhilde dadurch gemäßigt wird, daß ihr die bestimmte Absicht beigelegt ist, nur an dem Einen Hagen den Mord ihres Mannes rächen zu wollen, und daß nur ihre Absicht — da Weibessinn nicht über eine Spanne reiche — fehlgeschlagen sei, und das Verhängniß aus der ersten unüberlegten Nachgiebigkeit gegen das Rachegefühl das schrecklichste Elend wie eine Lawine anwälzend über die Rächenden selbst hereinbrechen läßt, so könnte auch dies wohl in unseren Nibelungen gelegen scheinen, wo sich auch namentlich die damit eng verbundene Ansicht, daß, wenn Etzel von dem wahren Verhalt der Dinge unterrichtet gewesen wäre, die furchtbaren Vorfälle hätten vermieden werden können, daß ihm aber die Burgunder aus Uebermuth das Wort nicht gegönnt hätten, fast mit den nämlichen Ausdrücken wie in der Klage vorfindet[331]). Allein es ist eben in unserem Texte so charakteristisch und man könnte das aus den Varianten auch an einzelnen Fällen zeigen, daß er zwar eine Menge solcher innerer Verhältnisse der Sage berührt oder ahnen läßt, nirgends aber deutlich ausspricht, und man würde darin gerade das Charakteristische unserer Nibelungen suchen, indem man auch in anderen Fällen, am deutlichsten in den späteren Bearbeitungen des Alexanders, wenn man sie mit Lambrecht vergleicht, ganz in derselben Weise höchst deutlich erkennt, wie Alles

331) Nibelungen Str. 1803. —
Hete iemen geseit Etzeln diu rehten mære,
er hete wol understanden daz doch sît dâ geschach:
durch ir vil starken übermuot ir deheiner ims verjach.
Damit vgl. man Klage V. 142.

was noch den Dichtern des 12. Jahrh. klar und bestimmt vorstand, denen des dreizehnten anfing unbegreiflich zu werden; die innere Bedeutung von Alexanders Leben und Treiben, die noch Lambrecht mit solcher Schärfe durchschaute, verschwand vor dem Sinne der Rudolfe und Ulriche.

Bei diesem Verhalt der Sache darf man, scheint es, zwischen zwei Wünschen schwanken: möchte doch entweder ein älteres Gedicht in noch strengerer und anspruchloserer Form, diesen einfachen Gang der Fabel, wie man ihn aus der Quelle der Klage erräth, verfolgend, uns erhalten, oder möchte es dem letzten Bearbeiter geglückt sein, mit der Einführung von so vielem Schmucke, der an seine ritterliche Zeit erinnert, zugleich Sprache und Vortrag höher zu heben; wir meinen, möchte er lieber das Alte unverändert gelassen, oder, wollte er einmal ändern, möchte er doch geradezu etwas kecker geändert und wenn auch nur mit so viel Geschick gearbeitet haben, wie, scheint es, Der dem die Kudrun zuletzt durch die Hände ging. Einen letzten Dichter von einigem bedeutenden willkürlichen Einfluß anzunehmen, scheint uns in einer Zeit ganz subjectiver Dichtung natürlich, so wie nach allen angegebenen Schicksalen unserer Poesie fast unerläßlich; jede andere Vorstellung führt auf eine wunderbare Entwickelung des Volksgesangs, die kein Geschichtschreiber brauchen kann. Dieser letzte Dichter oder Ordner hinterließ uns das Gedicht in einem Zustande, dessen Ungleichheit und innere Widersprüche nach Form und Inhalt schon von den Zeitgenossen in einzelnen Punkten und Beziehungen empfunden, und schon vor 1225 durch zwei neue Ueberarbeiter[332]) mit einiger sachlichen und stilistischen Nachhülfe zu bessern gesucht wurden. Den großen Zwiespalt aber, den das Gedicht in allen Bearbeitungen gleichmäßig zwischen Form und Stoff in sich trägt, konnten diese geringen Aufbesserungen freilich nicht tilgen. Er ist so schneidend und so unangenehm, wie der ähnliche Zwiespalt in den ritterlichen Epopöen, obgleich das Verhältniß das umgekehrte ist. Dort finden wir die größte Armut im Stoffe, aber den prächtigsten Reichthum in der Darstellung; hier aber ist der Stoff viel mannichfaltiger und größer, aber die Darstellung desto dürftiger. Hier dürfen wir nicht über kleinliche, armselige Gegenstände klagen, eine einzige gewaltige Handlung eröffnet sich großartig in allen ihren Theilen. Dort sahen wir die Dichter mit pomphaften Worten ihrer mageren Erzählung vorangehen, hier leiht das Gedicht

332) St. Galler Hs., Ausg. von v. d. Hagen 1842, und die Laßbergische in dessen Liedersaal, 4. Bd. — Die älteste Hs. ist die Hohenemser, jetzt in München.

demüthig den koloſſalen Begebenheiten ein allzubeſcheidenes Kleid. Dort lächert uns der Dichter mit ſeinem Feuer, deſſen Wärme wir nicht mitempfinden, hier ärgert uns die Kälte und Eintönigkeit des Vortrags in einem Stoffe, der uns ergreift und feſſelt. Die Gegenſtände begeiſtern uns hier, aber der Dichter ſollte uns die Worte dafür leihen; allein ſie ſcheinen ihn ſelbſt kalt gelaſſen zu haben, weil er keine begeiſterte Aufnahme mehr fand. Wir möchten gern den ungeheuren Sturz der Ereigniſſe begleiten, wir möchten uns mit den großen Gegenſtänden auf gleicher Höhe halten, allein die faſt pedeſtriſche Rede ſchneidet uns die Flügel, hält uns am Boden und vergönnt uns keinen freieren Aufſchwung. Im Triſtan reißt die Lectüre von Vers zu Vers, zieht immer neu an, ladet uns von Scene zu Scene, aber wenn wir geendigt haben, erſtaunen wir über die Kleinheit und Niedrigkeit der Materie, an die ſo viel Kunſt verſchwendet iſt; in den Nibelungen ermüden wir über dem Leſen, über den armen Reimen und der trockenen ton- und klangloſen Sprache, aber wenn wir das Ganze überſchauen und überdenken, ſo erkennen wir befriedigt die Gewalt und Größe des Stoffes und tragen einen reinen Eindruck davon. Wir vermiſſen in der Sprache, vermöge jenes Mangels an Reife des Seelen- und geiſtigen Lebens, jenen vollen und ſchwellenden Strom, auf dem ſich reiche Empfindungen und große Leidenſchaften offene Bahn zu brechen vermöchten. Wir vermiſſen in ihr die Bildung der damaligen ritterlichen Dichter, und dies gibt dieſen ein Recht, ſich dagegen zu erklären. Ein Volksgedicht, wie dieſes, hätte lange Zeit noch in jener Periode der reifenden poetiſchen Bildung von Mund zu Mund gehen ſollen, allein damals und wohl ſchon früher, mochte die Schreibkunſt die feine und unermüdete Feile der mündlichen Ueberlieferung vielfach hemmen, die Tauſende von Worten und Ausdrücken in glücklichen Augenblicken glücklich änderte. Man ſollte denken, auch ſpäter, auch in unſeren Tagen noch, hätte die Größe der Sache neben der lallenden Sprache von ſelbſt einen Dichter auffordern ſollen, ſich wie Göthe an Reineke Fuchs, wie Heiberg und Andere an der nordiſchen Mythologie daran zu verſuchen, allein Tieck, als er dies zu unternehmen dachte, mochte es wohl gefühlt haben, daß hier Lücken auszufüllen ſeien, denen heute Niemand mehr gewachſen iſt.

Sobald wir uns aber über dieſen Zwieſpalt wegſetzen, ſobald wir das äußere Gewand wegdenken und auf die Sache ſelbſt gehen, ſo erſcheint uns das Gedicht in jeder Hinſicht überlegen und groß. Das Außerordentliche in der deutſchen Dichtungsgeſchichte iſt, daß ſie überall einen ſo vollkommnen Abriß des Ganzen der Dichtungsgeſchichte über-

haupt bildet, und einen Abriß, der mit einer seltenen Bestimmtheit ausgezeichnet ist. Wir finden in diesem Nibelungenliede die gegenständliche Kunst der Alten, die reinere Wirkung auf die Sinne und die Einbildungskraft, ohne Einmischung der Persönlichkeit des Dichters, ohne eine ausschließliche Einwirkung auf eine Empfindung des Lesers oder auf seinen Verstand. Kein Volk des neueren Europa hat hiermit etwas zu vergleichen. Und wenn auch die Erfolge dieses Gedichtes und unsere ganze Natur uns sagt, daß wir nicht bestimmt waren, in dieser Gattung eigenthümlich ausgezeichnet zu sein, so steht doch dies Werk in seiner großen Anlage ganz allein neben dem griechischen Epos und beweist unsere Vertrautheit mit der allgemeinen Entwicklung der Menschheit, die wir in allen ihren Theilen zu vollenden strebten, auch wo wie hier äußere Hindernisse sich entgegenstellten. Wir gingen von dieser Art der Dichtung auf die am meisten entgegengesetzte über, von den äußeren Formen auf die inneren, von der objectiven epischen zur subjectiven lyrischen Kunst. Während wir am meisten unter den neueren Völkern uns in unserem Volksepos dem einfachsten Begriffe der Kunst, der in der Sculptur liegt, näherten, so fielen wir jetzt umgekehrt dem entferntesten zu, der in der Musik liegt, mit der unser Minnegesang die engste Verwandtschaft hat. Wir sollten und wollten den ganzen Kreis der Dichtung beschreiben; wir verstiegen uns in die äußersten Enden fast zu einer und derselben Zeit. Die größeste und entschiedenste Anlage gab sich in beiden kund; kein epischer Stoff that es dem unseren an Großartigkeit, kein lyrischer Gesang an Tiefe der Empfindung gleich. Allein es fehlte an der Reife der Einbildungskraft, um in beiderlei Art vollkommenere Kunstwerke zu gestalten. Es schien, als ob wir auch das Unerlernbare uns erst durch Lernen aneignen müßten. Es erforderte Jahrhunderte der einseitigeren Ausbildung des Verstandes, die uns in jederlei Art von Erkenntniß weiter brachten, ehe wir im Stande waren in einer neuen Periode jene Gegensätze zu versöhnen und die eigenthümlichen Vorzüge der antiken Kunst mit denen der neueren zu vereinigen. Wir nahmen das ganze Reich der Gefühle und Ideen in unsere neuere Kunst auf, und daß sie mit diesem erschwerten Körper noch einen so hohen Flug nahm, dies zeugt von der ungemeinen geistigen Biegsamkeit und Geisteskraft der Nation.

Vergleichen wir die Nibelungen mit den ritterlichen Epen der Zeit, so erscheinen sie von jeder Seite ehrwürdiger und poetischer. Es sind nicht zufällige Begebenheiten, die hier neben einander gestellt und durcheinander geworfen sind, sondern es ist, zwar nicht streng eine einzige epische Handlung, sondern eigentlich zwei getrennte dramatische, aber es

ſind doch eben Handlungen, deren Anfang Mitte und Ende, deren Entſtehung und Fortbildung ſo verfolgt wird, daß alle einzelnen Ereigniſſe einfach und nothwendig auseinander entſpringen, daß Weniges von äußerer Maſchinerie, nichts von Willkür des Dichters, nichts von ſeiner Betrachtung oder ſeiner Empfindung erſcheint, daß Alles, jeder Umſtand, jede Begebenheit, jede Verſchlingung und Löſung aus den handelnden Charakteren und aus dem Gegenſtande ſelbſt fließt. Mit dem griechiſchen Epos verglichen führt uns das Gedicht mehr auf unſer Inneres, verglichen mit dem ritterlichen führt es uns aus uns heraus. Gegen das Antike wirkt es mehr auf die Empfindung, gegen das Ritterliche auf die Phantaſie. Gegen das Alte verliert es an Fülle der Geſtalten und an Reichthum der Verhältniſſe, worin es gegen das Romantiſche gewinnt. Gegen jenes ſteht es an reicher Menſchenkenntniß eben ſo im Schatten wie gegen dieſes im Licht. Dem Homer gegenüber ſchadet ihm die Heroenſitte, die roher und nicht ſo gleichmäßig gebildet iſt, wie die achäiſche, den britiſchen Romanen gegenüber wird es dadurch gehoben, weil ſich gegen die verfeinerte Rohheit dort die gute Einfachheit der Natur zeigt. Weder iſt die menſchlich reine Natur der Achäer noch die Wunderlichkeit der Tafelrunder hier; weder die Luftgeſtalten der bretagniſchen Gedichte noch die feſten Formen der Griechen; weder die kleinlichen Verhältniſſe jener, noch der gewaltige Umfang der Verhältniſſe bei dieſen; weder die hiſtoriſche Helle hier, noch der undurchdringliche Nebel dort. Wir folgen nicht einem einzelnen Helden, der uns ein dürftiges Intereſſe abgewinnt, durch Begebenheiten, die durch Sonderbarkeit und Fremdartigkeit reizen wollen, ſondern wir ſtehen, wie es das ächte Epos verlangt, in einer Welt von Menſchen, die nicht die Minne bewegt, ſondern der Zwang der Verhältniſſe, die nicht mit Grillen im Kampfe liegen, ſondern mit dem Schickſal, die nicht blind in Abenteuer ſtürzen, ſondern in ein großartiges Verhängniß von einer außer ihnen liegenden Gewalt geſtürzt werden. Hätten wir das alte Gedicht übrig, in dem jener Fluch auf dem Nibelungenhorte ruht, ſo würden wir noch beſtimmter das aus dem Dunkel treffende Schickſal der Alten erkennen, das jetzt in unſeren Texten mehr in den handelnden Perſonen ſelbſt liegt, obwohl wieder, wie wir ſehen werden, ſehr merklich verſchieden von der Art, wie auch Parzival ſein eignes Geſchick mit ſich trägt. Bei Homer erſcheinen die Figuren, die gleichſam die Träger des Schickſals ſind, eine Helena und Paris, mehr im Hintergrunde, aber Kriemhilde und Hagen ſtechen hier gerade hervor vor den Andern. Sie reißen durch Eigenwillen ſich und Freunde und Feinde in das Verderben, und wie ihre Handlungen den

Verhältniſſen gegenüber wechſelſeitig dieſe und ſich ſelbſt aus dieſen entwickeln, iſt mehr in tragiſcher als in epiſcher Weiſe geſchildert, iſt aber, wenn wir uns dies einmal gefallen laſſen, ganz vortrefflich. Wie Kriemhilde, nachdem ihr Siegfried ermordet iſt, im erſten Schmerz ſich verſöhnlich zeigt, ſich wirklich verſöhnt, bis dann der verhängnißvolle Schatz wieder anfängt hereinzuſpielen (deſſen Bedeutung ſich noch überall erkennt), wie dann das treu bewahrte Gefühl für den todten Gatten, das keinem neuen Gefühle weichen will, dem Gedanken der Rache weicht, zu der ihr die Möglichkeit in der Ehe mit Etzel geboten wird, wie nun der weiblichſte Charakter allmählig abgelegt wird, wie das Weib, das früher die unbeſonnenſte Offenheit, die größte Hingebung, die zarteſte Verſöhnlichkeit beſaß, nachtragend (lancræche) über Racheplanen jahrelang ſinnt, wie ſie dieſe Rachſucht bei ſteigender Macht und Anſehn nährt, wie ſie endlich im losgebrochenen Unheil, das zunächſt nur auf den einen Mörder berechnet war, ſich allmählig in größeren Grimm und, nachdem ihr Kind gefallen war, in völlig blinde Wuth bis zum eigenhändigen Brudermord verliert, dies Alles iſt zwar nicht mit jenen tauſend beſonderen Zügen charakteriſirt, aber doch in großen Umriſſen deutlich gezeigt, und beweiſt, wie frühe uns unſere ganze Eigenthümlichkeit darauf hinwies, die äußeren Geſtalten unſerer poetiſchen Geſchöpfe aus der inneren Form errathen zu laſſen, ſtatt daß das griechiſche Epos aus jenen dieſe errathen läßt, was dem Begriffe des Epos eben ſo zuſagt, wie jenes dem Drama. Ihr gegenüber ſteht dann Hagen in einem Gegenſatz, den kein Genius erſter Größe vortrefflicher hätte ausbilden können. Der trotzige Mann ſucht von dem Augenblick an, wo ſeine Ahnung und die Weiſſagung des bevorſtehenden Schickſals ihn grimmig, wild, gottlos und rückſichtslos macht, Alles auf, was ihn und ſeine Geſellen recht tief in das unvermeidliche Geſchick ſtürzt, als wolle er wenigſtens ihren Fall ſo gewaltig als möglich machen. Er verſucht den Mord des zur Rettung beſtimmten Kaplans, er zertrümmert das Schiff, er trägt in ſeinen Mienen die Furchtbarkeit, die Rüdiger's Tochter bleich macht als ſie ihn küſſen ſoll, und die Reizbarkeit, die ihn den Helm feſter binden läßt, als Kriemhilde den Giſelher allein zum Willkommen küßt; er unterläßt nichts was ſie reizen kann, er zeigt ihr Trotz und Geringſchätzung und erinnert ſie gefliſſentlich an Siegfried, er geſteht ihr den Mord, er regt die Hunnen ſelbſt zu Argwohn und Spannung auf und beginnt, nachdem die Loſung gegeben war, mit dem Mord von Kriemhildens Sohn, der den Schaden unheilbar macht. Wie ſich nun unter dem Kampfe und unter der Verwüſtung ſelbſt ſein Charakter groß erhebt,

in dem Maße wie Kriemhilde ſinkt, wie er dem Rüdiger gegenüber edel erſcheint, wie er Dietrich's ehrenvolles Anerbieten ausſchlägt und jetzt geſtählt iſt, ſich ſelbſt mit dieſem zu verſuchen, dies iſt ſogar in der Ausführung theilweiſe eben ſo vortrefflich, wie der letzte Theil der Nibelungen überhaupt immer darum ausgezeichnet worden iſt, weil das hereingebrochene Unheil ſich bis zuletzt ſo trefflich ſteigert, daß nachdem ſchon die ungeheuerſten Niederlagen erfolgt ſind, noch auf den Kampf der Berner Helden alle Lebhaftigkeit, alle höchſte Wildheit der Kampfſchilderung geſpart iſt, wo dem faſt ermüdeten Leſer durch die wohlthuende Kürze, mit der der Fall der wackerſten erzählt wird, ein neues Grauen bereitet wird, das endlich der ſchauderhafte Untergang Gunthers und Hagens noch überbietet.

Man ſieht wohl, dies iſt die Kataſtrophe einer Tragödie mehr, als der ruhige Ausgang eines Epos; nach dem äußerſten, zu dem wir hier geführt werden, bleibt uns nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten. Im Homer iſt der unendliche Hintergrund das Große; die Ausſicht auf den Fall Troja's, auf den Untergang eines großen Volkes, auf die Strafe des Verbrechers, auf Achill's und Priamus' Tod mit allen Söhnen, auf Hekuba's Verzweiflung und Andromache's Sclaverei, Alles arbeitet zuſammen, uns auf dem außerordentlich weiten Gebiet der Sage den Gegenſtand der Ilias als eine einzelne Epiſode betrachten zu laſſen, die, wie ſie ſelbſt aus Rhapſodien zuſammengeſetzt iſt, uns wieder als bloße Rhapſodie in einem noch ungeheurern Sagenkreiſe erſcheint. Allein der Stoff der Nibelungen hat noch etwas von der Eigenheit der poetiſchen Sagen vor der Völkerwanderung an ſich, die ſich überall mit einer geſchloſſenen einzigen Begebenheit beſchäftigen. Nehmen wir Gunther und Attila als hiſtoriſche Perſonen, ſo ſieht man auch, daß der Urſprung der Sage gerade auf der Grenze jener Zeit liegt, von der wir behaupteten, ſie habe den Sagen den weiteren epiſchen Charakter gegeben. Jenen engeren behielt, ſahen wir, die Siegfriedſage im Norden; dieſen weiteren erhalten die Nibelungen nur durch die allmählige Anknüpfung der Helden des letzten Theils. Dietrich, Hildebrand und Etzel ſind, man möchte ſagen, ſchon darum die rein epiſchen Charaktere dieſes Gedichtes, weil der tragiſche Fall ſie nicht einſchließt. Und dennoch würden ſie uns wenig feſſeln, wenn wir ſie nicht aus anderen Gedichten kennten, worin wieder, was wir ſo oft finden, ein Beweis liegt, daß dieſe Dichtwerke alle erſt in ihrer Geſammtheit und nach dem Studium der ganzen Geſchichte der Poeſie in ihrer rechten Bedeutung erſcheinen. An und für ſich könnten Dietrich und Hildebrand keine große Theilnahme erregen,

ſie müßten dem, der außer den Nibelungen nichts aus unſerer Sage
nte, ganz wunderlich erſcheinen, da in dem Gedichte ſelbſt nichts liegt,
s uns ihre entſcheidende Wichtigkeit erklärte. In unſerem Gedichte,
gleich es gegen die Enge der Romane ſo weit ſcheint, iſt nicht wie im
omer die Gelegenheit gegeben, dem Leſer für die Helden durch die wei-
t Verbindungen, in die ſie geſtellt ſind, Theilnahme zu erregen. Homer
t die ganze ruhmvolle Vergangenheit von Griechenland, Thracien und
einaſien zu ſeiner Verfügung; wir kennen die Väter, die Ahnen und
:ahnen ſeiner Helden. Er darf uns jene Helena in den Hintergrund
cken, wir wiſſen, welchem großen Geſchlechte ſie angehört, wer ihre
:üder ſind, wie ſie die Quelle der Geſchicke der Völker iſt. Er zeigt uns
m in mehr als einer Scene die Andromache, allein wir wiſſen dann
:e Herkunft, das ſchreckliche Schickſal ihrer Verwandten und ihrer Hei-
t, ihren gegenwärtigen Ruhm, ihre Hoffnungen, ihre Freuden und
den und wir erfahren den Anfang und ahnen das Ende ihres trauri-
n Looſes. Ja ſelbſt mit dem Innern weiß er zu feſſeln, oder wer wäre
ht gerührt von der kaum erſcheinenden Nauſikaa, die ſpätere Dichter
ſten zu müſſen glaubten, indem ſie ihr den Telemach zum Gatten ga-
n. Allein eine ähnliche Theilnahme uns einzuflößen, gelingt nicht ein-
l der ſo mächtigen Brunhilde, gelingt auch Dietrich und Hildebrand
ht, oder erſt dann, wenn wir gelehrte Kenntniß anderswoher mitbrin-
n. Der Reichthum der Verhältniſſe, der Umfang der Sage, die Man-
hfaltigkeit der Epiſoden, Alles, was einem epiſchen Gedichte erſt Leben
t, geht den Nibelungen ab, und damit dem Dichter das Mittel, auf
endlos verſchiedene Weiſe zu feſſeln, und ſeine Erzählung mit immer
uen Reizen zu ſchmücken. Der griechiſche Dichter verweilt auf dem,
s uns das Wichtigſte ſcheint, auf dem Tode des Hektor oder dergle-
n, nicht länger oder nicht ſo lange als auf mancher unweſentlichen
iſode, das Große liegt immer nur in den Verhältniſſen, in denen wir
s umdrehen, nicht in den geſchilderten Begebenheiten, nicht in künſtlich
ſchürzten Knoten, nicht in ſpannenden Erwartungen, nicht in der Ent-
tung der Charaktere, was Alles das iſt, womit die Nibelungen wir-
n. Hier ſoll uns immer Alles zugleich, ein Vollendetes dargeſtellt
rden, und wir hören von Siegfrieds Jugend und Tod, wie von
iemhildens. Offenbar wäre, was die Burgunden angeht, dieſem Miß-
nd abgeholfen, ſobald in dem älteren Gedichte die Begebenheiten in
n erſten Theile wegfielen und blos angedeutet und vorausgeſetzt wür-
n; in Bezug auf Dietrich und Hildebrand aber müßte ein Blick auf
: Zukunft, wie auf ihre Vergangenheit geworfen werden. Dies ſollte

nicht allein durch Andeutung ihrer Schicksale, es könnte auch durch die Zeichnung ihrer Charaktere geschehen. In der Ilias werden wir schon auf den Odysseus gespannt, der in der Odyssee auftritt; wir könnten ihn errathen aus den wenigen Zügen, die ihn dort schildern. Man rufe sich den Telemach ins Gedächtniß, ob wir ihn nicht als Knaben, als Mann uns denken können. Man versuche dagegen das Aehnliche mit den Helden unseres Epos, wie viel schwerer dies sein wird, man versuche es mit einem Tristan, wo man es geradezu unmöglich finden wird. Dennoch muß man gestehen, daß die Charaktere, oder die Gruppe von Charakteren, welche in den Nibelungen auftreten, ihr größter Vorzug sind. Stellen sie auch nicht in der Mannichfaltigkeit, wie das homerische Gedicht, den menschlichen Charakter überhaupt in seinen Haupteigenschaften dar, so kann man uns doch schwerlich ein anderes Gedicht nennen, worin dies annähernd so sehr geschieht wie hier, und wir zweifeln, daß man selbst den Ariost hier nennen darf. Wenigstens erscheinen die Hauptseiten des Nationalcharakters vortrefflich: in dem jungen Siegfried arglose, harmlose Ehrlichkeit, in dem männlichen Dietrich die weise, ruhige, fast bedächtige Ueberlegung und besonnene Kraftübung, im greisen Hildebrand berathende Treue und Gerechtigkeit, zu der, wenn man die Züge aus anderen Gedichten anführen darf, derbe Geradheit und natürliche Heftigkeit hinzukommt.

Wer unsere obigen Erörterungen über das Entstehen des Volksepos in Deutschland im Gedächtniß hat, und die wenigen Betrachtungen hier mit dem dort Gesagten vergleicht, dem glauben wir hinreichende Winke gegeben zu haben, um über den Werth der Nibelungen, und über die Umstände, die diesen erhöhen und beschränken können, richtig zu urtheilen. Sollen wir auch noch ein Wort über ihren Gebrauch und über die gewöhnliche Beurtheilung sagen, so möchten wir denen, die blos poetischen Genuß und Unterhaltung suchen, es nicht so unverträglich vergargen, wenn sie sie gering schätzen, desto mehr aber denen, welchen die Gelegenheit zur Erwerbung der Hülfskenntnisse gegeben ist, die hier unentbehrlich sind, und die aus Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit auf unser ehrwürdiges Volksgedicht vornehm herabsehen und je unwissender sie sind, desto anmaßender aburtheilen. Was den Gebrauch angeht, so hat Schlegel[333]) ganz vortrefflich darauf hingewiesen, daß dieses Gedicht und die damit verwandten vorzüglich gut dazu dienen könnten, den

333) Deutsches Museum 1, p. 32 ff.

alten Geſchichten unſeres Volks einen poetiſchen Hintergrund zu geben, daß durch ſie dem Alterthume der Nation die Seele wieder eingehaucht werden könne, die wir in den lateiniſchen Chroniken vergebens ſuchen. Allein was damit gemeint war, das blieb den Leuten überhaupt, und wie es anzufangen wäre, unſeren deutſchen Geſchichtſchreibern, ſcheint es, ein Räthſel. Wenn Schlegel dabei zugleich verlangte, daß man das Gedicht in Schulen einführen und ein Hauptbuch der Erziehung daraus machen ſolle, ſo möchten wir dabei zur äußerſten Vorſicht rathen und es höchſtens in der oberſten Klaſſe räthlich finden, wo ſchon die Vorkenntniſſe da ſind, die dem Werke ſeinen hiſtoriſchen Werth abſehen können. Zur Bildung der Frühjugend halten wir ſeinen Gebrauch eher für ſchädlich als für nützlich. Die Jugend, aus ſich ſelbſt, nimmt keinen Antheil daran, wie an Homer. Und wer dem widerſpricht, der wird ſeine Erfahrung unter dem Bedenken zurücknehmen müſſen, daß, wo ja die Nibelungen erklärt werden, es meiſt durch einen begeiſterten Kenner geſchieht, deſſen Antheil und vielleicht geiſtvolle, gewiß aber liebevolle Behandlung mehr feſſelt als die Sache ſelbſt, während Homer das einzige Buch der Welt iſt, dem in einem irgend ſinnigen Knaben auch die Mißhandlung des ärgſten Pedanten nur wenigen Schaden thut. Eine Nation, die die Bibel und den Homer zu ihren Erziehungsbüchern gemacht hat, die ſich am beſten Mark der ganzen Menſchheit nähren will, wird einem ſolchen Werke, wie die Nibelungen, auf die Dauer keinen ſo bevorzugenden Rang unter ihren Bildungs- und Unterrichtsmitteln gönnen; ſie bleibt trotz ewigen Widerſprüchen der Klüglinge auf dem betretenen Wege mit feſter Ausdauer, während die Begeiſterung für unſre alten Dichtungen von heute und geſtern iſt, und aus Zeiten, die von einer Deutſchthümelei befallen waren, über die wir mit kaltem Blute lachen. Man verſuche nur den Geiſt unſerer Jugend, ob es ihr nicht wie angeboren ſcheint, das engere Nationale zu verſpotten; ſie lernt erſt dann ihr eignes Volk ſchätzen, wenn ſie die Erfahrung gemacht haben kann, wie viel Tüchtigkeit, wie viel geſunder und kräftiger Sinn in dieſem Volke iſt; und erſt wenn ſie dies beurtheilen kann, kann ſie auch richtig von dem Werthe unſerer alten Dichtungen urtheilen, die ſie dann mit all der herzlichen Einfalt und Schmuckloſigkeit, mit all dem friſchen unverwüſtlichen Kerne, mit all der unſchuldigen Zucht und Ehrbarkeit der faden, trockenen und oft ſchmutzigen Versmacherei der fremden Nationen damaliger Zeit gegenüber betrachten wird. Aber verrücken wir ja nicht dieſen Geſichtspunkt, den einzigen, der der Sache gemäß iſt; und trachten wir nicht mit eitlen

Lobeserhebungen einen Werth zu geben, der nicht da ist[334]): die Folge ist immer, daß man statt der Liebe, die man bezweckt, das gerade Gegentheil hervorruft. Dem Knaben, dem werdenden Menschen, können die Helden der Nibelungen die achäischen des Homer nicht ersetzen. Die Strebsamkeit, das Feuer, das Vertrauen auf menschliche Kraft, von dem diese beseelt sind, kann allein Menschen von tüchtiger Art bilden, die Passivität dieser alten Germanen, die ihre heidnische Unruhe schon mit einer gewissen Schläfrigkeit vertauscht haben, kann uns nicht das Geschlecht schaffen, das den gegenwärtigen Zeiten gegenüber nothwendig ist[335]). Wie auch Nationalsinn durch dies Gedicht geweckt werden solle, wäre uns ein Räthsel, und die Hoffnungen, die man darauf in dieser Hinsicht baute, konnten nur in einem so begeisterten Manne wie Johannes von Müller, oder in einer so begeisterten Zeit wie 1813 aufkommen. Wir fühlen uns schwerlich diesen Burgundern verwandter, als den Achäern des Homer, die uns doch noch Liebe zum Vaterlande lehren können, für das das ganze Mittelalter kaum den Namen hatte. Wenn man vollends den poetischen Werth im vaterländischen Dünkel dem Homer entgegenzustellen kühn genug war, so muß man bedauern, daß so wenig Kunstsinn unter uns herrscht, daß Aussprüche der Art nur eine Möglichkeit sind. Homer hat im Gebiete der Dichtung die Rolle des prophetischen Offenbarers gespielt, und mit entschiednerer Wirksamkeit, als vielleicht irgend ein anderer Prophet im Gebiete der Religion. Wenn man auch seine Spuren aus Schwäche und Verkehrtheit vielfach verließ, so wagte man niemals sein geheiligtes Ansehn und die ewige Gültigkeit seiner Gesetze anzutasten oder zu bezweifeln. Welcher Religionslehrer könnte sich rühmen, so gleichmäßige Anerkennung für so unendliche Zeiten gefunden zu haben? Wie er in seiner Nation auf die Erziehung, wie er in dieser Hinsicht neuerlich unter uns wirkte, kann man mit nichts vergleichen, als mit den Schriften der Juden, und mit Recht hat man ihm hart neben diesen seine Stelle unter uns gegeben. Was aber die griechische Dichtung, Bildhauerkunst und Malerei ihm zu danken hat und welche herrliche Umwälzung er in unserer Poesie des vorigen Jahrhunderts her-

---

334) Göthe an Knebel 1808: „Die modernen Liebhaber dieses Gedichtes, die Herrn Görres und Consorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen, und wie man von Andern sagt, daß sie das Wasser trüben um Fische zu fangen, so trüben diese Land und Berg, um alle gute kritische Jagd zu verhindern."

335) Aus einer diesem sittlichen und künstlerischen Gesichtspunkte entgegengesetzten Ansicht ist geschrieben: H. Timme, das Nibelungenlied. 1852.

rgebracht hat, das wird ihm die Geſchichte der Dichtung nie vergeſſen. hn nur zu faſſen (dieſer alte Ausſpruch des Quintilian gilt heute in ch viel höherem Grade) iſt ſchon die Sache eines großen Geiſtes; ıſere erſten Dichter und Kritiker, unſere Göthe und Schiller, unſere ſſing und Humboldt müſſen erſt die ganze Herrlichkeit des nie ergrün= ten und nie zu ergründenden Dichters unſeren ſtumpferen Sinnen er= ließen, und ehe wir dieſe gehört und verſtanden haben, ſollten wir uns cht anmaßen, keck zu urtheilen über Dinge, für die nur wenige recht= äßige Richter beſtellt ſind. Wenn man zu Vergleichen mit ſolchen Er= eınungen zwingt, wohin ſinken dann die Nibelungen herab, die an rer beſcheidenen Stelle für ſich nur den gerechten Anſpruch machen dür= ı, das Beſtreben anerkannt zu ſehen, daß ſie mit Homer in ſeiner pla= ſchen Kunſt wetteifern wollten. Dies iſt großartig genug, ſobald man e ungünſtigen Umſtände bedenkt, und darum wiederholen wir, daß ohne ı hiſtoriſches Studium die Nibelungen wie faſt alle Dichtungen jener :iten viel unter ihrem allgemeinen Werthe erſcheinen müſſen.

Den Nibelungen ſetzen wir die Kudrun[336]) entgegen oder zur eite, die deutſche Odyſſee zur deutſchen Ilias. Noch liegt der Urſprung ſes merkwürdigen Gedichtes in tiefem Dunkel; die geſchichtlichen undlagen ſind noch zu entdecken; über die Geographie, die durch ſpäte ınmiſchungen fabelhafter Oertlichkeiten im Geſchmack der romantiſchen opöe vielfach entſtellt wurde, iſt nur erſt theilweiſes Licht verbreitet. ıtſchieden iſt, daß es ſchon im 12. Jahrh. Bearbeitungen der Kudrun ıb; unſer Lied ſelbſt weiſt auf ältere Quellen[337]) und mehrere deutſche edichte dieſer Zeit enthalten Zeugniſſe, die auf mehrere ſehr verſchiedene ecenſionen deuten. Auf einzelne Züge in unſerem Gedichte finden ſich erdieß ältere Anſpielungen[338]), ſo daß die volksmäßige Ausbildung ıßer Zweifel iſt, obgleich die Mittel dürftig ſind, ſie zu verfolgen[339]). ordiſche Zeugniſſe für die Sage gehen bis ins 9. Jahrh. zurück, und ıgelſächſiſche ſogar des 8. Jahrh. nehmen Bezug auf einzelne Fi= ıren derſelben. Der Schauplatz der Sage weiſt uns auf Friesland,

336) Ausg. v. Vollmer, mit Einl. von Alb. Schott. Leipzig 1845. — Ueberſetzt u Ad. Keller. Stuttgart 1840. Von Simrock. Ebd. 1843.

337) Außer mehrfachen Berufungen auf mündliche Ueberlieferung, einmal: als is diu buoch kunt tuont.

338) Siehe die Zeugniſſe geſammelt bei Grimm, deutſche Heldenſage p. 325 sqq.

339) Vgl. die Abhandlung in San Marte's Bearbeitung der Kudrun, und Alb. chott a. a. O.

Dietmarſen, Dänemark, Irland, Seeland und die Normandie, und merkwürdig genug iſt's, daß bald der Ton, bald der Inhalt des Gedichtes nordiſche, britiſche, däniſche und deutſche Züge verräth. In allen Theilen erinnert es an den Zuſammenfluß von Menſchen und Nationen an der Nordſee, ein ſeefahrendes Volk iſt der Pfleger der Sage und die genaue Bekanntſchaft mit dem Schiff- und Seeweſen iſt einmal in unſern deutſchen Gedichten eine ganz neue Erſcheinung. Daß mehrfacher Nationen Sagen zu der heutigen Geſtalt des Gedichtes wirklich Beiträge geliefert haben mögen, iſt um ſo wahrſcheinlicher, als der Anfang ein leicht abzutrennender, britiſchen oder willkührlichen Urſprung verrathender Theil, die Mitte mit einem eigenthümlichen Schluß im Norden eine vielfach bekannte ſelbſtändige Sage, die letzte Hälfte aber, der Kern des deutſchen Gedichts, wieder etwas ganz für ſich beſtehendes iſt. Würde man den Quellen dieſer einzelnen Theile des locker verknüpften Gedichtes auf die Spur kommen, ſo zweifeln wir nicht, daß man in dieſem Gedichte wie in der Gralſage in Frankreich die zwei merkwürdigſten Beiſpiele von der Wirkung des Zuſammentreffens fremder Nationen auf die Dichtung haben würde und von dem Zuſammenſchmelzen ausländiſcher und einheimiſcher Sagen; und die Bedeutung, die wir immer in dieſer Vermiſchung der Stämme für die romantiſche Dichtung ſuchten, würde ſich beſtimmter herausſtellen laſſen. Wir treffen hier ſcandinaviſche Kenningar (die waſſerkühle, die blutfarbige Sälde u. a.) und den Ton däniſcher Kämpeviſer vereint mit dem Stil des deutſchen Epos und mit den Lieblingsfabeln der Wälſchen und einigen noch entlegneren Zügen. Wie die Tafelrunde des Arthur einen weltlichen Gegenſatz zu den Gralrittern, oder zu den frommen Gotteshelden Karls bildet, ſo ſtellen die Raubfahrten der Normannen in Kudrun die weltliche Seite der Kreuzzüge dar, wie die Gralſage ihre ideellere erfaßt. Man würde die Entfernung der Gralſage von jeder Erinnerung an Karl und Roland mit der ähnlichen in Kudrun von dem übrigen deutſchen Sagenkreis vergleichen; man würde in der genealogiſchen Form in beiden eine auffallende Aehnlichkeit finden. Die ſittliche Reinigung des Mannes dort und des Weibes hier würde ſogar ein entſprechendes Thema ſein, und ganz eigen iſt die auffallende Annäherung im Aeußeren und Inneren der Darſtellung in Kudrun und dem Wolfram'ſchen Bruchſtück des Titurel, obgleich es nahe liegt (weit näher, als die Titurelſtrophe aus der verfeinerten Nibelungenſtrophe herzuleiten, die in der Kudrun gebraucht iſt), viele ganz Wolfram'ſche Wendungen und Eigenheiten geradezu aus ihm entlehnt zu denken. Wie das Gedicht in ſeiner älteren Geſtalt beſchaffen ſein mochte, welche

Schickſale, Durchgänge und Ueberarbeitungen es erlitt, ehe es, etwas ſpäter als die Nibelungen, in denſelben Gegenden wie dieſe, die Aufzeichnung fand, in der wir es leſen, iſt ſchwer, ſelbſt nur zu errathen. Müllenhoff hat Ettmüller's Verſuch erneuert, die Kudrunlieder, wie Lachmann die Nibelungen, herzuſtellen, das Alte und Aechte von dem ſpäter Hinzugetretenen zu ſcheiden; dies Wagniß iſt aber hier, wo uns faſt alle Hülfsmittel und alles Material für eine ſolche kritiſche Sonderung abgehen, begreiflicherweiſe noch viel gewagter gefunden worden, als dort. Wir begnügen uns daher, das Gedicht in ſeiner überlieferten Geſtalt den Nibelungen einfach zu vergleichen. Die letzte Feile, die es erhalten hat, iſt eine viel kunſtmäßigere, als die den Nibelungen zu Theil gewordene; poetiſcher Ausdruck, ſprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, alles was formell ein Gedicht auszeichnen kann, ſind vorzüglicher als in den Nibelungen. Die Erzählung iſt lebendiger, die Charaktere ſind theilweiſe noch feſter gezeichnet, wenn auch nicht ſo großartig entworfen. Das Gedicht ſtellt ſich ſo in eine ihm eigenthümliche Mitte zwiſchen Kunſt- und Volksepos, wie denn auch die Sitten, die es ſchildert, ritterlicher ſind, wie auch der letzte Dichter zwar im Ganzen gleich dem der Nibelungen aus dem Werke entfernt bleibt, aber doch zuweilen hervortritt, man möchte ſagen wie Lambrecht, im kritiſchen Eifer[340]) und in dem Ton des inneren Verſtändniſſes der Sage, was in den Nibelungen gerade das umgekehrte iſt.

Bei den Nibelungen fanden wir es überflüſſig, von einem bekannteren Gedichte eine Analyſe zu geben; bei der Kudrun glauben wir dies nicht verſäumen zu dürfen. Einmal würden wir die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit dieſes Gegen- oder Seitenſtücks der Nibelungen nicht beſſer anſchaulich machen können und dann ſcheint dieſes vortreffliche Gedicht, das mehr wie irgend ein anderes zu einer neuen Bearbeitung hätte auffordern ſollen, das, wenn es in unſerer guten Dichterzeit bekannt geweſen wäre, wohl zuverläſſig einen kühneren Mann zur völligen Umdichtung bewogen hätte, die es mit vollem Rechte verdient, dieſes Gedicht ſcheint unbillig vernachläſſigt und ganzen Kreiſen der Geſellſchaft unbekannt geblieben zu ſein, denen es nicht hätte entgehen ſollen. So vielen Einfluß hatte die dichteriſch begeiſterte Schule der Romantiker und die vaterländiſch begeiſterte Zeit der Befreiung auf die größere Verbreitung der

340) An einer Stelle, wo er die Länge einer Meerfahrt auf 1000 Meilen angegeben findet, ruft er:

si liegent tobeliche, ez ist dem mære niht geliche.

Nibelungen und unſerer alten Dichtung überhaupt, daß alles ſpäter bekannt Gewordene, eine Kudrun, ein Alexander, unbeachteter liegen blieb.

Ger's und Ute's Sohn Sigebant iſt König von Eyrland (man hat die Wahl zwiſchen Irland und Eierland, wie in den Nibelungen zwiſchen Island und einem näheren Local in den Niederlanden). Sein Sohn iſt Hagen. Einſt hält König Sigebant ein großes Feſt; neun Tage währte die Freude, am zehnten aber folgt auf Aller Wonne Mancher Klage, auf große Freude herzliche Schwere: mitten unter den Feſtlichkeiten, da die Magd mit dem kleinen Hagen vor dem Hauſe allein ſtand, kam ein Greif und nahm das Kind weg, das die Magd flüchtig verläßt. Der Knabe wird von dem Greifen in ſein Neſt getragen, wo ſich ein junger Greif mit ihm zu ſchaffen macht, aber mit ihm zu Boden fällt, was dem Kinde Gelegenheit ſchafft, ſich zu verkriechen. Es findet in der Nähe drei Königstöchter, die ſich auch vor dem Greifen erhalten hatten und den Knaben nun kümmerlich mit ſich ernährten. In der Wildniß wuchs Hagen ſo auf und lernte von den Thieren körperliche Gewandtheit. Die Ausgeſetzten werden nachher durch das Schiff eines vorüberſegelnden Grafen von Garadie gerettet, eines Feindes der Familie Hagen's, den er mit Gewalt zwingen muß, das Schiff nach Eyrland zu richten. Hier wird Hagen von ſeiner Mutter erkannt, wächſt nun zu einem Helden heran, von dem man im Lande ſagte und ſang, und vermählt ſich einer der drei geretteten Jungfrauen, Hilde von Indien. Sigebant tritt ihm ſeine Regierung ab und auf großem Feſttag gibt Hagen ſeine Lehen aus, hält im Lande ſtrenges Gericht und wehrt die Feinde ab. Wie jene früheren ſtreng romantiſchen Züge an Britiſch-Antikes erinnern, ſo dieſe letzten ganz aus dem Kreiſe des Lebens genommenen an angelſächſiſche und romaniſche Dichtungen, wie wir ſie z. B. in unſerem Wilhelm von Orleans erſcheinen ſehen.

Ein zweiter Theil beginnt nun. Hagens Tochter iſt Hilde. Er zieht ſie ſo ſorgſam auf und iſt auf ſie ſo eiferſüchtig, daß er nicht einmal der Sonne und dem Wind gönnt ſie zu berühren, geſchweige einem Manne. Keiner ſoll ſie haben, der nicht ihm ſelbſt an Stärke überlegen iſt; er läßt die Boten hängen und bringt die Bewerber um Ehre und Leben. Auch König Hetel in Hegelingen trägt zweien ſeiner Recken, Frute und dem berühmten Sänger Horrand auf, für ihn um Hilde zu werben, allein ſie wollen das Wagſtück nicht ohne die Hülfe des alten Wate übernehmen. Dieſer alſo wird beſchickt und vernimmt nicht ohne Zorn das ſchwere Geſchäft, zu dem ihn jene empfohlen. Mit Widerwillen geht er

in den Vorschlag ein, in kaufmännischer Verkleidung nach Eyrland zu gehen und sich für geächtet von Hetel auszugeben. Sie gelangen unter Hetel's Segen nach Eyrland, gewinnen mit dieser Täuschung, mit ihrem Reichthume und ihrer Freigebigkeit Hagen's Gunst. Die drei wurden an den Hof geladen, die Frauen mochten sie gerne sehen, besonders den alten wunderlichen Wate, der ihnen doch ins Gesicht sagt, daß ihm nie bei schönen Frauen so sanft gewesen als in der Schlacht. Als die Leute des Königs Waffenspiel treiben, fragt ihn dieser, ob so tüchtiger Kampf auch in seinem Lande zu finden sei; da lächelte Wate spöttisch, er habe es nie gesehen, wünsche es aber wohl zu lernen. Der König selbst versucht ihn zur Kurzweile zu lehren und gesteht bald, daß er nie einen so gelehrigen Jünger gesehen. Nachdem Wate auf diese Weise den Hof mit seiner Stärke, und Frute mit seiner Pracht in Erstaunen gesetzt, thut's Horrand durch seinen Gesang. Wie er anhebt, schweigen die Vögel, Hilde und ihre Mägde saßen und lauschten, die Schlafenden ermunterten sich, der König trat auf die Zinnen, und als er aufhört, bittet Hilde ihren Vater, ihn mehr singen zu heißen. Dies ist eine jener lieblichen Scenen voll Duft, wie die in den Nibelungen von Volker's Geigenspiel, die so schön die unheimliche Stille der Nacht und jener Nachtwache malt, wie nur immer jene Doloniade im Homer. Auf Hilden hatte die Sehnsucht nach dem holden Gesang solche Wirkung gemacht, daß sie den Horrand zu sich rufen läßt und diesem Gelegenheit gibt, Hetel's Werbung vorzubringen. Sie willigt in Entführung, sie besucht das Schiff der Helden, die verborgenen Recken treten heraus, scheiden Tochter und Mutter, zucken die Segel auf, stoßen die Fremden aus dem Schiff und gelangen nach Hegelingen. Der verfolgende Hagen erscheint, ein Kampf erhebt sich, in dem Hetel verwundet wird, Wate aber den Hagen besteht, und der mit einer Versöhnung endet. Nun saß Hilde mit hoher Ehre auf dem Brautstuhl und als ihr Vater scheidet, läßt er ihr eine jener Königstöchter, Hildburg von Portugal, die Gespielin seiner Frau, zurück. Dies ist die zweite Sage von Högni und Hedin, die im Norden mehrfach sich erwähnt und verschieden erzählt findet.

Jetzt erst beginnt eigentlich unser Gedicht, zu dem das Bisherige ebenso ein Vorspiel bildet, wie die Episode von Rivalin und Blancheflur zu Tristan; die Geschicke der Eltern wiederholen sich wie ein Erbschicksal im größeren Maße bei ihrem Kinde. König Hetel gewann zwei Kinder, den Ortwin, den der alte Wate erzieht, und die Kudrun, der schönen Mutter schönere Tochter. Um sie läßt Hartmut, König Ludwigs von Normandie Sohn, werben, wird aber abgewiesen. Unerkannt besucht er

den Hof, gibt ſich der Kudrun zu erkennen, die ihn aber weggehen heißt, obwohl ſie ihm doch gewogen iſt. Dies hebt nachher ihre weibliche Tugend in ein höheres Licht. Von da an denkt er darauf, die Schöne zu erwerben, ſich an Hetel zu rächen, ohne doch die Gunſt der Kudrun darüber zu verlieren. Zu gleicher Zeit hatte ein König Herwig auch vergebens um ſie geworben und ſich darauf entſchloſſen, mit den Waffen ſeine Werbung ſelbſt anzubringen. Eines Morgens ruft der Wächter von dem Thurme Hetel's Mannen zu den Waffen, er ſah den Helmglanz der Feinde. Herwig dringt in die Stadt, Kudrun aber ſcheidet den Streit und wird Herwig's Braut. Als aber Vater und Bräutigam im Kampf gegen einen eingebrochenen Feind liegen, landet Hartmut, von Spähern benachrichtigt, in Hegelingen, und ſendet zu Kudrun, die ihm ihr Verlöbniß ankündigen läßt. Hierauf dringt er in die Stadt, raubt Kudrun und Hildburg und läßt Hetel's Stadt und Land verwüſtet zurück. Hetel und ſein Heer, ſobald ſie dies vernehmen, verfolgen Hartmut und ereilen ihn auf dem Wulpenwerth[341]: dort erfolgt ein trefflich geſchilderter Kampf, auf den ſich auch Lambrecht in ſeinem Alexander bezieht, wo Hetel dem Vater des Hartmut erliegt, wo Wate wüthet wie ein Eber und Manchen dahin bringt, wo er immer bleiben ſollte, wo bis in die Nacht geſtritten wird, daß ſelbſt die Waffen gegen die Freunde gekehrt werden. Alles iſt hier in der Lebendigkeit und Kraft gehalten, wie in dem Beſten des 12. Jahrhunderts. Am andern Tage iſt die Frage, ob die Feinde den Raben und Wölfen zur Beute ſollen liegen bleiben oder begraben werden; man räth, den Chriſten dieſe Ehre anzuthun; man ſingt den „Sturmtodten" ſorgfältig Meſſen und baut ihnen ein Kloſter auf dem Wulpenſande. Hier ſieht man deutlich, daß auch dies Gedicht wie Karl und Alexander durch die Hände eines Geiſtlichen gegangen iſt, der ſich auch gleich im Anfange durch ſeine Scheu vor Meerwundern und dergleichen unchriſtlichem Volke verräth. Die Hegelinger fahren heim; der gerade Wate verkündet ſchonungslos ihr Mißgeſchick und heißt Hilden ihr Klagen zu laſſen, ſie erwecke die Todten damit nicht wieder. Wenn das junge Geſchlecht erwachſen ſei (ein ganz nordiſcher Zug), dann wollten ſie ſie rächen.

Indeſſen ſucht der alte Ludwig die gefangene Kudrun für Hartmut zu gewinnen, und als ſie ihn entſchieden abweiſt, wirft er ſie in die See,

341) Nach J. Grimm und Jonckbloet an den Ausfluß der Schelde, auf den ſogenannten Caſſand zu ſetzen. S. Haupt's Zeitſchrift 2, 4. und Jonckbloet's geschiedenis der mnl. dichtkunst. I, 79. ff.

aus der sie Hartmut an den Haaren herauszieht. Dies ist den harten Zügen der älteren Sage ganz gemäß. Vielleicht sollte mit dieser Rettung dem Hartmut ein Verdienst beigelegt werden, um ihn Kudrunen annehmlicher zu machen, allein es ist nichts der Art erwähnt, wie auch kaum jene anfängliche Gewogenheit Kudrun's gegen ihn, was Beides vortrefflich gedient hätte, ihre Treue gegen Herwig zu heben. Allein dies ist wieder Verdienst und Mangel dieser Dichtungen, daß sie dergleichen feine Züge stets andeuten, nie aber ausführen, so wie ihre Charaktere oft mit den versprechendsten Linien zu zeichnen angefangen sind, aber nicht beendet. Da Kudrun nicht in die Ehe mit Hartmut willigt, so zwingt sie die wölfische Mutter Hartmut's, die Dienste der Wäscherin zu thun, ihre treue Hildburg theilt ihr Schicksal, und Niemand als Hartmut's Schwester Ortrun nimmt an ihr Antheil. In Hegelingen aber rüstet sich nach dem Verlaufe der Zeit auf Hilde's Betrieb ein neues Heer zur Rache. Sie landen nach einer gefährlichen Meerfahrt in Normandie, waffnen sich, üben die Rosse, die sich „verstanden" hatten, und Ortwin und Herwig, Bruder und Verlobter der Gefangenen gehen aus, als sich die Sonne senkt, Kunde über die Gefangene einzuziehen. Den waschenden Jungfrauen erscheint am Strande in Vogelgestalt ein Engel, der sie anredet und ihnen die Ankunft des Heeres und zweier Boten verheißt. Die Sehnsucht, mit der sich die gerührte Kudrun, ehe sie für die freudige Aussicht auf die Lösung ihres elenden Geschickes einen Sinn zeigt, nach ihrer Mutter, nach Bruder und Geliebten, nach dem biederen Horrand und dem alten Wate erkundigt, ist ganz vortrefflich behandelt. Als die Mägde Abends nach Hause kommen, werden sie mit Schmähungen von Gerlinde empfangen, die sie heißt, morgen mit dem Frühesten an ihr Tagewerk zu gehen; Festzeit nahe und Gäste sollen kommen, wie sie wohl vernommen hätten. Es war Winterszeit, gegen Ostern; Nachts fiel noch ein tiefer Schnee, baarfuß müssen die Gequälten ihre Wäsche zum Strande tragen. Als sie vielfach nach den verheißenen Boten ausgespäht und sie herbeigewünscht hatten, erscheint die Barke, und weibliche Scham heißt die Jungfrauen vor den Männern fliehen. Sie rufen sie zurück, befragen sie nach dem Gebieter des Landes, bieten den vor Frost starrenden vergebens ihre Mäntel an; Ortwin fragt auch nach Kudrun, während Herwig oft ihre Züge mit denen seiner Freundin im Gedächtniß vergleicht, und ausspricht, sei Kudrun noch am Leben, so müsse es diese sein. Zugleich nannte er Ortwin beim Namen, und Kudrun, sie zu prüfen, gibt sich für todt aus. Die Erkennungsscene ist an Wirkung dem beliebten Gegenstande der griechischen Tragiker, dem Wiedersehen der Elektra und

des Oreſtes, gleich. Ortwin will ſie nicht auf der Barke mit ſich nehmen: die man ihm im Sturme nahm, mag er nicht ſtehlen. Sie fahren hinweg, im ſtolzen Selbſtgefühle wirft Kudrun die Kleider, die ſie waſchen ſollte, in die See, und als ſie heim kommt, wendet ſie die drohende entehrende Strafe ab, indem ſie ſich willig erklärt, dem Hartmut anzugehören. Sie badet und kleidet ſich, ſie heißt Hartmut liſtig Boten nach ſeinen Freunden ausſenden, um die Zahl der Vertheidiger zu ſchwächen, ihr freudiges Lachen verräth ſie der Gerlinde. Als die zwei jungen Helden zu ihrem Heere zurückkommen, verkünden ſie, wie wunderbar ſie auf Kudrun geſtoßen, und wie ſie ſie waſchend gefunden. Die Kriegsleute weinen; der alte Wate ſieht ſie zornig an und ſagt: ihr geberdet euch wie die Weiber; ſorgt vielmehr, daß ihr die Kleider roth macht, die ihre Hände weiß gewaſchen haben. Des Nachts noch ſollen ſie aufbrechen nach Hartmut's Burg, die Luft ſei heiter, der Mond ſcheine hell. Dies geſchieht; als der Morgenſtern aufgeht, ſpäht eine von Kudrun's Frauen, die den Preis verdienen wollte, den ſie derjenigen verſprochen hatte, die ihr des nächſten Tages Schein zuerſt verkünden würde, aus dem Fenſter und ſieht Helme und Schilde vor der Burg leuchten; der Wächter ruft die Helden Ludwig's zu den Waffen, Gerlinden ahnt, daß ſie heute Kudrun's Lachen theuer bezahlen müſſe, und Hartmut zeigt ihr jetzt zum erſtenmal ſeinen Zorn über Kudrun's Mißhandlung, und weiſt ſie an ihr Weibergeſchäft, als ſie ihm räth ſich belagern zu laſſen und nicht auszuziehen. Er beginnt den Kampf mit Ehre, verwundet Ortwin und Horrand, und auch Herwig beſteht ſchlecht beim Zuſammentreffen mit dem alten Ludwig, aber das zweitemal ſchlägt er ihm das Haupt ab. Den Hartmut ſchneidet Wate von dem Thore ab, als ſchon das Wehegeſchrei aus der Burg über Ludwig's Fall ihm Böſes verkündet; Gerlinde bot großen Lohn, wer ihr Kudrun erſchlüge, und ſchon wollte einer ihrer Leute dieſen Preis verdienen, als ihm auf das Hülfgeſchrei der Kudrun in den Fenſtern Hartmut edelmüthig von unten wehrte. Ortrun bittet die Kudrun im Jammer um ihren gefallenen Vater, den Wate und Hartmut zu trennen, ſie fordert dazu den Herwig auf, der aber mit Worten und Waffen den alten Wate vergebens zur Schonung zu bewegen ſucht. Hartmut wird gefangen, Wate ſtürmt die Burg und grundſätzlich ſchont er nicht die ungeborenen Kinder: denn wüchſen ſie auf, „ſo würde er ihnen nicht mehr trauen, als einem wilden Sachſen.“ Ortrun und Gerlinde ſuchen Schutz bei Kudrun; als der grimmige Mann mit knirſchenden Zähnen, mit forſchenden Augen, mit ellenbreitem Barte naht, gelingt es ihr die Ortrun zu retten, aber die Gerlinde wird ihm verrathen und büßt mit ihrem

Leben, und ſo übt er auch an Hergart, einer der Dienerinnen Kudrun's, welche die Rolle der Melantho ſpielte, die Rache des ſchonungsloſen Rächers. Es folgt dann die Heimfahrt nach Hegelingen und die dreifache verſöhnende Verbindung zwiſchen Hartmut und Hildburg, Herwig und Kudrun, Ortwin und Ortrun.

Man wird aus dieſer kurzen Angabe des Gangs der Handlung, ſo wie aus den wenigen Zügen, die wir aus der Darſtellung einfließen ließen, die Aehnlichkeit und Hinneigung zu der Manier des Lambrecht und ſeiner Zeit nicht verkennen, während im Ganzen die Strophe und der Vortrag der Nibelungen herrſcht. Es iſt eine gewiſſe Lockerheit in der Zuſammenſetzung der verſchiedenen Theile des Gedichtes, aber die Handlungen ſelbſt hängen feſt zuſammen, wie auch die Charaktere, und von den Widerſprüchen in den Nibelungen findet ſich nichts, wenn man nicht jene ähnliche ewige Jugend der Hildburg wollte geltend machen, eine Freiheit, die ſich doch die Dichtung überall nahm. Viele Eigenſchaften dieſes Liedes möchte man den Nibelungen wünſchen; es legt die trockne Farbloſigkeit mehr ab, ohne die leere Prunkſucht der Hofdichter anzunehmen. Beide Gedichte dürfen für die Nation ein ewiger Ruhm heißen. Sie reichen gleichſam in jene alten Zeiten mit ihren Thaten, Sitten und Geſinnungen hinüber, aus denen die Stimme der mißgeſtimmten römiſchen Feinde die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verläſſigkeit, die Zucht und Keuſchheit unſerer ehrwürdigen Ahnen rühmten. Wenn wir dieſe Dichtungen voll geſunder Kraft, voll biederer wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem ſchamloſen, eklen und windigen Inhalt der britiſchen und neben den ſchalen, läppiſchen und zuchtloſen Stoffen der franzöſiſchen Romane, ja neben dem bigotten fränkiſchen Volksepos, ſo werden wir ganz andre Zeugniſſe für die angeſtammte Vortrefflichkeit unſeres Volkes reden hören, als die dürren Ausſagen der Chroniſten, und im Keime werden wir bei unſeren Vätern ſchon die Ehrbarkeit, die Beſonnenheit, die Innigkeit, und alle die ehrenden Eigenſchaften finden, die uns noch heute im Kreiſe der europäiſchen Völker auszeichnen. Dieſe herrlichen Stoffe uralter Dichtung laſſen, wenn ſie auch nicht geiſtige Gewandtheit zur Schau tragen, wie das die fremden Poeſien jener Zeiten beſſer können, auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine geſunde Beurtheilung aller menſchlichen und göttlichen Dinge ſchließen, die ein Erbtheil der Nation geblieben ſind, das mit jedem neuen Umſatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächſt.

3. Hartmann von Aue und Wirnt von Gravenberg.

Der Gegenſatz der epiſchen Volkslieder gegen den neuen Minnegeſang konnte kaum ſtärker ſein, als der des Nibelungenliedes gegen die franzöſiſch-britiſchen Epopöen, wie ſie gleichzeitig von den größten Dichtern jener Zeiten bei uns behandelt wurden. Wir gehen zu dieſen über und dürfen ihnen jetzt unſere Aufmerkſamkeit ungetheilt widmen. Drei Männer vor Allen haben wir hier zu betrachten, die uns die höfiſche Kunſt auf ihrer höchſten Spitze, die Richtungen der Zeit in ihrer größten Schärfe, die Ideen, die ſie bewegten, in ihren reinſten Entfaltungen zeigen, und denen an Werth nur Walther als Vierter zugefügt werden darf. Dieſe ſind Hartmann von Aue, Wolfram von Eſchenbach und Gottfried von Straßburg. Alle drei haben Dichtungen aus dem Sagenkreiſe des Königs Artus nach franzöſiſchen Originalen behandelt, und unter ihren Händen bildete ſich raſch jene Gattung einförmiger Romane, die wir oben in roherer Geſtalt in den Händen Ulrich's von Zazikoven und Eilhart's von Oberg ſahen, zu der möglichſten Vollendung, deren ſie fähig war. Bei dieſen Behandlungen ſchreiten die Dichter regelmäßig in Geſchicklichkeit, Selbſtvertrauen und Kühnheit bis zum Uebermuthe fort. Ulrich hatte noch ganz ſein Auge auf dem Buche, und er und Eilhart hatten noch viel zu ſehr mit ihrer eigenen Sprache zu ringen, um ſich freier zu bewegen. Hartmann folgt im Erek und Iwein ſeinen franzöſiſchen Quellen[342]) mit gewandter Treue, und flicht blos ſolche leiſe und unmerkliche Wendungen ein, die ihm ſein ungemein zartes und feines Gefühl eingab. Er läßt die Erzählung unangetaſtet, trägt aber ſeine Seele hinein. Bei Wirnt ändert ſich dies; er läßt ſich den Stoff zu Wigalois blos mündlich erzählen[343]), er bekämpft und wehrt ſich gegen die Sage, unterbricht die Erzählung, tritt überall mit ſeiner Perſon keck in das Gedicht, was Hartmann nur ſehr wenig gethan hat; jeden Augenblick läßt er recht auffällig den deutſchen Dichter neben der fremden Materie hören. Bei Wolfram und Gottfried iſt dann das Hervortreten

342) Chretien von Troyes hat beide Gegenſtände behandelt. Den franzöſiſchen Erek wird Haupt herausgeben; er hält ihn bei zwar großen Uebereinſtimmungen nicht für Hartmann's Quelle. Eine Ausgabe des franz. Iwein bereitet Dr. Holland vor.

343) Vers 297, 22 ff.

Ich wil daz mære volenden hie, als michz ein knappe wizzen lie,
der mir ez ze tihten gunde. Ni wan eins von sînem munde
enpfie ich die âventiure.

der Persönlichkeit am entschiedensten. Bei ihnen verschmilzt die Lebensansicht mit dem Sagenstoffe; dieser wird sichtbar in Folge von jener gewählt oder gar in allen Beziehungen gestellt und gestaltet. Weiterhin schwindet diese kühnere Behandlung wieder aus diesen Stoffen, die auch nur dem eigentlichen Genius eignen konnte.

So lange noch in der epischen Erzählung nichts gesucht ward als Unterhaltung und Zeitvertreib, so hielt man es in der Wahl der Gegenstände gerade wie im vorigen Jahrhundert nur mit der Neuheit des Stoffes, und obwohl die Einflüsse der jedesmaligen Richtung der Zeiten auch früher die Aufnahme oder Verschmähung dieses oder jenes Zweigs der Dichtkunst bedingte, so war man doch noch weit entfernt von dem Punkte, wo die einzelnen Dichter aus einem Begriffe von der Würde oder Bedeutung ihrer Kunst, von einem eigentlichen Kunstprinzipe aus, den Stoff ihrer Dichtungen gewählt und geformt hätten. Die Zeit ist aber nun gekommen, wo die Ahnung des Mangels eines solchen Prinzips dämmert und wo man diesem unverstandenen Mangel, oft unverständig, abzuhelfen strebte. Es trat diese Zeit offenbar erst mit der ausgebreiteteren lyrischen Kunst ein, die, da sie die höfische Gesellschaft unmittelbar berührte, erst dem Sänger Ansehn und Würde zu geben anfing. Die größere Würde des Standes, der sich in Deutschland auch damals erst emporarbeiten mußte, wie neuerlich, lehrte die Sänger mehr auch auf die Würde der Kunst achten, so wie umgekehrt die innige und edle Richtung der Dichter auf das, was die Gemüther damals am heiligsten bewegte, ihnen zuerst den Zugang in die höhere Gesellschaft und die ehrenvollere Stellung eröffnete. Was nun zur höheren Reinigung der Dichtung geschah, war zuerst, wie wir sahen, die Einführung einer angemessenen Sprache, einer neuen Vers- und Reimkunst, an die Stelle der Volkssprache im alten Nationalepos und seiner vierzeiligen Strophe. Wie schnell und entschieden Beides verlassen werden mußte, indem man vom Epos zur Lyrik, vom strengen einfachen Stil der Erzählung ferner Begebenheiten zum weichen mannichfaltigen Ausdruck gegenwärtiger Empfindungen überging, ist von selbst klar; dennoch blieben nach der Einführung der kürzeren Verse und Reimpaare im Epos auch nach Veldeke noch bedeutende Fortschritte zu machen. Was Veldeke für Reinheit des Reims und der Sprache und Lambrecht für Sagenkritik angefangen hatten, das setzten nun die folgenden Dichter schon auf einer höheren Stufe fort. Bei Hartmann und Wirnt sieht man jedoch noch deutlich, wie wenig bis dahin innerer Beruf zum Dichten auch in diesen bedeutenderen Männern war, denen man allzu freigebig die Ehrentitel großer

Dichter zuerkannt hat. An das Größte zu rühren, war in allen Fächern, in jeder Entwickelung jeder Geistesrichtung, zu jeder Zeit nur das glückliche Geschick ganz Weniger. Wie sollte aber ein Hartmann nach so hohen Ehren streben können, der, mag er noch so schöne Verdienste haben, doch selbst seine dichterische Beschäftigung für nichts anders als einen Zeitvertreib müßiger Stunden ansah, in denen er nichts besseres zu thun wußte[344])? Diese Dichter haben alle noch ganz die furchtsame Bescheidenheit, von einiger Selbstgefälligkeit oft begleitet, welche wir auch in den Anfängern unserer Dichtkunst des 18. Jahrh. gewahren; und was jeder neueren Kunst, im Gegensatze zu der älteren, schadete: es war nicht lebhafte Aufmunterung genug da, die dem Sänger zu einem freien Aufschwung die Flügel geliehen hätte. Bei Wirnt kann man bemerken, wie er seine Unfähigkeit zur dichterischen Rede selber empfindet, wie er Wolfram um seinen kühneren und kecken Flug beneidet. Erfüllt von dem Gedanken, daß das thatenlose Verliegen und die Hingebung an Gemächlichkeit und Muße um Ehre und Ruhm bringe, sah Wirnt die Dichtkunst als Allotrien an und schwankte daher zwischen dem Drang seines wirklichen Talentes und seinen ungenügenden Erzeugnissen, zu denen zwar seine Neigung ihn trieb, die Standespflicht aber nur halbe Kräfte verwenden ließ, ein Zug, der sich auch im wälschen Gast in einem Gespräch zwischen dem Dichter und seiner Feder nur etwas anders gefaßt findet. So las Wirnt einen Roman von Lifort Gawanides, der ihm zu sonderbar, zu wunderlich und schwierig dünkte, als daß er ihn mit seinen Dichtergaben zu bemeistern hoffen konnte, der ihm eine Aufgabe für die ganze Entfaltung eines ausgezeichneten Talentes schien, zu der er sich selbst zu schwach fühlte, zu deren Quelle er lieber einem tüchtigen Manne die Nachweisung geben will; und doch macht er es nur von der Aufnahme seines ersten Jugendgedichtes abhängig, ob er sich nicht dennoch an die schwere Arbeit wagen werde. Wir werden es also begreifen, wenn man sich damals, wie in neuerer Zeit, im Anfange auf dem betretenen Pfade hielt und vorsichtig lieber das leichtere Gleichgültige als das schwerere Große wählte. Solcher Art sind die Stoffe der Dichtungen der beiden Männer, von denen wir hier reden. Sie sind fast alle aus dem Kreise der britischen Mährchen gewählt. Diese Erzählungen waren das einfachste, was man damals wählen konnte; sie nahmen eigentlich kein anderes Talent in Anspruch als das des Erzählens, und diese Kunst zu

344) Iwein 23: — swenner sîne stunde niht baz bewenden kunde, daz er ouch tihtennes pflac —.

ihrer klarſten und lauterſten Entfaltung gebracht zu haben, iſt das hauptſächlichſte Verdienſt Hartmanns.

Hartmann, Dienſtmann zu Aue (im Schwäbiſchen), reicht noch in die Zeit der älteren Minneſänger zurück, und hat Friedrich's I. Kreuzzug mit gemacht. Wir beſitzen, ſeitdem Haupt ſeine „Lieder und Büchlein“[345]) neben dem armen Heinrich herausgegeben hat, ſeine Werke ſämmtlich im Druck. Seine Lieder treten nicht aus dem allgemeinen Charakter des Minnegeſangs heraus; ſeine Büchlein (ſo benennt er eins dieſer Stücke ſelbſt) beſchränken ſich auf einen Minnemonolog und auf ein Geſpräch zwiſchen Leib und Herz, wer von beiden Urſache und Kummer einer nicht begünſtigten Liebe mehr trage. Sie zeigen, wie dieſe mehr redſeligen als ſingſeligen Dichter ihr Lied bald zur Rede auszudehnen ſtrebten; das letztere Stück könnte etwa als ein Anfangspunkt der Allegorien, Lehr- und Streitgedichte bezeichnet werden, die in ſpäteren Zeiten eine herrſchende Gattung wurden. Wir wollen uns bei dieſen kleineren Werken nicht aufhalten, ſondern ſogleich zu den größeren Erzählungen Hartmanns übergehen. Wenn wir dieſe ohne Rückſicht auf ihre muthmaßliche chronologiſche Reihe und geringere oder größere Reife der Erzählgabe, nach ihren Stoffen betrachten, ſo weiſt uns der Gregor vom Steine[346]) ſeinem legendariſchen Inhalt nach noch ganz in den Geſchmack des 12. Jahrh. zurück. Ganz ſo wie in einigen Legenden, die wir dort fanden, ſind hier neuere Verhältniſſe und ein neuerer Held, die Ketzerei der Blutſchänder im 11. Jahrh. und Gregor VII., der ihr geſteuert haben ſoll[347]), in ein fabelhaftes Gewand gekleidet, wie es in der Kaiſerchronik mit der römiſchen Kaiſergeſchichte, in den Gestis Romanorum mit der römiſchen Rechtsgeſchichte geſchah. Ein Geſchwiſterpaar zeugt in unnatürlicher Gemeinſchaft einen Sohn. Der Vater geht ans heilige Grab und ſtirbt, die Mutter ſetzt das Kind, „den guten Sünder,“ der unſchuldig ſeiner Eltern Erbſünde zu tragen hat, auf die See aus und legt ihm eine Tafel bei, die da beſagt, daß ſeine Mutter ſeine Tante ſei und ſein Vater ſein Oheim. Das gerettete Kind wächſt auf, erfährt ſein Schickſal, will erfahren weſſen er ſei, zieht aus, und Wind und Wetter tragen ihn in ſeiner Mutter Land. Die unglückliche Frau

345) Die Lieder und Büchlein, und der arme Heinrich von Hartmann von Aue. Hrsg. v. Haupt. 1842.

346) Im spicilegium Vaticanum von Carl Greith. 1838. Gregorius, ed. Lachmann. 1838. Ueberſetzt von S. O. Fiſtes. 1851.

347) S. bei Greith p. 158.

ward gerade von einem unwillkommenen Bewerber belagert, er befreit ſie, und ſie heirathet ihn, ihren Sohn, da ſie doch vorher ihre Kleider an ihm wieder erkannt hatte! Zu ſpät entdeckt ſich das Verhältniß beider; ſie bleibt in Buße; Gregorius wandert im armen Gewande weg, duldet jede Schmach, läßt ſich zuletzt von einem Fiſcher mit einem Fußeiſen an einen Felſen im See feſtſchmieden, und lebt hier 17 Jahre ohne Speiſe. Jetzt ward der Pabſtſtuhl ledig und eine Stimme Gottes bezeichnet den Römern unſern armen Büßer zum Nachfolger. Sie holen ihn; und zum Glücke hatte gerade der Fiſcher den Schlüſſel zu dem Fußeiſen in einem Fiſche wiedergefunden. Dies und der Wiederfund jener Tafel beſtimmt ihn den Ruf anzunehmen; er ward als Pabſt Troſt und Rath aller Sünder, und dies bewog denn auch ſeine Tante, Mutter und Frau zu ihm zu kommen: ſo ſehen ſie ſich noch wieder. Wem ein ſolcher Gegenſtand erbaulich iſt, mit dem iſt nicht über den Werth von deſſen Behandlung zu ſtreiten; der wird dann Philoſophie und Weisheit hinter dieſer kahlen Erfindung ſuchen und die alten Oedipusgedichte gegen die ungelenke Legende herabſetzen. Geſchichten dieſer Art, ganz abgeſehen von aller legendariſchen und religiöſen Beziehung, ſind an ſich immer ekel; die Alten verſteckten ſie in ihren Tragödien, gingen raſch an der widerlichen Thatſache vorbei, und verweilten auf den entſetzlichen Empfindungen und Leidenſchaften der Menſchen und auf dem Fall des Schickſals, während hier ein ſo grauſiger Stoff mit den gewöhnlichen Reim- und Verſtändeleien dieſer Dichter und in einer behaglichen ebenen Erzählart vorgetragen iſt, die nur darum nicht Proſa iſt, weil ſie in Verſen auftritt. Zu der Reinlichkeit und Gefälligkeit ſeiner Erzählung konnte übrigens unſeren Hartmann ſchon in dieſer Arbeit der Wetteifer mit ſeiner Quelle ſpornen, einem lateiniſchen gereimten Gedichte von großer ſprachlicher Gewandtheit[348]); das Verdienſt originaler Dichtung tritt hier wie bei allen erzählenden Werken Hartmanns ganz in den Hintergrund.

Paſſender für dieſen Erzähllton und für die ſanften Gemüther dieſer Dichter iſt ſchon die ſchwäbiſche Volkslegende vom armen Heinrich[349]), die kürzere Erzählung eines heimiſchen Stoffes, gleichfalls nach einer lateiniſchen Vorlage. Auch für dieſes Werkchen haben ſich mehrere Stimmen ſo vortheilhaft ausgeſprochen, daß man nur mit Scheu ein etwas

348) Leo fand ein Bruchſtück derſelben; ſ. Blätter für lit. Unterhaltung 1837. N. 352. Vgl. J. Grimm in den lat. Gedichten des 11. und 12. Jahrh. p. XLVII.

349) Ausgabe von Grimm; oder in Lachmann's Auswahl aus den hochdeutſchen Dichtern des 13. Jahrh. Berlin 1820. und bei Haupt a. a. O. Ueberſetzt von Simrock und früher von Büſching.

mäßigeres Lob wird äußern dürfen. Die Liebenswürdigkeit dieser Dichter hat jeden seiner fühlenden Leser der neueren Zeit so bestochen, daß man eine so gelinde Beurtheilung an ihre Werke legte, wie sie die frauenhafte Zartheit der Sänger selbst zu verlangen schien. Auf Frömmigkeit und Güte ist das Gemüth dieser sinnigen Menschen gerichtet, und auch den Hauch des Falschen und des Bösen verträgt ihre reizbare Sinnesart nicht. Ergreifen sie die Feder zum Dichten, so kehren sie den Lästerern und Tadlern den Rücken, sie wenden sich mit ihrer Erzählung blos zu den Guten, die Gutes und Gutgemeintes gut aufnehmen, und ein Gottfried von Straßburg deutet das Böseste aufs inniglichst Gute und will es allen Harmlosen und Biederen als das Beste empfehlen. Sie wollen den guten Willen wie die gute That betrachtet wissen, sie wollen an jedem zweifelhaften Thun die beste Seite herausgestellt haben, sie wollen das Böse verschwiegen, das Gute laut gepriesen haben, sie wehren sich gegen jede harte Weltansicht, gegen jedes zwistige Wesen; und wer dergleichen nur mit Klarheit auffassen, ihm ins Auge sehen sollte, der mußte schon ein Wolfram von Eschenbach sein. Die Einleitung des Tristan darf man als den Schlußstein und als die bewußteste Ausführung alles dessen ansehen, was seit Ulrich von Zazikoven jeder dieser Dichter, nur der kräftige Wolfram nicht, bald minder bald mehr deutlich im Eingange seiner Werke sagte; jeder von den Dichtern, die eine leichtere Weltansicht liebten, denen der Friede der Gesellschaft und der ungestörte Fluß des gewöhnlichen Lebens vor Allem am Herzen lag. „Gedächte man ihrer nicht in Güte, sagt Gottfried, von denen der Welt Gutes geschieht, so wäre Alles was Gutes geschieht so gut wie nicht vorhanden. Wer was der Gute in guter Absicht der Welt zu Gute thut anders als in Güte aufnimmt, der thut Unrecht. Man tadelt wohl Vieles, was man doch gern mag, und bald ist einem das Wenige zu viel und bald will man was man nicht will; es ziemt aber das, dessen man doch bedürftig ist, zu loben und sich wohlgefallen zu lassen, was uns wohl gefallen soll. Theuer und werth ist der, der Gutes und Böses unterscheiden und jeden nach seinem Werthe beurtheilen kann. Ehre und Lob unterstützen die Kunst, die zu Lobe geschaffen ist, die, wo ihr Preis und Ermunterung zu Theil wird, mannichfach aufblüht. Wem Ehre und Lob nicht wird, das wird uns gleichgültig, lieb aber, was geehrt wird und seines Lobes nicht verlustig geht. Es sind aber deren so viele, die nun die Art oder die Unart haben, das Gute übel, das Uebele gut zu deuten." Wenn wir vorher Gelegenheit hatten, in den Dichtungen dieser Zeiten etwas früher den frommen christlichen Glauben und religiösen Sinn zu bewundern, wenn

wir dann die ſchönen und ſanften Regungen in der Herzenswelt dieſer Dichter beobachteten und lieb gewannen, ſo haben wir hier die weichſten und feinſten Geſinnungen in Bezug auf das geſellige Leben, auf den menſchlichen, und, wenn man es ſagen darf, auf den literariſchen Verkehr. Nirgends ſind dieſe Geſinnungen nach allen dieſen Richtungen ſo innig, ſo warm und ſo unſchuldig dargelegt, wie in Hartmann's Werken. Hat nun dieſer Dichter, mit dem kurzen Eingangsſpruch ſeines Iwein zu reden, ſo ſehr an rechte Güte ſein Gemüth gewendet, ſo wird ihm mit Fug das Glück zu Theil, daß er ehrende Anerkennung dafür findet. Und was eben ſeine Geſinnung angeht, wer würde ſich da nicht angezogen fühlen von der außerordentlichen Sanftmuth und Innigkeit, die über ſeinen Dichtungen liegt? Wer ſollte ſich nicht an der Tiefe erfreuen, mit der er im armen Heinrich „die üppige Krone weltlicher Freuden" ohne Bitterkeit herabſetzt gegen die Krone des Himmels? Wer nicht an der Züchtigkeit, die ihn im Erek lockere Stellen des Originals, die vergleichmäßig noch unſchuldig zu nennen ſind, übergehen läßt? Wer nicht an der Gutmüthigkeit, die ihn von aller Herbheit der Anſichten auch völlig frei hält? Wer ſollte ſich nicht an der Lauterkeit weiden, die in dieſen Dichtern gleichſam aus der ganzen Zeit ſpricht, an eben jenen ſchönen Geſetzen der Verträglichkeit, der friedfertigen Duldung, der Beſcheidenheit und jeder geſelligen Tugend, die hier gelehrt und beobachtet iſt? Und wer würde nicht fühlen, wie ſich das ganze edle und ſchöne Naturell dieſes Mannes in der ganzen Form ſeiner Werke abſpiegelt, in ſeinem netten und reinen Vortrage, ſeinem bewundernswerthen Reime, in ſeiner gewandten, zierlichen, ſchlichten Sprache, was Alles der feine Gottfried ſo ſchön charakteriſirt, wenn er die Klarheit der Hartmann'ſchen Poeſie und ihre zuthunliche und eindringende Wirkung auf natürliche Gemüther hervorhebt[350]), als die Eigenſchaften, die ihm den Kranz ſichern, eben Er, der ſchon gleichſam vom Baum der Erkenntniß gegeſſen hatte, als er noch die ungetrübte Reinheit dieſer unſchuldigen Zeit und Kunſt feſtzuhalten ſuchte.

---

350) Triſtan V. 117, 21 ff.

Hartman der Ouwaere, ahî wie der diu maere
beide ûzen unde innen mit worten und mit sinnen
durchverwet und durchzieret! wie er mit rede figieret
der âventiure meine! wie lûter und wie reine
sîn kristallîniu wörtelîn, beidiu sint und immer müezen sîn!
sî koment den man mit siten an, si tuont sich nâhe zuo dem man
und liebent rehtem muote.

Aber wenn man ſich alles dies anzuerkennen mit Freuden bereit
lärt, würde nicht unſer Hartmann ſelbſt zufrieden und befriedigt
n? würde er ſeine Kunſtwerke noch aus weiteren Geſichtspunkten an-
prieſen verlangen, aus Geſichtspunkten, die weder er ſelbſt noch ſeine
it kannte oder berückſichtigte? oder ſollen wir umgekehrt, nachdem wir
s dem Standpunkte jener Zeiten dieſen Dichtungen ihr Recht wider-
hren ließen, ſie nicht auch aus unſeren — weiteren oder engeren —
ſehen dürfen, da doch jene Zeit und jenes Geſchlecht verſchwunden,
doch jene Dichtungen nur eben noch für uns und für die nach uns da
ıb, die ſie ihrerſeits wieder nach *ihren* Anſichten beurtheilen werden?
ıb hier werden wir eben bedauern müſſen, daß alle dieſe und ähnliche
ınſtwerke allzuſehr die Erzeugniſſe einer abgeſchloſſenen Menſchenclaſſe
ıb einer beſchränkten Zeit ſind, als daß ſie allgemeinen Werth und
ɛiz auch bei ſpäteren Geſchlechtern hätten haben können. Den Griechen
ır es gegeben, in ihren Dichterwerken einen Götterhimmel zu öffnen,
r ſich in den chriſtlichſten Zeiten in der Kunſt behauptete; ſie ſtellten
ıe Weltanſicht auf und lehrten eine Moral, die ſogar den tüchtigſten
ännern dieſer ritterlichſten Zeiten wie den wackerſten Charakteren der
formation Ehrfurcht gebot, in Zeiten alſo, wo man gewiß in jener
ſchiedene Weltanſichten, in dieſer eine verſchiedene herkömmliche Moral
tte. Allein wenn es uns heute ſchon ſchwer hält, jenes ascetiſche
ɔriſtenthum ſelbſt von religiöſer Seite her nur zu begreifen, ſollen wir
denn moraliſch gut heißen oder gar äſthetiſch bewundern? Wenn wir
s heute beſtreben, endlich und endlich den Menſchen wieder von all
r Unnatur, die Convention und Ceremoniel, Rang und Titel ſeit dem
ıniſchen und dem heiligen römiſchen Reiche in die Welt brachten, zu ent-
iden, ſollen wir da das ſchönſte Hofleben, das immer auf nichts als
ıf Convention ruht, preiſen, wo es uns gilt, endlich wieder die Hand-
ngen der Menſchen frei aus dem reinen Quell der Natur fließen und
ın geſunden Grundſätzen geleitet zu ſehen. Alle Kunſt ſoll darauf aus-
hen, den Menſchen und die Welt die ſie ſchildert von dem Zufälligen
entkleiden, ſie in möglichſt reiner Geſtalt darzuſtellen. Die Alten
ten ſchon nicht die natürliche Hülle perſönlicher Beſonderheit zu
rk über ihren dichteriſchen Geſtalten, was ſoll man ſagen, wenn hier
ſeltſamſten Eigenheiten der chriſtlichen Rechtgläubigkeit und ihre
ınderthätigen Einflüſſe auf die menſchliche Seele den Inhalt der Dich-
ıg geſtalten, wenn die ohnehin ſo ſchwer zu ergründende Natur des
enſchen hier mit der Decke der religiöſen Schwärmerei oder des ritter-
ɔen Hofgeſetzes verhängt wird? Für unſeren heutigen Verſtand iſt es

(mit Ausnahme derjenigen, deren innere Eigenthümlichkeit sie mehr zu Menschen der vergangenen als der gegenwärtigen Zeiten macht) nichts als ein Wunder, wenn in dem armen Heinrich das kindliche Geschöpf, das mit seinem Blute seinen aussätzigen Herrn retten will, nicht sowohl aus Mitleid oder aus einem natürlichen Gefühle oder Antheil, als vielmehr aus der Grille, daß dies Opfer zu seinem eigenen Seelenheile gereichen werde, sich zum Tode drängt; wenn es, nachdem es unter dem Schlachtmesser schon gewesen und wieder erhalten wird, über diese Rettung verzweifeln will, wenn es sich von den heiligsten Banden der Natur, von Vater und Mutter lossagt, deren Stütze es sein sollte, um des ewigen Lebens desto schneller theilhaftig zu werden; wenn es jede jugendliche Lebenslust auch nicht der Spur nach kennt; wenn es zum Tode wie zum Tanzsaale geht und, indem es seine Eltern von der Nothwendigkeit des Schrittes überzeugt, eine Beredtsamkeit entwickelt, die ihm nur der heilige Geist eingeben konnte; für uns ist dies Alles nicht allein wunderbar, sondern Wunder; Wunder aber duldet die Dichtung, wie die Geschichte, nur da, wo sie selbst nicht weiß was Dichtung und Geschichte ist, und selbst das Wunderbare ist schwer erträglich, wo es aus gefabelten und unbegreiflichen Kräften hergeleitet ist, die nicht gemeinsame Sympathien der Menschen anerkennen. Nicht, als ob die Legende an sich ein für allemal verwerflich wäre; sie ist vielmehr eine so schöne Seite in der alten Volkssage, und Hartmann hat für sie einen so offenen Sinn, und trifft gerade den Geist dieser Sage von Häuslichkeit und treuer Hingebung so schön mit dem idyllischen Ton seiner Erzählung, daß, wenn man einmal diesen Stoff als gegeben und unantastbar betrachten müßte, man die sinnvolle Behandlung bewundern würde. Allein der Dichter soll den Stoff erst gestalten, und wie man aus dem Schlechtesten mit wahrer Kunst das Beste zu machen fähig ist, hat Gottfried in seinem Tristan bewiesen. Wie reine poetische Wirkung die Legende machen kann, haben so verständig-sinnige Männer wie Göthe und Hans Sachs gezeigt, die aber gerade ihre Göttersöhne und Wunderthäter dann in die gewöhnlichsten Tagesgeschäfte und Begebenheiten versetzten. Die zu große Achtung vor dem Stoffe hat in dem Mittelalter aller Dichtung, und man möchte fast sagen, bei uns der Kritik dieser Dichtungen geschadet. Und doch ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß, je weiter unsere damaligen Dichter sich von ihrem Stoffe entfernten, um so trefflicher ihre Werke wurden. Im armen Heinrich ist jedes Einzelne vortrefflich; mit einer Rückführung der wirkenden Beweggründe auf menschliche Empfindungen, durch Vertauschung der wunderhaften

Entwickelung mit einer pſychologiſchen, wäre vielleicht dem Gedichte aufzuhelfen geweſen, obgleich wir uns wohl erinnern, daß Göthe ſchon an dem ekeln Gegenſtande des Miſelſüchtigen, gleichſam in dem noch verfeinerteren Geſchmacke eines noch höfiſcheren Dichters, Anſtoß genommen hat.

Dieſen beiden Legenden liegen nun die zwei Romane von Erek[351]) und Iwein[352]) gegenüber, bei denen ſich uns ganz ähnliche Bemerkungen aufdrängen. Beide gehören zu jenen britiſchen Romanen der gewöhnlichen Art und beide liegen wohl an den Grenzen der Hartmannſchen Dichtung; im Erek (um 1195—7) iſt die formelle Vollendung noch nicht, wie im Iwein (um 1203). Der Herausgeber hat ſchon hervorgehoben, daß im Versbau noch Härten unterlaufen, daß auch die Sprache nicht die Reinheit zeigt wie im Iwein, wo unhöfiſche Ausdrücke und franzöſiſche Worte, die hier noch vorkommen, mehr vermieden ſind. An die Beſchreibung eines Pferdes werden im Erek gegen 500 Verſe gewandt; und ſo würde auch die Lobpreiſung eines Pflaſters, das die Feimurgan hinterlaſſen hatte, und die Schilderung dieſer Zauberin nicht mehr in dieſer Weiſe im Iwein vorkommen. Die Charakteriſtik des Keie in beiden Gedichten lehrt wohl am beſten, wie der Dichter im Zeichnen innerer Zuſtände und Charaktere und überhaupt an Tiefblick und Einſicht zunimmt. Beides war bei dieſen Stoffen ſo nöthig, die ſo viele Lücken im innern Zuſammenhang ließen und ſo vieles Unverſtandene darſtellten und erzählten, ſo daß man über den Mangel an hinreichenden Motiven den deutſchen Dichter ſchwerlich tadeln darf. Es iſt ganz eigen, wie ſich Hartmann hier bei den Unwahrſcheinlichkeiten der Erzählung wendet und windet. Der Kern des Erek deutet wie der Lanzelot und Parzival auf einen tiefern Plan, der aber ſo wenig wie im Lanzelot ausgeführt iſt. Der Held erwirbt ſich ein Weib, Enide, die Tochter eines „Edelarmen"; und in den erſten Freuden der Ehe geht mit ihm eine Aenderung vor. Er verlag ſich bei ſeiner Lieben und verlor Ruhm und Namen. Man gab es ihr Schuld, ſie grämt ſich darüber und läßt es ihn wiſſen. Da reitet er auf Abenteuer und Thaten aus, zwingt aber die Tadlerin mitzugehen, und verbietet ihr zu reden. Es bedrohen ihn drei Räuber, die er nicht gewahrt; ſie warnt ihn. Weil ſie geredet, muß ſie die Pferde der Getödteten pflegen. Dieſe Geſchichte wiederholt ſich mit fünf anderen Räubern und ſo fort, und Erek wird ſtets zorniger

351) Ausg. von Moriz Haupt. 1839. Ueberſ. v. S. O. Fiſtes. 1851.

352) Ausg. von Benecke und Lachmann. Ueberſ. v. Baudiſſin. 1845.

über den häufigen Bruch ihres Verſprechens. Nun fragt ſich der Dichter, warum doch die Frau immer beſſer hörte, als der Mann; weil er bewaffnet war am Haupte, ſie nicht, erklärt er es. Aber warum ſie ihn nicht mit Zeichen bedeutete, dafür wußte er wohl ſelbſt keinen pragmatiſchen Grund, und ſo ſchwieg er darüber. In einem Kampfe wird Erek auf den Tod verwundet; Enide beklagt ihn, und will ſich in der Verzweiflung umbringen, da kommt gerade ein Graf Oringles, der es verhindert. Dieſe bequeme Maſchinerie fällt dem nüchternen Bearbeiter auch auf und er kann eine Bemerkung darüber nicht unterdrücken. Der Hauptfehler des ganzen Romans fiel wohl dem deutſchen Dichter gar nicht ein. Offenbar iſt am Schluſſe das Abenteuer vom Baumgarten in einen beabſichtigten Gegenſatz zu dem Hauptinhalte gebracht. Mobonagrin iſt der Held dieſes Abenteuers. Sein Weib wollte ihn nicht ausziehen laſſen, und nahm ihm das Gelübde ab, daß er hier mit ihr wohne und ſie ſeine Liebe genießen laſſe, bis er vor ihren Augen beſiegt würde. Sie weiß den Liebesgenuß ſo hoch zu ſchätzen, daß ſie ihrem Manne lieber Abenteuer zu Hauſe bereitet und ihn grauſam werden läßt, wenn nur in ihrer Nähe. Enide, weiblicher und zugleich auf den wahren Ruhm ihres Mannes ſorgſam bedacht, will ihn und den Genuß der Liebe eher entbehren, als ſeinen guten Namen. Durch die Maßregeln jener ging die Freude des Hoflebens verloren, durch Enide's Ehrgeiz der Friede, in dem ſie lebte. Beides ſoll, ſcheint es, nicht das rechte ſein und jede erleidet ihre Strafe; aber Alles liegt ohne Verhältniß da. Ob nun dies in Chretien's franzöſiſchem Gedichte, das auch in Paris zum Drucke vorbereitet wird, Alles ſo gelegen iſt, muß man abwarten. In dem bretagniſchen Lai von Geraint dem Sohne Erbin's, im dritten Bande von Lady Gueſt's Sammlung, findet ſich dieſe feinere Auffaſſung der Sage, und folglich auch der gegenſätzliche letzte Theil derſelben noch nicht. Es iſt das Mißfallen Enid's an dem Verliegen ihres Gatten allerdings angedeutet; dieſer aber legt ihr ihren Tadel ſo aus, als ob ſie einen Anderen liebe und ſeine Entfernung wünſche, um andere Geſellſchaft zu haben. Die Eiferſucht des Gatten iſt dann der Hauptgegenſtand. Darum zwingt er ſie mit ihm zu gehen, und darum gehn die Abenteuer hier dahin, ſie von anderen Liebhabern bedrängt und ihrem Gemahle treu zu zeigen; was dieſe Erzählung einfacher und zuſammenhängender macht, als die von Owain und Peredur.

Was den Iwein[353]) angeht, ſo wollen wir auch ſeinen Inhalt,

353) Die wälſche Quelle in Lady Gueſt's Mabinogion. 1. Bd. Ebenda auch der

da das Werk, wie es überhaupt in alle Welt und bis nach England, Schweden und Dänemark Zugang gefunden, auch bei uns in verschiedenen Drucken und zahlreichen Handschriften verbreitet ist, auch durchweg den Charakter dieser britischen Dichtung trägt, nicht näher analysiren. Von epischer Anlage oder innerer Bedeutung ist darin nichts zu suchen, und wenn wir, bei wiederholter Anerkennung der schönen Natur des Dichters und seines schönen Talentes, den poetischen Werth auch dieses seines jüngsten Werkes gering anschlagen, so glauben wir, daß beides sich einfach aus der Art dieser Dichtungen rechtfertigt, die mehr durch das Gemüthvolle der Dichter als durch deren Kunstsinn wirken. J. Grimm hat in kurzen Zwischenräumen ein ungünstiges und ein günstiges Urtheil über den Iwein gefällt, und nichts scheint natürlicher als dies, bei den meisten Werken jener Dichter, zu denen man durchaus glücklich die rechte Stimmung mitbringen muß, da sie selbst nicht im Stande sind, in die bestimmte Stimmung zu versetzen, die sie verlangen. Dies liegt darin, daß neben der durchaus schwachen und matten Form zugleich der Inhalt uns abstößt, der jene bedingte. Alles Große in Thaten, alles Hohe und Kräftige in Worten, alles Erhabene in Gesinnungen muß man in dieser Dichtungsreihe vergessen, wie sollte der beste Dichter hier etwas Gutes leisten? Alle gewaltsamen Eingriffe des Schicksals, jede Furchtbarkeit des Unglücks, alle Gefahr des Glücks, Alles was große Begebenheiten und Wendepunkte, was bedeutende Charaktere, was merkwürdige Collisionen in der Poesie wie im Leben schafft, Alles ist hier ganz verschwunden, und Nichts bietet nicht allein dies Eine, sondern auch die ganze Masse dieser britischen Epen, was ein kräftiges Herz locken oder begeistern könnte. Eine Liebesintrigue, so matt, so leicht wie sie nur eine dürftige Romanphantasie ersinnen kann, ist Alles; die Wunden der Liebe sind hier gefährlicher als die durch die Schwerter, und die Niederlage durch sie rühmlicher als der Sieg mit den Waffen. Und selbst hier ist wieder die beleidigende Gemeinheit in den weiblichen Charakteren dieser britischen Dichtungen abschreckend, die auch die Kunst des Chretien von Troyes und das Wenige, was Hartmann's Eigenthum dabei ist, nicht ganz verdecken konnte. Schon Dichter jener Zeiten haben sich bei der Entschuldigung des Wankelmuths der Laudine, die so schnell den Mörder ihres Mannes heirathet, nicht beruhigt, obwohl man zugeben muß, daß diese Stelle bei Hartmann wie bei Chretien von Troyes durch

---

Chevalier au lion von Chretien von Troyes aus der Hs. der k. Bibl. N. 1891. Suppl. fol. 210. Ein großer Theil desselben auch in Keller's Romvart p. 513 ff.

die ſchalkhaft-gutmüthige Behandlung vortheilhaft vorſticht. Im übrigen aber bewegt ſich das Gedicht ganz in dem Gleiſe, in dem wir ſeine Vorgänger gehen ſahen. Es iſt, als ob ein Ceremoniengeſetz auch hier jeden Schritt der Abenteuer vorgeſchrieben hätte. Es darf nur eine Begebenheit anfangen, ſo weiß man auch ſchon das Ende; es darf nur ein Unglück hereinbrechen, ſo weiß man ſchon, daß es ſich in Glück auflöſen, es darf eine Gefahr drohen, ſo weiß man, daß ſie überwunden wird. Man nimmt daher weder an Glück noch an Unglück Theil. Weder natürliche Leidenſchaften im Menſchen, noch natürliche Verwickelungen in den äußeren Verhältniſſen ſind hier die Triebfedern der Handlungen, ſondern die Launen der Frauen, die Grillen der Männer, die Convenienz der Geſellſchaft. Man würde dieſe Eintönigkeit oder den Geſchmack der Menſchen an dieſer Eintönigkeit nicht begreifen, wenn man nicht wüßte, daß es für Vielleſer einen ganz eigenen Reiz hat, eine Romanintrigue zu errathen, ſo wie umgekehrt ſolche irreleitende Compoſitionen, wie ſie Hermes in neuerer Zeit gemacht hat, wirklich ſo unleidlich wie unnatürlich ſind. Es paßte ganz zu dem Sinne jener friedlichen, mit wenigem vergnügten, ſtillen Menſchen, daß ſie an dieſen gleichen und ruhigen Erzählungen ein mäßiges Gefallen lieber ſuchten, als ſich von Fremdartigem (von fremder, wilder Mähre) unangenehm berühren und leidenſchaftlich aufregen zu laſſen. Dieſer von geſellſchaftlichem Frieden ausgehenden, auf ruhige, geſellige Unterhaltung abzweckenden Dichtungsart iſt es daher ganz anpaſſend, daß ihr z. B. in der Zeichnung von Charakteren nichts gelingt, als der des Friedenſtörers und des Feindes der Geſellſchaft. Es iſt nichts belehrender, als ſich von Zeit zu Zeit vergleichend nach den Geſtalten umzuſehen, die ſich in den mittelalterlichen Dichtungen ähnlich ſehen: hier gewahrt man am deutlichſten ihr gegenſeitiges Verhältniß. Im alten Volksepos ſehen wir überall ein böſes Prinzip eingreifen; bei Griechen und Deutſchen iſt es das Schickſal, was den Samen der Zwietracht ausſtreut, in den Nibelungen iſt es Hagen, der ſeinen Arm leihen muß; die Verhältniſſe, ſeine Neigung, menſchliche Schwäche, Dienſttreue, das Verſchiedenſte greift zuſammen, ſeine Handlungen zu beſtimmen, und die ganze Geſtalt iſt eine der bedeutendſten und trefflichſt gehaltenen. Wie gewaltig iſt dieſer Hagen noch gegen den Ganelon des franzöſiſchen Epos! Doch tritt auch dieſer noch in wahrer Heldennatur auf. Nun halte man aber die jämmerliche Figur des Keie dagegen: er hat weder die Tugend noch die Laſter von jenen, aber er iſt ganz eigentlich das böſe Prinzip der guten Geſellſchaft. Nichts bezeichnet die abgeſchwächte Natur dieſer britiſchen Dichtungen ſo genau. Im

ischen Epos ist es offener Verrath und Mord, der Völker gegeneinander egt und die eigene Kraft des Verräthers adelt ihn gleichsam noch in em Verbrechen. Im Ganelon ist schon heimtückische Verrätherei an Stelle, aber immer noch große Verhältnisse. Dieser Keie aber ist Prahler, ein Neider, der nur mit der Zunge Schaden übt, der von evra vortrefflich bezeichnet wird, als der sich mit seinem Hasse gegen n Guten am meisten selbst schadet, der dadurch, daß er den Bösesten Besten, den Besten zum Bösesten macht, es dahin gebracht hat, sein Lob ein Tadel und sein Tadel ein Lob ward. Dazu ist dann er Keie schon ein stehender Charakter, wie auch alle Begebenheiten stehend sind. Wie wunderbar ist die Zeichnung des Hagen nach den chiedenen Stufen seiner moralischen Würde; Ganelon's Verrath d zwar seiner Natur zugeschrieben, aber wie vortrefflich erklärt das erlich Bestimmende, daß diese Anlage zur Verrätherei, zur That d; allein in Keie gibt es keine große That, für die eine bloße innere age ohne äußere Triebfedern zu schwach wäre, sondern blos der ge- ne Fehler der Klatscherei, der freilich keine andere Anregung bedarf, den Antrieb des giftigen Herzens[354]).

Wir fügen diesem Urtheile, das schon in den ersten Ausgaben dieses rkes ausgesprochen ist, noch hinzu, was die Vergleichung der seitdem unt gewordenen bretagnischen und französischen Vorbilder des Iwein weist. Das Mährchen von der „Frau des Brunnens" zeigt uns die ählung von dem Löwenritter in der nationalen und ursprünglicheren talt; es ist die nähere oder entferntere Quelle Chretien's von Troyes von dessen englischer (Ywaine and Gawin, bei Ritson) und deutscher rbeitung. Bis auf das letzte Viertel des Iwein, das eine ganz ßige, unnütze Erweiterung, ein eitles Hinziehen der Erzählung, An- fung von Abenteuern, Verlängerung ohne Zweck ist, zum Theil aus

354) Iwein Vers 190 ff.

Ez ist umb iuch alsô gewant, dazz iu niemen merken sol,
sprecht ir anders danne wol. Mir ist ein dinc wol kunt:
ezn sprichet niemannes munt wan als in sîn herze lêret.
Swen iuwer zunge unêret, dâ ist daz herze schuldec an.
In der werlde ist manec man valsch und wandelbære,
der gerne biderbe wære, wan daz in sîn herze enlât.
Swer iuch mit lêre bestât, deist ein verlorn arbeit.
Irn sult iwer gewonheit durch nieman zebrechen.
Der humbel der sol stechen: ouch ist reht, daz der mist
stinke, swâ der ist: der hornuz sol diezen u. s. w.

der Freude an den Heldenthaten des Löwen entsprungen, zum Theil aus der Absicht, Gawan (hier Gwalchmai) und Iwein im Kampf gegeneinander zu stellen (was die walisische Erzählung schon bei einer frühern Gelegenheit angebracht hatte), bis auf den Inhalt dieses letzten Viertheils ist die Anlage des wälschen Mabinogi im Wesentlichen dieselbe, wie noch die in unserm deutschen Gedichte. Nur ist der Vortrag kurz, roh, einfach, ursprünglich, in nichts den Bearbeitungen des Franzosen und Deutschen gleich, aber zu Allem den Anlaß bietend, was den germanischen Vortrag in diesen Romanen charakterisirt, der in den ersten Versuchen jener Eilhart und Ulrich noch ganz auf die Stumpfheit, Knappheit, Lückenhaftigkeit und Ungelenkigkeit dieses anspruchvollen zugleich und rohen, altklugen und dürftigen Stiles rathen ließ. Alles Einzelne, Reden, Scenerie und was man Alles Form und Ausführung nennen kann, lautet anders und ist anders gefärbt, aber durchaus so, wie man es sich nach den übrigen Quellen walisischer Dichtung, Sage und Legende denken konnte: wunderlich im Thatsächlichen, wie in der Art des Denkens und Empfindens, etwas feierlich und gespreizt, wie man es von der ursprünglichsten Ritterdichtung erwartet. Es ist selten, aber es kommt doch vor, daß sich Ausdruck und Sinn der Reden noch bis in den deutschen Iwein hin erhalten hat. Die Freude an Beschreibung, Putz und Waffenzier ist von hier aus der Ritterdichtung vererbt. Die epische Erzählform ist hier und da ursprünglicher; wiederkehrende Vorfälle werden gewissenhaft in wiederkehrendem Vortrage ausgeführt. Die bekannte Liebhaberei der Walisen an Triaden und Trilogien spielt auch in diese Erzählung herein; als Iwein die Laudine (die hier keinen Namen trägt) erworben hat, sucht ihn Arthur nach drei Jahren (im französisch-deutschen Iwein nach 14 Tagen) auf; drei Jahre hat Iwein ein Empfangfest zubereitet, es dauert jetzt drei Monate; dann zieht Arthur ab und Iwein auf drei Monate mit ihm, bleibt aber statt dessen drei Jahre bei ihm. Was den Bau der Erzählung angeht, so ist im Wälschen weit mehr Einheit darin. Nachdem der Haupttheil der Geschichte, die Verbindung Owain's (= Iwein's) mit der Dame des Brunnens, erledigt ist, folgt die Erzählung von dem Bruch und der Versöhnung zwischen Beiden rasch und kurz, so daß man den Mittelpunkt der Sache nicht im geringsten verliert, der in den fränkischen Bearbeitungen in's Irre schweift. Man gewahrt die geschichtliche Erweiterung, das Einschieben fremder Abenteuer, das Ausmalen und zwecklose Verfolgen von Nebenscenen schon hier, das im Verlauf der Romanbildungen so ungeheuer überhand nahm. Was den Punkt der Seelenmalerei angeht, so wird auch in dieser Beziehung,

nur immer noch einen Grad tiefer, bestätigt, was wir in der Analyse des Lanzelot beibrachten. Es ist eine Absicht da, psychologische Aufgaben zu lösen, allein die Kenntniß der Seele ist nur in ihren rohesten Anfängen bei diesen Dichtern zu finden. Die ganze Aufgabe: die schnelle Verbindung Owain's mit der Gräfin vom Brunnen, deren Mann er getödtet hat, ist an sich selbst ein psychologisches Räthsel. Hier hat Chretien von Troyes seine Kunst entfaltet. Wie nach dem Falle des Grafen vom Brunnen die Dienerin Lunete, die den Sieger und Mörder begünstigt und verbirgt, ihrer Herrin die Heirat mit einem Ritter Arthur's zum Schutze ihres Gebietes anräth, geberdet und spreizt sie sich bei Chretien und sucht allerhand feine Windungen, die hier allerdings nicht zu finden sind. Doch ist andererseits in rohen Versuchen der Weg zur Gemüthsmalerei gezeigt. Bei dem ersten Wort der Dienerin zum Nachtheil des gefallenen Mannes verbannt sie die Gräfin, ruft sie aber gleich wieder, da sie etwas verlauten läßt, als hätte sie ihr zum Vortheil rathen wollen. In dem französisch-deutschen Iwein schlägt die Dienerin (Luned im Wälschen, wie bei Hartmann Lunete) gleich den Mörder des Mannes vor, und stellt sich dann, als lasse sie ihn von Arthur's Hof in Caerlleon (= Karidol) berufen; im wälschen stellt sie sich, als reise sie dahin, um irgend einen passenden Ritter zu holen, und als sie Iwein bringt, erräth die Gräfin gleich, daß es der Besieger ihres Mannes ist, und macht übrigens weiter keine Schwierigkeit ihn zu nehmen. Die Gewalt der Liebe ist auch hier schon betont, aber ohne den empfindsamen Nachdruck der Minnedichtung. Es ist Alles stumpfer, Gemüth, Geist, Gesichtskreis; und es hat sich ganz richtig bewährt, daß die vielfachen pragmatischen Wendungen der französisch-deutschen Bearbeiter der Arthurromane den Motivenmangel in diesen walisischen Quellen zu ersetzen streben. So ist Kei's Charakter hier nur angedeutet, der im französischen Iwein schon ganz ins Feine ausgemalt ist; übrigens tritt der Grundzug seines Wesens auch in unserm Mabinogi gleich anfangs bei der Erzählung Kalogreant's (hier Kynon, Clydon's Sohn, eine berühmte Heldengestalt schon bei den ältesten Barden) deutlich heraus. Durch den Abdruck des französischen Löwenritters von Chretien von Troyes in der Sammlung der Lady Gueſt können wir nun auch Hartmann's Bearbeitung vergleichen und dadurch ihren Werth und Verdienst besser bestimmen. Wenn unser Urtheil über diesen Uebersetzerdichter früher hier und da beleidigt hat, so muß man sich nun wohl überzeugen, nicht allein daß ihm kein Unrecht geschehen, sondern daß ihm, wenigstens in Bezug auf den Iwein, sogar noch etwas zu viel eingeräumt war. Ein jeder

wäre bisher gewiß der festen Meinung gewesen, daß jene zarten Erörterungen und Ergüsse über die Macht der Liebe, jene feinen Bemerkungen über das Verliegen aus Liebe (empirer per amor), jene subtilen Spiele der Rede, jene zarte Verdeckung der Härten und Blößen der walisischen Sage Hartmann's Eigenthum seien, da sie mit dem züchtigen und reinen Gemüthe des Dichters, wie man es allerwege erkennt, so innig verwachsen scheinen, wie nur ein Eigenthum sein könnte. Dies erweist sich anders; und aus Scheu vor der Vergleichung, wie einmal Lachmann zu vermuthen geneigt war, hätten die Franzosen ihren Löwenritter allerdings nicht so lange zurückzuhalten brauchen; denn fast Alles, was im Iwein durch Bildung, Geist, Menschenkenntniß oder irgend ein anderes Verdienst anzieht, gehört dem Franzosen. Das Raisonnement über die Minne und ihre Art (von V. 1537) an, die Seelenschilderung in dem sich anspinnenden Verhältnisse Iwein's und Laudinens in ihrem ganzen Umfange, ihre erste Unterredung, die warnende Rede Gawein's an Iwein (mit Ausnahme der Anführung des Erek), der Inhalt des Gesprächs mit der Minne (V. 2971 u. ff.), das sich im Französischen viel natürlicher mit den Worten cors und cuer fortspielt, und ebenso das zweite (V. 7027 u. ff.), Alles findet sich dem Wesen nach bei Chretien und nur die Form des Gesprächs mit Frau Minne ist Hartmann eigen: das hatte er aus dem Minnelied und aus Veldeke gelernt. Die Art der Erzählung ist nachgeahmt; Reim und Vers, ihr Bau und ihre Reinheit haben bei Chretien ihr Vorbild; alle Einzelnheiten der Manier, die kurzen Wechselreden und Stichomythien, die Häufung von refrainartig gebauten Versen, das Ballfangen mit diesem oder jenem Worte, Alles ist dort wie hier. Nur ist in dem Vortrage größere Weichheit, wie in dem durchscheinenden Gemüth des Deutschen; auch das Empfindsame, die Freude am Vogelgesang, die Minnegefühle sind bei aller Uebereinstimmung etwas verschieden gefärbt, und man kann sagen, daß in dem Bilde und Begriffe von Amor und Minne der ganze Unterschied von Handlung und Färbung der erotischen Scenen und Empfindungen bei dem Franzosen und Deutschen gelegen ist. Einzelne Abweichungen in dem Thatsächlichen und der Auffassung fehlen nicht. Sie erklären sich zum Theile aus dem größeren Zartgefühle und der Gutmüthigkeit Hartmann's[355]). Doch konnte dieser auch eine andere Recension des

355) Wie Lunete ihrer Herrin räth, sich einen neuen Vertheidiger zu wählen, sagt Chretien:

nzösischen Gedichtes vor sich gehabt haben; die vielen Handschriften len in Kleinigkeiten von einander abweichen. So stimmt der Name s erschlagenen Gatten (Ascalon bei Hartmann, Escadoc bei Chretien) ht; so ist die Episode (V. 4530 ff.) von der Entführung der Gynover wenhwyvar im Wälschen) bei Hartmann weit ausgeführt, bei Chren nur kurz berührt. Wäre die in anderen Artusromanen viel behanlte Scene von Hartmann zugesetzt, so gäbe auch dies von seinem Taıte, eine Erzählung, über Periodenbau und Vortrag hinaus, in höhe: Form zu bilden und zu führen, nicht eben das beste Zeugniß.

Der Vorgang Hartmann's in der höfischen Erzählkunst fand bald chahmer, die mit mehr oder minderer Freiheit seinen Spuren folgten. n treuesten an seine Manier angeschlossen ist der ungenannte Dichter r „guten Frau", einer aus dem Französischen übersetzten, an die karoıgische Sage gehefteten Erzählung von Entsagung und freiwilliger ingabe weltlicher Freuden und Ehren[356]). Entfernter und selbständiger lgt ihm Wirnt von Gravenberg (Burg und Städtchen zwischen irnberg und Baireuth) in seinem Wigalois[357]). Der fränkische Dichkennt Hartmann's Erek und Iwein, aus denen er einzelne Stellen mahm; von Wolfram's Parzival waren ihm nur die fünf ersten Büx bekannt; sein Werk ist daher um 1208—10 entstanden. In seiner gend war Wirnt, scheint es, am Hofe Herzog Berthold's IV. von eran, bei dessen Tode 1204 er anwesend war; darf man aus Kond's von Würzburg Erzählung von der Welt Lohn schließen, so machte r Dichter später einen Kreuzzug, wohl den von 1228 mit. In Bezug f die Quelle, die Verbreitung, die späteren deutschen Behandlungen s Wigalois verweisen wir auf die Einleitungen der Herausgeber. m einem englischen Gedichte desselben Gegenstandes ist das deutsche rch Umfang und Zusätze verschieden: schon ist hier eine britische Sage t Eigenheiten fränkischer oder antiker Dichtungen ausgeschmückt, Kreuzfen und Sarazenenkriege haben in dem Schlusse, dem Kriege gegen

---

La dame si sest bien et pense,
que cele la conseille a foi. Mes une folie a en soi,
que les autres dames i ont, et a bien pres toutes le font,
que de lor folies s'escusent, et ce qu'eles volent refusent.

Der Franzose läßt es bei diesem Tadel: der Deutsche kehrt aber diese Thorheit den ten Frauen zum Guten, und wirft einen Seitenblick auf die, die es übel deuten.

356) Herausg. von E. Sommer in Haupt's Zeitschr. 2, 385 ff.

357) Ausg. von Benecke 1819. von Fr. Pfeiffer. 1847.

König Lion zur Rache des Amire Eingang gefunden. Dieſe willkürliche Verknüpfung verſchiedener Sagen- oder Dichtungselemente, die ſchon in Wirnt's Quelle Statt gehabt haben wird, trifft dann paſſend zuſammen mit der Freiheit und Willkür in Wirnt's Behandlungsweiſe, von welcher Seite er im geraden Gegenſatze zu Hartmann ſteht, der ſeinen Vorlagen gewiſſenhaft folgte. Wirnt hatte nicht einmal ein geſchriebenes Buch vor ſich; er ließ ſich von einem Knappen die Geſchichte mündlich erzählen und erzählte ſie in ganz freier Weiſe nach. So äußert er auch da, wo er von ſeiner Abſicht ſpricht, den Gawanides zu behandeln, er werde ihn mit ſeiner Zunge zerlegen und ganz neu herſtellen. So iſt es in ſeinem Wigalois ein Zug, der in Epopöen britiſchen Urſprungs ſelten vorkommt, daß Wirnt nach dem Beiſpiele der Fahrenden, die im 12. Jahrh. deutſche Sagen bearbeiteten, einen zeit- und landsgenöſſiſchen, in Liedern gefeierten Helden ein Denkmal ſetzte, indem er dem Grafen von Hoyer eine Rolle darin zu ſpielen gab. Dazu kommt dann ſeine Art, die Erzählung mit ſteten Bemerkungen, wie ſie ihm Menſchenkenntniß, ſittliche Grundſätze, Sagen und Dichterkunde eingaben, zu begleiten. So bringt er gleich im Eingang zwar eine ganz ähnliche Einleitung, wie alle dieſe Gedichte haben, allein mit vielfachen Beziehungen auf den Dichter ſelbſt. Er wendet ſich, wie ſeine Vorgänger, zu den Guten und Reinen, und weg von den Falſchen. Sogleich aber geht er über auf ſeine Fähigkeiten und Beſtrebungen. Es fehle ihm am Sinne; mit nicht großem Erfolge habe er von früh auf nach der Gunſt und dem Beifalle der Weiſen geſucht; ſein großes Unheil und ſeine geringen Geiſtesgaben hätten das gemacht. Dankend müſſe man ſein gutes Beſtreben aufnehmen, der Gedanke habe ihn geködert, daß mancher Reiche ſeinen Schatz verſchließe, und daß, wenn er, der Arme, etwas Gutes leiſte, man es darum um ſo mehr anerkennen werde. Auch er will nicht „ſein Gold vor die Schweine werfen," er ſpricht zu denen, die gute Rede lieben; die ziehen daraus Gewinn für ihr geiſtiges Heil; zu den Böſen will er nicht reden, die wohl die Ohren her- aber das Herz wegwenden, lieber will er ſeine Rede in den Wald ſchreien und ſich am Echo ergötzen.— Da alle dieſe Männer an Beſſerung der Böſen verzagen, ſo iſt die einzige Aufgabe ihrer Kunſtwerke, den Guten gute Lehre zu geben, und den Trauernden ſüße Linderung zu ſchaffen. Nicht einmal die Franzoſen haben den Zweck ihrer Poeſien ſo eingeſchränkt; im Gerard de Rouſſillon leiht man den Romanen eben ſo die Wirkung auf Beſſerung der Schlimmen; und dies iſt auch der Zweck der Alten, wie ihn Ariſtophanes dem Aeſchylos in den Mund legt, der die Poeten als die Lehrer der Erwach-

senen ansieht, der sie strafen und ermahnen und auf Besserung der Menschen ausgehen läßt und jede gute und weise Einrichtung und jede edle und schöne Tugend von ihnen und ihren Lehren herleitet. Man sieht, es ist das duldende weibliche Prinzip in dieser Dichtkunst, was hier im Sittlichen an jeder kräftigeren Wirkung verzweifelt, und, was die poetische Wirkung angeht, hier, wie bei Hartmann, aus dessen armen Heinrich jene letzten Worte bei Wirnt entnommen sind, geradezu die Dichtung wie für eine trauernde, sinnige, beschauliche Stimmung vorzüglich berechnet ansieht.

Wir wollen einen blos bruchstückartigen Auszug des Gedichtes geben, nur um zu zeigen, wie oft und vielseitig der Dichter seinen Stoff verläßt, um sich seinen Betrachtungen zu überlassen. Die Erzählung beginnt mit dem Erscheinen eines Ritters an Artus' Hofe, der die Ritter auffordert, ihm einen kostbaren Gürtel abzufechten. Er wirft alle, auch den Gawein, den er gefangen mit sich führt. Auf seiner Burg findet der Gefangene guten Empfang von der Königin und des Siegers Schwesterkind, Florie, deren Schönheit und reicher Schmuck mit so vielem Aufwande beschrieben wird, daß sich Wirnt veranlaßt findet, ähnlich wie Gottfried zuweilen, über dies Herkömmliche in der poetischen Erzählung zu scherzen; man solle es ihm nicht übel deuten, daß er sie so schön kleide: es schade ja Niemand, wenn er noch so viel Seide und Borden und Zierat auf sie häufe — mit Worten. Zwischen dieser Jungfrau und Gawein kommt, wie häufig schon da war, eine schnelle Heirat zu Stande, schnell aber auch wieder eine Trennung, denn einst reitet er weg ohne jenen Gürtel mitzunehmen, den ihm der Schwiegerohm geschenkt hatte und ohne den das wunderbare Land nicht zu finden ist, wo Florie wohnt. Diese erhält nachher einen Sohn, unsern Wigalois, den sie erzieht und mit dem Gürtel aussendet. Er kommt an Artus' Hof, empfiehlt sich gleich durch Bestehung einer Tugendprüfung und wird dem Gawein zu besonderer Pflege übergeben, ohne daß ihn dieser kennt. Einmal erscheint eine Magd, die zu einem Abenteuer einen Ritter auffordert; Wigalois erbittet sich die Uebertragung, jene aber verschmäht ihn wegen seiner Jugend. Er reitet ihr aber nach, legt ihr erst in Bekämpfung eines Ritters, dann in Befreiung einer Jungfrau von zwei Riesen Beweise von seiner Tapferkeit ab. Schon bei dieser Gelegenheit legt Wirnt seine zarte Bewunderung der Frauen an den Tag, „von denen uns alle Freuden kommen." Ein Hündchen läuft vor ihnen her, und da dergleichen eine Leidenschaft der britischen Heldinnen ist, so fängt es Wigalois und gibt es der Jungfrau, und erstickt sogleich einen Mann,

der es in Anſpruch nimmt und ihn ausfordert; wobei Wigalois einige Worte fallen läßt, daß man ſich doch nicht um eine ſolche Kleinigkeit das Leben nehmen ſolle. Dieſer Zug iſt ohne Zweifel von Wirnt eingeſchoben, der an ſeiner Sage rückt und ſtellt und einmal ſelbſt ſagt, daß er mit dem Knappen, deſſen Erzählung er ſie verdanke, gehadert habe, ob ſich dies oder jenes wirklich ſo verhalte. Wirnt preiſt die Treue jener Zeiten, wo der eine beſiegte Rieſe die Jungfrau unverſehrt an Artus' Hof bringt, wo Jungfrauen allein und ungefährdet durch das Land reiſen konnten, ohne daß es ihrem Rufe geſchadet hätte; und er blickt dabei ſcheel auf die Gegenwart, in der bei jedem Schritte der unbeſcholtenſten Frau gleich Spötter und Verläumder wach werden. Der Dichter führt den Helden jetzt in das Abenteuer mit dem Grafen Hoyer dem Rothen, bei dem er gleich eine ſchöne Anmerkung hat über den Volksglauben an ein falſches Herz im Rothhaarigen, die ihn neben anderen Stellen als einen Mann darſtellen, der von Aberglauben frei iſt. Von Hoyer iſt auch die ſchon oben hervorgehobene ſchöne Stelle über das Verliegen ausgeſagt, wo Wirnt's Menſchenkenntniß ſo ſchön zu Tage kommt. Sieht man, wie überall da, wo dieſen Dichtern Sätze aus eigner Lebenserfahrung aus der Feder fließen, die Darſtellung friſch, der Ausdruck bezeichnend, der ganze Vortrag ſaftig und kräftig iſt, ſo bedauert man ſtets neu, daß ſie an ſo elende Stoffe gerathen mußten. Da wo die Jungfrau dem Wigalois mittheilt, daß es ſich darum handle, ihrer Herrin Gamanie und deren Tochter Larie ihr verlorenes Land von einem Heiden Roaz wieder zu gewinnen, und wo der Held dieſe Larie zu Geſicht bekommt, ſieht man, wie erfolgreich der Dichter die ekle Art verdeckt, mit der auch hier die beiden ſich ſogleich und ohne Weiteres im Original genähert haben werden, und die feinen Bemerkungen, die er dabei macht, die ganze Ausſtattung der Scene, die Sicherheit und Wahrheit der Ausführung nähert ihn mehr dem Gottfried. Nun zieht Wigalois zum Abenteuer auf Burg Korntin gegen den zauberiſchen Helden, erhält vom Prieſter den Segen, nimmt Lariens Herz mit ſich und läßt das ſeine bei ihr, eine kürzere und wirkſamere Nachahmung einer Stelle in Hartmann's Iwein, wo ſie in ein Geſpräch zwiſchen der Minne und dem Dichter eingekleidet iſt, eine Form, die hernach Wirnt in einer Erörterung (zwiſchen ihm und dem Sinne) über den Vorzug des Verſtandes und des Reichthums anwendet. Hier berührt ſich Wirnt wieder mit Walther, nur daß er nach einer anderen Stelle in Walthers ſtrenge Anſicht nach jener bibliſchen Stelle (daß eher ein Tau durch ein Nadelöhr gehe u. ſ. w.) nicht ganz eingehen will. Eine klare und aufrichtige

Seele leuchtet an Wirnt überall hervor und ein erleuchteter, heller Kopf, was beides ihn ungemein liebenswürdig macht. Es mag ihm an einer strengen Richtung, an einer festen Lebensansicht, wie Wolfram's oder Gottfried's, fehlen, wie auch sein Gedicht nichts von der Gleichmäßigkeit und Geschlossenheit des Iwein, von der Herrlichkeit und Tiefe des Parzival noch von der Vollendung des Tristan hat, allein er ist erfüllt von dem herkömmlichen Sittengesetz einer sittenstrengen Nation, die damals schon einen Schatz von Lebensweisheit besaß, aus dem für das reichste Gemüth noch Bereicherung zu schöpfen war. Es ist eine Neigung zu lehrhafter Betrachtung in Wirnt, aber sie kleidet ihn gut: denn das Sittenrichterliche, das auch dem Walther eignet, ist damals das einzige, was in unserer Dichtung neben dem Volksepos eigenthümlich deutsch ist. Wirnt hat daher auch schon Hartmann's Vergnüglichkeit nicht mehr, der noch keine Klage und keine finsteren Grillen kennt; mit dem Lehrhaften tritt hier zugleich Mißmuth über die Gegenwart ein und der sehnende Rückblick in die alte Zeit. Noch paart sich aber mit diesem Mißmuth nicht eine so verzweifelnde Ansicht wie bei den späteren Dichtern, sondern es spricht sich darin nur das unter den Umständen angemessene Mißfallen an der einreißenden Zerrüttung des Zwischenreichs aus. Die Walther, die Wirnt und Thomasin theilen sich noch zwischen Strenge und Milde der Beurtheilung, und der letztere wie der Winsbeke verwirft das Finstersichtige und Herbe namentlich in der Verleumdung des geistlichen Standes und tadelt darum auch den Walther. Diese Männer berühren sich daher in ihren Ansichten beständig, und wo Wirnt klagt, daß das höchste Leben der Erde, das Ritterthum, in Räuberei ausgeartet ist, daß der einfältige alte Minnedienst verschwindet, daß die Gottesliebe aufgegeben, die Gewalt gekrönt, die Treue schartig, die Welt durch Reichthum und Ruhmsucht verändert ist, da erinnert sein Ton weit entschiedener an Walther als an Hartmann. Wo er den Gawein seinem Sohne gute Lehren ertheilen läßt, redet er, wie auch in der schon angeführten Stelle über das Verliegen, in den Ansichten und in einzelnen Ausdrücken, die in den Lehren des Winsbeke, eines Landsmannes von Wirnt[358]), wiederkehren. Dasselbe ideale Ritterthum, das in diesem schönen Reste ritterlicher Moral gelehrt wird, durchdringt auch den Dichter des Wigalois, und er möchte gerne auch sein Gedicht selber mit der ähnlichen praktischen Weisheit, mit der milden und kräftigen Gesinnung durchdringen, die dem

358) Windsbach liegt etwa 6 Meilen von Gräfenberg, zwischen Ansbach und Schwabach.

Winsbeke, auf den wir unten zurückkommen, charakterisirt. Allein wie viel Theil er auch als Person an diesem sittlichen Geiste habe, ihn dem Stoffe seiner Dichtung mitzutheilen, dazu war er nicht Dichter genug, und sein Stoff bot zu wenige sittliche Grundlage dazu dar. Selbst den besten Dichtern jener Zeit gelang es nicht, die durchempfundene Gesinnung aus dem Leben in die Poesie lebendig überzutragen; und so sehen wir auch die unseres Wirnt im Wigalois nur gleichsam außerhalb des Gedichtes hingestellt, um ihren Mangel in dem Gedichte selbst desto schmerzlicher zu empfinden. Wenn ja Wirnt seinem Wigalois grundsätzlich jenen edelsten Frauendienst lieh, wo könnte er in diesen Stoffen Gelegenheit finden, ihn auch so zu charakterisiren, wie er ihn sich denken mochte? Wenn er ihm die fromme Ritterlichkeit lieh, die auch mit dem Gebete außer dem Schwerte Wunder verrichtet, wie sollte das nicht mitten in den Abgeschmacktheiten verloren gehen, in denen er die wunderlichen Abenteuer erzählt, die Wigalois auf Burg Korntin zu bestehen hat, bis er den Heiden Roaz erlegt und dessen Weib aus Herzensliebe oder Herzeleid über ihm gestorben ist? Wer würde je eine so völlige Scheide zwischen der Gesinnung in dieser epischen und jener lehrhaften Kunst für möglich halten, wenn man nicht die Urkunden vor sich sähe? Wer würde selbst dann die Thatsache begreifen, wenn man nicht bedächte, daß die ganze Ritterwelt in ihren Thaten durch die Bücherwelt und das Reich der Einbildung gehemmt ward, daß von Stufe zu Stufe seit den alten Heldenzeiten die äußere Thätigkeit und Waffenmacht absank, daß mit dieser die ächtepische Dichtung ihren Werth stets mehr verlor. Kaum daß man sich in der Zeit der Hohenstaufen ein wenig wieder zusammenraffte, um sogleich die einen in Rohheit zu versinken, die anderen erschreckt sich auf sich selbst zurückzuziehen. Die Besseren flüchteten sich nun hinter Grundsätze und bildeten diese desto reiner aus, je mehr sich Andere der herrschenden Charakterlosigkeit frei überließen. Dem entsprechend suchte die Poesie nun keinerlei Bedeutung mehr in den Handlungen, sondern nur in der Denkungsart und Gesinnung, wie man z. B. im Parzival den Helden im Hintergrunde Thaten verrichten hört, aber nicht sieht —, oder auf der Gegenseite blos in der Darstellung von Handlungen, abgesehen geradezu von aller und jeder Gesinnung, sie sei gut oder schlecht, wie im Tristan der Held ein bloßer der Anrechnung unfähiger Spielball des Glückes wird. Diese Gegensätze scheinen sich damals in aller Welt ausgebildet zu haben, aber doch hat keine Nation im Mittelalter zwei so merkwürdige Dichter aufzustellen, wie Wolfram und Gottfried, die jenen so vollendeten Gegensatz bildeten, wie er in

allen Zeiten einer hohen Bildung ſichtbar wird, zwiſchen der ſtrengeren Lebensanſicht, die im Sparen der Bedürfniſſe, und der leichteren und gefälligeren, die im Reichthum der Bedürfniſſe und deren Befriedigung das Heil und Glück der Menſchen ſucht.

4. Wolfram von Eſchenbach.

Der Plan dieſer Geſchichte mag es entſchuldigen, wenn wir an den wenigen Nachrichten, die uns über die Lebensumſtände Wolfram's von Eſchenbach erhalten ſind, mit einer bloßen Verweiſung[359]) vorbeigehen; die Lebensgeſchichten der Dichter können in der Dichtungsgeſchichte nur dann von Intereſſe ſein, wenn ſie einen deutlichen Einfluß auf ihre Werke verrathen, was hier nicht der Fall iſt. Auch über die Quellen der Sagen, die in Wolfram's und Gottfried's Gedichten erzählt ſind, gehen wir um ſo ſchneller hinweg, je weniger die alte und urſprüngliche Geſtalt der Sagen in der freieren Behandlung dieſer größeren Geiſter zur Frage kommt, bei dem die dichteriſche Form über den Stoff anfängt ein Recht anzuſprechen.

Was zunächſt den Parzival angeht, das Hauptwerk unſeres Wolfram, ſo hat über keine Sage des Mittelalters größere Verwirrung geherrſcht, als über die Gralſage, die den Mittelpunkt der Erzählungen von Parzival bei Chretien von Troyes wie bei Wolfram bildet; keine der ritterlichen Dichtungen hat der Tiefſinn unſerer Sagenforſcher mit ſo abenteuerlichen Erklärungen verdunkelt, wie Görres und ſeine Nachfolger den Parzival und die Gralmythe. Erſt neuerdings iſt durch die Aufhellungen der bretagniſch-wälſchen Dichtungsgeſchichte etwas mehr Licht in das Verhältniß dieſer Sagen gekommen. Es hat vor Allem klar gemacht, daß beide Sagen vom Gral und von Parzival urſprünglich getrennt waren; daß ſich die Erzählungen, in denen wir beide zuſammengefloſſen und noch mit anderen Sagen verbunden finden, erſt ſpät, im 12. Jahrh. gebildet haben aus den dürftigſten Anfängen roher wälſcher Ueberlieferungen. Durch dieſe Aufklärungen hat die ganze Richtung unſerer deutſchen Sagenforſcher, nach der ſie gerne im Hintergrunde

359) Auf einen Aufſatz von v. d. Hagen in der Sammlung ſeiner Minneſinger 4. Th. Vergl. die Einleitung zu der Ueberſetzung des Parzival von San Marte. 1836; und das Leben Wolfram's in deſſen 2. Theil, 4. Buch.

unſerer alten Epen eine Reinheit der Sagen ſuchen, in ältern Quellen auf den „urſprünglichen Sinn“ einer Sage hindurchzuſchauen hoffen, einen argen Stoß erhalten, und die hiſtoriſche Anſicht iſt neu gefeſtigt worden, die den Sagen erſt in den abſchließenden Behandlungen überlegener Dichter Sinn und reine Geſtalt geliehen findet und in den ältern überall nur die rohern Grundſtoffe ſucht. Wir haben oben die bretagniſchen Volkslieder von Morvan erwähnt, die von ſeiner einſamen Walderziehung erzählen, und wie er ſeine Mutter, nach Ritterthaten dürſtend, verläßt, die dann der Gram um ihn tödtet. Ob dieſe einfache Sage zuerſt an den Namen Morvan oder an welchen anderen gehaftet habe, iſt uns gleichgültig; gewiß iſt es, daß ſie der Kern und Rahmen der Sage iſt, deren Held im 12. Jahrh. in wälſchen und romaniſchen Erzählungen die Namen Peredur und Parzival führt. In einer ſehr volksthümlichen Geſtalt, die an jenem einfachen Kern am treueſten feſthält, iſt die Sage in einem ſpäten, ſtrophiſch abgetheilten, burlesken Gedichte eines engliſchen Bänkelſängers des 14. Jahrhs. erhalten[360]), das einem ältern bretagniſchen Lai nacherzählt ſein mag. Die Sorge der Mutter und ihr endliches Schickſal ſind hier die Anfangs- und Ausgangspunkte, zwiſchen die die Abenteuer des dörperlichen Ritterlehrlings eingeſchoben ſind, ganz um die Eine Figur des Helden gruppirt, ohne eine Spur vom Gral und ohne einen geringſten Anlaß, der zur Anknüpfung der Gralſage einladen konnte. Anders ſchon in dem Mährchen von Peredur[361]), das ganz waliſiſcher, nicht bretagniſcher, Färbung iſt. Hier verliert man die Mutter des Helden ſchon mehr aus den Augen, die Abenteuer anderer Helden (Gwalchmai's) ſind ſchon angeſchoben, und denen des Peredur iſt ſchon eine ſinnvolle Bedeutung zu geben geſucht. Das Mährchen ſchildert den Helden ſchon als einen Jüngling, der unbewußt eine Aufgabe zu löſen berufen iſt, den Tod ſeines Vaters zu rächen. Zu dieſem Ziele ſollen ihn unter Anderen die Abenteuer hinleiten, der ſchwarze Ritter, das häßliche Weib, das abgeſchnittene Haupt, die blutende Lanze, die nachher in der Gralſage eine ſo große Bedeutung erhielten. Hier entdeckt man deutlich die Fäden, an welche dieſe letztere Sage an das rohe waliſiſche Mährchen angeknüpft wurde, das auch ſeinerſeits noch nichts vom Gral weiß; die geheimnißvolle Seltſamkeit der Abenteuer, die Ungelenkheit des Mährchens, das ihre Bedeutung nicht in klares Licht zu ſtellen weiß, forderte

360) Bei San Marte in ſeiner „Arthurſage“ 1842, aus dem Thorntonmanuſcript der Lincolner Cathedralbibl.

361) Ebenda aus den früher angeführten Mabinogion der Lady Gueſt.

hier gerade zur Nachhülfe, zur Einſchiebung, zur Erweiterung auf. Daß die Gralſage ſchon in britiſchen Quellen vorbereitet geweſen wäre, iſt uns nicht wahrſcheinlich, daß ſie gar ſchon im Peredur angedeutet ſei, unglaublich. Wir können in dem Gralgefäß ſo wenig den berühmten Keſſel der Ceridwen finden, wie die perſiſche Sonnenvaſe Giamſchid; und der Deutung des Namens Peredur (per-gedur) auf „Gralſucher", die ohnehin von anderen Auslegern geleugnet wird, trauen wir ſo wenig, wie den eben ſo ſinnigen als falſchen Herleitungen aller Namen im Parzival aus dem Perſiſchen, die Görres durchgeführt hatte. Die ungeheure Ausdehnung der Sage von Parzival ging offenbar erſt in Frankreich vor ſich. In welcher Stufenfolge dies geſchah, iſt nicht möglich anzugeben, ehe das ganze franzöſiſche Material[362]), der proſaiſche Roman vom Gral[363]) und der Perceval von Chretien von Troyes, ganz zugänglich gemacht ſind. Bei Chretien, der von den geiſtigen Fähigkeiten der Waliſen die ſchlechteſten Begriffe hatte, läßt ſich die bretagniſche Grundlage nicht verkennen, aber eben ſo wenig die große Freiheit, mit der er die Peredurſage umgeſtaltet hat. Eine Maſſe von Epiſoden und anderen Stoffen iſt hier in die 50000 Verſe des Gedichtes eingeſchoben, welche dem Kern der Sache, dem Peredurmährchen, dem Wolfram und Kiot gleichmäßig fremd ſind, und dies haben die Fortſetzer von Chretien's unvollendetem Gedichte noch weiter getrieben als er ſelbſt. Die Gralſage iſt bei Chretien ſchon einverwebt, aber noch ohne die myſtiſche Deutung des Grals und des Graldienſtes der Tempeleiſen, und ohne daß ſie die Maſſe des weltlichen Stoffes überragen könnte durch ihre innere Bedeutſamkeit. Dies hatte erſt in dem franzöſiſchen Gedichte Statt, das Wolfram's Quelle war, einer Umarbeitung von Chretien's Perceval, deren Verfaſſer Wolfram, wahrſcheinlich irrthümlich, Kiot von Provence nennt. Man weiß von keinem provenzaliſchen Dichter dieſes Namens; die Anführungen Wolfram's aus ihm ſind alle franzöſiſch und nicht provenzaliſch; ſo daß es Vielen wahrſcheinlich iſt, der Dichter möge derſelbe Guiot von Provins ſein, von dem man lyriſche Gedichte und jene „Bibel", einen ſatiriſchen Sittenſpiegel der Zeit, beſitzt, die zwar einen Dichter von weſentlich anderem Sinne und Geiſte zu verrathen ſcheint, als man ſich unter dem Verfaſſer des Parzival denken würde. In das Werk dieſes franzöſiſchen Umarbeiters ſind neue äußere Anſätze der Sage

362) Ein Fragment ohne viel Belang hat Fr. Michel: le roman du St. Graal, Paris 1841 herausgegeben.

363) Von Borron, Alte Pariſer Drucke von 1523.

angewachsen. Alles was sich auf die Verherrlichung des Hauses Anjou bezieht, konnte von Chretien nicht ausgehen, der sein Gedicht im Dienste Philipps von Flandern schrieb. Die Geschichte Gamurets ist als ein Vorspiel vorgeschoben, in welchem nordgermanische Namen und Sagenstoffe hereinspielen. Die Sage von dem Priester Johannes, von der Entführung des Grals, von seinen künftigen Geschichten, die im Titurel weiter geführt sind, ist eben so wenig bei Chretien zu finden. Der sinnige Hintergrund in der Charakteristik Parzival's, die innere Läuterung seines Wesens, und ebenso die geistige Auffassung der Gralsage, die Apotheose des geistlichen Ritterthums der Tempelherrn, die christliche Verklärung des Ritterdienstes, die ritterliche Verklärung des Gottesdienstes, die höhere Vereinigung des beschaulich-ascetischen und thätig-kriegerischen Lebens, dies sind Ideen, mit denen erst Kiot und Wolfram ihre Gedichte vom Gral durchdrungen haben. Daß diese Beziehungen der Sage auf die Tempelherren und ihre Geheimnisse erst im 12. Jahrh. entstanden sein können, ist an sich klar. Wie vieles von dem Thatsächlichen der Gralsage aber die Chretien und Kiot aus älteren Quellen, und aus welchen sie es hatten, ist unmöglich zu sagen. Die Quellen, auf die unser deutscher Dichter (Parzival 454, 17) verweist, die heidnische Schrift eines Flegetanis in Toledo und die lateinischen Chroniken von Britannien, Frankreich und Irland, die Kiot in Anjou gefunden haben sollte, wird man so gut für eine bloße Fabel halten, wie die Offenbarungen des Eremiten des 8. Jahrh., von denen in Helinand's Chronik[364]) zu lesen ist. Daß eine Sage von dem englischen Apostel Joseph von Arimathia und von der heiligen Nachtmahlschale, in der er das Blut aus Christi Wunden aufgefangen haben sollte, im Umlauf war, ist möglich genug; daß sie in Südfrankreich und Spanien eine Ausbildung erhalten hatte und mit dem Templerwesen in Verbindung gebracht worden war, ist aus dem provenzalischen Namen des Grals (Grazal = Schale), aus dem spanischen Schauplatz der Sage, und wegen der Bedeutung und Macht der Ritterorden in Spanien nicht unwahrscheinlich. So wuchsen diese verbundenen Sagen verschiedener Zeiten und Völker in ein großes encyclisches Gedicht zusammen, das bei Kiot wahrscheinlich Alles und vielleicht noch mehr umfaßte, als was wir im Parzival und Titurel zusammen lesen. Wie das Ganze bei Chretien von Troyes aussah, so war es bei ihm, und, trotz der geistigen Bedeut-

364) Auf die Stelle, die bei Tissier bibl. Cisterc. 7, 92 und ausgezogen bei P. Paris mss. fr. 1, 172 zu lesen ist, ist neuerdings viel zu viel Werth gelegt worden.

ſamkeit die ihm Kiot lieh, vielleicht noch in erhöhtem Grade auch bei dieſem (obwohl er gegen Chretien[365]) polemiſirte), ein Gewirr unverſtändlicher, ſchlecht verbundener Fabeln, deren geheimen Sinn ſelbſt Wolfram nicht verſtand, der ſich wohl darum die anſprechendere Epiſode von Parzival zu abgetrennter Behandlung herausnahm.

Wir finden im Parzival ein urſprünglich einfaches britiſches Mährchen plötzlich zu einer Dichtung von weitem Umfang und von größerem Anſpruch angewachſen; wir erklären es uns aus dem Zuſammenſchuß verſchiedener Sagen, wozu die Briten, Niederländer, Franzoſen und Spanier, alle Anwohner des Weſtmeers, geſteuert haben mögen. Die ſo zuſammengeſetzte Dichtung war keines Volkes nationales Eigenthum; nur einzelne geringe Theile mochten in langer Ueberlieferung wurzeln; kein feſter, unantaſtbarer Kern einer alten Volksſage, wie in der Ilias oder in den Nibelungen, hielt ehrfurchtgebietend von willkürlichen Aenderungen ab. In Frankreich hat ſelbſt die nationale fränkiſche Sage im Lauf des 12. Jahrh., in einer Zeit großer Thaten und einer literariſchen Blüte, die an üppiger Fülle kaum irgendwo ihres Gleichen hat, die ungeheuerſten Anſätze und Zuwüchſe durch willkürliche Erfindungen der Jongleurs erhalten; kein Wunder, daß dieſe fremden Sagenſtoffe der freieſten Willkür verfielen, wo keine Handlungen von nationaler Bedeutung, keine feſten Geſtalten im Gedächtniß des Volkes fortlebender Helden hindernd entgegenſtanden, wo die Dichter bloße Nebelfiguren trafen, denen ſie jede beliebige Seele einhauchen konnten. Hier ſind daher die neueſten Begebenheiten und Zuſtände, die die Dichter des 12. Jahrh. umgaben, unverholen in einzelne überlieferte Abenteuer eingetragen, und die jüngſten Richtungen und Beſtrebungen im Ritterſtande haben das Werthvollſte zu dem Inhalte des Parzival herleihen müſſen. Wir ſtehen daher in dieſer und den ähnlichen Dichtungen im ſtärkſten Gegenſatze gegen jene alten Volksepen, in denen die Handlungen ſich, gleichſam ohne Zuthat des Dichters und ohne alles ſein perſönliches Erſcheinen im Gedichte, aus ſich ſelbſt entwickeln. Von dieſer Gegenſtändlichkeit aller antiken Kunſt und aller ächten Volksdichtung machen wir in dieſen Kunſtepen den Sprung zu der vollendetſten Subjectivität der neueren Dichtung. Im Parzival und Triſtan leihen die deutſchen Dichter ihre eigenen Weltanſichten ganz unverholen ihren Helden; im Triſtan zieht durch Gottfried's Kunſt das getreueſte Abbild des gegenwärtigen Lebens ein, im Parzival das der

365) Parzival 827, 1.
Ob von Troys meister Cristjân disem mære hât unreht getân,
daz mac wol zürnen Kyôt, der uns diu rehten mære enbôt.

größten gegenwärtigen Ideen. Später hat dies im Dante seine höchste Spitze, wo geradezu die Zeit und Umgebung und die Seelengeschichte des Dichters selbst den Stoff seines Gedichtes macht. Raubt diese Subjectivität den Werken dieser Männer, den ächten alten Volksepen gegenüber, von ihrem Werthe als epischen Gedichten, so kann man doch auch umgekehrt sagen, daß gerade die Frucht jener Subjectivität, die Durchdringung ihrer Dichtungen mit Ideen, diesen, den schalen blos äußerlichen Erzählungen der Jongleurs gegenüber, wieder allein den Rang epischer Gedichte zuerkennen kann. Wie von Lambrecht's Alexander, so kann man auch von jenen zwei Dichtern, Wolfram und Gottfried, behaupten, daß sie mit einem bestimmten Gedanken die Theile ihrer Gedichte zu einem Ganzen binden, und nur darum kann man ihren Gedichten den Namen eines Epos beilegen, den in den fremden Behandlungen weder Parzival noch Tristan erhalten können. Dort sind sie Novelle und Roman, und der Uebergang von Epopöe in Roman, wie von Roman in Epopöe ist aus dieser Gegenüberstellung von selbst klar. Vielleicht nur mit Ausnahme der Roncevalschlacht tragen alle französischen und britischen Romane diesen Namen mit vollem Recht; sie sind auch eben darum alle in prosaischer Gestalt beliebter geworden, die dem Romane weit besser ansteht, als die poetische. Die Alexandersage war zum Roman geworden, Lambrecht aber gab ihr den Anspruch auf den Namen eines epischen Gedichtes, wenn auch eines unvollkommenen, wieder; und es ist das größte Zeichen von der genialen Tiefe jener beiden anderen Meister, daß sie der Sage von Tristan und Parzival eine solche Seite abzugewinnen wußten, von wo aus behandelt sie als eine ganz eigenthümliche Gattung der Epopöe betrachtet werden müssen. Wie wenige Anlage dazu in den Quellen unserer Dichter lag, können wir, was den Tristan angeht, an Eilhart's Bearbeitung sehen, und was den Parzival betrifft, so liegt das in unseres Wolframs Werke selbst klar am Tage[366]).

Denn in seinen meisten Theilen finden wir all das Planlose der britischen Gedichte wieder. Vieles was hier geschieht und vorfällt, scheint kein Ziel und kein Ende zu haben; Begebenheit reiht sich an Begebenheit ohne inneren Zusammenhang; wir sehen Menschen bald in diesem Zustande bald in jenem, ohne bestimmte Ziele, ohne bestimmte Motive. Eigentliche Charaktere gibts hier nicht. Die Menschen unterscheiden sich

366) Wolfram von Eschenbachs Werke, hsg. von Lachmann. 1833. — Parzival und Titurel, übers. und erläutert von Karl Simrock. 2 Thle. 1842. Der Parzival ist nach Lachmann gegen 1205 begonnen, und gegen 1212 oder 1215 vollendet.

zwar durch Verhältniſſe, Naturen und Anſichten, allein es fehlen die tauſend Züge in Ausdruck, Meinung, Handlung, im Aeußeren und Inneren, die eine Perſönlichkeit erſt zeichnen. Alles Handeln iſt charakterlos, alles Gefühl ohne Wahrheit, alles Thun fließt aus Launen, wie jede Begebenheit aus Zufall. Die Liebesempfindungen der Beſungenen entſtehen und vergehen, man weiß nicht wie, jede einzelne iſt eine Kirke und Kalypſo, ohne als ſolche einem Zwecke des Dichters zu dienen. Alle Kraftäußerung der Männer, unmotivirt wie ſie iſt, iſt darum weder geeignet, unſere Bewunderung als Tapferkeit, noch unſeren Abſcheu als Rohheit auf ſich zu ziehen, ſo wenig wie ihre erhörte oder nicht erhörte Liebe eine Theilnahme erregt; es ſind Automaten, deren Handlungen wir ſelten aus einem inneren Triebe vor unſeren Augen entſtehen ſehen. Wie der Dichter mit ſeiner Erzählung, ſo prahlt der Held mit ſeiner Tapferkeit, die uns ganz gleichgültig läßt, weil wir die Quelle nirgends ſehen, aus der ſie fließt, während im Homer bald die Rache, bald die Ehrſucht, bald die Noth die lebensfrohen Helden zur Todesverachtung treibt. Alle Fehler ferner, die uns an den britiſchen Romanen und an dem Meiſten, was das Mittelalter hervorgebracht hat, mißfallen, ſtören uns auch hier. Ueberall treffen wir auf die ſtolze Beſchränktheit des Standes, der dieſe Dichtungen pflegte. Die Staaten des Mittelalters waren überall auf Unterdrückung der Menge gegründet; dieſe Menge ward grauſam verachtet, und ſo ward ſie auch aus den Gedichten verdrängt. Die Griechen laſſen ſelbſt den Sklaven und Knecht im Epos eine Rolle ſpielen und das Volk iſt überall der Hintergrund im Gedichte. Wenn bei aller Ueberlegenheit an Poeſie und Natur die Fabel der Ilias ſich nur unter den Hauptfiguren herumdrehte, wenn wir alle Kämpfe der Heere, alle Helden des zweiten und dritten Ranges, alle kleine Epiſoden, alle Stimmen der Völker, alle Klagen der Weiber wegdenken müßten, was würde uns übrig bleiben? Es würde mit dem Vortreten Einer ausſchließlichen Kaſte eine ähnliche kaſtenartige Dichtung verknüpft ſein, die uns mißhagen müßte, denn die Dichtung ſehen wir am wenigſten gerne ſich in Einem und demſelben, und gar in einem ſo beſchränkten Kreiſe bewegen. Dazu kommt dann, daß auch hier überall der Glanz und die Pracht, der Adel der Sitte, die Convenienz hervorſcheint, während im Homer der ganze Anſtrich des Lebens, das uns geſchildert wird, auf Armut, Naturzuſtand, kindliche Einfalt, große Unſchuld und wenn man will ſelbſt auf Rohheit hindeutet. Wenn wir im Homer durch die gerade und einfache Natur der Helden hier und da die Stimme zarter Empfindung, durch ihre rohe Tapferkeit das Mitleid und die Schonung,

durch ihre einfachen Mahle ein kostbares Gefäß, durch ihre ledernen Waffenstücke ein goldnes Rüstzeug durchblicken sehen, so finden wir uns überrascht, aber auch befriedigt, denn die Natur der Menschen und die Verhältnisse ihres Lebens erklären das Eine wie das Andere. Bei Homer ist Armut des Lebens, aber Reichthum des Geistes; hier aber öffnet sich durch die Prachtmahle, die herrlichen Feste, Waffen, Kleider, Edelsteine, die Aussicht auf geistige Dürftigkeit; die äußere Erscheinung spannt stets die Erwartung, die immer getäuscht wird, während sie bei dem Griechen durch die industriellen, künstlerischen, geistigen Vollkommenheiten, die aus dem einfachen Naturstand hervortauchen, freudig überrascht wird. In diesem ärmlichen Stolze des Ranges und Standes, bei weniger Bildung, liegt ein Hauptgrund unseres Mißfallens an den ritterlichen Erzählungen, und Cervantes konnte nicht meisterhafter den hohlen Dünkel dieser Klasse verspotten, als indem er die nackte Wirklichkeit recht derb daneben stellte. So günstig die Quellen der ritterlichen Dichter ihrer subjectiven Behandlungsart waren, so schroff hielt sie doch eben diese in einem Gegensatze mit ihrem Stoffe. In ihm herrscht die spärlichste Armut, in den Dichtern aber das Streben nach dem größten Glanz. Für sinnliche Erweiterung des Stoffes haben sie kein Geschick; für Einschränkung ihrer Prachtsucht, ihres lebhaften Antheils, ihrer hochtönenden Worte haben sie keinen Sinn; sie bleiben also mit ihren warmen Gefühlen, oft mit reicher Gedankenfülle und mit sprudelnder Redseligkeit dem trockenen und schalen Stoffe gegenüber stehen; sie wollen aufhelfen und können nicht; sie gehen immer mit einer Begeisterung dem Leser voran, die dieser nicht versteht, weil sie nicht in der Sache liegt, sondern blos in dem Dichter. Da diese nicht alte halbvergessne Zustände gegenständlich ausmalen, sondern neue allbekannte oft nur andeuten, so fehlt die sinnliche Belebtheit und Vollständigkeit; wie in neueren Geschichtswerken wird stets etwas vorausgesetzt, und dies ist freilich in Werken der Phantasie noch viel weniger zu dulden, als in Werken des Verstandes. Der Dichter spricht zu Lesern, die halb errathen, was er ihnen nur immer zu sagen unternimmt: er leiht ihnen gleichsam nur Pinsel und Farbe und läßt sie selbst ausmalen. So liegt in Form und Fabel und Charakteren nichts als Zwiespalt und Widerspruch.

Das träumerische Hinleben ohne Prinzip, das dünkelhafte Wesen ohne Grund, die tapferen Thaten ohne Zweck, das Gewirr der Abenteuer ohne Ende, das innere Drängen ohne Ziel und Gegenstand, was Alles wir so stehend finden in diesen Romanen, ist also auch im Parzival zu treffen. Wie also sollte sich damit das Verdienst, das man dem

ram als Dichter einräumt, verbinden laſſen? Sollte es nicht? Oder
nicht etwa auch, bei zwar größerer Bewegung, bei ſinnlicherer Be-
lung, daſſelbe Gewirr planloſer Abenteuer und das Treiben prinzip-
Helden im Arioſt, der doch für einen großen Dichter unbeſtritten
Wie, wenn unſer Dichter ſich in einer ähnlichen Art wie Arioſt,
s ganzen Chaos bedient hätte, recht eigentlich mit der Abſicht, dies
s beizubehalten, um das ganze wilde und wirre Getriebe dieſer
lichen Welt eben zum Gegenſtande ſeiner Muſe zu machen? Be-
ern wir eigentlich im Arioſt etwas anderes, als daß er uns jene
rwelt eben mit all den tauſend ſich durchkreuzenden Launen der Ge-
e wie der Menſchen ſo meiſterhaft ſchildert? Er, der mit dem Einen
noch in dieſen Zuſtänden weilte, indem der andere ſchon in die neue
der erfundenen Buchdruckerkunſt, der Feuergewehre, der klaſſiſchen
hrſamkeit, der veränderten Kriegs- und Staatskunſt, der entdeckten
e Welt überſchritt, er konnte es unternehmen, von ſeinem höheren
idpunkte in Italien aus, das dieſen Zuſtänden des Ritterthums am
ſten entwuchs, den neuen Geſchlechtern dieſe Welt der Widerſprüche
den kühnſten Strichen und hellſten Farben zu ſchildern, mit ihren
en und dunklen Seiten. Indem er auf die Materie gewandt iſt,
er mit erſtaunlicher Sicherheit aus dem ungeheuren Meere der Sa-
den charakteriſtiſchſten Stoff und trifft mit gleicher Gewandtheit den
n Ton für das Geſchlecht, dem er ſein Gedicht bietet und hinterläßt,
e geheimſte Empfindungen er mit meiſterlicher Geſchicklichkeit zu-
) mit ſeiner Materie regiert und in Einem Zuge dahinreißt. Be-
t er uns mit der Pracht ſeiner Feenreiche, mit der üppigſten Sinnen-
mit der tollſten Welt der Wunder, ſo leitet er uns winkend an,
allegoriſch zu deuten, falls wir nicht im Stande ſind, uns in dieſen
den Räumen einzubürgern, und dieſen Geſtalten Leben und Wirk-
it zuzuſchreiben. Breitet er recht das grellſte Gemälde von Ueber-
ungen und Rieſenkämpfen vor uns aus, daß auch der glühendſte
aus der Mancha den Kopf ſchütteln müßte: plötzlich kreuzt er die
hlung mit einem ſcharf überraſchenden Zug des Witzes und der komi-
Wirkung, wir brechen in Lachen aus und verzeihen ihm jede Toll-
Leiht er am kühnſten den Menſchen und der Natur übernatürliche
alten und Kräfte, ſo läßt er ihnen innerliche Wahrheit und verſöhnt
mit dem andern. Schlingt er ſeine Abenteuer am beſchwerlichſten in
ider, dann eben muß man ſich nur in die Ferne ſtellen und achten,
r damit Licht und Schatten in ſeine Gemälde bringt. Regt er Em-
ungen und Gedanken mit ſeiner Materie in uns an, ſo ſchenkt er

uns ſelten die Befriedigung, daß wir ſie deutlich werden laſſen und ausſprechen können: ehe wir ſo weit gelangen, erſchreckt er uns durch die magiſche Geſchicklichkeit, mit der er uns die Gedanken und Gefühle aus dem Gemüthe und die Worte von der Zunge nimmt. Wenn eben es ſcheint, als ob er mit gewaltſamen Wirkungen die Phantaſie aufrege, dann bricht er gewandt ab und leitet uns auf eine andere Empfindung, ohne uns wehe zu thun. So überlegen und ſo ſicher lenkt er die Einbildungskraft des Leſers nach ſeinem Willen und hinterläßt ihr dafür am Ziel den ſchönſten und wahrſten Ueberblick über eine Welt, die ſcheinbar und wirklich nur nicht ganz voll planloſen Gewirrs iſt, mitten im dunklen Drang die höchſten Ideen nährt, mitten im Taumel der Sinne die ſchönſten und innigſten Empfindungen pflegt.

So hoch über dieſe Welt konnte ſich freilich ein deutſcher Dichter des 12. und 13. Jahrh. nicht ſtellen, der noch mitten darin befangen war. So ſinnlich belebt und ſo mannichfaltig geſtaltet konnte er dieſe Welt nicht malen und bilden, die er wie den alltäglichen Lauf betrachtete und nicht aus ſo großen Zügen und langen leicht überſehbaren Erfahrungen, nicht aus ſo endloſen und ſchon zum Theil vortrefflichen Dichterwerken kannte, wie Arioſt. Allein er konnte ſie, wenn er anders das Geſchick dazu hatte, den Verhältniſſen nach beſſer in ſeinem Gemüthe abgeſpiegelt zeigen, als Arioſt, und damit freilich nicht einen ſo großen dichteriſchen, aber doch geſchichtlichen und pſychologiſchen Werth erhalten; und es kam nun nur darauf an, ob das Gemüth des Dichters reich genug und menſchlich genug geſtimmt war, um die ganze Fülle der Beſtrebungen ſeiner Zeiten ihrem tiefſten Gehalte nach aufzunehmen. Es kam auch darauf an, ob er die wirkliche Welt treu aufzunehmen, ſie mit ſeiner Kunſt in das Reich der Ideale zu rücken verſtand, und da ſein Gemüth dabei einmal betheiligt ſein ſollte, ob er dazu eine Neigung in ſich trug; oder ob er ſich Ideale in ſich gebildet hatte und dieſe in die wirkliche Welt tragen wollte, die ihm, wie ſie war, mißfiel; ob er ſich alſo mit der Wirklichkeit in Einklang oder in Gegenſatz ſtellen, ob er ſie aus einem heiteren oder ernſteren Geſichtspunkte, mehr für die Phantaſie oder für den Geiſt und das Herz auffaſſen und darſtellen wollte. Man wird errathen, daß der Erſtere der liebenswürdigere Dichter, der Andere der achtungswerthere Menſch ſein wird, daß Jener eine lockendere, Dieſer eine ſtrengere Weltanſicht darlegen werde. Wir haben in Deutſchland an Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eſchenbach die ſchönſten poetiſchen Vertreter dieſer beiden Lebensanſichten, wie in neuerer Zeit, unter bedeutenden Abweichungen natürlich, an neueren Dichtern.

Gottfried's Triſtan ſchwimmt mit der Welt, aber Wolfram's Parzi-
l ſteuert ihr entgegen. Dies Eine erlaubte jenem Dichter, die höchſten
eize zu verſammeln, die heiterſte Umgebung aufs lachendſte zu geſtalten;
es Eine nöthigte dieſen, mit allen Kräften des Geiſtes zugleich zu
ühen, Kopf und Herz faſt mehr zu beſchäftigen, als die Phantaſie, und
geſtrengter auf ein beſtimmtes Ziel loszugehen, da ihm bei ſeiner Fahrt
cht ein natürliches von ſelbſt verſtandenes gegeben iſt. In dem Parzi-
l liegt denn auch viel deutlicher ein beſtimmter Gedanke zu Grunde,
s im Triſtan. Dadurch, daß die Handlungen des Parzival aus einer
zigen Quelle fließen, in einem einzigen Zuſammenhange ſtehen, mit
n Schickſale im Kampf liegen, wird dieſer ein vollkommen epiſcher
harakter; im Triſtan auf der anderen Seite iſt der Charakter des Hel-
n und der ganze Inhalt überhaupt dem Begriffe eines Epos geradaus
tgegen, es iſt eine ausgedehnte Novelle, der aber durch die ungemein
hne Behandlung ächt epiſcher Werth verliehen ward. Die künſtleriſche
ehandlung und Bedeutung zeichnet auch den Triſtan vor Allem aus,
n Parzival aber die Tiefe des Plans und die Größe der Ideen. Wir
ollen verſuchen, dieſen Plan darzulegen.

Wir haben gelegentlich angedeutet, daß in den Lebensaltern der
enſchheit die Zeit der Minneſänger und ihr geiſtiges Treiben den Re-
ungen entſpricht, welche ſich in dem Einzelmenſchen bei der erſten Ent-
ſtung des Jünglingsalters einſtellen. In das wilde Spiel der Früh-
gend miſcht ſich plötzlich eine Sehnſucht nach einem unbeſtimmten Etwas,
ne fremde Empfindungen drängen ſich in die ungeſtüme Luſt, in die rohe
bung der phyſiſchen Kraft ſpielt geiſtiges Bedürfniß über, und ſinnige
erſenkung lähmt und ſpannt abwechſelnd die frühere Thatkraft. Wer
f der Einen Seite das äußere thatenreiche Leben der ritterlichen Welt
jener Zeit und auf der anderen ihr Gemüthsleben zuſammenhält, wer
h in ihren Sagen und in der wirklichen Geſchichte umſieht, und dieſes
eſchlecht bald ſelbſtſüchtig rauben, plündern und unterdrücken, bald in
elbſtverleugnung für das allgemeinſte Wohl der Chriſtenheit Gut und
ut opfern ſieht, wer ſich dann vertieft in jenes geiſtige Leben und
eben, in dem ſie bei erwachender Sinnlichkeit in aller Unſchuld reiner
ebe bald freudig bald trauernd dahinträumen, der wird nicht verkennen,
ß hier alle Kennzeichen einer ſolchen Periode erſcheinen. Geſetzt nun,
r Parzival ſtrebe in der Form und dem Plane, wie er uns von Wolf-
m gegeben iſt, die allgemeinſte Seite der zwieſpältigen Natur einer ſol-
en Periode zu ſchildern, jenen Kampf der individuellen Richtung mit
r univerſellen, der in den Jugendjahren, wenn ſich die weltumfaſſenden

Träume ſtrebender Jünglinge mit der Selbſtſucht der Knabenjahre und die Proſa des männlichen Alters mit den Idealen des Jünglings ſtreiten, ſo gewöhnlich iſt; geſetzt dem Dichter gelänge es, einen Charakter zu zeichnen oder doch anzudeuten, der dieſen Kampf darſtelle, ihn vom Verhängniß ſo führen zu laſſen, daß dieſer Kampf zugleich groß und feſſelnd würde; geſetzt, wir erhielten auf dieſem Wege, wenn auch mehr durch die Einkleidung und den Entwurf, als durch die Ausführung und Darſtellung, mehr durch das Verdienſt des behandelnden Dichters als der behandelten Sage, und wieder mehr durch die bloße Anlage der Dichtung als durch poetiſche Veranſchaulichung, ein treues Abbild der allgemeinen Natur jener Menſchen und jener Zeiten, dies würde doch gewiß ein großer Preis ſein, den wir einem dichtenden Manne zollen könnten, und wir würden uns vor dem Genius in einem ſolchen Werke ehrfürchtig neigen müſſen. Der Parzival aber ſcheint dieſe Aufgabe zu löſen, und Jedermann wird Lachmann gerne beiſtimmen, wenn er den epiſchen Plan dem deutſchen Bearbeiter zuſpricht. Der rohen Kraft der Ritterlichkeit nun, ihrer zielloſen Thätigkeit, Selbſtſucht und Gewalt wird im Parzival ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größeren untergeordnet, jene unbeſtimmte Thätigkeit mit Bewußtſein auf einen Zweck gerichtet, jene Selbſtſucht einem allgemeinen Intereſſe zum Opfer gebracht, die Rauhheit des kriegeriſchen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Ueberſinnlichen gemildert, indem das Irdiſche nicht mehr genügend gefunden, ſondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches geſucht wird, welches letztere in einer ſolchen Ungewißheit und Unklarheit bleibt, wie ſie eben der Sache einzig gemäß iſt; das Ahnungs- und Geheimnißvolle, das dieſen inneren Bewegungen eigen iſt, liegt über dem Gedichte eben ſo vortrefflich, wie der grelle Widerſtreit und Zwieſpalt, der ſie charakteriſirt. Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapferer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor deſſen Sturm kein Herz und keine Rüſtung beſteht, und den die Unruhe der Thatenluſt von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er mag auf den Sohn vererbt haben, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem ſie das Kind in der Einſamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo ſeine ſinnigere Natur in der Sehnſucht durchblickt, mit der er dem Geſange der Vögel lauſcht, eine heilige Freude, die er ſich aber durch Ungeſtüm und Einfalt, eben wie ſein ſpäteres Lebensglück, hier und da verſcherzt, indem er die Sänger erſchießt. Das Größte, was ihm in ſeiner Wüſte den Geiſt beſchäftigen konnte, war eine bildliche Belehrung, die ihm ſeine Mutter über Gott gibt, den ſie ihm als den

Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt, und als den Allhelfer. So glänzend fuhr nun einſt die ihm lange verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens ſtreifend an ihm vorüber, als er die erſten Rittersleute an ſeinem Aufenthalte vorbeiziehen ſah, die ihm ſtrahlend ſchienen wie der Gott, von dem ihm ſeine Mutter geſagt. Nun hält ihn nichts mehr, ſich in dies reizende Leben zu werfen, und ſeine bekümmerte Mutter denkt ihn wieder zu ſich zurückzuführen, wenn ſie ihn recht lächerlich in die Welt ſchickt, die ihm ſo feierlich lockend ſchien; ſie legt ihm darum ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greiſen und Bewerbung um Frauenkuß und Ring. In täppiſcher Unbeholfenheit wirft er ſich nun in Abenteuer, voll des Thatentriebs friſcher Jugend, voll großer Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit der Narrenjacke angedeutet war, wird in der Zeichnung des Charakters des Helden und in den Lagen, in die ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erſte Eintritt in die Welt wegen des Gegenſatzes der Einbildung in dem Jüngling mit der Wirklichkeit immer etwas Komiſches und zugleich Rührendes an ſich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintritt, nirgends den glänzenden Bildern ſeiner jugendlichen Vorſtellung entſpricht, zieht er ſich bei der erſten Täuſchung, als ihn an dem erſehnten Hofe des Artus das Betragen des Keye abſtößt, in ſich zurück und ſeine erſte Unbefangenheit ſchwindet, da die Rathſchläge des alten Gurnamanz auf vorbereiteten Boden fielen; zugleich regt deſſen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramurs einen edleren Gegenſtand finden, deſſen ſie ſich, aber noch mit der ganzen Unſchuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigten. So mit ſich beſchäftigt und in ſich zurückgeſcheucht verträumt er das Glück, das ihm auf der Gralburg bereitet war, und recht ſchnell wird ihm dies verlorene Heil von Sigunen verkündet. Je greller die Täuſchung, je näher der junge Abenteurer dem gewünſchteſten Ziele war, deſto mehr warf er ſich jetzt in Trotz und Unzufriedenheit, in Laune und ſtille Selbſtverſenkung. Wie ihn vorher das fromme Anhängen an die mütterlichen Vorſchriften, das Streben nach weltlicher Ritterſchaft, der rêroup, das Erwerben einer Gattin und ſeine keuſche Liebe den Geſetzen nach des Grales bald würdig bald unwürdig machten, ſo wirft er jetzt die Liebe zu Gott, und das Vertrauen auf den Helfer ab, der ſich ihm ſo wenig günſtig zeigen wollte, bewahrt aber ſeine treue und reine Liebe, verſchmäht andere Schönheit, und als Cundrie am Hofe des Artus die Tafelrunder zum Zuge nach Caſtel Marveil auffordert und zugleich in Parzival das Andenken an den Gral erneut, treibt ihn ſeine ſinnigere, gottesdienſtliche Natur auf dieſen ungebahnten Pfad, während

Gawan nach Marveil auszieht. Der Dichter begleitet nun dieſen, der mit irdiſchem Sinn, mit Kraft und Willkühr ausgerüſtet, dem Parzival entgegengeſetzt wird, ſo daß die lange anſcheinende Epiſode in der That ein unverkürzbarer Hauptgegenſtand des Gedichts iſt. Ihn wirft der Zufall und die Verhältniſſe auf die Fahrt nach dem Gral, den Parzival aber ſein innerer Drang; vor jenem gehen die Thaten her und der Ruhm iſt ſein Geleitsmann und das Glück, dem Parzival folgen wir bald in die Einſamkeit zu Trevrizent und hören die Geſchichte ſeiner geiſtigen Reinigung und Zerknirſchung; vor jenem thut ſich die Welt voll Wunder auf und voll lockender Abenteuer, den Parzival umgibt ſie mit mehr Alltäglichkeit. Trevrizent wird Parzival's Lehrer und Erlöſer; er klärt ihn über den Gral auf und über ſein eigenes Innere; er lehrt ihn das Vertrauen zu Gott wieder finden und den Zweifel überwinden; er heißt ihn den weltlichen Ritterſinn ablegen, indem er ihn ſein Wegziehen von ſeiner darum geſtorbenen Mutter und den an Ither begangenen „Reroup“ bereuen heißt, er nimmt (502, 25) ſeine Sünden über ſich, wirkſamer, als er es einſt vermocht hatte, da er für ſeinen Bruder Amfortas der Welt entſagte. So wird er denn zum König des Grals beſtimmt, und zum deutlicheren Zeichen, daß ihn nur der Trieb ſeiner edleren Natur und die Wahl von Gott des geheimnißvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawan, Gramoſlanz und ſeinem Bruder Feirefiz gebracht, die ſich ihm ſämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunſt gleich, ja überlegen beweiſen, ohne darum jenen höheren Preis und Rang ihm ablaufen zu können.

Hier alſo ſehen wir den Helden des Gedichts nicht, wie ſonſt im Volksepos, umgeben von einer Maſſe gleichſtrebender Menſchen und gleich ihnen im Kampfe mit dem Schickſale, ſondern wir ſehen ihn einzeln allen übrigen gegenüber und entgegen; nicht die Menſchheit iſt hier in ihrer allgemeinen Beziehung zur Welt gezeigt, ſondern dieſer einzelne Menſch zu dieſer Welt, in der er gerade lebt. Dies macht ihn trotz der Subjectivität der Schilderung, die dies bedingt, ſo ganz epiſch, um dies zu wiederholen, falls auch das Ganze nicht ſtreng epiſch ſcheinen ſollte. Er ſteht zwiſchen den ſteifen, bewegungsloſen Figuren des Gedichtes mit einem ſeelenvollen Ausdruck, der ſo oft auch in altdeutſchen Gemälden für die hölzernen Gruppen entſchädigen muß; und wie man dieſe über jenem vergißt, ſo feſſeln uns auch die Epiſoden im Parzival im Vergleich zu ſeiner Seelengeſchichte faſt gar nicht, und es iſt nur Schade, daß dieſe zwar wahr, aber nicht ſcharf und klar genug geſchildert iſt. Es iſt hier zum erſtenmal eine innere Charakterform geſchildert, und ſahen wir dazu

zwar in allen jenen Helden britiſcher Romane eine Anlage, ſo fanden wir doch zugleich, daß weder die geringſte Kunſt in der Ausführung da war, noch auch daß die Charaktere irgend großartig ſo gefaßt waren, daß ſie als Vertreter großer Beſtrebungen in der Zeit gelten konnten. Von jetzt an ſehen wir in den Epen und Romanen Gegenſätze in den Charakteren häufiger werden, und wie die britiſchen immer nur Einen zum Mittelpunkte nehmen, ſo werden ſeit Garin le Loherain bis zu den Amadis und Don Quixote nun häufig zwei Helden, oft Brüder, und meiſt in ſcharfen Gegenſätzen nebeneinander geſtellt; und man kann es in der franzöſiſch-italieniſchen Romanenliteratur ſehr deutlich lernen, wie erſt mit der Zeit die romantiſche Kunſt des Arioſt zu ſolch einer Mannichfaltigkeit der Geſtalten gelangen konnte. Wenn man neben alle andere Charakterſchilderungen in den britiſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Gedichten unſern Parzival hält, ſo wird man erſtaunen, wie überlegen er iſt. Dieſer Jüngling der Tölpeljahre iſt eine Hauptfigur zahlloſer Romane jener Zeit. Noch in Wolfram's Willehalm iſt jener Rennewart eine, aus einem anderen, aber nicht minder vortrefflichen Geſichtspunkte angelegte Geſtalt dieſer Art, und von den erſten Anfängen etwa im Havelok, der ein Vorbild des Rennewart abgeben kann, bis zu Arioſt's Roland, der dieſe Reihe ſchließt, können wir in einer großen Maſſe für eine phyſiologiſche Schilderung der Menſchheit dieſe kritiſche Periode ihres Jünglingsalters ſtudiren. Wir behaupten geradezu, daß für dieſen Zweck der Parzival bei weitem die bedeutendſte und am tiefſten erfaßte Figur iſt; nur koſtet es Studium und Anſtrengung, die Erzeugniſſe einer ſo eigenen uns fremdartigen Zeit von ſolchen Seiten her betrachten zu lernen. Man erräth, daß wir dem, der auf poetiſchen Genuß ausgeht, den Parzival nicht ſo ſehr empfehlen wollen, als dem, dem es um Erkenntniß überhaupt zu thun iſt. Für einen ſolchen iſt die tiefſinnige Behandlung berechnet; nur ein ſolcher wird die Geduld haben, ſich durch die vielen Tauſende von Verſen und durch die ſchwierige, aber jede neue Anſtrengung neu belohnende Sprache hindurchzuarbeiten. Gerade dies mühevoll errungene Verſtändniß aber macht uns dann, weil es zugleich unſere Erkenntniß bereichert, Dichter wie dieſen oder Dante ſo außerordentlich werth, und dies erklärt die ungemeine Wärme und Begeiſterung der wenigen Kenner, neben der das grundloſe Verſchmähen der oberflächlichen Näſcher nur ihre eigne Beſchränktheit und Flachheit bloßſtellt, ohne daß wir damit den kunſtſinnigeren Beurtheiler treffen wollten, der im Gedichte zuerſt das Gedicht und erſt dann Belehrung und Nahrung für den Geiſt ſucht. Im Parzival geht auch dieſer nicht leer aus, doch liegt hier das kleinere Verdienſt

des Gedichtes. Es ist z. B. ganz überraschend, wie schön und wie entsprechend dem neueren Charakter der Dichtkunst das Fatum im Parzival eingeführt ist. Der Held des Gedichtes trägt es in sich selbst mit sich; es liegt nicht außerhalb der Welt, in der er sich umtreibt. Dies ist der ganzen (damals so grellen) Ansicht der neueren Zeit höchst angemessen. Ganz vortrefflich ist dabei das scheinbar Zufällige in den äußeren Begebenheiten mit dem Nothwendigen in seiner inneren Entwickelung in Beziehung und Verknüpfung gesetzt, in der räthselhaften und geheimnißvollen Art, wie es dem Menschen so oft in der Wirklichkeit widerfährt.

Der Charakter, der dem Parzival geliehen ist, weist ihn von der wirklichen Welt mit einer eignen unbegreiflichen Sehnsucht, wie wir sehen, auf etwas außer dieser oder über dieser Gelegenes hin. Der Sitte und Gewohnheit nach gehört er noch ganz der Ritterwelt an, und bei den ersten Eröffnungen des Trevrizent freut er sich (472, 1), daß die Gralpflege den Kampf nicht ausschließt; dem Drang seines Inneren nach aber gehört er einer edleren höheren Richtung an: man möchte vergleichen, wie unser fränkischer Rittersmann und Dichter selbst (115, 11) sein Schildesamt vor seinem Sängeramte preist, ohne gewiß das größere Glück seines Lebens jenem zu danken, geschweige seinen Ruhm. Nicht allein liegt in dem Alter des Parzival die Erklärung zu diesem Wegwenden vom äußerlichen auf ein innerliches Bestreben, sondern auch in dem Zeitalter der Menschheit die Erklärung der Entstehung eines Gedichtes, wie dieses, das gleichsam das erste Beispiel des vollständigen Wegwendens von aller sinnlichen, äußerlichen Dichtkunst der Alten zur geistigen, psychologischen der Neueren ist. Sobald die Dichter den inneren Menschen zu ihrem Gegenstande nahmen, mußten sie natürlich die äußeren Formen und die alte Plasticität verlassen. „Die Absonderung unseres Wesens von der Natur ist eine natürliche Folge der erhöhten Thätigkeit unseres Geistes, welche, die sinnlichen Formen verlassend, sich allein an den reinen Gedanken hält. Aber sie wird zugleich manchmal durch zufällige, nicht immer günstige Umstände veranlaßt. Eine minder helle, freundliche, glückliche Stimmung kann uns gleichsam gezwungen in uns selbst verschließen und diese beiden Gründe wirken nothwendig zusammen, sobald die Menschheit ihr erstes Jünglingsalter verläßt. Aus diesem Zustande nun entspringt die Empfindung und die Stimmung, die man im Gegensatze der naiven die sentimentale nennt, und hier ist es, wo der Charakter der Alten und Neueren von einander abweicht. Diese Trennung konnte nicht anders als auf die Kunst einen entschiedenen Einfluß ausüben; sie mußte einen modernen Charakter annehmen, wenn sie von

modern gebildeten Individuen bearbeitet wurde[367])." Wie sehr aber dies letztere gerade in jener Zeit und wie ausschließlich es der Fall war, haben wir seit dem Absinken der antiken Stoffe in ritterlich-moderne Behandlung deutlich gesehen. Hier nehmen wir also wieder das Verhältniß des Parzival zu Lambrecht's Alexander auf. Hat dieser dem antiken Sinne und der antiken Form gleichsam noch in der Behandlung jenes antiken Stoffes das letzte Denkmal gestiftet, so stiftet Wolfram das erste dem neuen Geschmack. Wir hatten dort noch in dem Helden und in dem Dichter die ächt alte Gesinnung. Allein so wie Dante den strebenden Odysseus in der Hölle schmachten läßt, weil nicht die Liebe zum Sohne, zum Vater, zur Gattin, Alles was innere heilige Bande knüpft, ihn abhalten konnte, die äußersten Grenzen der Welt zu durchforschen und der Menschen Tugenden und Laster zu ergründen, so nannte auch Lambrecht den Alexander in seinem unersättlichen äußerlichen Bestreben dem Schlunde der Hölle gleich. Dieser erlesene Held aber ward, wie wir sahen, auf der Höhe seines sündhaften Begehrens einer besonderen Offenbarung werth gehalten, die ihn erlöste. Von nun an gibt er seinen weltlichen Sinn auf, er widmet sich dem inneren Wohl seines Volkes und dem Heil seiner Seele. Man sieht, wie dies nach einer Fortsetzung ringt. Wir fühlen, daß uns der Dichter einen tieferen Blick in die Natur dieser Veränderung, in ihre Quelle in dem Veränderten selbst hätte thun lassen sollen: er hätte uns zeigen müssen, wie sie vorgegangen sei, wie sie innerlichst in dem Menschen vorbereitet und nur durch jene Offenbarung vollendet war; denn in diesem so gezeichneten Helden wird uns der Uebergang vom Weltlichen zum Inneren allzuplötzlich und unerklärbar. Seit Lambrecht aber, sahen wir, hatte sich die Welt gewaltig geändert; jenes innere Gähren nahm in dem folgenden Geschlechte so plötzlich überhand, daß wir nun so schnell einen großen Schritt weiter thun können. Der Parzival stellt also einen Jüngling auf, voll von dem äußerlichen Thatentrieb, voll von der Weltstürmerei der Heldenzeit, aber von seiner der Außenwelt entfremdeten Erziehung an lag in ihm der Keim zu einer ganz neuen Welt und zu ganz neuer Sinnesart. Es bricht sich daher in ihm dies Wesen; er gibt das Weltliche auf und opfert es einem höheren Streben; allein Schade, daß uns in ihm selbst dies streitende Wesen nicht genug versinnlicht ist. Der Dichter läßt uns seinen Helden in seinem ritterlichen Thun und Treiben nicht genug sehen, er rückt einen großen Theil seiner Thaten ganz außer unsern Gesichts-

367) Aesthetische Versuche von W. v. Humboldt. p. 159.

kreis. Gab Lambrecht die geheiligte Zeit des Alexander nur an, ſo deutet auch Wolfram auf die ſündige des Parzival mehr mangelhaft hin, aber er läßt uns ſeine innere Reinigung und läuternde Entſündigung ſehen, indem ihm an der Menſchwerdung Gottes und der Entſühnung des Menſchengeſchlechts die Hülfe Gottes, an der er verzweifelte, erläutert und der innere Sinn geöffnet wird. Dies macht ihn dann des Lohnes der Gralherrſchaft werth. Aber hier ſtehen wir wieder, wie am Ende des Alexander. Wir wollen nun wiſſen, welches war das Heil, das hier verheißen, das Glück, das hier erlangt war? Wohin endlich führte dies mühſelige Ringen den ſinnigen Dulder? was gab ihm ſein neues Leben zur Entſchädigung für die Opfer, die er brachte? Allein auf dieſe Frage, auf die Frage nach der Seligkeit des inneren Lebens konnte doch auch jene Zeit nicht antworten, die nur kaum anfing, den Geiſt und das Herz mehr zu beſchäftigen. Allein Dante ſchloß dieſen Kreis und erledigte dieſe letzte Frage. Erſt ihm gelingt's, einen reinen Gedanken poetiſch zu geſtalten, dieſe ſchwierigſte aller Aufgaben, die der neueren Poeſie gegeben ward; er gibt dabei alles Objective ganz auf und macht ſich und ſeine eigne Seelengeſchichte zum Gegenſtand. Man ahnt, daß die Theile ſeiner Komödie dieſer Trilogie entſprechen. Lambrecht wies ſeinen Alexander von den Pforten ſeines irdiſchen Paradieſes ab; Wolfram führt ſeinen Parzival bis zu der Pforte ſeiner wunderbaren von himmliſchen Heerſchaaren bewachten Burg; Dante ſchließt ſeinen höchſten Freudenhimmel auf. Das Irdiſche und Weltliche iſt der Gegenſtand der Hölle, wie im Alexander; die Reinigung der Seele iſt der Mittelpunkt des Parzival; das Paradies iſt der Mittelpunkt des Dantiſchen Gedichts, nach dem alles Andere hinſtrebt. Man ziehe auch den Eindruck auf die Leſer zu Rathe: Man wird den Lambrecht'ſchen Alexander wie Dante's Hölle mit dem meiſten Vergnügen leſen, weil beide noch, treuer den Forderungen der Kunſt, mit ſinnlichen Gegenſtänden, mit einer Darſtellung, und weniger mit abgezogenen Ideen zu thun haben; man wird über dem Parzival wie über dem Purgatorium leicht ermüden, und in dem Himmel werden die Meiſten die Spur des begeiſterten Dichters verlieren, und nur die werden ihn begleiten, „die früh den Nacken nach dem Engelsbrode wandten, an dem man wohl auch hier ſich laben, aber nicht ſich ſättigen kann." Dieſe Gedichte alſo bezeichnen den Uebergang von der alten plaſtiſchen Kunſt zu der neuen geiſtigen, und von jetzt an war ſo ganz modernen Epopöen, wie dem Meſſias und dem verlorenen Paradies, der Weg gebahnt, welche Gedichte wieder in einer ganz ähnlichen Beziehung unter ſich liegen.

Aber ſollte dieſe Zuſammenſtellung und Vergleichung vielleicht nur ein willkürlicher Gedanke ſein? ſollte nicht bloßer Zufall dieſe Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten hervorgebracht haben? Wohl ſchwerlich. Denn der Gedanke, daß äußerlicher und irdiſcher Wandel zu Sünde und Unthat führt, aber Reue und innere Weihe wieder verſöhnt, iſt ein Gedanke, den jede bedeutende Dichtung jedes Volkes irgend einmal erfaßt und ſich an ſeiner Behandlung verſucht hat. In der Oreſtiade des Aeſchylos liegt dieſelbe Idee ihrem ganzen Umfange nach, nur poetiſcher, ſinnlicher, plaſtiſcher geſtaltet, während im Dante alles geiſtiger, verflüchtigter iſt, weshalb in der Oreſtiade Alles nach dem der Kunſt viel günſtigeren Anfange, im Dante Alles nach dem Ende drängt. Im Agamemnon iſt die nämliche Herrſchſucht, das Ueberheben der menſchlichen Natur, die alle ihre Grenzen und ihre zarteſten Bande überſpringt und zerreißt; den kindermördriſchen Habgierigen trifft dafür die Rache. Auch der Sohn verletzt die Bande der Natur im Muttermord, allein der Beweggrund gerechter Vergeltung und der Wiederbefreiung des Vaterlands, der ihn leitet, befähigt ihn zur Reinigung und er erhält Sühne und Losſprechung. Die alte Welt, in ihrem ganzen Thun und Treiben und auch in ihrer Poeſie von ruhiger Beobachtung ausgehend, kannte nichts von der Sehnſucht nach etwas Künftigem, ſondern nur nach Erkenntniß des Jetzigen mittelſt Erkenntniß des Vergangenen. Die Dichtung holte ſich aus der Vergangenheit ihre großen Ideen, fand ſie dort begonnen und vollendet, und ſtellte ſie vollendet dar. Allein gerade wie wir es im Volksepos fanden, wo ſogar die Geſchichte, die Fabel nach ſteter Erweiterung rang, ſo iſt es auch hier noch viel erkennbarer mit der Idee in dieſen Dichtungen. Wir verfolgen dieſe in ihrem Werden, von den Griechen beſitzen wir nur das Fertige; dies ſtellt uns das Alterthum in ein ſo ſchönes Licht. Die genauere Kenntniß der neueren Zeit, die uns Böſes und Gutes aufdeckt, raubt dieſer dagegen einen ſolchen Glanz; daher dort Alles, was mit der ſinnlichen Erſcheinung zuſammenhängt, ſo unendlich herrlich iſt, und für den äſthetiſchen Genuß nur dort der ächteſte und würdigſte Stoff gefunden wird, während umgekehrt für alles Erkennen und Forſchen die neuere Zeit viel wichtiger bleibt, wenn auch zum letzten Zuſammenfaſſen des Erforſchten und Erkannten die Alten gewiß wieder viel beſſere Anleitung geben. Wir wiederholen es hier auf einem anderen Gebiete: die Menſchen nährten allerhand große Gedanken auch in den neueren Zeiten, allein ſie ſind ihnen häufig nicht gewachſen, bis der Glückliche zur rechten Zeit kommt, der ſie bemeiſtert. Wer die neue Geſchichte mit leichtem Blicke zu meſſen verſteht, wird ihren Gehalt nur darum minder bedeutend

finden, weil er nicht so zusammengefaßt ist, wie in der alten Geschichte. Wer heute von Tag zu Tag lebt und sich in den öffentlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker ungestümen Wünschen preis gibt, die die Zeit nur langsam befriedigen kann, nicht weil sie träger schleicht als sonst, sondern weil sie größere Räume durchlaufen muß, der kann leicht an der Menschheit verzweifeln, und dies mag eine Hauptquelle der neueren Unlust am Leben sein. Aber wenn wir den größeren Gang der Begebenheiten überblicken, trösten wir uns an dem riesenmäßigen Umschwung, dessen Bewegung wir uns selbst überlassen nicht empfinden: und dies macht uns uneigennütziger und läßt uns mehr im Ganzen der Menschheit leben. Bis etwas der Zeit nach bei uns erreicht wird, kann einen glühenden Menschen die Ungeduld hinraffen, aber wenn er besonnen überblicken könnte, wie viel dabei auch im Raume bewirkt wird, würde er sich gerne beruhigen. So ist's mit der Dichtung jener Zeiten. Betrachten wir diese drei verglichenen Gedichte einzeln, so werden wir sie kaum begreifen; im Zusammenhange bilden sie den schönsten Körper. Dazu stehen sie in keinerlei unmittelbarer Anlehnung zu einander: wir sehen also erstaunt, wie durch Jahrhunderte diese großen Gedanken in Europa verbreitet waren und sich fortbildeten. Ja sollten wir in unseren Tagen nicht das ganz Aehnliche erlebt haben? Oder wäre in Göthe's Faust nicht derselbe Gedanke, nur von einer anderen Seite, aufgefaßt, und hätte der Dichter in seiner besten Zeit nicht, nachdem er den Helden seine hölliſche Laufbahn hatte durchgehen lassen, empfunden, daß die spätere reflectirende, in der er ihn aus dem Dunkel ans Licht führen wollte, keine Aufgabe für seine bildende Kunst sei, und hat er nicht in seiner Fortsetzung bewiesen, daß diejenigen gar nicht so unverständig waren, die behaupteten, die Sache sei nicht fortzusetzen, nur daß sie freilich nicht oft wissen mochten, was sie eigentlich sagten.

Ueber die beiden anderen Bruchstücke, die wir noch von Wolfram besitzen, wollen wir kurz sein. Was den Titurel angeht, so werden wir nicht wiederholen, was Lachmann in der Einleitung über das Verhältniß dieser kleinen Fragmente zu dem jüngeren Titurel gesagt hat, und wie er Docen und Schlegel zurechtgewiesen. Es gehörte die Sprach- und Sachkenntniß und der Scharfblick dieses Mannes dazu, um das Einfache und Wahre hier zu treffen, wie denn das Einfache und Wahre, je näher es liegt, immer am schwersten zu treffen ist, wo alte Vorurtheile es umstellt haben. Nachdem es ausgesprochen ist, ist es nun wohl keinem mehr schwer sich zu überzeugen, daß nur Wolfram der Verfasser von diesen Bruchstücken sein kann, und wahrscheinlich nur sie und nichts

weiter in dieſem Stoffe arbeitete. Wie man, wenn man mit dem Parzival vertraut war, unſerem Dichter an dem jüngeren Titurel, dieſem lichtloſen Ungethüm, auch nur irgend einen weitern Theil zuſchreiben konnte, iſt allerdings ſchwerer zu begreifen, als daß man anfänglich über Alter und Verhältniß jener Bruchſtücke irrte. Wunderbar, was Autoritäten nicht thun! Man ſollte meinen, weil dieſer Albrechtiſche Titurel am Ende ausruft, daß nichts ſo Würdevolles und Bedeutendes in deutſcher Sprache jemals gedichtet ſei, müſſe nun jeder Kritiker, noch dazu in heiliger Scheu vor dem Myſteriöſen des Inhalts, ſich gefürchtet haben, anders als im Tone der tiefſten Ehrfurcht davon zu reden. Erklärlich iſt übrigens, daß ein Bruchſtück wie Wolfram's Titurel jenes ſpätere Gedicht hervorrufen konnte, wie denn überhaupt ſeine dunklere Sprache, ſeine tiefſinnigen Gedanken, ſeine ernſtere Haltung die ſpätere Zeit häufiger anzog, wo die Dichtung mehr auf Gelehrſamkeit ausging, die ſchon ſeine Zeitgenoſſen an Wolfram, wie kunſtlos und ungelehrt er ſich zwar ſelbſt bekennt, rühmten und bewunderten[368]). So erhielten eine Menge ſpäterer Dichtwerke Wolfram's Namen und der jüngere Titurel brüſtet ſich recht auffallend damit. Das Wolfram'ſche Bruchſtück iſt unſtreitig einer der herrlichſten, vielleicht der ausgezeichnetſte Reſt altdeutſcher Dichtung. Ob man daſſelbe behaupten würde, wenn Wolfram den ganzen Titurel behandelt hätte, zweifeln wir ſehr; ſelbſt dieſe wenigen Strophen verrathen, daß dies im Ganzen ein unfruchtbarer Stoff bleiben mußte. Es ſcheint höchſt merkwürdig und für Eſchenbach's Genius ein großes Zeugniß, daß der Mann in dieſen Reſten die Auswüchſe ſeiner früheren Manier beſeitigte. Er lernte hier, ſeine Perſon aus dem Gedichte zu entfernen, mit ſeiner Perſon zugleich ſeine ironiſche Behandlung und ſeine ſatiriſche Bitterkeit; ſelbſt ſeine Bilder ſind zwar noch ſo keck, aber nicht mehr ſo ſonderbar, und wo noch ſonderbar, möchte man meinen, dennoch ſchüchterner als ſonſt. Das Bruchſtück entwickelt überall eine viel größere Gegenſtändlichkeit, ja faſt eine völlige Verleugnung des Dichters; ſeine Kunſt zu charakteriſiren iſt unendlich vorgeſchritten. Mit wenigen Worten, die die Anfangsſtrophen dem alten Titurel in den Mund legen, welch ein Bild gibt er uns nicht von dem greiſen Helden! Seine Sigune iſt auch ſchon im Parzival ſo ſchön in

368) — Her Wolfram, ein wise man von Eschenbach;
sin herze ist ganzes sinnes tach,
leien munt nie baz gesprach.
Wigalois, Vers 6343 und dazu Benecke's Anmerkung.

ihrem Schmerze und ihrer Liebe geschildert, aber wie unaussprechlich zart ihre kindliche Jugendliebe hier. Man vergleiche nur diese Scenen mit ähnlichem in Flore und Blancheflure, um zu sehen, mit wie feinem Sinne der Dichter vom Läppischen und Kindischen entfernt bleibt, in das hier so leicht zu verfallen war. An Wahrheit, an Innigkeit, an Empfindung, an wahrhaft dichterischem Ausdruck der Empfindung kann sich mit jenem Geständniß der sehnsüchtigen Sigune an Herzelaude von ihrer Liebe zu Schionatulander nichts in unserer alten Literatur, auch nichts im Tristan vergleichen und nichts unter allen Minnesingern. Es ist hier ein Gegenstand behandelt, den die Minnelieder manchmal berühren: man halte Alles dagegen, was wir Aehnliches sonst besitzen, wie Alles zerstäuben wird vor dieser Kunst, die ahnende Angst, die liebevolle Theilnahme und aufopfernde Sorgfalt in der fragenden Herzelaude zu schildern, und in dem geständigen Kinde die wundervolle Unschuld, und den bitteren Schmerz, der ihr in die Augen tritt und das Antlitz entstellt, das entgegenkommende Vertrauen gegen die mütterliche Pflegerin, das verwirrte Bekenntniß und die quälende Unruhe; bei so voller überströmender Empfindung das Hervorblicken der Verständigkeit und des Anstands, was so wahrhaft weiblich ist, diesen schwermüthigen Blick auf den Verlust ihrer kindischen Freude und Harmlosigkeit gegen die peinvolle Angst, die sie nun fieberhaft durchglüht. Es war nur wenigen Dichtern gegeben, so zarte Seelenzustände so lebendig zu malen, so geschickt zu belauschen, und für so feine Empfindungen den rechten Ton, das rechte Wort, und das rechte Zeitmaas der Periode zu treffen, was Alles wir in den alten, den menschlichen, den naturvollen Griechen so hoch bewundern. Wie Schade, daß uns gerade dieses Bruchstück nur zeigt, wie nothwendig es war, das hergebrachte Maß der kurzen Verse zu sprengen, um dem genialen Schwung eines großen Dichters Raum zu schaffen, und daß man unter unsern Sängern gerade dann, wenn wir Gottfried hinzuziehen, größere und entscheidende Schritte, scheint es, in Vervollkommnung der poetischen Sprache und Rückkehr zu gegenständlicher Behandlung machte, als die äußere Ermuthigung und Anregung bereits verschwand und vielleicht die beiden großen Sänger schon in hohen Jahren standen.

Im Willehalm (um 1215—20) wählte Wolfram einen volksthümlich französischen Sagenstoff. Der heilige Wilhelm von Narbonne, eine geschichtliche Person des 9. Jahrh., ist nach der alten Legende (bei Mabillon und bei den Bollandisten) früh ein Gegenstand von Volksliedern gewesen. Im Laufe der Zeit verschmolzen sich in den Gesängen

der Jongleurs seine Thaten mit denen des Wilhelm Fierabras, des Sohnes Tankreds von Hauterive, und des Wilhelm Langschwert von Normandie. Wir können die Veränderungen nicht verfolgen, unter denen diese Lieder allmählig zu einem der umfassendsten Dichtwerke, einer großen Gruppe von verschiedenen Branchen anwuchsen; zusammen mit der vorgeschobenen Geste von Aimeri, Wilhelm's Vater (einer der charakteristischen Erweiterungen, mit denen man um die alten und geschichtlichen Helden des national-französischen Epos in ab- und aufsteigender Linie Vorfahren und Nachkommen zu versammeln liebte), enthält der ganze Cyclus an 90000 zehn- oder zwölfsilbige Verse. In jüngere französische Bearbeitungen sind schon Züge der Artussage eingedrungen[369]), von denen die älteren, zwischen Reim und Assonanz schwankenden um die Mitte des 12. Jahrh. entstandenen noch rein sind. Eine solche ältere Bearbeitung hatte Wolfram vor sich; seine unmittelbare Quelle, die ihm Landgraf Hermann verschaffte[370]), ist übrigens verloren. Wahrscheinlich kannte Wolfram die verschiedenen Branchen alle; er that aber wie mit dem Gralgedichte Kiot's: er behandelte, seinem gesunden Sinne folgend, von der massenhaften Sage nur einen Theil, in dem er den Anfang mit Absicht ausschied und das Ende liegen ließ. Obgleich Wolfram im Willehalm in seiner Manier derselbe ist wie im Parzival, so ist doch die Ausführung, wie Lachmann bemerkte, feiner und gebildeter, und der Ton im Allgemeinen ein anderer; er erinnert unmittelbar an den Pfaffen Konrad und den Ton der französischen Volksromane überhaupt. Es war wohl natürlich, daß den frommen, christlichen Sänger diese fränkischen Sagen mehr anziehen mußten, als die hohlen britischen Romane; und daß auch die deutschen Zeitgenossen diesen weitberühmten Stoff mit Liebe aufgriffen, beweisen die Bruchstücke anderer Bearbeitungen dieser Sage, die sich gefunden haben[371]), so wie zwei Fortsetzungen und eine lateinische Uebersetzung, die Wolfram's Werk im 13. Jahrh. erfahren

---

369) Dr. C. Hofmann, über ein Fragment des Guillaume d'Orange. München 1851. — Nach einer Notiz in diesem Schriftchen ist P. Paris mit einer umfassenden Arbeit über den ganzen Sagencyclus von Guillaume au court nez beschäftigt.

370) Willehalm 3, 8.

Lantgrâf von Dürngen Herman tet mir diz mær von im bekant.
er ist en franzoys genant kuns Gwillâms de Orangis.

371) Bruchstücke eines niederrheinischen, auch aus dem Französischen stammenden Wilhelm sind in Kitzingen gefunden (s. Reuß, Fragmente eines alten Gedichtes von den Heldenthaten der Kreuzfahrer im h. Lande. Kitzingen 1839.) und in Gent (vgl. Willems im belgischen Museum 1842. 2. Lief.).

hat. Wir gehen übrigens auch auf den Willehalm nicht näher ein, weil er unvollendet ist und Plan und Anlage, die bei Wolfram die Hauptsache ist, hier nicht überschaut werden kann. Aus den deutschen Fortsetzungen läßt sich natürlich nicht auf des Dichters Auffassung der Sage zurückschließen. Ein Ulrich von Türlein hat dem Willehalm den Dienst erzeigt, ihn von vorn zu ergänzen[372]), ein elendes, kaltes und mit Schweiß und Mühe ausgekochtes Ding; und Ulrich von Türheim hatte schon um 1242 das Ende weder in Wolfram's Geiste noch Manier hinzugedichtet, zwei Arbeiten, die wir gelegentlich noch kurz erwähnen. Auch wenn wir sie ausscheiden, so bleibt doch der Willehalm in jener ungeheueren Breite uns beschwerlich, die den französischen Romanen eigen ist. Wolfram hat die wichtigste Branche des ganzen Sagenstammes, die Schlacht von Arleschans, (in den sogen. elyseischen Feldern bei Arles) ausgehoben; dadurch ist denn jenes lästige Namen- und Völkergewirr, die ungeheueren Erweiterungen der Schlachtbeschreibung im Rolandgedicht zum Hauptinhalte geworden, wie in den Titurelschlachten, wie im Ruother und Wolfdieterich der deutschen Sage. Außer Schlacht und Belagerung finden wir daher im Willehalm nichts, als das nicht sehr rühmliche, noch auch sehr fein gehaltene Verhältniß des Wilhelm zu Arabele, die Vater und Gatten und Kinder und Götter verlassen hatte, um dem Christenthum und dem christlichen Gatten anzugehören, ein Verhältniß, das unter Veränderungen ein stehender Artikel in den französischen Romanen dieser Klasse ist, so wie wir überall in den späteren Gedichten aller Stämme, an denen die Erdichtung Theil hatte, Wiederholungen dieser Art fanden. Das hier erwähnte hat etwas beleidigendes, da die Entschuldigung solcher Schritte mit dem Christenthume nothwendig zu so sittenlosen und frechen Dichtungen, wie z. B. die Heidin ist[373]), führen mußte, obgleich sonst in dem Willehalm eine mildere Ansicht von dem Heidenthume herrscht als in der Roncevalschlacht. In einem Fürstenrathe vor der Schlacht spricht Arabele zu den Rittern und ermahnt sie der Heiden zu schonen. Ein Heide sei der erste Mensch gewesen, und Elias und Enoch, Noah und Hiob, die Gott darum nicht verstoßen; von den drei Königen aus dem Morgenlande habe Gott an Mutterbrust seine ersten Gaben empfangen. Der allerbarmende Vater könne nicht seine Kinder zum ewigen Verderben bestimmt haben; die Menschen seien

372) In Casparson's Ausgabe. Bd. 1. Wolfram hatte mehreren Aeußerungen zufolge diese Anfänge absichtlich weggelassen.

373) Gesammabenteuer 1, 383—439.

durch Gott erlöſt worden, weil ihr Sündenfall durch böſen Rath veranlaßt ward, nicht wie der der Engel durch eignen Anſchlag. Sie ſollen den Heiden gedenken, daß auch Gott ſeinen Mördern vergab, der für die Sündigen ſein heiliges Leben dem Tode dargeboten, der Allmächtige, um deſſen willen ſie ihre Götter verlaſſen habe, deren Anbetern, ihren Angehörigen ſelbſt, ſie Haß trage: den Chriſten aber darum, weil ſie wähnten, ſie habe dieſen Schritt um menſchlicher Liebe willen gethan, ſie hätte auch dort Liebe gelaſſen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem ſie keine Unthat gefunden; um Gottes Huld trüge ſie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis. Dies mag dem deutſchen Dichter vielleicht mehr als dem franzöſiſchen angehören; ſonſt finden wir alle Züge des alten Gedichtes von Roland wieder. Geprieſen wird, wer „um Gott ſich in Noth läßt finden, denn ihm ſind die himmliſchen Sänger hold, deren Ton ſo hell erklingt.“ Dem Vivians erſcheint ein Engel in ſeiner Todesſtunde; Wilhelm trägt geweihtes Brod bei ſich, von dem er dem Sterbenden mittheilt. Die Prieſter ſind hier ganz verſchwunden; wie im Parzival die Tempeleiſen gottberufene Ritter ſind, ſo macht dort der Laie Trevrizent den Prieſter, hier ſtreben die Ritter nach dem Himmel und verheißen ihn, ſie und die Frauen legen die Bibel aus, und Gyburg disputirt mit ihrem Vater Terramer über den rechten Glauben. Was das Königthum angeht, ſo ſind die Verhältniſſe, verglichen mit dem Rolandliede, verändert. In dieſer Sage, wo wie in der Geſchichte der König in voller Ueberlegenheit über ſeinen Vaſallen ſteht, iſt dies Verhältniß gewiß urſprünglich gelegen, und hat ſich trotz der Veränderungen der im Volke fortgepflanzten Geſänge in den uns erhaltenen Dichtungen noch erhalten, in die es nicht etwa erſt in den Zeiten der Kreuzzüge hineingetragen iſt; dagegen trat in den Vaſallenſagen von Ogier, Wilhelm u. A. das umgekehrte Verhältniß ein, die rohe Gewaltthat der Pairs und die Schwäche des Königs, wie es der erſten Entſtehungszeit dieſer Sagen, dem Charakter der Geſchichte ſeit Ludwig dem Frommen gemäß iſt. Dies geänderte Verhältniß herrſcht im Willehalm. Der Marquis erſcheint ganz als ein ſolcher übermüthiger Vaſall, greift der Königin in die Haare im Zorn und zerbricht ihre Krone. Die feſte Charakterzeichnung iſt noch die alte. Dieſer ſchwache König Ludwig, die liebliche Alyze, der ſtille, räthſelhafte Rennewart ſind mit Wenigem vortrefflich geſchildert; auch die Wirkung, welche Arabele, dieſe chriſtliche gerechtfertigte Helena, auf die belagerten Helden mit ihrer bezaubernden Nähe ausübt, iſt ſehr fein beobachtet.

5. Gottfried von Straßburg.

Berühmt ist jene Stelle im Tristan[374]) (der um 1210 gedichtet ist), in der Gottfried von Straßburg mit einer Hindeutung auf die dunkle Einleitung in den Parzival dem Wolfram von Eschenbach gegenübertritt, ihm gegen Hartmann den dichterischen Ehrenkranz weigert, und sich scharf gegen den barocken Vortrag und das Trockene und Dunkle der Wolframischen Manier erklärt[375]). Wie in den Fröschen des Aristophanes Euripides dem tiefsinnigen Aeschylos die Gewalt seiner Sprache und die ihm unverständlichen Bilder und Anspielungen vorwirft, so auch Gottfried dem Wolfram, dessen glühende Phantasie immer gewaltige Bilder entwarf, fernliegende Dinge in Gleichnisse band und für neue und fremde Gedanken eine neue und schwierige Sprache erschuf, während Gottfried an den ächten Dichter verlangt, daß er in schlichter und einfacher Rede spreche, an der ein Mann mit schlichten geraden Sinnen nicht strauchle. Keine Forderung ist gerechter als diese; kein Fehler aber natürlicher und verzeihlicher, als der gerügte in einem Manne wie Eschenbach. Wenn wir uns den Dichter des Parzival ins Gedächtniß zurückrufen, dem der Widerspruch nicht entging, der zwischen der inneren träumerischen Welt des Gemüths und dem äußeren Leben ist, so werden wir sogleich begreifen, daß diese Einsicht sich irgendwie in seiner Darstellung nicht minder abspiegeln werde als in seinem Entwurfe. Je mehr sich die Zeiten über sich selbst aufklärten, je mehr man sich aus den alten

374) Ausgaben von v. der Hagen 1823; von Maßmann 1843; übertragen von Hermann Kurtz 1844.

375) Tristan, v. d. Hagen 4663. Maßmann 118, 25 ff.

Vindære wilder mære, der mære wildenære,
die mit den ketenen liegent und stumpfe sinne triegent,
die golt von swachen sachen den kinden kunnen machen,
und ûz der bühsen giezen stoubîne mergriezen:
die bernt uns mit dem stocke schate, niht mit dem grüenen lindenblate,
mit zwîgen noch mit esten; ir schate der tuot den gesten
vil selten in den ougen wol. ob man der wârheit jehen sol,
dane gât niht guotes muotes van, dane lît niht herzelustes an:
ir rede ist niht alsô gevar, daz edel herze iht lache dar.
die selben wildenære, si müezen tiutære
mit ir mæren lâzen gân: wir mugen ir dâ nâch niht verstân,
als man si hœret unde siht: so enhân wir ouch der muoze niht,
daz wir die glôse suochen in den swarzen buochen.

Zuſtänden des reinen Ritterthums entfernte, deſto klarer ward dieſer Widerſpruch und deſto häufiger werden wir künftig auch von viel unbedeutenderen Dichtern Züge des Scherzes und der Gegenſätze angewandt finden. Je heller die ſpäteren dieſe Welt überſchauten, deſto entſchiedener wählten ſie die ironiſche und launige Darſtellung mit Abſicht. So in verhältnißmäßiger Steigerung Arioſt und Wieland. Bei Wieland iſt die Abſicht, lachen zu machen; Arioſt will nur heiter halten; Wolfram, indem er, ohne irgend einen dieſer Zwecke zu haben, klar und einfach die Natur ſeines Vorwurfs auffaßt, macht durch eben dieſe treue Schilderung dieſelbe Wirkung, die eine ruhige Beobachtung des jungen Menſchen in den Tölpeljahren auf uns macht, er hält zwiſchen Lächeln und Rührung; und das iſt auch die Wirkung vieler Romane Jean Pauls, der eben darum eine ſo ſeltſame Erſcheinung iſt, weil er frühzeitig reif mit einem wunderbaren Bewußtſein dieſes ſtreitende Weſen der erſten Jünglingsjahre ins Auge faßte, ja zergliederte, und durch alle ſeine Werke faſt hindurchſpielen ließ. In Wolfram's Schreibart herrſcht bald eine rührende Einfalt und Unſchuld, bald die Heiterkeit Gottfried's; dann aber ſind bei ihm, in ſeinen Gleichniſſen und Bildern, durch das Zuſammenhalten des Sinnlichen und Ueberſinnlichen, die Elemente zum Witz gegeben, wie in ähnlichen in ſich widerſpruchsvollen Handlungen und Begebenheiten die zum Humor. Bilder und Vergleichungen ſinnlicher und unſinnlicher Gegenſtände ſind in Wolfram's Dichtungen, und in anderer Art in Jean Paul, eben ſo gewöhnlich, wie ſie bei den Griechen unerhört ſind. Bei Wolfram aber iſt viel Komiſches eigenthümlich, wie er z. B. das Jean Pauliſche „Ungleich" launig anwendet: „Iſt etwas lichter als der Tag, dem glich nicht Belacane (die Mohrin)." Anwendung eines Beſonderen ſtatt eines Allgemeinen, eines Namens für eine Gattung ſteigert die komiſche Wirkung; dergleichen findet ſich mehrfach, wie wenn er von einem ſeiner Helden ſagt: „Wo der Gefecht zu finden dachte, da mußte man ihn binden, oder er war dabei; nirgends iſt der Rhein ſo breit, ſäh er am andern Geſtade kämpfen, er würde das Bad nicht ſcheuen." Seine Uebertreibungen zielen bei ihm auf komiſche Wirkung; Gynover bringt es bei Artus dahin, daß Segramors mit Parzival kämpfen darf, „es fehlte nichts, als daß er vor Liebe zu ihr geſtorben wäre." Wenn beim Homer Ajas mit einem Eſel verglichen wird, denkt gewiß Niemand an Muthwillen des Dichters; aber ganz anders, wenn Wolfram Geſicht und Wuchs ſeiner Heldin mit Haſen und Ameiſen vergleicht; oder die Arabel an Sanftheit mit einem jungen Gänſelein, das „an dem Angriff linde" iſt. Wenn er den lächerlichen Gegenſatz

empfindet, der in der Aventiure liegt, wo Parzival's Kraft in demſelben Augenblick zu einer ungewöhnlichen Höhe ſteigt, als er über den Anblick von drei Tropfen Gänſeblut im Schnee ſeiner Kondwiramurs gedenkt und über minniglichen Gedanken brütet, ſo hält er die Frau Minne an und fragt ſie ernſtlich, warum ſie männlichen Sinn und herzhaften hohen Muth ſo „enſchumpfire.“ Und endlich bekennt ſich Wolfram ſelbſt zu der Sünde des launigen Spottes, wo er von der ärmlichen Nahrung ſpricht, mit denen ſich Trevrizent und Parzival im Walde begnügen mußten; und ſeine eigne Unkunde des Franzöſiſchen, ſein krummes Deutſch, ſeine eigenthümliche Manier entgeht, wie bei ſo vielen witzigen Schriftſtellern aller Zeiten, nicht ſeinen eigenen Bemerkungen.

Wenn nun ſo weit dieſe humoriſtiſche Manier, die von ſeinem ſonſtigen Ernſte oft hart abſticht und einen unverſöhnten Gegenſatz bildet, was allerdings jede ruhige Wirkung zerſtört, etwa entſchuldigt werden möchte, ſo läßt ſich das gewiß nicht auf andere Stellen ausdehnen, wo auf das unangenehmſte und grellſte oft das Zarte mit dem Ekeln, das Innigſte und Ergreifendſte mit dem ſtärkſten Bombaſt und ſchlechteſten Geſchmacke, das Entfernteſte mit dem Entfernteſten verknüpft wird. Wo er im Willehalm die Alyze ſo liebenswürdig einführt, unterbricht die zarte Stelle ein wunderliches Bild[376]). In die Klage des Wilhelm über Vivians Leiche, die aufs vortrefflichſte ausgedrückt iſt, miſcht ſich unter die ächteſten Empfindungen ein Bild wie dieſes: ſolche Süße lag an deinem Leibe, des breiten Meeres Salzgeſchmack müßte ganz zuckermäßig ſein, wenn einer deiner zehn darein würfe! Anderswo ſoll der Glanz des Heeres von Poydjus beſchrieben werden, das unter ſeiner Pracht erliegen würde, wenn jeder all ſeinen Reichthum angelegt hätte, das möchte der Dichter vergleichen mit dem Antvogel der an den Bodenſee zu trinken komme „trünkern gar, daz tæt im wê.“

Wer nur wenige Seiten im Triſtan zur Vergleichung mit dieſer Wolfram'ſchen Manier geleſen hat, ſchon der wird begreifen, woher die feindſelige Stimmung dieſes klaren geſchmackvollen Mannes rührt, der dem ritterlichen Stande nicht angehört zu haben ſcheint. Man darf nur ſehen, wie weit er von der Unbeholfenheit in der Darſtellung faſt aller Dichter dieſer Zeit entfernt ſteht, mit welcher beneidenswerthen Leichtig-

376) Man möht ûf eine wunden ir kiusche hân gebunden,
dâ daz ungenande wære bî: belibe diu niht vor schaden vrî,
si müese enkelten wunders . . .

keit er seine Verse und Reime in einander schlingt und mit seinen künstlich und kühn zugleich gebauten Perioden das Eintönige dieser Versart fast vertilgt, welcher ungehemmte Fluß der Gedanken ihm mit welcher Fülle und doch Regelmäßigkeit entströmt, und wie wenig er von dem Zwang, der Aengstlichkeit, dem erkünstelten Schwung der übrigen hat, wie im Gegentheil die größte und leichteste Redseligkeit und Weichheit, die an und für sich gerade auch nicht zu loben ist, gleichsam durch seinen Plan und Gegenstand ebenso gerechtfertigt wird, wie die planlosen Abenteuer im Parzival. Allein sein Vortrag wäre offenbar das Geringste, wenn nicht hinzukäme, daß Gottfried der ganzen herkömmlichen Dichtungsweise geradezu entgegenträte und oft den beißendsten Spott gerade über die herrschendsten Eigenheiten jedes ritterlichen Romanes ausgösse, die auch im Parzival noch so vielfältig begegnen. Bekanntlich ist die Art der beschreibenden Dichtkunst, die prächtige Gegenstände oder glänzende Anzüge und Waffen oder die schöne Körperbildung eines Menschen mit Aufzählen der einzelnen Theile derselben zu schildern sucht, eine Manier, die durchaus jede Wirkung verfehlt, und der ein Homer, wie Lessing im Laokoon gezeigt hat, mit merkwürdigem Feinsinn überall aus dem Wege geht. Diese Manier herrscht in allen ritterlichen Dichtern in der übertriebensten Weise. Gottfried ist der erste und letzte, der dies fühlte, ja einsah, obwohl die Uebertreibungen dieser Art auch schon Wolfram aufgefallen waren. Wo er seinen Tristan und Rual zur Schwertleite kleiden und festlich schmücken will, war die bequemste Gelegenheit, dergleichen anzubringen, allein er umgeht das Herkommen und setzt eine Allegorie an die Stelle, indem er den geistigen Schmuck und den Zierat der Seele seines Helden zeichnet. Dabei läßt er mit der ihm eigenen Milde den Dichtern die Gerechtigkeit widerfahren, daß man überall von weltlicher Zierde so schön gesungen habe, daß er mit zwölffachem Talente nicht erreichen werde, was man Herrliches gesagt. Dies schwankt zwischen Spott und Anerkennung und kann beides zugleich sein sollen, weil in der That an solche Stellen oft der schönste Fleiß der besten Dichter verschwendet ist. Gottfried bahnt sich daher einen ganz neuen Weg zur Verherrlichung seines Festes, indem er gleichsam die berühmtesten Dichter seiner Zeit in die Gesellschaft ladet, in jener berühmten auch von Anderen nachgeahmten Stelle, der wir so manche schöne Kunde verdanken, die wir der außerordentlichen Feinheit und Bestimmtheit der Charakteristiken wegen so sehr bewundern, so daß wir z. B. aus seiner Schilderung von dem duftigen und harmonischen Gedichte des Blikker von

Steinach[377]) (dem Umhang) mit Gewißheit ſchließen dürfen, unſere Literatur würde eine ganz neue Bereicherung erhalten, ſollte dies je noch aufgefunden werden[378]). Wenn er alsdann den geladenen Kreis durchlaufen und uns mit den großen Sängern ſeiner Zeit bekannt gemacht hat, ſo nimmt er die Wendung, daß ihm in der Nähe ſo redereicher Männer das Wort im Munde gar erlöſche und er nicht wiſſe, wie er ſeinen Triſtan zur Schwertleite bereiten ſolle. Er müſſe denn ſein Gebet zu dem Helikon ſenden, dem neunfältigen Thron, von dem der Quell rauſcht, aus dem die Gabe der Worte und der Sinne fließe. Apoll und die Kamönen würden, da ſie ihre Gaben ſo reichlich jetzt vertheilten, ihm doch einen Tropfen nicht verſagen. Geſetzt aber, dieſe ſeine Bitte ſei ihm gewährt und reichlich beſäße er die Gabe, Aller Ohren zu entzücken, jedes Gemüth ſanft zu ſtimmen, ſeine Rede von keinem Stäubchen hemmen und nur auf Klee und lichten Blumen einhergehen zu laſſen, dennoch würde er ſich nicht beſtimmen laſſen, ſich an dem zu verſuchen, woran ſich ſo Mancher verſucht und verprieſen hat: denn gäbe er ſich alle Mühe, wie ſo Mancher gethan, und erzähle wie Vulcan dem Triſtan die Waffen und Kaſſandra den Kleiderſchmuck bereitet, ſo hätte dies Alles doch keine andere Kraft, als die Geſellſchaft der Tugenden, die er bereitet habe. Man wird finden, welch ein ſelbſtändiger Kunſtſinn und welche feine

377) Ueber die Perſon ſ. v. d. Hagen M. S. 4, 255 ff. Man vermuthet, daß das Gedicht die Schildereien eines gewirkten Vorhangs beſang, in einer Sammlung von einzelnen Frauen- und Liebesgeſchichten des Alterthums. Rudolf von Ems erwähnt das Gedicht in ſeinem Alexander V. 3111 ff. und Wilhelm V. 2189 ff.

378) V. d. Hagen 4696. Maßmann 119, 18 ff.

Er hât den wunsch von worten;
sînen sin den reinen, ich wæne daz in seinen
ze wunder haben gespunnen, und haben in in ir brunnen
geliutert und gereinet. er ist benamen gefeinet.
sîn zunge diu die harpfe treit diu hât zwô volle sælekeit:
daz sint diu wort, daz ist der sin; diu zwei diu harpfent under in
ir mære in fremdem prise. der selbe wortwise,
nemt war, wie der hier under an dem umbehange wunder
mit spæher rede entwirfet, wie er diu mezzer wirfet
mit behendeclichen rîmen. wie kan er rîme lîmen,
als ob sî dâ gewahsen sîn! ez ist noch der geloube mîn,
daz er buoch unt buochstabe für vederen an gebunden habe:
wan welt ir sîn nemen war,
sîn wort diu sweiment als ein ar.

Begriffe von den Wirkungen der Poesie hier durchblicken, die es erklären, wenn Gottfried blos auf die Forderungen der Kunst gerichtet absieht von allem Hergebrachten, was man damals in den Werken der Dichtung zu finden und zu suchen gewohnt war. Ganz so wie an dieser Stelle die Festbeschreibung, so schiebt er sogleich auch die Beschreibung des Turniers bei Seite; wie viel Speere sie zerbrochen hätten, das sollen die Knappen sagen, die sie zusammentrugen. So will er sich auch nicht mit dem Preis von Morolt's Stärke befassen, indem er, ohne es zu sagen, auf die gewöhnlichen Uebertreibungen der Körperkraft der Romanhelden, und im besonderen auf die des Morolt, dem die alte Sage mehrfache Manneskraft beilegt, stichelt und ausdrücklich beifügt, daß er seine Kunst nicht an dergleichen vergeuden will. Daß der Dichter, wo die Gelegenheit es will, nicht vor der Schilderung großen Schmerzes und inniger Klage scheut, hat er in der ganz vortrefflichen Zeichnung von Blancheflurs versteinerndem Schmerz über Riwalins Tod gezeigt, die ihres Gleichen nicht in der mittelaltrigen Poesie hat, allein darum verschmäht er doch, die hergebrachte Todtenklage in ewigen Wiederholungen wiederzubringen, und als Morolt fällt, lehnt er es ab, viele Worte über den Gram seiner Leute zu machen — was hülfe es? wer möchte Aller Leid beklagen? — Wenn er hernach von der Heilung Tristan's redet, so wäre für einen Wolfram'schen Sinn die schönste Gelegenheit gewesen, mit Gelehrsamkeit und wunderlichen Worten über die Meisterschaft der Isold und die Zauberkraft ihrer Arzeneien zu prunken, allein er will nie ein Wort reden, das den Ohren mißfalle, dem Herzen widerstehe, und will lieber kurz von solchen Dingen sprechen, ehe er die Erzählung widerlich mit unhöfischer Rede mache. Aus allen diesen Stellen leuchtet die bewußteste Richtung auf Seelenschilderung vor, die auf alles Aeußerliche, was damit nicht in enger Beziehung steht, einzugehen verschmäht. Dagegen ist Gottfried's Kunst, innere Charakterformen zu zeichnen, höchst ausgezeichnet; er streift an die Kunst der Griechen, an der äußeren Gestalt die innere erkennen zu lassen, und es ist meisterhaft, wie er in allen Gebärden und in jedem Zuge den jungen Tristan, als er in Marke's Jagdgesellschaft und dann an dessen Hof kommt, vortrefflich charakterisirt. Man darf ihn aber auch nur von den Musen und von Helena und Aehnlichem reden hören, um zu sehen, wie bekannt er wenigstens mit dem ächten Virgil war, wie viel Sinn er für die plastischen Gestalten der Alten hat, wie lebendig diese vor seinen Augen stehen, wie richtig er ihre Grazie auffaßt, für was Alles keiner seiner Mitsänger vor und nach ihm einen Sinn zeigte.

Die Zierlichkeit und Lieblichkeit dieſes Dichters, ſein weicher aber reiner Geſchmack, die reizvolle Form ſeines Werkes, die der Härte und Strenge Wolfram's ſchroff entgegenſteht, ruht auf der Lebensanſicht des Dichters, die von der des Eſchenbach eben ſo ſehr abſticht, und deren Verſchiedenheit die Wahl des Stoffes ihrer beiden Hauptgedichte und ihre abweichende Darſtellungsart bedingt. Je ſchärfer ſich die Weltanſichten beider Dichter ſcheiden, je tiefer beide in der menſchlichen Natur begründet ſind, je völliger jede einzelne in Jedem der beiden Dichter hervortritt und Alles durchdringt, je mehr uns alles Ganze und von Halbheit Entfernte anzuziehen pflegt, deſto erklärlicher wird das verſchiedene Urtheil, das man über Beide fällen hört, denn der Zwieſpalt über den Werth ſolcher Werke und ſolcher Dichter wird ewig dauern. So lange es Menſchen geben wird, die das Leben mehr von der ernſten Seite, und andere, die es mehr von der heiteren zu betrachten lieben, ſo lange das Ebenmaß zwiſchen ſittlicher und äſthetiſcher Bildung der Seele nur in ſo Wenigen gefunden wird, ſo lange werden ſich die Urtheile über dieſe und ähnliche Dichter trennen, je nachdem der Beurtheiler Geiſt ſucht oder Geſchmack, Erhabenheit liebt oder Gefälligkeit, Tiefe vorzieht oder Reiz. Es gibt eine gewiſſe Trilogie künſtleriſcher Form, die darum ſich in den Literaturgeſchichten der Völker mehrfach wiederholt, weil ſie eine natürliche iſt und den Menſchen gemeinſam. Die Dichtkunſt erſcheint anfänglich unter den erſten geiſtigen Beſtrebungen der Völker in ſchwerem und tiefſinnigem Ausdruck, und ſucht mehr die Sache als die Darſtellung; dieſer erhabnere Charakter ſinkt mit der Zeit zu ſeinem Gegentheil herab, die Form wird leicht und behaglich, der Sinn leidet; der bequeme dichteriſche Genuß ſteigt, die ſittliche Befriedigung und Erhebung fällt weg. Zwiſchen dieſen beiden Enden, dem Erhabenen und Gefälligen, dem Strengen und Weichen ſteht das eigentlich Schöne inne, erſcheint aber wohl nie ohne eine Neigung nach einer der genannten Seiten. Doch ſcheint in Aeſchylos, Sophokles und Euripides jene Dreiheit am vollkommenſten ausgedrückt. Aehnlich kann man Wolfram, Hartmann und Gottfried nebeneinander ſtellen, obgleich hier der Mittlere, was der häufigere Fall iſt, mehr negativ die Extreme ausſchließt als poſitiv in ſich harmoniſch verbindet. Es iſt daher natürlich, wenn dieſe Mitte zwar von keiner Partei je ganz verworfen, aber auch ſelten ſehr leidenſchaftlich bewundert wird; und wenn Ariſtophanes in ſeinen Fröſchen zwiſchen den lauten Vertretern der alten und neuen Dichtkunſt den nicht erſcheinenden Sophokles in ſtiller Entfernung emporhebt, ſo trifft dies unſer inneres Gefühl mit eben der überraſchenden Wahrheit, wie

wenn Göthe erzählt, er habe sich häufig um den Vorzug Buonarotti's und Raphael's gestritten, man habe sich nie verständigen können, aber am Ende habe man sich zum Lobe Leonardo da Vinci's vereinigt. So ist auch bei Aristophanes unter jenen Griechen Aeschylos zum Anerkennen des Sophokles eben so bereit, wie Gottfried den Hartmann von Aue rühmt, während Euripides unversöhnlich dem Aeschylos gegenüberbleibt, wie Gottfried dem Wolfram. Wollen wir ein Werk von seiner dichterischen Seite beurtheilen, so sehen wir von seiner mystischen und religiösen, sittlichen oder wissenschaftlichen Weisheit und Werth ab und halten uns an Darstellung und Form. Wir begreifen dann, daß sich feinere Beurtheiler von Dante's furchtbarer Erhabenheit hier und da wegkehren, wir müssen einstimmen, wenn Gottfried sich gegen jene ausläßt, die „mit dem Stocke Schatten bringen, nicht mit dem grünen Lindenblatte," und wenn er ein mühseliges Glossenstudium der Schriften der „vindære wilder mære" von sich weist. Suchen wir aber im Dichter den ganzen Menschen, im Gedichte die ganze Bedeutung des Lebens, dann schlagen wir uns entschieden auf die Seite der erstern, und verfechten mit Aeschylos, daß der Dichter, der Lehrer der Erwachsenen, das Gute nur lehren und das Unedle verbergen, daß er nur würdigen und großen Stoff behandeln solle. Dann spricht uns die Zucht und Sittenstrenge dieser Männer mehr zu, dann gerade erscheint ihr ernster Kampf mit dem ernsten Leben als der Ausspruch der ganzen Größe ihrer inneren Natur, und der ringende Ausdruck erhält eine tiefere Bedeutung; dann ersetzen wir uns die mangelnde Glut und Bewegung in den einzelnen Theilen mit dem stillen Feuer, welches das Ganze erwärmt, den mangelnden melodischen Fluß der Rede mit der Harmonie der Erfindung, den fehlenden Reiz der Darstellung mit der Tiefe der Gedanken.

Um aber auf einen Blick die ungeheure Kluft zu überschauen, die unsere beiden Dichter von einander trennt, wollen wir so kurz als thunlich dem Tristan und seinem inneren Aufbau folgen, und der Leser mag die Analyse dann mit der des Parzival vergleichen. Wir sehen hierbei noch mehr als irgendwo sonst von den Quellen[379]) ab, weil in einem Gedichte wie dieses auf die Entlehnung des Stoffes gar nichts ankommt. Die Geschichte der Sage[380]) kann in der Dichtungsgeschichte nur als

379) Die wälschen Triaden kennen die glühende Liebe Tristan's zu Ysault, das Weib seines Oheims March. Schon im 12. Jahrh. sind alle französischen Troubadours voll davon.

380) Neues und correcter edirtes Material für die Tristansage gibt: Tristan;

Stoff von Bedeutung sein und daher nur ein untergeordnetes Interesse haben; sie wird um so wichtiger, je unbedeutender die eigentliche Kunst noch ist; sie wird stets unbrauchbarer, je bedeutender die selbständige Thätigkeit der Dichter wird. Wir suchen in dem einen wie im anderen dasjenige aushebend zu verfolgen, was sich aus dem Ganzen der Nationalgeschichte erläutern und herleiten läßt; die zufälligen Schicksale der Stoffe, wie die gleichgültigen Eigenthümlichkeiten der Dichter lassen wir bei Seite. Es ist ein mäßiges Interesse, das wir an dem geschichtlichen Stoffe von Göthe's Werther nehmen; die Stimmung im Volke, die ihn hervorbrachte und ihm seine Wirkung schaffte, ist dem Geschichtschreiber die Hauptsache; so ist's auch mit den Werken eines Wolfram oder Gottfried. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß der Dichter die höchste Bewunderung verdient, wenn man sieht, welch ein bedeutungsvolles Gedicht er aus einem Stoffe bereitete, der noch in dem Tristan des Eilhart von Oberg so wüst und ekel daliegt und in sich von aller Größe und Würde vollkommen entblößt ist. Es ist der Stoff einer bloßen Novelle, ein britisches Fabliau, wie denn unter den armoricanischen Lais im Yvonec die Elemente des Tristan, ein Ehebruch, ein treuer Tod der Ehebrecherin über dem Geliebten, und in einem anderen auch ein einzelnes Abenteuer im Tristan vorkommt, deren Gottfried mehrere hat, die noch im Eilhart fehlen. Aus einer so niederen Sphäre, in der die Fabel des Tristan zu einem unterhaltenden leichtsinnigen Geschichtchen gemacht ist, rückte sie Gottfried in eine wunderbare Höhe, mit einer wahrhaft genialen Kunst.

Wenn wir uns im Parzival in das Ideenleben jener Zeit versetzt sahen, so versetzt uns Gottfried in die Mitte des Gemüthslebens der Ritter- und Hofwelt. Wenn sich Parzival mit dem äußerlichen, planlosen und wirren Wesen der handelnden Welt in Widerspruch setzte und uns gleichsam die vorher fast unverständlichen, weil eben so planlosen, Romane eröffnete und erklärte, so setzt sich Tristan mit dem inneren Gefühlsleben jener Zeit in Einklang und erklärt uns den Minnegesang und was Alles dabei uns fremd blieb, so lange wir mittelmäßige Gedichte mittelmäßiger Sänger unvollkommen davon singen und sagen hörten. Wir werden hier in die Erziehung und das Leben eines solchen höfischen Ritters eingeführt, der im Gegensatze zu dem einsam emporgewachsenen Parzival mit liberalem Unterricht, mit feinen, weltmännischen Sitten

---

recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à ses aventures etc. par Fr. Michel. 1835. 2 Thle. Chretiens von Troyes Tristan scheint verloren.

aufgezogen wird. Der Dichter will ihn uns von jener Einen Empfindung der Liebe beherrscht zeigen, von jenem räthselhaften Gefühle, das so manches Widerstreitende versöhnt und verknüpft, das hier Treue und treulosen Verrath, Dienstpflicht und Verwandtenbetrug, Leichtsinn und Innigkeit in einem und demselben Herzen vereinigt. Glücklich, daß dieser Dichter mit fast unbegreiflicher Ueberlegenheit einen so schwierigen Vorwurf zu bemeistern das Geschick hat, uns würde die ganze Zeit ohne sein Gedicht viel unbegreiflicher sein. Er zeigt uns einen Jüngling in der Gewalt jener allmächtigen, zauberisch wirkenden Regungen der ersten Liebe; er zeigt diese, mittelst des Zaubertranks, in ihrer unwiderstehlichen Stärke; er zeigt, wie sie den Todhaß zweier Seelen versöhnt und an seine Stelle Treue bis zum Tode setzt; wie sie auf der anderen Seite den schönen Bund zweier Verwandten trennt und zu schmählichem Verrathe verleitet; wie sie den reinsten Charakter verdirbt, den thatenlustigen Tristan, den Retter seines Oheims, den Eroberer seines eigenen Landes, den Schlangentödter, plötzlich der Welt entzieht; wie nun alle Thaten aufhören, alle Handlungen stille stehen, nur die kleinen Entwürfe nicht, die ihm sein neues Bündniß mit Isold eingibt. Die geheime Kraft der Heiligkeit der Empfindungen dieser Jahre pflegt mit der Nichtachtung aller geselligen Bande gepaart zu sein und versöhnt oft das Schmählichste mit dem Erhabensten und Edelsten. Dies ist ein Zug vollkommener Naturwahrheit, den die Geschichte jedes innerlichen Menschen bestätigt. Der Dichter führt das liebende Paar zuletzt aus aller Welt ganz zurück in die Einsamkeit, wo er in Arioſtischer Laune sogar meint, sie hätten in ihrem Glücke nicht einmal mehr der Nahrung bedurft. Wie aber auch auf dieser Spitze des Glücks das an Täuschungen und Betrug gewöhnte Paar noch die Außenwelt zu täuschen sucht, bewirkt eben dies ihre Rückberufung in die Welt, zieht ihre Trennung nach sich und bewirkt die ärgere Entartung der Sitten: die Sophistik der Liebe treibt den Helden sogar zur Untreue und jetzt trifft ihn die Sophistik des Schicksals mit rächender Vergeltung. Das Ende des Gedichtes, wenn es erhalten wäre, hätte uns sagen können, ob der Dichter wirklich die Absicht gehabt hatte, seinen Helden als das Spielzeug von Glück und Leidenschaft, als die Frucht und als das Opfer des Leichtsinns und der Eigenheit jener Zeit zu zeichnen, die, wie es im Tristan selbst heißt, Liebe für ein so seliges Ding hielt, daß Niemand ohne ihre Lehre weder Tugend noch Ehre habe, die also eine Leidenschaft an die Stelle eines Lebensgrundsatzes emporhob und darüber jede Würde, jede Kraft des Handelns vergaß. Sollte das Alles auch nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben, worauf gar nichts ankommt, so liegt

es in seinem genialen Gedichte um so deutlicher, nur daß selbst die warnende sittliche Wendung vermieden ist, die wir gern dabei unterschieben möchten.

Doch den Dichter macht nicht sowohl der Plan, als die Ausführung; wir wollen daher noch einen Schritt näher treten, um auch hier seine unvergleichliche Dichtergabe kennen zu lernen. Die heitere Weltbetrachtung des Dichters spricht sich gleich im Eingang in der Ganzheit aus, mit der sie das ganze Werk bis in die kleinsten Theile aufs innigste durchdringt. Er spricht sein Lied zu den Liebenden, auch er singt von Freud und Leid, aber er singt davon nicht in dem Tone Wolframs, „daß Jammer unser Beginnen sei und daß wir mit Jammer ins Grab kommen", sondern er kennt nur das Leid der Liebe als eine Süßigkeit und als eine Würze der Freude. Sein Held wird geboren von einem Verführer und von einer Verführten, sein Vater fällt vor seiner Geburt, seine Mutter stirbt aus treuer Liebe zu dem Gatten bei seiner Geburt. Dies ist das Vorspiel zu Tristan's eigenem Schicksal und der Keim seiner Natur. Die erste Schule aber vollendet sogleich den Charakter. Ein treuer Diener des getödteten Rivalin erzieht Tristan als seinen eigenen Sohn, und wendet alle Sorge für eine liberale Erziehung an ihn, die von aller verhätschelnden Zärtlichkeit eines treuen Dienstmannes begleitet ist. Er reist in fremde Lande, lernt fremde Sprachen und was Alles zu der Bildung eines höfischen Edlen gehörte. Das war, sagt der Dichter, das erste Opfer seiner Freiheit, und er trat in den Jugendjahren, wo alle seine Freude und Wonne erstehen sollte, in peinliche Sorgen und sein bestes Leben war mit des Lebens Beginne hin; „da er mit Freuden zu blühen begann, fiel ihn der Reif der Sorge an, der so mancher Jugend schadet und er verdorrte ihm die Blüte seiner Freuden." Dies war die Folge der Bücherbeschäftigung, an die er gleichwohl Fleiß und Mühe kehrte. Welche richtige, tiefe Bemerkungen, die in unserer Welt der Prosa nicht scharf genug und oft genug gemacht und wiederholt werden können, die aber in dem Munde eines Mannes jener Zeit eigen lauten und mehr der leichtsinnigen Klage unserer schwachen Väter und Mütter über die Strenge der Schule ähnlich sehen, auch wo keine Ursache zur Klage ist. So erscheint nun Tristan in jener geselligen Gewandtheit, mit jener glänzenden Außenseite, mit all den liebenswürdigen Schwächen, die in der Gesellschaft einnehmen und gewinnen, die Jeden, der sie besitzt, zum Liebling Aller, wenn auch nicht gerade zum Gegenstand der Achtung machen. Die Zeichnung dieses Charakters sucht in aller Welt ihres Gleichen; die Art, wie der Dichter das redselige, gewandte, flinke, in jeder Lage gleich gerechte

Bürſchchen an Marke's Hof einführt, iſt ganz vortrefflich. Der Zug des guten Benehmens, der geſelligen Duldſamkeit und Beſcheidenheit iſt überall ins Licht geſtellt. Es iſt ein allgemeiner Satz, den auch die Strengſten der damaligen Dichter loben, daß den Mantel nach dem Winde hängen, aus dem Walde wiederrufen wie man hineinruft, recht iſt, daß man mit dem Frohen froh, mit dem Traurigen traurig, dem Treuen treu, dem Falſchen rund ſein ſolle, eine Lehre, die nur ein Ascet und Einſiedler geradezu verdammen kann, die aber doch ihre ſehr feſten innerlichen Grundſätze verlangt, wo ſie nicht zum Laſter werden ſoll. Allein Gottfried ſieht das für ein Glück an, das Gott gegeben, daß ſein Triſtan mit allen zu leben wußte, mit allen zu tollen, zu ſingen, zu lachen, und mit den Wölfen zu heulen, und alles mitzumachen was einer anhub, wie es die Jugend ſolle. Jugend hat nicht Tugend, iſt ſeine Predigt; auch das iſt recht; es iſt ein Satz, dem ein ſchwächliches, für ſeine Kinder ängſtlich beſorgtes Geſchlecht ſo gern ſeine Wahrheit nähme; allein auch dies iſt eine Einſicht, die in einem Zeitalter der Unbildung und roherer Kraft, wie jenes, auf einer gefährlichen Höhe ſteht, obgleich ſie bei Gottfried durchaus rein iſt, da er nicht ſo weit geht, daß er auch der Böſen Lied ſingen lehre, vielmehr den Haß der Böſen als nothwendige Bürde des Guten, den Neid als das Kind der Würde darſtellt. Die Heldenthaten des Triſtan, die Wiedereroberung ſeines Landes, ſein Sieg über Morolt und über den Drachen in Irland zeigen ihn noch als einen Jüngling, in dem noch keine innere Regung laut geworden. Er ſieht jene Iſold zum erſtenmal kalt, er ſelbſt räth dem Marke um ſie zu werben, er ſelbſt übernimmt die gefährliche Werbung bei dem ihm tödtlich befeindeten Weibe, er richtet ſie treulich aus. Der Zaubertrank, der in der Sage mitſpielte, überhob den Dichter freilich der Mühe, uns die allmählig erwachende Leidenſchaft in dem feindlichen Paare auf der Meerfahrt zu ſchildern, allein er holt nach dem Tranke nach, was nicht vorherzugehen brauchte, und verſinnlicht das Plötzliche eines ſolchen Uebergangs von nothwendig äußerer Verſöhnung zu freiwilliger Hingebung und Liebe durch eben jenes Symbol vortrefflich. Seine Kunſt der Seelenmalerei beginnt hier. Der Ausbruch der Gefühle in Iſold iſt ganz vortrefflich; die Kenntniß der Natur der Geſchlechter, die dabei entwickelt wird, iſt zum Erſtaunen. Das Weib wallt zuerſt über von ihrer Empfindung, ſie hat volle Augen, ſie läßt das Haupt auf Triſtan ſinken und ſagt ihm ein Räthſel als halbes Bekenntniß; und der Mann, den gleiche Gefühle beſtürmen, hat jetzt, ſeines Sieges ſicher, noch die Kälte, die Umarmung zurückzuhalten, ſie mit abſichtlicher falſcher

Auslegung ihrer Worte zu quälen, sie zum vollen Geständniß zu zwingen. Was von nun an folgt, ist nicht geeignet, etwas anderes als unseren Abscheu zu wecken, obgleich es in der menschlichen Natur nur zu begründet sein mag, daß, wenn einmal im Weibe nach einem solchen Kampfe Scham und Zucht überwunden ist, dann keinerlei Hoffnung zur Heilung und Rückkehr übrig bleibt. Eine Reihe von Betrugen und Täuschungen des armen Ehemanns und Oheims Marke werden uns in ermüdender Menge und Ausführlichkeit vorgeführt, obwohl nicht zu leugnen ist, daß auch hier das ganze Talent des Dichters sich entfaltet. So ist die reine liebe gute kindliche Isold denn gleich, nachdem sie den Trank der Schuld gekostet, dazu gereift, dem neuen Eheherrn zum trauten Empfang den schmählichsten Betrug zu bereiten, und leichthin wird der schauderhafte Satz ausgesprochen, daß sie begann Tadel und Spott mehr als Gott zu fürchten, was denn als Einleitung zu dem grausigen Anschlag dient, den sie gegen ihre treue Dienerin, die Helferin bei jenem Betruge, faßt. Sie fängt nun an, in den Künsten der Schlangenlist und des Betrugs die raschesten Fortschritte zu machen; bald macht sie eine Thorheit, die sie noch in alter Unbefangenheit beging, mit zehn abgefeimten Streichen gut. Sie läßt die Kunst der Weiber spielen, wie der Dichter sagt, daß sie weinen können ohne Anlaß und Ernst, so oft sie es gut dünkt. Bald bedarf sie der Belehrung nicht mehr, den gelegten Fallen zu entgehen; schnell weiß sie mit eigner Kunst die Lauscher zu täuschen (in Scenen, die des Pinsels der Cervantes oder Boccaccio, oder wer sonst hierin Meister ist, vollkommen würdig sind) und bereits überbietet die gelehrige Schülerin in Meisterschaft den Mann und die Freundin. Sie weiß mit Winken und Lächeln, mit Achselzucken und Seufzen den ängstlich schwankenden armen Ehemann in Zweifel und Pein zu erhalten, auf ihren Kummer anzuspielen und doch jeder Frage auszuweichen. Sie könnte den Marke, als sie ihm bei ihrer Zusammenkunft mit Tristan im Garten das Lauschen auf dem Baume ablauschte, mit der Wahrheit kirren, ihm die Scene eröffnen, die sie da mit Tristan zu seiner Täuschung spielte: nein, sie nicht; sie sagt ihm nur die leichte Lüge, daß Tristan das, was er ihr vor Marke's Ohren selbst gesagt, zu Brangäne gesagt hätte, und behält sich also das Recht der Heimlichkeit gegen den Gatten vor. Es geht so weit, daß selbst das Gottesgericht und der Eid auf eine frevelhafte Art verhöhnt wird, mit einer listigen Erfindung der Isold, die ihr in Noth und Gebet und Fasten der gnädige Christ eingegeben hat! sie richtet die List zu, sie betet dann in „göttlicher Andacht", sie schwört dann den Eid, sie hält das glühende Eisen: da ward es

offenbar, „daß der heilige Chriſt windſchaffen wie ein Aermel iſt!“ Man ſieht wohl, daß ein aufgeklärter Mann mit Heilthümern und Gottesgericht hier ſeinen Spott treibt, ähnlich wie in der Novelle von Aucaſſin und Nicolette unter dem Schleier derſelben gefallſüchtigen Naivetät und verbildeten Einfalt mit Ritterthum, kindlicher Pietät und Heiligenwundern ein freies Spiel getrieben wird. Vielleicht möchte man dies heute ſo gut hingehen laſſen, wie Friedrich's II. freigeiſtige Scherze über das gelobte Land; aber wie iſt doch auch die Anſicht von dem ganzen Verhältniß die ſonſt durchgeht! Wenn Gottfried von den untreuen Hausgenoſſen redet, die Honig im Munde und Haß im Herzen tragen, ſo ſollte man Wunder meinen, welche treffliche Anwendung werde gemacht werden: am Ende ſind die Hofleute gemeint, die es mit Marke gut und ehrlich meinen. Wenn man ihn von der Liebe reden hört, von ihrer Kraft und hohen Wirkung, von dem Verfall der ächten Liebe, und wie nur noch das zertriebne Wort, aber nicht die Sache übrig ſei, ſo denkt man, die herrlichſte Schilderung reiner und heiliger Gefühle ſolle das Alles bewähren, wo gleich hernach die ſchandbarſten Anſchläge folgen, wo kurz vorher der Verrath an Marke begonnen war, und wo nun dies ganze Verhältniß als ein Ideal liebender Treue aufgeſtellt wird, weil auch freilich Iſold an dem Gegenſtande ihrer ſündigen Liebe mit all der Hingebung treu hängt, die ſich ſogar jede andere Freude verſagt, ja zerſtört. Als der betrogene Gatte mit Meineid und Allem getäuſcht war, täuſcht ihn doch ſein eigenes geſundes Auge nicht länger, der gute Mann kann es nicht weiter mit anſehn, läßt die beiden Liebenden von ſeinem Hofe gehen und überläßt ſie ſich ſelbſt. In der Schilderung ihres Zuſammenlebens im Walde wandelt den Dichter Arioſtiſche Laune und Uebermuth an und er überläßt ſich dem höchſten Schwung ſeines Genius. Die ſinnige allegoriſche Deutung von der Höhle der Liebenden, das launige Mitſpielen des Dichters, die außerordentliche Leichtigkeit des Vortrags, der hier mit dem reizendſten Schmucke bekleidet iſt, Alles befähigt dieſe Stelle mit dem Höchſten der romantiſchen Poeſie zu wetteifern. Man reiße dies einſame Leben der Liebenden heraus, betrachte es für ſich und nur von Seite der poetiſchen Kunſt, ob dies an Naturleben, an Innigkeit, an bezauberndem Colorit hinter Medor und Angelica zurückſteht. Oder man nenne uns irgend eine idylliſche Epiſode der Spanier und Italiener, in der ein ſo zarter Duft ungekünſtelter Unſchuld weht, über die ſo friſche, geſunde Freude an dem Leben in der Natur und ein ſo reiner Hauch der Naivetät gebreitet iſt. In dieſem Leben der Wonne ſtört ſie Marke wieder. Dieſer arme Mann iſt von dem Dichter vor-

trefflich gezeichnet; ein Gemälde menſchlicher Schwachheit und Leidenſchaft, das troſtlos ſchön entworfen iſt. Jetzt bereut er ſeine Großmuth; er fährt im Walde herum, und als das die Liebenden merken, wollen ſie auch jetzt den Schein der Treue gegen ihn retten und legen zwiſchen ſich ein nacktes Schwert als Symbol ihrer Unſchuld. So ein kleiner Strahl von Hoffnung richtet den von Trauer und Einſamkeit gequälten Marke wieder auf und er nimmt ſie wieder an den Hof; geblendet von Liebe wußte er zwar, wie es um ſie ſtand, aber wollte es nicht wiſſen. Das braucht nun der Dichter zur Entſchuldigung. Wem ſoll man, fragt er, die Schuld an dem ehrloſen Leben der Beiden geben, da Begierde und Luſt den Marke ſo blendeten, daß er Alles vergeſſen wollte, was ſie ihm thaten? Er wirft ihm den Fehler vor, daß er ihnen nun wieder ihr Spiel verderben will und ſie damit nur um ſo mehr reizt. Er wirft ihm das Hüten des Weibes vor, was in jedem Falle verloren ſei, da man die Böſe nicht hüten könne, die Gute nicht dürfe; ſie hüte ſich ſelber; jeder andere Hüter ſei ihr verhaßt; und wenn gute Geſinnung auf dieſe Weiſe zum Uebeln gebracht werde, ſo trage ſie noch üblere Früchte, als die ſtets übel geweſen iſt. Die Liebe erzwingen ſei ja nicht möglich, man löſche die Liebe mit dem Verſuche; man müſſe nichts verbieten, denn Manches geſchähe durch Verbot, was außerdem nicht geſchehen wäre: dies ſei den Weibern angeboren, deren Urahnfrau gebrochen was ihr Gott verbot, und es gewiß nicht gethan hätte, wäre es ihr nicht verboten geweſen. Mit bloßem Verbieten könne man noch heute die Even zu Hunderten machen, die ſich ſelbſt und Gott verlören. Das Weib, das aus dieſer Art ſchlägt, und die gerne Lob und Ehre bewahrt, ſei ein Mann an Geſinnung und nur mit Namen ein Weib; an ein Weib dieſer Art verſchwendet er nun ſein größtes Lob. Nun ſollte man meinen, dem Gedankengange zufolge müſſe zwiſchen dieſem Ideale der Weiblichkeit und der Iſold geſchieden werden, allein im Gegentheil, dieſe Iſold wird als ein ſolches Muſter geradezu aufgeſtellt. Vor einer ſolchen Logik des Frauendienſtes muß die unſere natürlich die Segel ſtreichen. Und man darf ſich nur in dem wälſchen Gaſte umſehen, um zu finden, daß dieſe Denkart damals die würdigſten Männer durchdrang. — Im Verfolge der Geſchichte wird dann Triſtan aufs neue überführt und macht ſich nun vom Hofe fort. Er kommt zu der zweiten Iſold. Leichter in ſeiner Leidenſchaft als das Weib, wird der Mann von ihrer Schönheit ſogleich angeregt und beginnt, mit ſeinem Herzen zu ſpielen, ſich ſophiſtiſch hinter den Namen zu verkriechen, um ſeine Treue ein wenig zu betäuben. Als er ſieht, daß es in ihr Ernſt wird, kommt er wieder zur Beſinnung

und nun hält er, ein eben so vortrefflicher dem Schwächling abgelauschter Zug, zurück; er sieht aber ihren Schmerz und ihre Liebe, und nun treibt ihn das Mitleid, sie mit Anderem, mit Gesang und allem Möglichen zu entschädigen. Dennoch bringt ihn ihre entschiedner werdende Liebe zum Wanken; dreimal zieht ihn seine Treue ab; aber dreimal zieht die Lust, die ihm alle Stunden lachend unter den Augen lag und Aug und Sinn blendete, sein Herz wieder an. Ferner Liebe thut sich der Mann eher ab, sagt der Dichter, als er sich der nahen enthält. Mitleid und halbe Liebe kreuzt sich mit der Stimme der Treue in ihm bis zur völligen Unklarheit über das, was er thut. Er singt zweideutig seine Lieder einer Isold. Durch das ewige Nahen und Entfernen von der neuen Isold ward die alte starke Minne allmählig abgeleitet. Indem Tristan diese Entdeckung in sich macht, so macht er nun gleich seine Qual und die Trauer um die frühere Isold als Entschuldigung geltend, die, meint er, sich jetzt wohl nur mäßig nach ihm sehne, obgleich er noch im vorigen Augenblicke von ihrer unwandelbaren Treue fest überzeugt war; er ruft sogar die Eifersucht gegen Marke in sich hervor; er klagt sie sogar an, daß sie ihm keine Botschaft von sich gesandt habe — aber da ertappt er sich wieder: denn er besinnt sich doch noch, daß sie ja nicht weiß wo er ist — und doch, er lauscht seiner neuen Leidenschaft nur noch ein wenig und wird sogleich mit dem Unsinn vertraut, ihr zuzumuthen, sie hätte in Gottes Namen die ganze Welt nach ihm sollen durchsuchen lassen.

Hier endet Gottfried, wo er uns gerade in dem Theil der Sage, welcher der allerschwierigste ist, mit neuer unerwarteter Feinheit der Beobachtung, mit einer Kunst des Menschen Inneres zu durchforschen, überrascht, die man nicht in jenen Zeiten suchen würde. Seine beiden Fortsetzer verstanden nicht im entferntesten ihm zu folgen und wir wollen nicht erst den Leser mit Belegen für diese Behauptung aufhalten, die keinen Widerspruch finden kann. Sollen wir zum Schlusse ein Urtheil über Gottfried's Tristan beifügen, so wüßten wir kein anderes über dieses Gedicht, als Dante über solche Gefühle: man muß verdammen, aber bewundern und bedauern. Ob dies Gedicht bei den damaligen Ansichten von Sitte und Gesellschaft wohl verwerflicher erschien, als Werther in unsern Zeiten? ob nicht die Stimme eines so strengen Sittenrichters wie Thomasin's, der den Tristan als ein Muster gerade von Seite seiner weltmännischen Gewandtheit aufstellt, für die damalige Ansicht von außerordentlichem Gewicht ist? ob nicht die Aufnahme den Dichter rechtfertigte, die sprichwörtlich Tristan und Isolde als Beispiele einer zarten Liebe nannte, wie der Orient Wamik und Asra oder Jussuf

und Suleika, und wie die neuere Zeit den Werther-, der so viele Anfechtung zu leiden hatte? und ob nicht der Dichter mit gleichem Rechte wie Göthe verlangt hätte, an ein Kunstwerk keine Forderungen der Sittlichkeit zu stellen? Dies sind Fragen, die wohl immer von verschiedenen Menschen verschieden werden beantwortet werden.

Wir haben im Parzival und Tristan unsere damalige Kunst auf ihrer höchsten Höhe gesehen. Die Nation und ihre Dichtung ist aus dem Zustande des Gemeingefühls und der Unbewußtheit herausgetreten, dies setzte an die Stelle des Charakters des alten Volksepos einen geradezu entgegenstehenden. Statt daß früher die Menschen ihre sittlichen Gesinnungen wie ihre dichterischen Erzeugnisse ohne Befragung des Verstandes nach dem bloßen Triebe der Natur hegten und pflegten, so lernen sie sich jetzt erkennen und vergleichen und schaffen sich Grundsätze und Regeln. Allein bei dem ersten Verlassen der Natur und dem Uebergange zur Bildung, bei der Kluft der früheren Stärke des Instincts und dem Aufsuchen von Grundsätzen, geräth der Mensch immer auf Abwege, traut auf die Eingebungen des einseitigen, erst thätig werdenden Verstandes, und verläßt die Einfachheit der natürlichen Empfindung, bis er allmählich und spät sich die neu aufgehende Erkenntniß so ausbildet und erweitert, daß sie sich mit der ursprünglichen Natur und Einfalt wieder ausgleicht oder zu ihr zurückkehrt. Jene Uebergangszeit liegt in unseren beiden Gedichten aufs treueste und wahrste ausgeprägt. Allein so wie wir diese Lebensperiode und den ihr eigenen Kampf auch im einzelnen Menschen nie ohne die Sorge betrachten, ob er sich auch zum Guten lösen werde, so hat auch diese ganze Zeit und ihre Literatur etwas Spannendes und Beängstigendes, weil diese Uebergangszeit in einer Art von Beharrungszustand hier vorliegt. Erst wir, die wir auf diese Zeiten zurückblicken, nachdem sich dieser Kampf in der Menschheit nach furchtbaren Umwälzungen wirklich löste, können diese Dichtungen in ihrem rechten Werthe erkennen. Unser Gefallen daran und unsere Bewunderung dafür ist aber nur zum Theil die Frucht des dichterischen Genusses und mehr die der geschichtlichen Betrachtung.

---

6. Didaktische Dichtungen.

Vier Männer haben wir oben genannt als die, welche der Dichtung dieser Zeiten Werth und Charakter gaben; sie thaten noch mehr, sie bestimmten die Richtungen der Folgezeit genau und scharf, und haben

mittel- und unmittelbar auf Jahrhunderte fortgewirkt. Der eine ist Walther von der Vogelweide, der sich mit seinem Spruchgedichte gleichsam dem Leben und Handeln, dem Singen und Sagen dieser ritterlichen Welt gegenüberstellte, den Standescharakter ablegte, allgemein das Menschliche ins Auge faßte, und so eine gewisse Gattung von dichterischer Lebenskritik eröffnete, die zunächst von zwei Hauptwerken fortgesetzt wurde, welche mit Walther gleichzeitig sind und in offener Beziehung zu ihm stehen. Diese Werke ihrerseits gruben sich in die Nation ein und bilden mit den ähnlichen Schriften, die sie anregten, eine Brücke bis zur Reformation hinüber, der ersten Zeit, die nach dieser ritterlichen Epoche wieder von neuer Bedeutung für unsere Bildungsgeschichte wird. Diese ganze Gattung lagerte sich der erzählenden Dichtung gegenüber und zerstörte sie allgemach. Was diese selbst angeht, so bewegte sich das Volksepos in sich selbst und in dem herkömmlichen Stile fort bis es sich alternd überlebte, und neben ihm gingen die französischen Volkssagen hin, die in Uebersetzungen unterhalten wurden. Diese beiden Zweige lassen sich nicht auf persönliche Vorbilder zurückführen, alles Uebrige aber theilt sich in die zwei grellen Richtungen, die Gottfried und Wolfram angegeben hatten. Fast Alles, was der Blütezeit der ritterlichen Kunst näher lag und der höfischen Sitte und Art treu blieb, schloß sich an den künstlerisch bedeutenderen Gottfried an und um ihn gruppirt sich die ganze Nachblüte dieser Zeit. Alles was in Leben und Kunst tiefere Beziehungen nach Wissenschaft und Religion und mehr Verwandtschaft mit der lehrhaften Dichtung suchte, lehnte sich an Wolfram und schob in der Zeit vorwärts, so daß Wolfram und Walther im Andenken der Meistersänger noch lebten, als Gottfried und Hartmann lange vergessen waren mit aller Poesie, die sie gepflegt hatten. Die Wolframsche Richtung nach einer gewissen Mystik, nach Religiosität, nach einer Weihe des innern Lebens überwog gleich in den traurigen Zeiten der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts so, daß ganz deutlich in den Dichtern Gottfriedischer Schule selbst noch eine Aenderung wenn nicht der Manier, so doch der Sinnesart, des Geschmackes und der Wahl der Stoffe sichtbar wird. Alles nimmt den Zug von dem Weltlichen weg nach dem Geistlichen, von der kräftigen Denkart eines Walther zu einer weichern und frommen, von der muthwilligen nnd freien des Gottfried zu einer verzagten und ängstlichen. Ehe wir diese Veränderungen in den erzählenden Dichtungen betrachten wollen, wo wir nur mehr das Thatsächliche beobachten können, machen wir uns mit der Lehrdichtung, die sich ohnehin der Zeit nach unmittelbar anschließt, zuerst bekannt, wo

wir zugleich näher auf die Gründe dieſer Wandelung hin geleitet werden.

Wir haben ſchon oben vorübergehend den Winsbeke[381]) berührt, ein Gedicht, das mitten in der beſten und ehrenhafteſten Zeit der Ritterſchaft und der Ritterdichtung entſtanden, mitten neben die Muſterthaten der alten Helden das Pflichten- und Sittengeſetz des Ritterthums aufpflanzt, in der Form von väterlichen Ermahnungen an einen Sohn. Es iſt dies einer der theuerſten Reſte unſerer ritterlichen Poeſie, weil die Lebensregeln, die darin aufgeſtellt ſind, nicht nur dem Schönſten zur Seite geſetzt werden dürfen, was über Sittlichkeit und würdiges Leben geſagt iſt, ſondern auch dem Allgemeingültigſten, da ſie das Gleichgültige der äußern und ſtandesmäßigen Sitte verſchmähend den Blick auf das Ewige zu lenken trachten. Es liegt etwas ungemein Rührendes und Erhebendes zugleich in dem ſanftfeierlichen Tone der Ermahnungen, die der greiſe Vater dem Sohne mit in das Leben gibt. Es redet der ehrwürdige Alte, der die Rechnung ſeines Lebens abgeſchloſſen hat, deſſen ganze Freude und Hoffnung hinfort auf den Sohn gerichtet iſt, dem er, nachdem er ſelbſt mit Ehren ſeines Hauſes gewaltet, die Pflege deſſelben vertraut, mit herzlicher Innigkeit, mit edler Beſcheidenheit ihm die Erfahrungen und das Beiſpiel ſeines eignen Lebens vorhaltend, und ohne fürder eine andere Sorge zu haben, als daß es ſeinem Erben auf Erden und im Himmel nicht miſſegehe, ohne einen anderen Wunſch, als daß ſein Name und ſeines Namens Ehre auch im Sohne erhalten werde. Jene höchſte Religioſität ſpricht aus ihm, die der Welt Wandel gering achtet, ohne darum aber die irdiſche Laufbahn grollend zu verachten. Es iſt jene ſchöne und ſeltene Frömmigkeit, die herzliche Liebe und Vertrauen auf Gott feſthält, auch nachdem ſie den Lauf der Welt hat kennen gelernt; jene ſchöne Verbindung von tiefer Menſchenkenntniß mit der Richtung auf das Ewige und Innere, die ſtets zu Geringſchätzung des alltäglichen Treibens der gewöhnlichen Menſchen, aber nie zu Verachtung der Menſchheit und des Lebens führt, die das Beſondere und die falſche Richtung des Theiles erkennen, aber nie das Ganze und ſeine Bedeutung verkennen kann, die nie erlaubt, das Leben mit Leichtſinn zu vertändeln, noch ihm mit bitterer Verhöhnung den Rücken zu kehren, die ſtets jene wechſelnden Eindrücke von Vergänglichkeit der weltlichen Dinge und von dem Daſein ewiger Zwecke nährt. Am Gottesdienſte, empfiehlt der weiſe Vater ſeinem Sohne,

381) In Benecke's Beiträgen 2. Bd. und Ausg. v. Haupt. Leipzig 1845.

sollen ihn nicht die Werke der Priester irren; ihre Worte seien gut, auf die soll er achten, und um ihre Thaten sich nicht kümmern. Im Frauendienste sollen ihn die Sitten der Vielen nicht stören, um des Geschlechtes willen soll er sie ehren, seinen Dienst ihnen weihen und nur Gutes von ihnen sprechen. Nirgends ist die Frauenliebe und die Verehrung dieses Geschlechtes schöner gefaßt, als hier: sie sind der Welt Zierde und Würde, die Gott mit seiner Gnade, als er sich dort Engel erschuf, uns hier zu Engeln gab, an denen alle unsere Seligkeit liegt; die mit der Krone geschmückt sind, in die viel edle Steine mit Tugenden gesenkt sind; deren Liebe unsere Herzen heilt und reinigt und heiligt, vor der unser Gram und Kummer wie Thau vergeht. Dabei ist (Str. 11) klar ausgesprochen, daß die sinnige deutsche Frauenliebe jener Zeit auf dem Stamme der Mutterliebe gewachsen ist, daß sie ihren Bezug auf das häusliche Glück nimmt, und nicht auf sinnliche oder gesellige Freude, wie bei allen Südländern. Hier ist dann auch Ritterlichkeit und Waffenkampf und Verschmähen des guten Gemachs und des weichlichen Verliegens gepredigt, mit dem nicht Ruhm und Ehre zu gewinnen sei. Es sind nicht grillenhafte Tugenden, die der Vater dem Sohn empfiehlt, sondern was das Leben fördert und Ehre des Hauses mit sich führt. Mit den Armen soll er sein Brot brechen, am Fremden und Reisenden gastliche Freigebigkeit üben, an Jedermann höfliche Sitte, Dienstfertigkeit an den Freunden und am Feinde Großmuth. Den Hochgeborenen ohne Tugend soll er geringer achten als den Niederen, der nach Ehre strebt, denn die Tugend mache den Adel, und Hochgeburt ohne sie sei wie das Korn in den Fluß gesäet. Hoffahrt und Habsucht soll er schwinden lassen, das Gut möge er lieben, aber sich nicht von ihm beherrschen lassen. Den Zorn soll er zäumen, das Innere vom Gift der Untreue reinigen, in Maße leben, sein Wort in Ehren halten, der Welt gegenüber sich der Vorsicht gebrauchen. Aber frühe soll er lernen die Kräfte zu regen, denn früh brenne was eine Nessel werden will und dreißig Jahre ein Thor bleibe für immer ein Narr. Er soll gutem Rathe folgen, auf Verleumder nicht horchen, „zu rechte schweigen, zu statten reden", den Riegel vor die Zunge schießen und der Rede Ausgang bewachen, damit er nichts anderes spreche als was den Weisen behage und sein Geheimniß treulich bewahre.

Die Einkleidung des Winsbeke in die väterliche Lehre an einen Sohn ist in mittelalterlichen Sammlungen von Lehrsprüchen sehr gebräuchlich gewesen. Die Franzosen haben ihre eigenen und entlehnten Chastiments, die Nordländer das Sonnenlied, die Italiener kennen

das ähnliche in prosaischer Form, die Deutschen haben, außer dem schwächeren Seitenstück der Winsbekin, den Segen des Tobias, die Lehren des Königs Tyrol[382]) und mehrere Nachahmungen dieser Art z. B. in Ulrichs Alexander am Ende, in einem Gedichte „der Tugendspiegel."

Diese Form ist wohl gewiß den Distichen entlehnt, die unter dem Namen des Cato gehen, einem mittellateinischen Spruchgedichte,[383]) für das sich sichere Zeugnisse im 8. Jahrh. finden und das, wie früher erwähnt wurde, schon von Notker übersetzt worden ist, wahrscheinlich in Prosa. Die ritterliche Zeit übersetzte es in Verse und gab damit einen Anstoß zu der fruchtbarsten Ausbreitung dieses Werkchens in den nächsten Jahrhunderten. Die älteste Uebersetzung[384]) ist dem Inhalte nach nicht vollständig und nach Sinn und Anordnung sehr frei; die Besonderheit, die Färbung und Einkleidung des Originals verwischt sie, wie alle Uebertragungen älterer Poesien in diesen Zeiten thun. Sie ward die Unterlage einer Menge späterer Bearbeitungen, die bald diesen ersten deutschen Cato durch Verkürzungen, Umstellungen, Einschiebungen noch mehr vom Original entfernen, bald ihn mit Heranziehung des lateinischen Textes zu einer treuern Uebersetzung umgestalten, welche Bearbeitung dann wieder ihre eigenen Veränderungen durchmachte. Diese Sprüche empfahlen sich der Folgezeit mehr als der Winsbeke, weil sie von keinem bestimmten und besondern Stande ausgehen; auf der anderen Seite sind sie weit mehr als der Winsbeke von einem besondern Inhalte, weil sie neben der inneren Sitte auch die äußere Anstandsregel berücksichten, so daß in die späteren Bearbeitungen ein ganzes Gedicht von der Tischzucht[385]) eingeschoben werden konnte. Auch Stücke aus

---

382) Der König Tyrol von Schotten und sein Sohn Fridebrant sind Figuren, die auch einem erzählenden Gedichte zum Gegenstande dienten, auf welches mehrfache Beziehungen existiren, und wovon J. Grimm geringe Fragmente bekannt gemacht hat, in der Strophe des Lehrgedichtes, das aus der guten Zeit des 13. Jahrh. und älter ist als das epische Fragment. S. Haupt's Zeitschr. 1, 13. Wolfram in Parzival bringt diese Namen in Verbindung mit den Geschichten Garmurets, während sie sich auch mit der Kudrunsage berühren.

383) Druck aus der ältesten Hs. des 9—10. Jahrh. in Zarncke, der deutsche Cato. p. 174 ff.

384) Aus der Melker Hs. von Hoffmann in den Altd. Blättern; und bei Zarncke p. 27 ff.

385) Das Vorbild desselben ist die Tischzucht in Haupt's Z. 6, 488, die auf Tanhäuser's Hofzucht (s. oben) beruht.

Thomaſin's wälſchem Gaſte und dem Freidank ſind in dieſe ſpäteren Catoſprüche eingegangen, wie denn ſchon die älteſte Bearbeitung den Freidank benutzte und der Zeit nach dieſem nachgeſetzt werden muß. Thomaſin und Freidank ſind denn die Verfaſſer jener beiden Hauptwerke, die wir vorhin ankündigten als den Kern unſerer ritterlichen Didaktik, von denen wir ſagten, ſie ſchlugen der Cultur eine Brücke zwiſchen dieſer und der Reformationszeit, was ihnen eine vorragende Bedeutung für immer ſichern wird.

Schon Leſſing hatte zu der Lehrdichtung unſerer Vorfahren eine ſo große Vorliebe, daß er dagegen ihre übrigen Dichtungen in Schatten ſtellte. Dies kam nun wohl aus keinem anderen Grunde, als weil er von dieſen übrigen wenig oder nichts kannte. Erinnert man ſich indeſſen an die Walther und Wolfram, an die Wirnt und Winsbeke zurück, ſo kann man nicht leugnen, daß auch damals ſchon gerade dieſe nationalſten und tüchtigſten unter den lyriſchen und erzählenden Dichtern dieſer Zeit eine Vorneigung für das Lehrhafte in der Dichtung erkennen laſſen, die ſich auch aus der ganzen Lage der Bildung und aus der Natur der Dichtungen, die die Welt damals erfüllten, begreift. Jeder Tiefere mochte das Ungenügende in den ſchalen britiſchen Romanen empfinden und jeder älter werdende Mann mußte zu Anſichten, zu Bedürfniſſen, zu Einſichten kommen, denen die Romanlectüre keine hinreichende Nahrung und Befriedigung gab. Sobald ſich die Poeſie den inneren Menſchen zur Aufgabe nahm, lag der Uebergang zum Nachdenken über menſchliche Natur, über Beruf und Pflichten des Menſchen nahe genug. Sobald ferner neben allen Zweigen geiſtiger Thätigkeit auch die Philoſophie jetzt die lateiniſchen Schulen und den Klerus, denen ſie bisher ausſchließlich gehörte, verließ und in die Hände der Laien kam, ſo war es ganz natürlich, daß ſich Mancher unter dieſen, der ſich vielleicht zum Lateinleſen aber nicht zum Lateinſchreiben fähig fühlte, oder der es auf die Förderung der Bildung der Laien und Ungelehrten abſah, entſchloß die Mutterſprache zur Hülfe zu nehmen, um ſeine Weisheit durch ſie zu verbreiten, und da er hier keine Proſa, wohl aber die vollendetſte Vers- und Reimkunſt vorfand, ſo war es nicht minder natürlich, daß er dieſer Weisheit ein poetiſches Gewand gab. Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet iſt der wälſche Gaſt[386]) eines der bedeutendſten Werke, die uns aus jenen Zeiten übrig ſind. Dieſes Gedicht überhebt uns der Mühe, zu Manchem, was uns in dem Geiſte unſerer ritterlichen

386) Ausg. von H. Rückert. Quedl. 1852.

Dichtungen bisher noch dunkel und räthselhaft war, die Erklärung weither in anderen Fächern zu suchen. Indem es uns in den verschiedensten Punkten ein überraschend helles Licht anzündet, gibt es uns zugleich einen Aufschluß über die Beurtheilungsart der Ritterromane in jener Zeit ihrer schönsten Blüte selbst, die, wenn sie nicht allgemein gültig ist, doch immer die Ansicht einer unverächtlichen Klasse von Lesern ausspricht. Der Dichter ist Thomasin von Zircläre aus Friaul.[387]) Er schrieb in wälscher Sprache ein (verlorenes) Werk über höfische Sitte, woraus Einiges in das deutsche Gedicht aufgenommen ward[388]), das er, noch nicht dreißig Jahre alt, im Laufe des Jahres 1216 (10 Bücher in 10 Monaten) schrieb und seiner Geburt wegen den wälschen Gast benannte. Wenn Walther von Metz, der Dichter des encyclopädischen Werkes image du monde (1245), derselbe sein sollte mit unserem tirolischen Minnedichter des gleichen Namens, was freilich nicht sehr wahrscheinlich ist, so wäre dies ein weiteres Beispiel von einem Schreiber zweier Sprachen in diesen Grenzlanden. Daß Thomasin ein Italiener und in der Lombardei wie zu Hause war, ist aus seinen geschichtlichen und örtlichen Kenntnissen klar; er bittet um Nachsicht mit seiner deutschen Rede, in der ihm wohl einmal die Worte für entlegenere Gegenstände fehlen. Uebrigens schreibt er Deutsch nicht allein ohne sprachliche Fehler, sondern auch aus der Fülle des Herzens: nur daß ihm der zierlichere Stil der höfischen Dichter abgeht, daß ihm ungenaue Reime entschlüpfen, daß er mundartliche Eigenthümlichkeiten der österreichischen Grenzlande verräth.

Gleich im Eingang des wälschen Gastes gibt Thomasin das Verhältniß seines Werkes zu den Dichtungen seiner Zeit an: nachdem er lange den poetischen Preis edler und schöner Thaten gehört, so wolle er nun verkünden, was Tugend, Frommheit und Zucht sei. Die Mährchen und Abenteuer der ritterlichen Dichter sind ihm wie Bilder und Beispiele, an denen man die junge Einbildungskraft schulen mag, die aber dem gereifteren Alter unzulänglich sind. Von diesem Gesichtspunkte aus warnt er vor den Geschichten von Helena und jedem anderen bösen Vorbild, und empfiehlt stets das Beste zu lesen; die Jungfrauen möchten von Andromache hören und Enite, von Penelopen und Oenone,

387) Den Geschlechtsnamen Circlaria hat Karajan in Urkunden des 12. Jahrh. nachgewiesen in Haupt's Zeitschr. 5, 242.

388) V. 1173. Alsô ih han hie vor geseit an mînem buoch von der hûfscheit, daz ich welhischen hân gemaht —.

von Galien und Blancheflur, die Jungherren aber ſollen an Erek und Iwein, an Gawan und Karl, an Alexander und Triſtan Beiſpiel nehmen. Wenn man hier vernimmt, daß dieſe Dichtungen durchaus blos vom ſittlichen Standpunkte aus aufgefaßt werden, ſo erinnert man ſich ſogleich, wie faſt jeder einzelne Dichter, der ſich über dergleichen ausließ, auch von keinem anderen gefaßt zu werden verlangte. Sobald man ſich ferner erinnert, wie oft nur junge Männer auf gutes Glück hin ſich im Dichten verſuchten, wie leicht es mit dieſem Berufe genommen ward, ſo wird man auch die weiteren Anſichten Thomaſin's ganz folgerecht finden und ſchwerlich als die Einzelmeinung eines trockenen Sittenrichters anſehen, die wenig verfangen könne. Alles was von jenen Helden geſungen und geſagt iſt, ſcheint ihm blos für die Jugend gedichtet. Wer zu Verſtand gekommen iſt, ſagt Thomaſin, der wird billig in anderer Weiſe belehrt als die Kinder; er muß die unwahren Mährchen, mit denen man dieſe erzog, verlaſſen. Er tadle darum keinen Dichter von Abenteuern, denn ſie ſeien zur Lenkung der jungen Seele wohlthätig; doch nicht auch für ein reiferes Geſchlecht. Der Bauer, das Kind freue ſich an den Bildern im Buche, wenn es nicht leſen könne; der Pfaffe aber ſieht die Schrift an. So möge auch ein Mann thun, der tiefen Sinn nicht faſſen könne; der ſolle die Abenteuer leſen und ſich daran vergnügen, denn er fände auch hierin was ihn geiſtig beſſere. Wer aber Schwieriges zu verſtehen vermöge, der ſolle nicht ſeine Tage mit Mähren verlieren; er ſoll ſich der Bildung von Herz und Kopf widmen. Die Abenteuer ſeien mit Lügen geſchmückt, darum ſchelte er ſie nicht eben, denn ſie hätten „Bezeichnung der Zucht und Wahrheit"; ein hölzernes Bild ſei kein Mann, Jeder aber wiſſe, daß es einen Mann bedeuten ſolle: ſo bezeichnen auch die Abenteuer was Jeder thun ſolle. Dankbar alſo nimmt er die Ueberſetzungen aus dem Wälſchen an, wollte aber doch noch dankbarer ſein, wenn man gedichtet hätte, was ohne Lüge wäre, davon hätte man größere Ehre gehabt. Man ſieht wohl, daß Thomaſin den Bearbeitern der fremden Sage aus einem ganz anderen Geſichtspunkte gerade das vorwirft, was die lateiniſchen Geſchichtſchreiber dem deutſchen Nationalepos; wir werden aber bald noch das viel Auffallendere finden, daß ſogar in Dichtern, die ſich in ihrer Jugend leidenſchaftlich mit Dichtung von Mähren abgaben, ſpäter dieſelbe Anſicht erwacht von der Unwahrheit und Lügenhaftigkeit dieſer Romane, daß ſie wie eine mahnende Stimme des Gewiſſens zu ihnen ſpricht und ſie auf ihr früheres Treiben wie auf ein Sünderleben zurückblicken läßt. Schärfer könnte man wohl nirgends den nothwendigen Fortgang der

Geistesbildung damaliger Zeit angegeben finden: der verständig gereifte Thomasin begnügt sich nicht mehr mit den Phantasiebildern, die seinem Jugendalter und seinen kindischen Vorstellungen genügt hatten, er sucht das Wesen der Dinge und den Menschen zu ergründen; er trifft dabei auf die Hauptgebrechen der ganzen Zeit und greift sie in ihrem Kern an. Er sah, daß die ganze Zeit leidenschaftlich fortgestürmt wurde von einem zum andern und daß nirgends ein sittlicher Halt war. Hätten wir Nachrichten von den Lebensschicksalen unserer Dichter, wir würden wahrscheinlich auch aus ihnen lernen, was sich in der neueren Periode unserer Literatur so deutlich darstellt: religiöse, sittliche, künstlerische, politische Richtungen durchkreuzten sich so sehr, daß es die größten und tiefsten Charaktere am meisten irrte und erschütterte, und daß nur das leichtere Talent über alle und durch alle die Veränderungen sorglos hinschwebte. Dazu kam, daß damals in Empfindungen und Leidenschaften das Mittel zur Sittigung gesucht ward, und dies war eben, was das Uebel vermehrte. Denn die Liebe, sagt Thomasin, ist von Natur so beschaffen, daß sie den Weisen wohl weiser, aber den Thoren auch thörichter noch macht, und wie die Sporen das zaumlose Roß durch die Bäume treiben, so führt auch die Liebe den Mann über den Baum, der mit ihr zu spielen meint ohne sie mit dem Zaum der Vernunft zu zügeln. Dem also tritt dieser Mann entgegen, und indem er mit Wolfram zusammentrifft, an dessen Gedicht er große Freude zu haben scheint, sieht er in Zweifel und Schwanken die Klippe, an der die Sitte zu scheitern droht. Den Mittelpunkt seines Werkes bildet daher die Lehre von der „Stäte", um die sich alles Andere herumlegt. Im Anfange, wo er Vieles aus seinem Werke über höfische Sitte entlehnt, sieht man, daß er noch dunkel befangen in der Vorstellung jeder aristokratischen Welt ist: es gehe im höfischen Manne der Vorzug des Standes mit dem Adel der Seele Hand in Hand, es habe die Regel des Anstandes eine ähnliche Geltung wie das ewige Sittengesetz, das in des Menschen Brust gepflanzt ist. Hier also sucht er noch mit einigen Sätzen über äußere Sitte zu wirken und dieser Art war ohne Zweifel der ganze Inhalt seines wälschen Buches; in diesem deutschen aber legt er das Vorurtheil allgemach ab. Hier erklärt er geradehin, daß der thöricht wäre, der sich durch seinen Adel groß dünke; edel sei nur der, der sein Herz und Gemüth an das Gute wende. Ist ein Mann edel geboren und gibt seiner Seele Adel Preis, der schändet seine Geburt. Vaters halben ist jeder edel, wenn man's recht versteht: denn Gott ist unser Vater, und wer ihn verläßt, verwirkt seinen Adel, denn edel heißt nur wer recht thut; höfisch ist nur, wer in

dieſer Weiſe wahrhaft edel iſt; Rechtthun iſt Höfiſchkeit. Wie in einer ähnlichen Zeit Ulrich von Hutten die Vorurtheile des Adels ablegt, wie das vorige Jahrhundert dagegen ankämpfte, ſo auch jeder Tüchtige jener Zeit; und wenn Thomaſin dem Herrn vorſchreibt, im Diener den Menſchen zu ehren, weil er nicht wiſſen könne, ob der, den er hier mit dem Fuße tritt, nicht einſt höher in unſeres Herren Hauſe ſitzen werde, als er, ſo ſtimmt er da mit Walther zuſammen, den der ſtrenggeſetzliche, und ſtrengreligiöſe Mann ſonſt wegen ſeiner Angriffe auf den päbſtlichen Hof tadelt; denn auch Walther ſagte ſchon: „wir wahsen ûz gelîchem dinge; wer kan den hêrren von dem knehte scheiden, swa er ir gebeine blôzez fünde?“ Wenn Sokrates heute erſchiene, ſagt Thomaſin, ſo würde er manchen Freien als Sklaven der Laſter finden. Mit dem Alterthume, mit den großen Muſtern der alten Geſchichte, wenn nicht mit den Schriften, doch mit dem Leben der griechiſchen Philoſophen bekannt, iſt er wie Hans Sachs bei ſeinem erſten Bekanntwerden mit dieſen reizenden Anekdoten, die auch für die ſittliche Bildung jedes Knaben ein viel untrüglicheres Mittel ſind als die Sprüche des Katechismus, iſt er wie der kräftige Satiriker Guiot erregt von dem Geiſte, der ſich hier kund thut, erſtaunt über die Energie, die er hier findet, betroffen von der grundſätzlichen Tugend, die hier ſo einheimiſch zu ſein ſcheint, als er ſie in ſeiner ritterlichen Umgebung mangelnd findet. Dieſe grundſätzliche Tugend zu lehren, iſt darum Thomaſins eigentliche Aufgabe, mit ihr ſucht er dem Wechſel der Welt gegenüber dem Menſchen ein Ewiges und Dauerndes zu geben, mit dem er ſich nicht mehr von Freud zu Leid, von Leid zu Freud wie ein Spielball ſoll werfen laſſen, ſondern im Unglück Faſſung und Mäßigung im Glücke bewahren. Seine Lehre von der Stäte und Unſtäte iſt nichts anders als eine Lehre von ſittlichem Grundſatz. Wir wollen ihr einen Augenblick folgen, ſie führt auf dem geradeſten Weg in den Kern ſeines Buches.

An Stätigkeit, lehrt er, ſoll ſich der Menſch vor Allem kehren, *ohne ſie ſind alle Tugenden nichts*. Zuerſt will er von der Unſtäte ſprechen, denn wer eine Brücke bauen will, der bricht erſt die ſchlechte alte hinweg und dann erſt baut er die neue. Was iſt Unſtäte? Stätigkeit an böſen Dingen. An ſeine Definitionen wollen wir uns aber wenig kehren, obgleich ſpäter bei ſeiner Erklärung von der Stäte (V. 4349.) klar wird, daß er damit nichts anders meint, als Tugend aus Grundſatz, indem er Stäte die Erfüllung alles Guten in ſtets gleicher Geſinnung nennt, und die Tugend nicht in einzelnen guten Handlungen, ſondern in dauernder Uebung findet. Die Unſtätigkeit,

fährt er fort, ist nicht frei, sondern der Untugend Sklav; jede Untugend pflegt sich auf einen eigenthümlichen Gegenstand zu richten, die Unstätigkeit allein ist stets mit Allem zugleich beschäftigt; was sie heute thut, dünkt sie morgen schlecht; sie baut jetzt was sie dann zerbricht; sie verkehrt schnell das Viereck in einen Kreis; sie ist wie der Wolf, dem man eine Schelle anbindet und der herumrennt und nicht weiß, was ihn verfolgt. Der Gelehrte, der im Besitze von Büchern ist, halte sich an eines, alle zugleich kann er nicht lesen. Wer aus Büchern Weisheitsgewinn ziehen will, der halte sich fest, wo er des Sinnes Ast ergreift. Wer ein gutes Wort hört, der bleibe nicht auswendig an der Thüre stehen, sondern er trete ein, bis er den Grund der Rede finde. Mit dieser Unstäte bezeichnet Thomasin ferner, was wir das stäte Thema des Gesangs fanden: sie ist mindestens in Vier getheilt; ein Theil Freude, ein anderes Leid, das dritte Ja, das vierte Nein; sie ist zerbrochen, und zerbricht; wer ihr folget, schilt den, den er dann loben muß, und wer ihm heute lästig fällt, den ehrt er wieder morgen. Ueberall streift der weite Begriff von Unstätigkeit in Untreue und Falschheit, Unzuverlässigkeit und Doppelzüngigkeit über, und indem nun auf der Gegenseite jede Tugend gesucht wird, so liegt hier zugleich eine Erklärung, warum in den verlorenen Nibelungen der Treue trotz Mord und Frevel und im Tristan der Treue trotz Ehebruch und Schande der Himmel verheißen wird. Aller Laster Mutter ist die Unstäte: vor allen der Lüge, die zweigetheilt in der einen Hand Sorge, in der anderen Leid führt, mit der einen hilft, mit der anderen schlägt, zugleich streichelt und rauft, hetzt und schlägt, gut verspricht und übel lohnt. Die Unstäte geht durch alles Thun und Treiben des Menschen, sie ist der Fluch, der seit Adams Fall auf uns ruht, während selbst die Elemente, die Natur, die Thiere ihren angewiesenen Lauf in stäter Ausdauer vollenden, rein antike Sätze, die schon eben so bei Plutarch u. A. vorkommen. Vom Menschen auf bis zum Himmel sind die Planeten stets ihrer Natur treu geblieben, vom Menschen herab auf die Erde die Elemente eben so; nur der Mensch, weil er Willen und Vernunft, Einsicht und Wahl des Guten und Bösen hat, ändert und wechselt mit jedem Tage. Er zeigt es an der Unzufriedenheit der Stände (dergleichen Stellen hat Hans Sachs gerne aus dem wälschen Gaste entlehnt); er leitet das Sehnen der Menschen aus einem Stande in den andern aus Ungenügsamkeit her und er predigt Zufriedenheit und bescheidene Bedürfnisse. Armut und Reichthum sei gleich zu ertragen. Das Gut sei ein Ding, das mit Unrecht so heiße; weiß mache doch weiß, und schwarz schwarz, aber das Gut

mache nicht eben gut, und nur Tugend ſei das rechte Gute. Vortrefflich ſchildert Thomaſin hier den Armen, der ſchnell reich wird, wie wenig er in Glück übergegangen ſei, wie er ſich nun verſchanze, ſein Gut bewahre, wie er kämpfe des Nachts, ohne Feinde, mit ſeinen Geizgedanken, und unzufriedener lebe als vorher. Armer und Reicher könne daher in ſeiner Sphäre glücklich ſein, Unterthan und Gebieter. So ſei auch Herrſchaft kein Gut von Natur: ſonſt würde ſie, wie das Feuer überall heiß macht, überall zum Herren machen, was ſie doch nicht thue. Hohe Thürme fallen leicht, wenn ſie nicht feſt ſtehen; die Steine auf den Bergen rollen herab, die auf der Erde liegen ſanft und ungeſtört; die alten Bäume bricht der Wind, nicht die jungen und ſchlanken. Der Dichter zeigt die Vergänglichkeit der Freuden eines Mächtigen, das Leere eines äußeren Vergnügens, dagegen das ſtille Vergnügen eines Bedürfnißloſen, den keine ſchwere Sorge mühet. Er zeigt an Alexander, Cäſar, Hektor, Troja und Hannibal, wie ſchnell die Herrlichkeit und Macht ſich verkehrt, nirgends im Stil des Gemeinplatzes, ſondern in dem eindringenden und überzeugenden Ton der Erfahrung, der tiefen und geſunden Beobachtung des eigenen Lebens wie der Zeitläufe und der Geſchichte. Je öfter man den Scharfblick in dieſen Betrachtungen, die einfältige Natur und den ſchlichten Verſtand in dieſen Erfahrungen überdenkt, um ſo mehr muß man erſtaunen, daß von allen dieſen Gaben in den Gedichten jener Zeiten ſo Weniges ſichtbar wird und man kann nur ſagen, daß der einreißende Geſchmack am Fremden den Verluſt dieſer volksthümlichen Richtung herbeiführte, da über dem britiſchen Roman aller Verſtand ſtille ſtand, alle Natur unterging, alle Menſchenkenntniß zum Spott ward. Man begreift daher leicht, wie recht man hat, das lehrhafte Element in unſerer altdeutſchen Dichtung hervorzuheben, ſo wie ſich auch auf dem Grunde dieſer Beobachtung des inneren Menſchen die erſten Gedichte von welthiſtoriſcher Wichtigkeit, eine göttliche Komödie, aufbauten, auf die unſer Thomaſin mit ſeinem Beſtreben nach ſittlicher Reinigung des Menſchen, mit ſeiner Beurtheilung der Zeitereigniſſe, mit ſeinen Sinnbildnereien und Allegorien noch näher faſt als Wolfram mit der Idee ſeines Parzival hindeutet, wie er mit ſeiner Heimat und Kenntniß des Italieniſchen und Deutſchen, des Alten und Neuen ſelbſt äußerlich gleichſam eine Brücke für dieſe Art Weisheit nach Italien baut.

Nachdem unſer philoſophiſcher Dichter oder dichtender Philoſoph auch alle andere Laſter, die aus der Unſtätigkeit entſpringen, die, wenn ſie ihr nicht verwandt, doch verſchwägert ſind, durchgegangen, Habgier, Uebermuth, Wolluſt, Spiel u. ſ. w., ſo wendet er ſich zu ihrem Gegen-

theile, der Stäte, der grundsätzlichen Tugend und er schildert sie mit sokratischer Würde und Dialetik, ja sogar mit vollkommen sokratischen Ideen in ihren Wirkungen. Dem bösen Manne, lehrt er, muß mißlingen was ihm geschieht, es geschehe ihm gleich wohl oder nicht; der Gute lebt selig, ihm geschehe lieb oder leid. Der Fromme hat im Glück und Unglück gleichen Muth, es ist eine Lüge, wenn man sagt, es gehe dem Bösen besser als dem Guten. Dem Bösen, dem es gut geht, ist nichts geschenkt; ehedem pflegte Gott die Sünder auf der frischen That zu strafen, so hat er oft gelesen, allein jetzt züchtigt er uns häufig hier nicht, allein um so schlimmer wird es uns dort ergehen. Auch ist Uebel dem bösen Manne gut, Glück aber nicht gut; wüßte der Böse jedesmal, wie wohl ihm eine Züchtigung kommt die ihn jetzt trifft, so wäre es ihm eine fröhliche Stunde. So oft der Böse nur in seinem Herzen an seine Thaten gedenkt, so ist er ein unseliger Mann; ja, bleibt er dann mit dem Bewußtsein seiner Unglückseligkeit ohne Furcht, so folgt ihm so und so Unheil. Wie also soll man sagen, daß ein Böser glücklicher sei als ein Guter? Der Gute hat Lohn von seinem Glück, und sein Unglück verheißt ihm eine andere Krone. Wer Unrecht thut ist unseliger als wer Unrecht leidet; setze, du solleſt Beider Richter sein, wem würdest du Buße zu tragen geben? dem Thuenden oder dem Leidenden? der Thuende ladet große Schuld auf sich und dies ist großes Unglück. Wenn auch der Gute vom Bösen leidet, es hilft diesem und schadet jenem nichts, denn Gott weiß zu vergelten. Was Gott verhängt ist Recht; was da geschieht, geschieht nach Recht und nach seinen Zeiten wohl. Nun sagt wohl einer, der mich nicht versteht: ist in der Welt Alles Recht, so ist auch mein Diebstahl, meine Gewaltthat u. s. w. recht? Dies ist unverständig! Gott sieht auf die Absicht und nicht auf die That. Eines Mannes That sei gut, so kann sie doch nach seiner Absicht schlecht sein. Es wird etwa ein Mann erschlagen, der, wenn er nach Recht erschlagen wäre, kein Mitleid gefunden hätte, so aber hat ihn ein Räuber um sein Gut erschlagen: hier mag man sehen, wie die Absicht Recht zu Unrecht machen kann. Dem Getödteten ist Recht geschehen, aber der Tödter hat nicht Recht gethan. So heißt Alles Recht was geschieht, und doch ergeht das Gericht über den, der nicht um des Guten willen thut, was er thut. Der Wille gibt dem Werke den Namen. Auch David geschah es Recht, daß Absolon gegen ihn aufstand, allein darum traf doch auch diesen gerechte Strafe. Des Teufels Gewalt ist gut, sagt der heilige Gregor, aber nicht sein Wille. So mögen die Bösen auf der Welt Gewalt haben, sie mehren dem Guten das Gute, und es gibt manche

Sekige, die es nicht wären, wenn es keine Böſen gegeben hätte. Ein Thörichter ſagt vielleicht, es ſollte dem Böſen übel, dem Guten gut ergehen. Allein beide ſollen gleich ſtehen und gleiche Hoffnung und Furcht vor Gott haben. Den Guten aber würde ſtetes Glück der Liebe Gottes ſicher machen, ſo ließe er es leicht, an Gott zu halten; ſo aber iſt Keiner ſo weiſe, daß er wiſſe, wie ihm dort geſchehen ſolle. Dem Guten, dem es hier übel geht, wird ſo ſeine kleine Sünde, die doch Jeder hat, abgebüßt, ſo hat er am Ende ungetrübtere Freude. So kann umgekehrt dem Böſen hier nicht ſo viel Glück geſchehen, das ihm nicht gegen ſein künftiges Weh wie nichts däuchte. Kein Böſer iſt auch ſo böſe, daß er nicht einmal etwas Gutes thue, ſein hieſiges Glück iſt dafür ſeine kurze Belohnung. Alſo iſt Glück und Unglück gleich gut dem Guten, denn was hilft iſt gut. Unglück aber beſſert den guten Mann, ſo iſt's ihm gut; beſſerts ihn nicht, ſo geſchieht es ihm recht, das Recht aber iſt gut. Wir klagen nicht, wenn der Arzt ſchneidet, aber wir klagen über den, der die Seele heilen will. Er gibt Gut und Reichthum, wenn es heilſam iſt; er heilt mit Leid und Freud, mit Glück und Unglück. Noch möchte einer einwerfen, daß Unglück den Guten vom Guten abbringen könne, aber dann wohnt ſeiner Tugend keine Stäte bei; ſtäte Tugend wich nie vor Lieb und Leid. Man nehme einem ſolchen ſein Gut, ſo nimmt man ihm doch nicht ſeine tugendhafte Geſinnung; ſeinen Gewinn kann man ihm rauben aber nicht ſeinen Sinn, Tugend und Mannheit kann ihm Niemand als er ſelbſt ſich nehmen. Denn was innerlich iſt, weicht niemals dem Aeußeren. So mag den Guten nichts erſchüttern, nichts kann ihn irren, Krankheit lehrt ihn Duldung, die Verbannung muß ihm laſſen was ihm das Theuerſte iſt, und in ſeiner Tugend iſt er ſtets zu Hauſe; kein enger Kerker bringt ihn um das ſchöne Haus, das er in ſich trägt, kein Dunkel des Gefängniſſes löſcht das Licht ſeiner Tugend. Er ſcheut auch den Tod nicht, welcherlei Art er auch ſei, denn je ſchneller er kommt, je ſchneller erlöſt er ihn aus der Noth. Du ſprichſt vielleicht: aber wenn man ihm die Ehre des Grabes nicht gönnt? Was iſts? den ein Stein decken ſoll, den deckt der Himmel eben ſo wohl. Wer da ſtirbt, fährt zur Heimat. Wie lange er lebe, achtet der Gute nicht, ſondern wie er lebe; Jeder weiß, daß er einſt dahin muß, in allen Landen iſt der Weg zu Himmel und Hölle: drum bereite ſich Jeder wohl.

Im fünften Buche verſinnlicht Thomaſin mit einem Bilde den Weg zum Himmel. Es gibt zweierlei Gut, ein oberſtes, Gott, und ein zweites, Tugend, durch die man zu jenem kommt. So gibt es zweierlei

Uebel, Teufel und Untugend. Dann gibt es ein gewisses Fünftes, das weder gut noch übel ist, nämlich Adel, Macht, Lust, Namen, Reichthum und Herrschaft. Diese sechs Dinge, die dem Guten Mittel zum Bessern, dem Bösen Werkzeug zum Schlechten sind, nennt er die Bereitschaft und das Gezeug des Teufels, denn damit ziehe er die Bösen zu sich herab. Der Mensch hat nämlich die Wahl, auf der Leiter der Tugend zum Himmel oder auf der des Lasters zur Hölle zu steigen. Den Menschen beschweren seine Sünden und daher hat der Aufsteigende stets die beschwerlichere Aufgabe, denn das Schwere zieht nieder. Den Absteigenden reißt die schlüpfrige Sprosse der Höllenleiter und die Schwere seiner Sünden unaufhaltsam hinab. Jene sechs gleichgültigen Dinge nun braucht der Teufel als Haken, um die Aufsteigenden herabzureißen. Nur Tugenden bahnten dem Abraham, Moses und Jacob den Weg zum Himmel, Laster dem Nimrod und Kain zur Hölle. Niemand trotze auf seinen Reichthum und denke mit Almosen Sünden gut zu machen; Gott bedarf seiner Gabe nicht, er ist kein Richter der um Gold Unrecht zu Recht macht. Von da folgt ein Blick auf die Zeit, was mehrfach der Fall ist. Warum sind heute nicht so viele Tugendhafte als sonst? Die Schuld liegt an den Herren; sie geben böses Beispiel und wohin das Steuer lenkt, dahin folgt das Schiff. Es solle nur ein Arthur wieder erscheinen, so werde er seinen Iwein und Erek wieder finden; die Frommen müssen sich jetzt bergen und werden an den Höfen mißachtet und von den Bösen verfolgt. So steht's mit den Rittern, nicht besser mit den Pfaffen, sie folgen dem Beispiele ihres Herrn, der nur nach Untugend strebt, so lassen sie die Wissenschaft und werfen sie hinter sich. Wo ist nun Aristoteles und Zeno und Parmenides? Wo Plato und Pythagoras und Anaxagoras? Ja wisset, mich dünkt, wenn heute Aristoteles lebte, er fände keinen Alexander, der ihn ehrte. Denn heute sind die Weisen und Biederen ohne Preis, die Bösen sind im Werthe, die Tannen sind in den Sumpf herabgestürzt, das Moorgras ist auf die Berge gestiegen, die unedlen Steine sind in die Ringe gesprungen und haben die edlen daraus verdrängt, die Schemel sind auf die Bänke, die Bänke auf die Tische gestellt, der Unweise hat die Zunge des Weisen, der Junge drängt vor den Alten. Einst, da das Alles anders war, stand es um die Welt weit besser. Wie mochte es jenem Alexander mißlingen, der sich von Aristoteles zu allen großen Dingen anweisen ließ? Aber heute verschmähen die Herren weiser Leute Rath, und die Bischöfe, die von Gott ihre Ehre haben, daß sie seine Gebote und Gesetze vollziehen, wie erfüllen sie ihre Pflicht? Sie können selbst nicht predigen, und wo sie einen Mann

wiſſen, der es gerne lernte, dem helfen ſie nicht! Wißt ihr, warum dies geſchieht? ſie wollen, daß ihre Pfaffen gar ohne Wiſſen ſind, wie ſie ſelbſt! das thut doch ſonſt kein Blinder, der ſich doch wenigſtens einen Sehenden zum Geleitsmann ſucht! Die mit Gier nach Gewinn ſtreben erhalten vom Biſchof, was die, die ſich auf der Schule in dürftigem Leben quälen, erhalten ſollten. Kommt dann einer dieſer Armen, die ſich redlich um Kenntniſſe mühten, an den Hof, ſo zieht man ihm das erſte beſte Rind vor; und darum, daß wir die Tugend unbelohnt ſehen, wollen wir böſe ſein: doch wäre mein Rath, die Tugend nicht zu verlaſſen, wie wenig wir davon Nutzen haben, und nicht daran zu verzagen, zu dulden und zu kämpfen. Dies führt er dann im ſechſten Theile weiter aus, wo er den ächten Rittersmann mit den Tugenden zum Kampfe gegen die Laſter waffnet, ähnlich wie in dem Gedichte vom geiſtlichen Streite[389]) und ſonſt oft geſchieht; allein wir fürchten zu breit zu werden, wenn wir dies Alles weiter ausführen wollten.

So viel wird aus dem Ausgezogenen deutlich ſein, daß Thomaſin in der Geſchichte der alten Philoſophie eine wichtigere Rolle ſpielen müßte, als in der der Dichtkunſt; denn er geht nicht wie Dante darauf aus, ſeiner Philoſophie einen poetiſchen Körper zu verleihen, ſondern umhüllt ſie blos mit dem Gewande der dichteriſchen Sprache und nur hier und da mit dem Schmucke der bildlichen Darſtellung. Auch ſind wir mehr darum ſo ausführlich über ihn, um aus dieſer näher liegenden Quelle mehr als aus entfernteren gleichſam noch einmal zu wiederholen, was den ganzen Geiſt jener Blütezeit der Dichtung charakteriſirt. Thomaſin tritt mit ſeiner Philoſophie aus der Schule heraus und mitten in das Leben hinein. Ueberall geht er auf Belehrung der Laien aus, obgleich es ihm einmal nicht Recht ſcheint, daß der Pfaffe das Schwert des Laien und der Laie die Bücher des Pfaffen ſuche. Sonſt aber iſt er ſtets für allgemeine Verbreitung der Kenntniſſe, aber nicht für ſchulmäßige, ſondern lebendige Verbreitung. Dies ſpricht er nirgends naiver aus, als wenn er im ſiebenten Theile von den ſieben freien Künſten ſpricht. Wer ſich in dieſen Gebieten nie umgeſehen habe, ſei, meint er, wie ein Bauer oder Gefangener, die nichts wiſſen von der Welt Länge und Breite; ihnen gleich iſt der, der keine Kunſt verſteht, als Landrenten einnehmen: der weiß nicht der Weisheit Breite und Tiefe und Höhe, und wähnt doch wohl, daß er vollkommen ſei. Wer recht lebt wie er ſoll, der erkennt Grammatica wohl, ob er auch nicht gut reden kann;

389) Diutisca 1, 2.

wer an guten Dingen ſchlicht iſt und nicht lügt und trügt, der kann Dialectica recht; und wohl verſteht die Rhetorik, wer mit einfältiger Farbe ſeine Rede färbt. Wer nicht mehr und nicht minder thut als er ſoll, der iſt der Geometrie wohl kundig; wer Arithmetik kennen will, ſoll an Zahl des Guten viel thun nach ſeiner Macht; wer ſeine Worte mit den Werken einhellig ſchön macht, der verſteht Muſik, und Aſtronomie, wer ſich ziert mit dem Sterne der Tugend. Iſt der Grammatiker ein Mann, der recht redet, ſo iſt der ein beſſerer, der recht thut; der Dialektiker erkennt das Falſche und Aechte, ein beſſerer iſt, der ſtets wahr redet; iſt der ein Rhetoriker, der ſeine Rede ſchön färbt, ſo iſt der ein geſchickterer, der ſie einfarbig läßt; der weiſere Geometer iſt der, der ermißt, was ſeinem Leben frommt; der beſſere Arithmetiker, an dem man der Tugenden Schaar zählt; ein tieferer Muſiker als der klangreiche Töne ſingt, der, der ſeine Geſinnung mit ſeiner That einhellig macht, ein größerer Aſtronom der, der Gott, als der die Sterne kennt. Zunächſt wollte der Dichter dann auch noch von der Divinitas und Phyſica reden, allein er fürchtet den Ungelehrten dunkel zu werden, und er hat ſich feſt das Ziel geſetzt, das der Laie erreichen kann. Wohl ſeien es nun Stunden für die Tage, daß die Laien gelehrt waren. Die Gelehrſamkeit iſt nun unwerth geworden. Bei den Alten war es, daß jeglicher Sohn der Edlen las, da ſtand es anders um die Welt. Noch heute redet man von Alexander und Ptolemäus und Nectanebus, von Salomo, den drei Königen aus Morgenland und Julius. Dann hält er die Gegenwart dagegen; er zeigt, wie Künſte und Wiſſenſchaften zur Tugend führen. Viele werfen das Beiſpiel der Pfaffen ein: allein nicht jeder, der leſen kann, iſt gelehrt; vielen Pfaffen geht es mit den Büchern, wie dem Bauer in der Kirche, der die Bilder betrachtet und nicht weiß was ſie bedeuten. Geſetzt aber, der Pfaffe ſei gelehrt, wie oft aber verbietet ein weiſer Arzt ungeſunde Speiſe, zu der wir uns doch durch Leckerheit verführen laſſen! Niemand ſoll ſich entſchuldigen, Gottes Geſetz nicht zu wiſſen, Niemand ſich mit ſeiner Laienſchaft entſchuldigen! durch die Thore der fünf Sinne geht in den Menſchen ein Alles, was er weiß. Wer mit den Augen nicht ſehen kann, der mag mit den Ohren hören; wer die Künſte nicht ſelber faſſen kann, der ſoll einfältig glauben.

Gerne würden wir auch noch aus den letzten Büchern einige Züge mittheilen, wo Thomaſin über Maß und Unmaß ſpricht, über Milde und Argheit (Freigebigkeit und Kargheit), wo er bis ans Ende immer die Hauptgebrechen im Auge behält, welche die Sittlichkeit jener Zeit verwüſteten, wo durchgehend die gleiche Wärme, die gleiche Geſundheit

der Anſicht herrſcht; allein wir glauben zur Würdigung des ganzen Werkes genug geſagt zu haben. Auch in dieſem Manne ſehen wir das freudige Annähern ächt deutſcher Geſinnung (denn als recht deutſch geſinnt zeigt ſich der Dichter überall, vorzugsweiſe in ſeinem Preiſe des deutſchen Adels) an das Alterthum, das ſich damals, wenn nicht im Kunſtprinzip (wiewohl Gottfried etwas davon verräth), doch im Sittenprinzip vielfach ausdrückte.

Thomaſin's Weisheit iſt nicht aus eigner Quelle gefloſſen; er hat ſie mittelbar und unmittelbar hauptſächlich aus alten Schriftſtellern entnommen. Auch mit der Bibel iſt er zwar innig vertraut; ſtellenweiſe lehnt er ſich an einzelne chriſtliche Autoritäten, wie Prudentius, Tertullian, Auguſtin und St. Bernard; näheren Gebrauch hat er von Gregorius, von Petrus Alphonſus, von Iſidors Sentenzen, einem Sammelplatz von Ausſprüchen der Kirchenväter, gemacht. Aber der Kern ſeiner Sittenlehre iſt doch aus den Alten gezogen und aus ſpäteren Schriftſtellern, die, wie Hildebert von Tours in ſeiner Sittenlehre und Johannes von Salisbury (Polycraticus) die ſittliche und politiſche Weisheit Cicero's, Plato's und Ariſtoteles' vermittelten; den Boethius, den Seneca, den Horaz, und Einzelnes von Cicero benutzte Thomaſin, wie der Herausgeber nachweiſt, aus unmittelbarer Kenntniß. Seine Verarbeitung und Durchdringung dieſes entlehnten Stoffes aber zeigt ihn als einen ganz ſelbſtändigen Denker, und die Reinheit ſeiner Auffaſſung alterthümlichen Geiſtes iſt nur mit dem Aehnlichen bei Lambrecht zu vergleichen. Dabei liegt in ſeiner Geſinnung ſo viel ächt Deutſches und ſeiner Zeit angehöriges, in ſeiner Richtung ſo viel Volksſinniges, in ſeiner Darſtellung ſo viel Bildliches aus der volksmäßigen Sittenlehre, daß man deutlich ſieht, wie eine gleichmäßige Kenntniß des Alten und Neuen ſich in ihm vereint, was wir noch genauer beurtheilen würden, wenn ſein Buch von der Höfiſchkeit erhalten wäre. Dort würden wir eine ritterliche, ariſtokratiſche Moral der rein menſchlichen in dem wälſchen Gaſte gegenüberſehen. Dies iſt nicht die einzige befremdende Doppelſeitigkeit, nicht der einzige Widerſpruch, dem wir in dieſem Dichter, wie in den Charakterzügen ſo vieler Anderer in dieſer Zeit, begegnen. Derſelbe Mann, der ſo vielfache Milde und Duldſamkeit predigt und in ſeiner eigenen Geſinnung bekundet, iſt doch von Glaubenswuth nicht frei und kann ſich an dem Eifer freuen, mit dem Leopold von Oeſterreich die Ketzer ſieden und braten ließ. Der die Begriffe des Alterthums von einem vernünftigen Sittengeſetze ſo aufgeklärt verſtand, der iſt doch zugleich in chriſtlichem Aberglauben tief befangen. So haben wir in jenen trefflichen

Sprüchen des Winsbeke neben einer Vorneigung zur ascetiſchen Verachtung dieſer Welt doch zugleich eine ſehr kräftige Lebensanſicht und eine Achtung der menſchlichen Selbſtändigkeit ausgeſprochen gefunden. Dieſer letztere Zug ſticht auch in Walther und Thomaſin vielfach vor; es iſt ein Zug, der ſich mit der Denkart des Alterthums innig berührt, im Mittelalter aber durch das Chriſtenthum bis ins unkenntliche verwiſcht, oder, wie wir ſehen, mit ganz widerſprechenden Zügen vermiſcht ward. Wir konnten dieſes Verſchmelzen, dies An- und Abſtoßen verſchiedener, gegenſätzlicher Lebensanſichten in vielerlei Dichtern und Dichtungen bereits beobachten; wir gewahren ſie jetzt in der didaktiſchen Poeſie, und dies iſt um ſo wichtiger, je bedeutender weiterhin die verſchiedenen Einwirkungen dieſer antiken und chriſtlichen Weltanſichten auf Dichtung und Lebensſitte wurden. Eine ähnliche Zuſammenſtellung weſentlich verſchiedener Lebensbetrachtung und Moral, einer ganz weltlichen Klugheits- und einer ganz chriſtlichen Glaubenslehre, finden wir nun auch in dem Spruchgedichte von Freidank, der Beſcheidenheit[390]).

Dieſes Werk iſt uns in ſeiner urſprünglichen Geſtalt nicht erhalten. Es findet ſich darin ein Abſchnitt über Ackers, der erſt 1229 geſchrieben und wahrſcheinlich aus einem andern Werke der Spruchſammlung nur angeſchoben iſt, da ihn nur wenige Handſchriften enthalten und ſpätere Bearbeitungen des Freidank, wie die niederländiſche, die Willems nachgewieſen hat[391]), nicht kennen. Die ächte Spruchſammlung Freidank's mag daher etwas früher fallen, als man bisher angenommen hat; W. Grimm rückt ſie bis in den Anfang des 13. Jahrh. hinauf. Der Dichter, den die Colmarer Annalen des 13. Jahrh. als einen Fahrenden kennen, war wahrſcheinlich am Oberrhein, in Alemannien, zu Hauſe, und einer Grabſchrift zu Folge, an der wir wie J. Grimm nicht zweifeln mögen[392]), in Treviſo begraben. Ob Helbling's Angabe, daß Freidank

390) Ausg. von W. Grimm. 1834. Vergl.: Ueber Freidank. Von W. Grimm. Berlin 1850.

391) Belgiſches Muſeum 1842. 2. p. 184.

392) Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. 1844. Es ſcheint J. Grimm unwahrſcheinlich, daß Freidank ſeinen Ruhm blos ſeinem Spruchgedichte zu danken habe, und er vermuthet daher aus einer bekannten Anführung in Rudolfs Wilhelm, wo ihn dieſer unter lauter erzählenden Dichtern anführt, daß er auch epiſche Zeitgedichte auf Abſalon, den Freund des Königs Waldemar, und auf Friedrich I. verfaßt habe, welche Rudolf dort in einer etwas verderbten Stelle erwähne. Zu dieſer Stelle iſt von W. Grimm am letztgenannten Orte eine andere Verbeſſerung verſucht worden, worauf wir verweiſen müſſen.

mit seinem Vornamen Bernhard geheißen habe, ächt und auf unseren Freidank zu beziehen sei, oder ob Freidank nur ein angenommener Dichtername ist (wie nun bald in Frankreich und Deutschland bei den Grain d'or, den Höllefeuer, den Suchenwirth und Suchensinn, bis auf Rosen- und Muscatblüt sehr üblich wird), oder ob beides nebeneinander bestehen könne, lassen wir dahingestellt.

Wenn man aus dem Spruchgedichte Freidank's das, was nicht sein persönliches Eigenthum ist, das reine Sprichwörtliche, ins Auge faßt, so entdeckt man bald darin die zweifachen, weltlichen und christlichen Elemente, auf die wir eben hindeuteten. Was davon national, was fremd ist, ist sehr schwer zu unterscheiden. Vergleicht man übrigens aufmerksam die Sprichwörter älterer Nationen, so scheint es wohl, daß man bald auf einen eigenthümlichen und durchgreifenden Unterscheidungspunct gelangt, der das Sprichwort der germanischen Nationen kennzeichnet. Wir glauben dann zu finden, daß das Ursprüngliche und Eigenthümliche unserer deutschen Spruchlehre, dem Wesen nach, in der verständigen Klugheitsregel liegt, die vor allem auf Menschenkenntniß hinarbeitet, während der Mittelpunkt der griechischen Gnomologie Selbsterkenntniß ist und Maß und Besonnenheit im Wandel, den Menschen und Göttern gegenüber. Vergleichen wir die unter Salomons Namen gesammelten Sprichwörter der Hebräer, so haben wir einen anderen Gegensatz. Hier geht Alles auf eine positive Moral mit einer dogmatischen Vergeltungslehre hinaus, wo in dem sprichwörtlichen Theile des Freidank oder in den deutschen Sprichwörtern überhaupt nur Beobachtungen des Weltlaufs und darauf gestützte Aussprüche sich finden; es sind dort mehr Sprüche als Sprichwörter, mehr Vorschriften als Erfahrungen. Der Lehrer spricht dort zum Unerzogenen, hier der Erfahrene zum Unerfahrenen; jener in bestimmten Lehrsätzen, dieser in Winken; jener mit Verweisung auf den Beifall Gottes, dieser mit warnender oder rathender Andeutung des bequemsten Wegs durch die Welt wie sie ist. Der Jude sieht auf die Menschen und auf eine bessere Menschheit gleichsam herab, sicher sie mit seinen Regeln zu bewältigen; die Aussicht ist genommen, mit Gott und sich in Frieden zu leben, das deutsche Sprichwort versetzt mitten unter die Menschen und lehrt blos sich durchschlagen. Die Tugend wird dort mehr allgemein gepredigt, als einzelne Tugenden, mehr die Weisheit als einzelne Klugheiten. Der Mensch lehrt mehr als die Sache, und wäre auch in der Lehre selbst Uebereinstimmung, so ist der Vortrag ungefähr im deutschen und hebräischen Sprichwort eben so verschieden, wie in der orientalischen Thierfabel und im deutschen Thier-

mährchen. So schwierig es aber war, diese eben genannten volksmäßigen Stoffe, ihrer heimatlichen oder fremden Entstehung nach, zu scheiden, eben so schwierig und noch schwieriger bleibt es immer, die Sprichwörter, das Volksmäßigste, was es überhaupt nächst der Sprache selbst geben kann, im Einzelnen nach ihrer Herkunft zu trennen. Denn in Deutschland wurden schon so außerordentlich früh alt- und neutestamentliche Sprüche und Gleichnisse, griechische und lateinische Sentenzen aufgenommen; sie fanden im Volke Aufnahme, wenn auch nur durch die Predigten, deren älteste bei uns gerade in nichts bestehen, als in einer Zusammenreihung solcher einzelnen leichtfaßlichen Sätze, die so leicht ins Sprichwörtliche überstreifen konnten. Daher mischte sich denn wohl so früh zwischen jene feinsten und schlausten Beobachtungen und Lebensregeln, die man (wie jene vielen eigenthümlichen Anwendungen der Eigenschaften von Pflanzen oder Thieren auf die Menschen) für national halten möchte, eine Gattung von religiösen und sittlichen Aussprüchen ein, die der Ausfluß einer ganz anderen Lebensbetrachtung sind, und deren strengere, düstere Farbe sich nun überall, wenn auch noch so innig, doch als ein Fremdes mit dem Alten und Einheimischen mischt, wie wir im Winsbeke und im Freidank sehr wohl bemerken können. Was die Form unserer deutschen Sprichwörter angeht, so zeigt sich auch hier ein entsprechender Unterschied mit dem Fremden. Das Individualisiren der neuen Welt spricht sich hier in den endlosen Veränderungen eines und desselben Gedankens aus, in dem ewig erneuten Versuche, sich dem Begriffe mit den mannnichfaltigsten Bildern zu nähern. Die Griechen suchten lieber diesen Gedanken in der einfachsten Form so scharf als möglich auszudrücken, hielten dann daran fest und wollten sie ihn ja versinnlichen, so griffen sie nach den ihnen ganz eigenthümlichen und ungemein charakteristischen historischen Sprichwörtern, die wir in Deutschland so gut wie gar nicht kennen. So wie der Süden von Europa sich noch heute an der einmal üblichen Redensart festklammert, so freut er sich auch der formell feststehenden Sprichwörter, und Italien und Spanien ist daher so ungemein reich daran und fruchtbar in deren Anwendung. In Deutschland aber gilt bis jetzt noch die stehende Phrase in der Unterhaltung wenig; wir lieben den Ausdruck zu ändern, wir kennen daher auch das Zurechtweisen eines in unserer Sprache stammelnden Fremden weniger, weil es uns nur um die Sache und nicht um die Form gilt; wir verbessern den Fehlenden nicht um des unüblichen Worts, sondern nur um des zweideutig ausgedrückten Begriffes willen. Ganz genau so ist auch das Sprichwort im Ganzen nicht bei uns zu einer festen Form gediehen,

oder es begnügt sich nicht bei Einer Form, was schon Fischarten aufgefallen ist. Wir bevorzugen für den Ausdruck dieses oder jenes Gedankens nicht dies Eine Sprichwort, sondern wir freuen uns der Veränderung und des Neuen; wir begnügen uns an der sprichwörtlichen Redensart und am figürlichen Ausdruck und schaffen deren noch jeden Tag neue. Man darf nur die bekannte Sammlung von Agricola[393]) aufschlagen, um zu übersehen, wie außerordentlich der Reichthum an solchen Varianten, wie reich die Phantasie unseres Volkes in Erschaffung solcher Varianten war.

Wir begegnen also, um auf den Inhalt von Freidank's Spruchsammlung zurückzukommen, jener doppelseitigen Weltansicht, der mehr antiken und der mehr christlichen, von denen die Eine auf die Beherrschung der Welt mittelst Welt- und Menschenkenntniß, die Andere auf die Verachtung der Welt und den Hinblick auf ein künftiges Leben, abzielt, hier mitten in der Spruchweisheit, die ein Eigenthum des Volkes war. Aber nicht allein der sprichwörtliche Theil des Freidank zeigt diese Eigenthümlichkeit, sondern auch der Theil, den der Dichter selbst mehr von seinem Eigenen hinzuthat, zeigt ganz dasselbe nur auf einer anderen Stufe, eben wie auch Thomasin. Er mischt biblische Sprüche unter die Regeln der ritterlichen Sitte; religiöse Mystik unter die Klugheitslehre des gewöhnlichen Lebens; unter heitere Bilder aus dem wirren Verkehr der Menschen die schwärzeste Ansicht der Welt und die Erwartung der Zeit des Fluches und der jüngsten Vergeltung, die auch Thomasin und Walther hereindrohen sehen; unter volksmäßige, allgemein gültige Weisheit die Vorstellungen aus der damaligen Glaubenslehre. Er beginnt also mit der Lehre, daß Gott dienen aller Weisheit Anfang sei, daß wer um dieses kurze Leben die ewige Freude gibt, sich selbst betrügt und auf den Regenbogen baut, daß wer die Seele bewahren wolle, sich selbst müsse fahren lassen. Vertrauen in Gottes Allweisheit und Allwissenheit, Glauben an seine Vorsehung, Entfernung aller Grübelei über unlösbare Fragen schreibt er dem Menschen vor, der, wie der Topf gegen den Meister, nicht gegen Gott und seine Gebote sprechen soll, der nicht verwegen an Gottes Wundern oder an der Unsterblichkeit der Seele zweifeln soll; denn jeder Ketzer, der dies leugne, sähe doch täglich größere Wunder, sähe aus Asche Glas werden und begriffe es eben so wenig; und mehr Wunder sei, daß Gott Menschen schüfe, als daß er sie auferstehen mache. Dem Geheimniß der Dreieinigkeit sucht er mit

393) Auslegung deutscher Sprüchwörter.

Bildern und Gleichniſſen beizukommen und beruhigt ſich auch hier mit dem Glauben. Ueber den Sündenfall der Menſchen trägt er die verbreiteten Vorſtellungen vor: daß alle Geſchöpfe der Natur ſich ſelbſt treu geblieben, daß nur der Menſch ſeine Natur vermöge ſeiner freien Wahl verlaſſen habe, daß er, wie das Feuer, das ſeinen Zug aufwärts zum Himmel hat, wenn es ſich im Gewitter als Blitz abwärts wendet, ſeine urſprüngliche Bahn verloren habe. Nur drei reine Menſchen ſeien geweſen, Adam, Eva und Chriſtus. Der eine wie der andere ſeien unbefleckt geboren, Adam aus der jungfräulichen Erde, Chriſtus aus der jungfräulichen Maria, und dieſer ſei für die ganze Menſchheit wieder rein geworden. Der Glaube an dieſe Erlöſung des Menſchen iſt zur Beſſerung des Menſchen nothwendig. Auf dieſen Gegenſtand übergehend empfiehlt Freidank Reue in Zeiten, und verheißt dafür Gnade in Ewigkeit, denn Gott verlaſſe den theuer erkauften Menſchen ungern. Der Dichter empfiehlt die Kreuzfahrt und hat ſie ſelbſt gemacht, wie ſo viele andere Minneſinger, die jetzt erſt die mehr fromme Begeiſterung für dieſe Züge erhalten, als ſchon die mehr kriegeriſche der Troubadours erloſch und als eben der Kreuzzug, der ſo Viele unſerer Sänger in ſeinen Heeren ſah, an den Tag brachte, wie wenig mehr in der Wirklichkeit dieſem frommen Eifer entſprach. Uebrigens verläßt der ſchlichte Verſtand bei dieſer Lehre den Freidank ſo wenig wie den Walther. Reue ohne Werke iſt nicht Buße, wie Gebet des Mundes ohne des Herzens Vorgedanken nichtig iſt. Der Dichter eifert gegen Ablaß; nur Gott kann Sünde vergeben; kann der Pabſt von Sünden löſen, ohne Reue und Buße, ſo ſollte man ihn ſteinigen, wenn er nur einen einzigen Menſchen zur Hölle fahren ließ. Dies Alles, und den Grimm gegen Rom, bei Achtung vor dem Haupt der Chriſtenheit, den Grimm gegen die ſchlechte Geiſtlichkeit, bei Anerkennung des Standes und der Würde, den Zorn gegen die Hoffahrt des Adels, die Anſicht, daß nur der Tugendhafte edelgeboren iſt, theilt Freidank mit Thomaſin. Er eifert wie dieſer gegen die Fürſten und ihre ſchlechten Rathgeber. Er nennt ſie Menſchen wie ſich, die ſich des Ungeziefers ſo wenig erwehren können, wie er; er geht wie Thomaſin auf die Verhältniſſe des Lebens über und in den Ton der Satire; das deutſche Land iſt voll Raub, Gerichten, Vögten, Münzen und Zöllen, die ehedem zum Guten erdacht, jetzt zum Raube gebraucht werden. Wer die Wahrheit laut ſagte, würde getödtet werden. Nicht drei Fürſten wiſſe er, die nach Gottes Willen lebten; ſollte Jeder nach ſeiner Tugend Gut beſitzen, ſo wäre mancher Herr Knecht. Keiner befleißige ſich des Guten, da man doch von Jugend auf von einer Tugend zur andern

ſteigen ſolle, ſo wie der Nagel das Eiſen hält, das Eiſen das Roß, das Roß den Mann, der Mann die Burg, die Burg das Land. Aus dieſen Zügen ſieht man, daß in der Geſinnung des Dichters wie in ſeinem Stoffe ein bürgerliches Element laut wird, ſo wie das Hervortreten eigentlicher Volksdichtungen allemal in dem genaueſten Verhältniß mit dem Hervortreten der mittleren Klaſſen ſteht. Daher ſahen wir im Allgemeinen bis hierhin das Volksepos in ſtetem Abſinken. Die erſten Spuren der epiſchen Zuſammenfaſſung und Aufſchreibung jener Thierſage, die das Volk mit beſonderer Vorliebe mag gepflegt und gehegt haben, die wir in ſo engem Bezuge mit dem freien Bürgerſinne ſahen, fanden wir in den Niederlanden, ganz entſprechend der politiſchen Geſchichte dieſer Gegenden, wo unter der Sorgfalt der Grafen von Flandern und Artois die Städte früher als anderswo emporkamen und die Entſtehung der Gemeinderechte ſchon im 10. Jahrh. zu ſuchen iſt. Zugleich war dies die Zeit, wo die fränkiſchen Kaiſer in Deutſchland zum erſtenmale eine entferntere Verbindung mit den Städten zu ſuchen anfingen, die hernach die Hohenſtaufen ihrer eigenthümlichen Stellung zu Italien zufolge wieder aufgaben. Dennoch bildeten ſich in Deutſchland im Laufe des 12. und 13. Jahrh., beſonders unter der Fürſorge der Herzoge von Zähringen und unter den Welfiſchen Kämpfen, immer mehr Gemeindeverfaſſungen, trotz der feindſeligen Maßregeln der Hohenſtaufiſchen Kaiſer und des Edicts Friedrichs II., das alle Gemeinderäthe, Bürgermeiſter und Zünfte aufhob. Jetzt aber zur nämlichen Zeit, wo das Beiſpiel der italiſchen Städte im Großen in den Städtebünden, noch bei Lebzeiten des letzten Hohenſtaufen, anfing nachgeahmt zu werden, wo der bürgerliche Geiſt reißend anfing überhand zu nehmen, wo im 13. Jahrh. noch faſt in jeder größeren Stadt in Deutſchland die erſten revolutionären Bewegungen der Handwerker beginnen, obwohl zur Zeit noch ohne dauernden Erfolg, jetzt ſehen wir auch dieſe lehrhafte Poeſie hervortreten, die immer ein Eigenthum und ein Lieblingsgegenſtand der größeren Maſſe war, die in der Dichtung keine andere als ſittliche Belehrung kennt und ſucht. Wie ſich das Thierepos mit dem republicaniſchen Element fortentwickelte und daher auch jetzt in dieſer Zeit in Deutſchland eine neue Bearbeitung, in Frankreich die größte Verbreitung, in den Niederlanden die größte Vollendung erhielt, ſo entwickelt ſich auch dieſe lehrhafte Poeſie fortgehend, und bekanntlich hat der Freidank mit dem ſteigenderen Bürgerthum ſtets ſteigendere Geltung und Anſehn erhalten, ward überſetzt und bearbeitet, und hat ſelbſt den Sebaſtian Brant beſchäftigt, und die erſten ſichtbaren Anſtöße und Anläſſe zu den ſatiriſchen Gedichten

des 14. und 15. Jahrh. und den Sittengedichten des Hans Sachs liegen hier und im Thomasin.

Um aber auf unsern Gegenstand zurückzukommen, so bemerken wir hier schon spurweise, was in der Zeit der Reformation deutlich werden sollte, daß es nicht das geplagte Volk, sondern die habgierigen Priester und die Gewalthaber sind, die jene Abläße und jene Lehren von der göttlichen Gnade und der Macht der Reue und des Gebets in Schwung brachten. Es sind bürgerlich gesinnte Männer, die sich hier zuerst entgegensetzen mit Grundsätzen, die sie zum Theile dem Volke und dessen gesundem Verstande entlehnt haben; allein zur Zeit setzen sie sich noch ohne Erfolg entgegen. Die Ideen von der Gewalt der Reue, von den Verdiensten der Heiligen und Märtyrer, von der Fürsprache der Jungfrau Gottesmutter wurzelten in diesem Jahrhundert fester als je, stiegen mit der Sittenverderbniß und Sündenangst und schufen eine Klasse von Dichtungen oder riefen sie vielmehr wieder lebhafter hervor, die nicht mehr als Erzeugnisse eines lebendigen Dichtertriebs, sondern vielmehr als solche fromme Handlungen bußfertiger Sänger zu betrachten sind, mit denen sie keinen weltlichen Ruhm, sondern ewiges Heil zu erwerben hofften. Ehe wir aber auf diese Legenden und Heiligengeschichten eingehen, wollen wir hier noch von einem mehr didaktischen Dichter reden, dem Stricker, der um 1230—40 schrieb, und der einen vortrefflichen Uebergang zu jenen geistlichen Dichtungen macht, wo wir dann die Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems mit jenem als die drei Dichter ausheben, an denen wir die völlige Umwandlung oder Entartung des dichterischen Geschmacks, der sittlichen Gesinnung und der Kunsterzeugnisse werden anschaulich machen können.

Wir reden von Stricker's Umarbeitung des Rolandliedes vom Pfaffen Konrad[394]), die durchaus werthlos neben dem Originale ist, nicht weiter, als daß wir darauf aufmerksam machen, wie der Zeitgeschmack, der die Legenden und Martyrologien des 12. Jahrh. wieder aufnahm, nicht anders konnte, als diese epische Hauptlegende und ritterliche Märtyrergeschichte erneut wünschen, da ihre alte strengere Form und Sprache eben wie auch Lambrecht's Alexander dem verweichlichten Geschlechte zu mißhagen anfing. Die Zeit beginnt jetzt Alles zu wiederholen, was die vorhergehende Periode hervorgebracht hatte; sie nimmt erfolglos, wie auch in der politischen Geschichte zu sehen ist, die großen Plane der Vergangenheit auf und ahmt nach ohne eigenes Vermögen.

394) In Schilters Thesaurus.

Wo jene Reproduction wie im Rolandslied, im trojanischen Kriege, im Alexander oder gar in der Ueberarbeitung der Nibelungen nichts ist, als bloße Erneuerung alter Stoffe, halten wir uns dabei nicht weiter auf; wo sie wie im Daniel von Blumenthal von Stricker Aufnahme ähnlicher Poesien ist, müßten wir allerdings eher darauf eingehen und würden dies auch an dieser Stelle thun, wenn von dem Daniel mehr bekannt wäre, als was Nyerup davon drucken ließ[395]), und wenn er nur in irgend etwas von dem Charakter aller britischen Romane abwiche. Ohnedies bedeutet auch das Ungedruckte von Stricker's erzählender Dichtung so wenig wie das Gedruckte. „Man sieht" sagt Wilhelm Grimm „bei Stricker's Rolandslied, wohin eine bloß äußerliche Ueberarbeitung führt. An Gewandtheit der Sprache fehlt es ihm nicht, wohl aber an Kraft, ein solches Gedicht mit dem Geiste zu erfassen. Er war für den ernsten epischen Stil nicht gemacht. Wie sehr er in seinen Beispielen und dem humoristischen Amis gerühmt zu werden verdient, sein Daniel von Blumenthal ist ein schwaches Gedicht, das eine an sich dürftige Fabel mit weitschweifiger Rede auseinanderzieht, und in den Stellen, in welchen mit unerhörter Tapferkeit Aufwand getrieben wird, völlig gleichgültig läßt. Im Rolandslied, wo er sich auf einen Vorgänger stützt, und der Gehalt der Sage bleibt, kommt seine Schwachheit nur weniger zu Tage." Wir dürfen uns also blos an die Arbeiten von Stricker halten, welche uns die Bemerkungen über die Lehrdichtung dieser Zeit fortsetzen lassen. Es ist nun sehr bezeichnend, wie dieser Dichter, der sich der ritterlichen Poesie noch fest anschließt und den Ritterorden hoch preist, sich auf eine eigene Weise eine milde Ansicht vom Leben bei aller Unbefriedigtheit zu erhalten sucht. Es wird jetzt Stil unter diesen Dichtern, vom Verfall der Kunst und der Sitte heftig zu klagen. Dies ist nicht allein in Deutschland, auch in Frankreich um diese Zeit allgemein, wo Rutebeuf ebenso über die Armut klagt, in der ihn sein Talent läßt, und über den Ausgang aller höfischen und tapferen Ritter, die der Wolf gefressen haben müsse. Die alten Schützer der Kunst gingen aus; ehedem, sagt unser Dichter, hätten seine Herren, die Fürsten von Oesterreich, so um Ehre geworben, daß man alle Kunst nach Oesterreich zu tragen begann, daß dort alle kunstreichen Männer zusammenströmten[396]). Er

395) Symbol. ad. lit. teut. antiq. Eine Ausgabe ist zu erwarten.

396) Cod. Pal. 341, der mehr als ähnliche Sammlungen im Kloster Melk und sonst vom Stricker enthält: Fol. 333.

— Die herren ze Osterrîche,
die wurben hie vor umb êre, der geluste si sô sêre,

entwirft ein ähnliches Bild von ihnen, wie Andre von Hermann's Hof in Eisenach; jetzt aber sei Alles dahin; unreine, ungezogene Unterhaltung sei geschätzter als die gute; Ritter und Frauen möchten es klagen, daß Singen, Sagen und Saitenspiel zerging; man sehe an den Höfen Niemand mehr, als die da sein müssen, und wer sich die alte Tugend der Milde und Freigebigkeit bewahrte, der hat mehr Lob als zwölfe in den Jahren, da Milde eine Landsitte war. Wenn er Ritterschaft und Ritterleben nach der alten Weise erhebt, so sieht man doch in einem ungedruckten Gespräche von ihm zwischen zwei Knechten, wie etwas gepriesen wird, was sich durch Ausartung jedes Preises unwerth gemacht hat, wie gleichsam die alte Herrlichkeit ausgeläutet wird. Dasselbe ist der Fall in seinem Gedichte Frauenehre[397]). Der Dichter fühlt, daß er dem Gegenstande nicht gewachsen ist, er verräth überhaupt denselben Mißmuth über alles Dichten überhaupt, den jede solche absinkende Zeit den halben Talenten mittheilt, die sie nur noch hervorbringt. Er streitet im Eingange mit seinem Herzen: er wolle das Dichten ganz lassen; die Würdigen seien hin, die je nach großer Freude gerungen, und hätten alle Freude mit sich genommen; nun hätte er nicht ein so begabtes Talent, daß er denen Freude geben könne, die freudenlos leben wollten. Er klagt, daß Keiner mehr eine Mähre zwei- oder dreimal hören wolle. Sein Herz antwortet ihm, er solle das tragen; keinem anderen Dichter sei es anders gegangen; daß man das Neue und stets das Neue begehre, solle ihn vielmehr beruhigen, so entgehe er der Vergleichung mit den trefflichen Alten. Er solle denn wie die Anderen neue Mähren für den Tag hin dichten. Er läßt sich zureden: dennoch will er versuchen, etwas zu entwerfen, was für die Dauer sein möchte. Dabei aber fühlt er, daß der Gegenstand der Frauenehre nicht für ihn tauge; wäre er weise, so würde er die Frauen gar nicht nennen; sein Leben und Frauenpreis hätten nie mit einander zu schaffen gehabt; ein Pferd, ein altes Gewand stünde besser in seinem Lobe. Mehrmals kommt er im Gedichte selbst darauf zurück, daß er der Aufgabe nicht beikomme; auch erhebt er sich nirgends über die Gewöhnlichkeiten, die man über diesen Gegenstand sagte, und

---

daz si des dûhte durch ir guft, ob mer, erde unde luft
ir lop niht möhte getragen, si wolten ir dennoch mê bejagen:
des gewunnen si sô grôze gunst, daz man in alle die kunst
dar ze Osterrîche brâhte, der ie dehein man gedâhte;
die gulten si âne mâze. u. s. w.

397) In Haupt's Zeitschrift 7, 478.

selbst zu diesen zwingt er sich ordentlich. Desto mehr geht ihm sein Gedicht die Klage[398]) von Herzen; es ist ein Blick auf die geänderten Sitten der Zeit voll eindringender Schärfe. Alles, was einst die schöne Zeit des Gesangs, des Frauen- und Hofdienstes auszeichnete, sieht er zu Grabe getragen. Die Freude nennt er den belebenden Mittelpunkt jener Zeit, die nun verloren ist, an deren Statt die Unfreude gekrönt ward, da nun die Großen alle in Waffen stehen und hinfort für das alte Hofleben keinen Sinn behalten. Das will der Dichter ewig beklagen. Er will klagen, daß Gott und seine Gebete vergessen werden, daß Pfaffen und Laien einander Haß tragen, daß man den Frauen nie so üblen Dienst bot, daß die Herren nach Gewalt streben, den Kaiser machtlos machen, um vor ihm sicher zu sein, daß vom Hofe die Stühle der Weisen, der Alten und Armen verdrängt sind und nur die Reichen noch Zugang behalten, daß Richter und Rathgeber ihre Pflichten versäumen, daß die Herren siech liegen, und an Jagd und Beize, an Saitenspiel und Gesang, an Frauenliebe, Turnier und Tanz, an Adel, Name und Gewalt ihre Freude verloren haben, daß sie der Wald und das Feld, und Blumen und Gras nicht ferner ergötzt, die ehedem der Welt Lust waren mit langen lichten Tagen, mit Sommer und Vogelgesang. Wie er alsdann auf den zeitigen Frauendienst zu reden kommt und das Laster eingerissen schildert, um das einst Sodom und Gomorrha zerstört wurden, sieht man freilich, wohin es mit der höfischen Gesellschaft gekommen war, und findet bestätigt, was man auch ohne Zeugnisse von dem üppigen Zusammenleben der höheren Kreise bald erwarten mußte. Bei dieser Einsicht nun in die Verdorbenheit der Welt predigt der Stricker gleichwohl noch im Sinne der alten Ritterschaft, die Welt nicht mit schwarzen Augen anzusehen; bedauert aber, daß, wenn man einmal die irdische Freude aufgeben wollte, man nicht wenigstens die himmlische dafür einzutauschen suche. Er tröstet sich aber mit dem Christenthume; Buße, Reue, Beichte sind der Gegenstand einer Menge seiner kleinen lehrenden Gedichte, am deutlichsten in dem von drei rathgebenden Freunden. Er hat die festeste Zuversicht und Aussicht auf Rettung und Heil; da jener Schächer am Kreuze für die kürzeste Reue der ewigen Gnade theilhaftig ward, wie sollte Gott nicht diese Gnade auch an Anderen üben! Wenn auch die menschliche Besserung fehlt, die christliche Barmherzigkeit wird schon durchhelfen; „wem das Herz auch

398) K. A. Hahn, kleinere Gedichte von dem Stricker. 1839. p. 52.

trocken ist und wer eignes Wasser der Reue nicht kennt, dem kann diesen Mangel das Gedächtniß an jenes Wasser ersetzen, das Christus in seinem Schweiße und Blute oder in seinen Thränen vergoß!" Diese Denkart bildet den schönsten Uebergang zu der unmäßigen Heiligenverehrung, die im 13. Jahrh. zu einem neuen Schwung kam, und neben jener berühmten goldenen Legende auch die zahllosen deutschen Heiligenleben und Märtyrergeschichten in der Dichtung aufbrachte, die wir weiterhin betrachten müssen. Der Stricker übrigens kennt von den Heiligen und von der Gottesmutter und deren Fürsprache für uns noch wenig, sein Vertrauen steht noch auf Gott selbst. Die Gedichte, in denen er diese und ähnliche Weisheit niedergelegt, bilden einen großen Kreis von Beispielen (denn es gibt keinen bezeichnenderen Namen, als diesen in der alten Sprache selbst gerechtfertigten), unter denen aber das Unähnlichste begriffen wird. „Eine kurze Erzählung, ein einfaches Bild oder Beispiel gibt den Stoff oder die Veranlassung zu einer umständlichen Ausführung über irgend einen Gegenstand der allgemeinen, durch die Lehren des Christenthums modificirten Ansicht der sittlichen Natur; eine höchst einfache Form, man möchte sagen, ein kurzer Sermon in Versen[399])." Dies trifft aber nur einen kleinen Theil dieser Gedichte; viele erinnern an die Gleichnisse des neuen Testaments, und diese stehen solchen Sermonen am nächsten. Viele sind bloße Allegorien, und diese tragen dann ganz das Gepräge, daß sie die Fabel nachahmen sollen. Oft ist's eine bloße Anekdote, eine Erzählung, der eine Lehre abgewonnen wird. Mehrmals sind es Stücke, welche Stände und Klassen charakterisiren, und diese leiten dann die späteren Satiren im Renner und Narrenschiffe ein. Die Ehe, das Haus, die kleineren niederen Verhältnisse sind der Mittelpunkt mancher schwankartigen Erzählung, die aber immer eine sittliche Lehre trägt; denn eigentliche Schwänke, wie den Pfaffen Amis[400]), scheint er sonst nur sehr wenige kleinere[401]) gemacht zu haben. Endlich sind es Mährchen zu Fabeln oder Fabeln zu Mährchen geworden. Alle diese Gattungen bindet nur die moralische Nutzanwendung zusammen, die nirgends fehlt; einmal sagt er selbst, man ließe die Erzählung der Mähren besser ganz, wenn man nicht das Gleichniß dazu sagte. Die

399) Docen Misc. 2. 209.

400) In Benecke's Beiträgen 2, 493 ff.

401) Wie bei Hahn den vom kundigen Knecht. Er unterscheidet übrigens selbst, daß er Einiges zur Kurzweil dichte, Anderes nicht.

Stücke ſind von dem ungleichſten Werthe[402]). Alles was feierlicher, chriſtlicher, ernſter ſein ſoll, wird matt und eintönig, und nicht leicht hat das Mittelalter in dieſer Zeit dann etwas ſo farb- und glanzloſes, wie dieſe Lehrgedichte. Aber wo er ſich ſeinem Humor freier überläßt, wie im Pfaffen Amis (auf den wir ſpäter noch einmal zurückkommen), mehr aber noch in ſeinen Fabeln, wie auch Lachmann urtheilte, zeigt ſich ſein Talent am ſchönſten. Nicht in allen, muß man bemerken; Grimm hat in den mitgetheilten eine ſehr gute Wahl getroffen[403]). Wie ſich hier das einheimiſche Mährchen mit der fremden Fabel kreuzt, iſt höchſt merkwürdig und trägt nicht wenig zur richtigen Anſicht von dem Unterſchiede zwiſchen beiden bei, ja es iſt vielleicht das Merkwürdigſte, um deſſen Willen die Geſchichte der Dichtung den Stricker nennen muß. Entweder er entlehnt Fabel und Lehre, dann iſt er, je nach ſeiner Laune, bald ganz kurz äſopiſch, bald dehnt er ſeinen Stoff in einen weiten Vortrag aus; er entlehnt die Fabel und macht eine neue Nutzanwendung, dann paßt ſie nicht, iſt bald zu eng oder zu weit, oder wenigſtens ſteckt ſie voll Naivetäten, wie denn bei ihm die Anwendungen auf die Minne ſo charakteriſtiſch ſind, wie bei Leſſing die auf die Kritik; er nimmt auch oft irgendwo eine Moral her und will dazu eine Fabel erfinden, dann verſchwimmt ihm die Erzählung in eine Allegorie oder ſie paßt nur halb auf die Moral. Am eigenthümlichſten ſind hier, wie auch Grimm bemerkte, die Mährchen oder mährchenhaften Fabeln, wie das vom Turſen oder von dem Könige mit dem Katzenauge, die es zeigen, wie ſchwer hier mit Moral beizukommen war, wo die Erzählung ihren Werth ganz in ſich ſelbſt ſucht.

7. Gottfrieds Schule.

a) Weltliches.

Die Lehrdichter, die wir hier kennen gelernt haben, bereiten uns ſchon auf eine Erſcheinung vor, die wir weiterhin immer deutlicher werden hervortreten ſehen: ſie ſammeln und ſchließen ab, ein äußeres

402) Das ſcheint auch Rudolf von Ems ſagen zu wollen in der Alexandreis:

Swenn er wil der Strickære,
sô machet er guotiu mære.

403) In den altdeutſchen Wäldern. 3, 167 ff. Eine ähnliche Sammlung von Fabeln des 13. Jahrh., alle des gleichen Schlages, und zum kleinſten Theil vom Stricker, theilt Pfeiffer mit in Haupt's Zeitſchrift 7, 318.

Merkmal einer sich vollendenden Periode. Freidank's Bescheidenheit ist ein Sammelwerk, Thomasin's Gast ist ein systematisches Buch; gegen Walther's Gelegenheitsgedichte, die mit dem Tag entstanden, sind sie die Werke denkender Dichter, die mit ihren Arbeiten weiterliegende Zwecke verbinden. Die Denk- und Redeweise dieser älteren Didaktiker ist noch die klare, einfache, wie sie in den höfischen Kreisen beliebt war; sehr bald schließt aber unsere Spruchdichtung eine Art Bündniß mit der Wolframschen Manier, und dies wollen wir in der zweiten Periode unserer ritterlichen Lyrik später betrachten, die durchaus als eine gnomologische und ganz verschiedene von dem eigentlichen Minnegesang abgetrennt werden muß, und deren Anfänge wir mit Reimar von Zweter machen, der seinen Dichtungsgegenständen nach ganz von Walther angeregt ist, dessen Manier aber schon zu dem Mystisch-Allegorischen neigt, das bei Wolfram's Nachahmern vorherrscht. Dasselbe allgemeine Merkmal der klaren Verständlichkeit, der ebenen Rede, um die Gottfried den Hartmann und eine große Reihe von Nachfolgern den Gottfried preist, eben das Merkmal, das diesen vom Wolfram, und die angeführten Lehrdichter von den späteren, gelehrten, scholastischen Spruchdichtern trennt, scheidet auch die nächstliegenden erzählenden Dichtungen von den späteren, als deren Mittelpunkt der Titurel erscheint. Alles was sich noch in dem Geiste der ächthöfischen und ritterlichen Dichtung fortbewegen wollte, schloß sich an die zwei Vorbilder reiner Erzählkunst an, an Gottfried, „der nie einen falschen Tritt in seiner Rede that," an Hartmann, „an dem nichts wurmäßiges ist." Der Dichter, von dem diese beiden Aussprüche sind, Rudolf von Ems, steht neben Konrad Fleck und Konrad von Würzburg als einer der besten Vertreter dieser Nachblüte und Nachahmungskunst, und er hat in zwei dem Gottfried nachgebildeten Stellen seiner Alexandreis und seines Wilhelm von Orlens eine Reihe von Zeitgenossen versammelt und genannt, die in den Kreis seiner Freundschaft und dieser Schule gezählt werden dürfen. Mit diesem Ausdrucke wollen wir nichts Engeres, nichts Aeußerliches bezeichnen, sondern nur das Schülermäßige jener großen Gruppe von Nachgängern andeuten, die wie Rudolf überall nach Meistern suchen, ohne sie erreichen zu können, die sich an das Mechanischste halten, an die bloße Erzählgabe, an das herkömmliche des höfischen Vortrags und selbst dieses nicht mehr erreichen[404]); wenigstens dann nicht, sobald es gilt etwas

404) Rudolf von Ems, in der Einleitung zum 2. Buche seines Alexander:

Wir tichten unde rîmen, wir wænen daz wir lîmen
nâch wâne der rîme der hôhen sinne lîme:

Größeres zu leiſten, wo der Inhalt der gegebenen Form ſich nicht unterwerfen will, oder auch nur der Maſſe nach zu groß iſt, um das Einförmige der herkömmlichen Manier, ungewürzt durch geiſtige Gaben, zu ertragen. Dieſe höfiſche Kunſt war gleich Anfangs conventionelle Nachahmung, weil ſie meiſt nur Ueberſetzungskunſt war; nur wenige bedeutende Männer konnten ihr einen ſelbſtändigen Werth geben; ſie mußte nothwendig bald in hohles Formelwerk ausarten. Daher hat es denn Rudolf von Ems, der ein talentloſer aber beſcheidner Mann war und dem ſeine heutigen Verehrer vielleicht mehr Gutes nachſagen als ſeine damaligen kritiſchen Freunde (Meiſter Heſſe von Straßburg und Vaſolt), Rudolf von Ems hat es zwar auch nach dem Beiſpiel der guten alten Meiſter „gar unſchämlich gefunden, wenn Jemand in guter Meinung ſeine Sache ſo gut macht wie er kann," aber er hat es doch auch ſelbſt ſehr wohl gefühlt, daß mit der Verbreitung der Reimfertigkeit und Dichterei der Geiſt der Kunſt ſelbſt zu Grunde ging, und daß je gemeinſamer ſie erſchiene, deſto vereinſamter ſie ſei[405]), ein Ausſpruch über eine Erfahrung, die wir im reichſten Umfang in unſerer neueſten Zeit nach der Abblüte unſerer großen Dichter wieder gemacht haben.

Wie abhängig, unſelbſtändig, angelehnt die erzählenden Dichter um die Mitte des 13. Jahrh. ſind, ſpricht ſich am deutlichſten in den Fortſetzern aus, die Gottfried's und Wolfram's unvollendet hinterlaſſene Werke ergänzten. Für Ulrich von dem Türlein, der Wolfram's Willehalm von vorn vervollſtändigte, eine Arbeit, die der kärnthniſche Dichter für den König Ottokar (1252—78) machte, iſt ſchon das ein Zeugniß, daß er wie der Titurel-Dichter einen Gegenſtand aufnahm,

---

dar an sîn wir ein teil betrogen, uns hât der wân dar an gelogen;
wir gern, daz wir steinen den edeln unt den reinen
gelîche unser gunterfeit, alliu unser arbeit
ist nû an wildiu wort gedigen, diu vor uns wæren ie verswigen
unt selten ie mê vernomen, an diu wellen wir nû komen.

405) Ebenda:

Sinnen, singen, tihten, mit rîme sinne slihten,
des ist nû vil, es wart nie mê vor uns in alten zîten ê.
Nû stât diu kunst aleine, swie sî sî gemeine,
aleine, als ich iu sagen wil. kunstrîcher liute ist vil,
die doch niht kument an daz spor, daz uns ist getreten vor,
an meisterlîcher sprüche kraft und an hôhe meisterschaft;
uns ist diu kunst aleine swie sî sî gemeine:
ir hort ist gar vereinet, uns allen doch gemeinet,
kunst ist allen wol erkant, doch sint ir wege vil ungebant u. ſ. w.

den Wolfram mit Absicht fallen ließ. Früher schon (um 1242) hatte der Thurgauer Ulrich von Türheim da, wo Eschenbach's Willehalm abbricht, die Geschichte von des Helden Schlacht- und Mönchsleben, von Rennewart und Alisa hinzugedichtet, nach der wälschen Quelle, die ihm Otto der Bogener in Augsburg mitgetheilt. Diese noch ungedruckte Arbeit mochte in Wolfram's Entwurf durchgeführt sein, keineswegs ist sie es in seiner Manier; der unentschiedene, um Sagenkritik wie um Schreibstil gleich unbekümmerte Mann, hing sich eben so bereitwillig dem Gottfried von Straßburg ins Schlepptau und setzte dessen Tristan fort. Hier ist das Verhältniß umgekehrt; die Erzählart sucht sich hier dem Vorbilde zu nähern, aber der Dichter geht aus dem Entwurf, und wie der andere Fortsetzer des Tristan, Heinrich von Freiberg, folgt er einer anderen dem Eilhart'schen Tristan verwandteren Quelle. Beide diese Nachzügler haben auch eigne, selbständige Arbeiten gemacht: Freiberg um 1300 ein Gedicht von des böhmischen Ritters Johann von Michelsberg Ritterfahrt in Frankreich[406]), und eines vom heiligen Kreuze[407]). Türheim hat nach einer Stelle im Wilhelm des Rudolf von Ems „neulich einen Mann von Griechenland an Artus' Hof geschickt," und er rühmt diesen nicht erhaltenen Roman von Clies, wahrscheinlich eine Nachbildung des Cliges von Chretien von Troyes; es ist aber Freundeslob, denn Beide stehen auf gleichem Fuß mit Konrad von Wintersteten, dem Bruder des Liederdichters, der Beider Talent zu beschäftigen sorgte. Da übrigens Rudolf in seinem Alexander (V. 3151) auch dem Konrad von Fleck einen Clies zuschreibt, so haben Lachmann und Sommer vermuthet, Türheim habe nur das angefangene Gedicht von Fleck vollendet, so daß er in seinem Clies sogar noch einem Dritten den Dienst der Ergänzung erzeigt hätte.

Nächst diesen Angehängten zeigt sich Gottfried's und Hartmann's Anhang am meisten in den Dichtungen aus dem Sagenkreise von Artus, und dies werden wir erst besser übersehen, wenn Alles aus dieser Reihe gedruckt ist, was aufgefunden ward, und aufgefunden, von dessen früherem Dasein wir wissen. Den Daniel von Blumenthal des Stricker haben wir schon erwähnt; von ihm spricht auch Rudolf von Ems in den angeführten Stellen, die uns hier gleichsam den Weg weisen können, und die geradeso den erweiterten Kreis dieser Nachzügler mittelmäßigen Schlags versammeln, wie Gottfried nur die ersten Meister um sich her stellte. Eine

406) In den N. Jahrb. der Berliner Gesellschaft. 2, 92.
407) Wiener Hs. N. 119.

Anzahl von ſolchen britiſchen Romanen beſitzen wir, die Rudolf nicht nennt. Wigamur[408]) gehört noch in die beſſere Zeit; er iſt dem Tanhäuſer ſchon bekannt, und es iſt eine dichteriſche Gewandtheit und eine Geläufigkeit der Sprache darin ſichtbar, die an der Scheide des 13. und 14. Jahrh. ſchon ſelten wird; ein Gedicht des ganz gewöhnlichen Schlags dieſer Gattung, und was den Inhalt angeht wie der Roman von Clies eine platte Erfindung. Konrad von Stoffels Gauriel von Montabel[409]), oder der Ritter mit dem Bock, hat ſich gefunden. Der Dichter lebte in Straßburg, in dem Vaterlande Gottfried's, nach welcher Gegend uns auch die Rudolf und Konrad, die Vertreter dieſer Gottfried'ſchen Richtung führen. Er bezieht ſich im Anfange des Gedichtes auf Gottfried, Hartmann und Wolfram, und es macht ihm Ungemach, daß ihrer Keiner ſeines Ritters gedacht; in ſeiner Erzählung dagegen treffen wir auf die guten Bekannten Iwein, Erek u. A., wie auf die bekannten Abenteuer aller britiſchen Romane. Von dem Pleier, von dem früher nur Tandarios und Flordibel[410]) bekannt war, hat Karajan in ſeiner Frühlingsgabe einen Garel vom blühenden Thale nachgewieſen. Die Reihe der Werke dieſes, nach dem Namen zu ſchließen, öſterreichiſchen Dichters vermehrt ſich nun noch durch einen von Franz Pfeiffer aufgefundenen Meleranz von Frankreich[411]), den er, mit Beſcheidenheit auf die Meiſter Wolfram und Hartmann zurückblickend, aus dem Franzöſiſchen übertrug. Vielleicht übergibt nun Jemand die drei Werke zuſammen dem Drucke. Ein eben ſo fruchtbarer niederdeutſcher (Lüneburger) Dichter iſt gleichfalls erſt in neuerer Zeit bekannt geworden, Berthold von Holle. Die Bruchſtücke, die von ſeinem Crane erhalten ſind, deſſen Stoff ihm von Herzog Johann von Braunſchweig (regierte 1252—77) erzählt ward, weiſen auf den früher erwähnten Grafen Rudolf

408) In den Gedd. d. Mittelalters von Büſching u. v. d. Hagen. Bd. I.

409) Die Handſchrift der fürſtl. Fürſtenbergiſch. Bibl. in Donaueſchingen iſt mir durch Fr. Pfeiffer's gütige Mittheilung bekannt geworden. Des Dichters Name iſt Konrad, nicht Kunhart. Laßberg wies die Brüder Pilgrin und Konrad von Hohenſtoffel urkundlich nach; der Name Konrads kommt zuletzt 1284 vor. Gegen Ende des Gedichtes nennt er ſich:

Von Stoffel meister Cuonrât — der was ein werder frier man
hât daz buoch getihtet, — zuo Hispanjâ er daz buoch gewan.
mit rîmen berihtet,

410) Cod. pal. 370.

411) Hſ. in Donaueſchingen vom J. 1480. Der Dichter nennt ſich am Anfang und am Ende des Gedichtes.

zurück; Wilh. Müller, der dieſe zuerſt veröffentlichte, wies nachher noch kleine Bruchſtücke zweier anderer Gedichte nach, von Demantin und Darifant, die er gleichfalls Berthold von Holle zuſchreibt[412]). Nach Karajan's Mittheilung in der Frühlingsgabe hat ſich ferner ein Werin von Lothringen gefunden, und von einem Walwein des 13. Jahrh. hat Mone (Anz. 4, 321) ein kleines Bruchſtück bekannt gemacht, das wohl mit dem niederländiſchen Walwein einerlei Oelle hat, den Jonckbloet herausgab. So ſcheint ſich der Kreis der Werke aus dieſer fruchtbaren Zeit der Nachblüte unſeres Ritterepos noch fortwährend erweitern zu wollen. Alle die bisher genannten Gedichte und Dichter nennt Rudolf von Ems nicht, wohl aber den Albrecht von Kemenaten, den wir ſpäter noch erwähnen, und andere Dichtungen, die uns unbekannt geblieben ſind, wie Heinrich von Leinaue's Waller, unter dem Laßberg irrig Ecken Lied ſuchte. Das Nachholen der verſäumten Helden, das Erweitern des Artus'ſchen Ritterkreiſes verräth nun wieder etwas von dem Sammelgeiſte, den wir gegen das Ende des 13. Jahrh. immer mehr vorſpringen ſehen werden, wo nach dem Zeugniſſe des Hadlaub die Minnelieder in Zürich angehäuft wurden[413]), wo auch wohl ſchon die Viltinaſage zuſammengeſetzt wurde. Abgeſehen aber von obigen einzelnen nachträglichen Behandlungen von Artusſagen, gewahren wir das Sammelweſen auch ſonſt in dieſem Gebiete.

Daß man bald im Lohengrin und ſonſt die Tafelrunde zum Hüter des Grals macht, zeigt ein Zuſammenſchieben von Zweigen, die eigentlich getrennt lagen, wie denn im Parzival König Arthur mit ſeinen Rittern einen weltlichen Gegenſatz gegen die Tempeleiſen bildet. Wäre uns des Gottfried von Hohenlohe Gedicht von allen Rittern des Arthur erhalten[414]), ſo würden wir aus dem britiſchen Sagenkreiſe, wie dieſer überhaupt am früheſten vollendet war, auch ſchon aus früher Zeit ein ſolches Sammelwerk beſitzen, und zwar eines, das wahrſcheinlich um

412) Haupt's Zeitſchrift 1, 1. und 2, p. 176 ff. Eine vollſtänd. Hſ. zu Pommersfelde nachgewieſen ebd. 5, 368.

413) Man. Samml. 2, 187.

Wâ vund man sament sô manig liet, man vunde ir niet
im künigrîche, als in Zürich an buochen stât.
des prüefet man dik dâ meistersang. Der Manez rang
dar nâch endlîche, des er diu liederbuoch nu hât u. ſ. w.

414) Rudolf von Ems erwähnt ihn im Wilhelm von Orleans:

Die werden ritter über al, die bî Artûses jâren
in sînem hove wâren für die werdesten erkant,
die hât uns wîslîche genant ein Gotfrit von Hôhenlôch u. ſ. w.

rthur, wie die Viltinasage um Dietrich, die verschiedenen berühmten elden des Sagenkreises zu gruppiren suchte. Da aber dieses Werk ver- ren ist, so müssen wir uns mit der kurzen Erwähnung von Heinrich's on dem Türlein[415]) Gedichte von der [Abenteuer] Krone be- nügen, das mehr darauf ausgeht, bekannte Scenen und Abenteuer, als elden und Abenteurer zusammenzustellen. In diesem Werke, das über 0000 Verse stark ist und sich in sofern an den fortgesetzten Willehalm nd Konrad's trojanischen Krieg anreiht, begegnet uns nichts, als was ir aus den frühern Romanen dieser Gattung schon längst wissen. Der eit nach gehört es noch in die erste Hälfte des 13. Jahrh. (um 1220). einrich kennt noch Keinen der spätern Spruchdichter, er beklagt als Ge- orbene lauter Namen, die noch theilweise in die gute Zeit Friedrichs I. ehören[416]); auch ist seine Manier mehr die des Rudolf von Ems, er ihn in der Alexandreis rühmend erwähnt. Von Gelehrsamkeit ist noch eringe Spur, am wenigsten von einer Absicht damit zu prunken; er ehnt sich dicht an die sämmtlichen ältern Bearbeiter der Arthursage, t von der ganzen Art der Wolframisten frei, preist den Wirnt und ge- raucht dessen Absätze, die mit drei gleichen Reimen schließen; er hat den artmann und Reimar (den Alten) zu Vorbildern, mit deren Hingang r auch den alten Frauenpreis als ausgegangen beklagt. Alles erinnert n die Nachahmer des Gottfried. Wie Konrad freut er sich der franzö- schen Worte und der griechischen Mythologie, freuet sich der Pracht- äufung und übertriebenen Beschreibung, wie Er zwingt er sich zu einer ebendigkeit, einer Fülle, einem Glanze und zu allem Möglichen, was ch nicht erzwingen läßt. Nicht ganz hat er den pathetischeren Ernst des onrad; es scheint, er strebt nach Gottfried's Heiterkeit, er will in seine eichte Art eingehen, allein er weiß dabei Gottfried's Würde nicht zu alten, so wie umgekehrt die Wolframisten die Feierlichkeit und den Ernst hres Meisters festhalten, aber darüber den ironischen Hauch fallen lassen,

---

415) Ausg. von Scholl in den Schriften des lit. Vereins. 1852. Der Dichter t nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter Ulrich. Den Namen Heinricus apud ortulam hat Dr. Roth in einer Urkunde des Reichsstiftes Niedermünster zu Regens- urg vom J. 1240 nachgewiesen. Kleine Beiträge zur deutschen Sprach-, Geschichts- nd Ortsforschung. 1850. 1, 7.

416) V. 2438.

Ouch muoz ich klagen den von Eist, den guoten Dietmâren,
und die andern die dâ wâren ir sûl unde ir brucke:
Heinrîch von Rucke, und von Hûsen Friderîch,
von Guotenburc Uolrîch, und der reine Hûc von Salzâ.

oder auch wieder andererseits seine komischen Situationen nachahmen und darüber seinen Ernst vergessen und gemein werden. Wo Heinrich von seiner Erzählung in Betrachtungen übergeht, ist es nicht um die dunkele Weisheit des Titurel zur Schau zu tragen, sondern, dem Charakter der Arthursage angemessen, bleibt er bei der Umgangsregel oder bei der Klage über den Verfall des Frauenverkehrs, die nur hie und da, wo sie ins grobe Schimpfen ausartet, verräth, daß wir schon so schnell einer derberen Zeit zurücken: überhaupt aber bleibt er trocken bei seiner Erzählung und läßt sich nicht viel in anderweitige Bemerkungen ein. Als Quelle dieser Krone wird Chretien von Troyes (unter und in dessen Werken dieses nirgends genannt wird) wohl mit Unrecht angegeben[417]). Das Ganze ist ein kaum durchdringlicher Schwall von Abenteuern, als deren Mittelpunkt Gawan zu betrachten ist; ein zusammengestoppelter Haufen jener gewöhnlichen Begebenheiten der Irrenden, wie wir sie aus Wigalois, aus Lanzelot, aus den Abenteuern des Gawan im Parzival so überreichlich kennen. Manche einzelne sind sogar in diesem Werke selbst mit leichten Veränderungen zwei, dreimal wiederholt. Alle Plan-, und Zwecklosigkeit dieser Romane, alle ihre Albernheiten, Gemeinheiten und Uebertreibungen kehren hier wieder, alles noch einmal übertrieben und breit getreten, obgleich dabei jeden Augenblick behauptet wird, der Dichter vermeide alle Unmaße und Breite. So wie denn kein naiveres Geständniß von herzloser Zusammenreimerei gemacht werden kann, als unser Heinrich an einer Stelle thut, wo er es ablehnt, die Klage der Weiber um einen Gestorbenen auszuführen, — weil schon andere Weiber andere Todte in seinem Werke mehrfach beklagt haben! Ist etwas in diesem im Allgemeinen ganz dem hergebrachten Geschmack noch angehörigen Gedichte, was leise in einen neuen Geschmack überführt, so ist es die unverholenere Art, mit der hier schlüpfrige Stellen, über welche andere Dichter mit Schalkheit und Kürze wegzugehen pflegten, ausgemalt werden, um die stumpfer werdenden Sinne der Romanleser zu reizen. Solche Stellen gehen von jetzt an fast in jede epische Erzählung ein. Solch eine Stelle ist hier die Kußscene zwischen dem Schwanritter und der Jungfrau in der Barke, besonders aber die freche Schilderung von Gasozeins Angriff auf die entführte Ginevra. Im Enenkel werden wir hernach der verfänglichen Scene zwischen Achill und Deidamia begegnen. Ganz besonders auf-

417) V. 23044.

— anders solt ich sin niht verswigen, wan in franzois
ir meister Cristiân von Trois sie hart mit lobe priset —

Vergl. V. 23982.

fallend ist, wie im Titurel dergleichen eingeht. Der Dichter, der dort so heftig gegen Ovid loszieht, der einen so andächtigen Ton annimmt, so zart und fromm thut, seine ganz poetische Welt so heilig stellt, daß er aussagt, die Zucht jener Zeiten und Menschen sei so gewesen, daß solche Dinge selbst den bloßen Worten nach verborgener gewesen wären, als nun in Werken am Abend und Morgen, so daß denn die liebe Unschuld der Longus'schen Idyllen noch unter den Geschlechtern geherrscht habe, dieser Dichter bringt doch mehrfach eine sehr lüsterne Scene, in der sein reiner Held Schionatulander sich zum Abschiede eine sehr raffinirtunschuldig ausgedachte Gunst von der Geliebten ausbittet, und von der reinen Sigune auch erhält. Aehnlicher Art ist das Gedicht von der Heidin[418]) dessen eigentlicher Mittelpunkt solch eine lüsterne Obscönität ist. Im Wolfdietrich ist das Abenteuer des Helden mit der Heidin Marpalia ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten in der Krone; diese Dinge sind nur mit dem ärgsten in Boccaccio oder Ariost zu vergleichen. Je später hin, desto mehr vergröbert sich der Geschmack der Liebesgeschichten. Im Malagis werden im Gegensatz von den kindischen Neigungen in Flore und Blanscheflur, und Schionatulander und Sigune die Helden mit Frauen verbunden, die sehr füglich ihre Mütter sein könnten. Im Gedichte von Dietrich's Flucht wird geradezu von den alten Zeiten gepriesen, daß man damals vor dem dreißigsten Jahre nicht liebte, und daß darin die Kraft jener Zeit ihre Quelle hatte. Und so sinkt dies in den französischen und deutschen Sagen bis zum völligen Verschwinden der Liebe in den Epopöen herab.

Noch frei von dergleichen Auswüchsen sind die drei Dichter, die wir oben als Hauptvertreter der Gottfried'schen Schule, des Spätherbstes der höfischen Kunst nannten, und die die meiste persönliche Bedeutung haben. Auch sie aber zeigen uns, wie fein und versteckt es sei, daß die erzählende Dichtung schon mit Gottfried auf der gefährlichsten Spitze stand, und daß sie nothwendig bei dem vorsichtigsten Weitergehen, bei dem entschlossensten Stehenbleiben in der alten Manier sogar, sinken mußte. Wenn man dies beobachten will, so darf man nur das Gedicht

418) Nach Püterich ist es von Rüdiger von Hünchofen, wohl derselbe mit Rüdiger dem „Hunthover", von dem die Erzählung vom Schlegel in v. d. Hagens Gesammtabenteuer ist, wo sich auch der ältere Text der zwiefach vorhandenen „Heidin" gedruckt findet. In ihm heißt der Held Alpharius, eine Figur der deutschen Sage, während er in einer jüngeren Recension Wittich vom Jordan heißt. Ein Auszug von dieser in Jacobs und Ukerts Beiträgen zur älteren Literatur.

von Flore und Blanſcheflur[419]) neben Triſtan halten. Wie geſchickt Gottfried ſeiner einfachen Erzählung ein großes Intereſſe zu geben wußte, haben wir ſo eben geſehen; dem Konrad Fleck, dem gemüthlichen (ſchwäbiſchen oder ſchweizeriſchen) Dichter oder Ueberſetzer des genannten Romans (um 1230) gelang das nicht. Und doch iſt ſein Gedicht eine ſo liebliche Erſcheinung, wie wir deren wenige haben, ſo freundlich erzählt, ſo mild gehalten, wie man nur immer einen ſolchen halb mährchenhaften Gegenſtand behandelt ſehen möchte. Es macht den Deutſchen alle Ehre und zeigt auf Einen Blick, von welcher Ueberlegenheit Sinn und Geſchmack bei uns war, wenn man Reinhart Fuchs, Alexander, Parzival, Triſtan, und Alles, wo es nur möglich iſt, mit den fremden Bearbeitungen vergleicht, und findet, daß wir ſtets mit richtigem Takte das Beſte ergriffen und das Einfachſte feſtſtellten oder herſtellten, was meiſtens bei den Nationen ſelbſt, aus denen wir ſchöpften, verloren ging. Den franzöſiſchen Quellen unſerer beſten Gedichte konnte man nicht auf die Spur kommen. So hat dieſer vielbehandelte Roman von Flore und Blanſcheflur, der den Boccaccio beſchäftigte, der in alle Sprachen, ſogar ins Neugriechiſche überſetzt iſt, und in Deutſchland in mehreren Mundarten und in neueren und neueſten Proſen und Verſen exiſtirt, nirgends eine ſchönere, einfachere, reinere Geſtalt als bei unſerem Konrad. Selbſt das franzöſiſche Original[420]), die mittelbare oder unmittelbare Quelle aller ſpäteren Nachbildungen, der auch Fleck in freier Nachdichtung folgt, ſo vortrefflich es der Herausgeber unſeres deutſchen Gedichtes in ſeiner ächten Geſtalt preiſt, ſo unerreicht er es von jedem anderen Bearbeiter findet, nennt er doch von Fleck übertroffen, den er mit Recht unter den Dichtern zweiten Ranges aus dieſer Zeit an Zartheit und Friſche der Empfindung, an Lebendigkeit und Wahrheit der Darſtellung über jeden anderen hinausſetzt. So wohlbehandelt aber dieſe Mähre von dieſen beiden Dichtern, ſo gefällig ſie noch 50 Jahre nach Fleck auch in der niederländiſchen Erzählung des Dirk von Aſſenede iſt, ſo iſt doch ihr Werth überhaupt und der des deutſchen Gedichtes im Beſonderen ein weit eingeſchränkterer, als der des Triſtan, deſſen Helden

419) Ausg. v. E. Sommer. 1846.

420) Den franzöſiſchen Roman hat J. Bekker herausgegeben (Berlin 1844) aus der Pariſer Hſ. 6987, die aber einen überarbeiteten Text enthält, dem unſer ſpäterer niederdeutſche Flos und Blankflos folgt. Die Erzählung des Dirk v. Aſſenede in Hoffmann's horae belg. 3. — Ueber die Bearbeitungen in fremden Sprachen ſ. die Einleitung Sommer's.

Gottfried von Straßburg zu einem Vertreter der Zeit, zu einem epischen Charakter zu bilden wußte. Flore und Blanscheflur ist eine jener Dichtungen, die zwar seit der Zeit der Troubadours in unzähligen Umarbeitungen die Lesewelt unterhalten, aber auch nichts weiter als unterhalten haben; sie trägt daher auch eine Einkleidung, die diesem ganz angemessen ist. Stoffe wie diese, wie die Erzählungen von Genoveva und Melusine, werden in jeder blühenden Dichtungsperiode einmal wieder aufgegriffen und zubereitet werden; sie und ähnliche sind es, die auch bei uns in Tieck's Bearbeitungen den meisten Beifall fanden unter Allem, was wir aus dem Mittelalter erneuerten; mit Recht: denn nichts hat das Mittelalter reizender gekleidet, als eben solche Novellen, die eine Art Gemeingut, die dem wirklichen Leben nicht so entfremdet waren, und eben darum auch den größesten und nur nicht eben den tiefsten Leserkreis fanden. Sobald die damalige Gesellschaft durch die vielfältigen poetischen Erzeugnisse mehr Geschmack am Lesen, mehr Bedürfniß nach dichterischen Genüssen erhielt, so war dies mehr eine Aufforderung zur Hervorbringung von Vielem und Anmuthigem, als von Tiefsinnigem und Erhabenem. Wir glauben nicht, daß eine Geschichte der Literatur auf solche Leistungen große Rücksicht nehmen kann; sie sind für den Augenblick geschrieben und erneuern sich immer wieder, um unter der jedesmaligen Gestalt der Unterhaltung der jedesmaligen Gegenwart zu dienen; einem höheren Zwecke dienen sie nicht. Die Geschichte der Dichtung kann bei solchen Werken die Veränderungen im Geschmack und in der Bildung angeben, unter denen sie entstanden; ein bleibenderes Denkmal kann sie ihnen schwerlich setzen. Was wir bei den größern Dichtern dieser Zeit von Werth fanden, ihre ästhetische Höhe, ihre sinnliche Schärfe oder geistige Tiefe, vermissen wir hier, und behalten nur die Kunst der leichten und gewandten Darstellung übrig, die den Ruin der Dichtung nicht aufhalten, kaum sich selber überall aufrecht halten konnte. Wir gehen daher auf den Inhalt von Blume und Weißblume nicht weiter ein: es ist die einfache Geschichte vom Jugendleben und der Jugendliebe zweier Kinder, die dann getrennt und nach einem gefahrvollen Abenteuer wieder verbunden werden, mit vielem Schmuckwerk griechischer Romane, mit vielen tautologischen Begebenheiten, mit vielen Schildereien und Beschreibungen, mit manchen Eigenthümlichkeiten spanischen Geschmacks, mit manchen Beziehungen auf den Verkehr von Christen und Heiden, so daß man gerne die Provence für die erste Pflegerin des Gedichtes ansehen mag. Der Dichter steht ganz unter jenen sinnigen, wohlwollenden, harmlosen und edelgesinnten Männern, die achtlos auf der Welt Beifall

und den Ruhm der Erde aufs Gute, auf Tugend und Herzenseinfalt gerichtet sind, allein der Geist seiner Dichtung trägt auch ganz das Gepräge jener Schwächlichkeit, die schon im Tristan mißfällt. Man vergleiche nur, wohin es schon mit aller kräftigeren Ansicht des Lebens gekommen war. In der Jugendgeschichte der beiden Kinder, die theilweise gerade das Eigenthum des Deutschen ist, die man immer als das Gelungenste im Buche ausgezeichnet und die der Weichlichste und Verwöhnteste stets am vortrefflichsten gefunden hat, ist die verhätschelnde Erziehungsart, die die Kinder zu Puppen statt zu Menschen macht, aufs weiteste getrieben. Die artigen Kinder gehen Hand in Hand miteinander in die Schule, verstehen sich schon im fünften Jahre sehr wohl untereinander, herzen sich und küssen sich, lesen der Minne Bücher zusammen, und lernen altklug der Liebe Art kennen, wie sie dem Menschen wechselnd nach Kummer Wonne gibt, nach Mißmuth Fröhlichkeit, Freude nach Trauer, wie der Liebende jetzt friert und dann flammt wie brennendes Stroh. Aus der Schule gekommen unterhalten sie sich im Baumgarten von der Liebe wie die Alten, dichteten und lasen zusammen, schrieben auf Täflein von Elfenbein mit Griffeln von Golde von den Blumen, wie sie aufgingen, von den Vögeln, wie sie sangen, von Minne viel und von Anderem nichts. Als sie nachher getrennt werden sollen, geräth der Knabe in Verzweiflung, fällt in Ohnmacht, und weiß nicht ob es Tag oder Nacht ist; das Mädchen gar will sich mit ihrem Griffel erstechen. Sind dies Scenen, die im Leben nur einiges Vorbild hatten, wohin führte da so schnell dieser Frauendienst, der im Anfange so schöne Früchte getragen haben mochte. Man vergleiche nur damit die Liebe des Schionatulander und der Sigune, um zu sehen, wie schnell jene Einfalt und Unschuld in Kinderei und Weichlichkeit übergleiten konnte, und bald steht Rudolf von Ems schon dem Walther von der Vogelweide gerade entgegen, der noch sang, daß Kindheit und Minne sich einander fremd wären. Und soll man daran zweifeln, daß jene Scenen den wirklichen Zuständen einigermaßen entsprechen, da auch im Parthenopeus der Held schon mit 14 Jahren in den Dienst der Minne tritt, da in dem Gedichte von Mai und Belaflor[421]) geradezu gestanden wird, daß die Kinder damals durch Unterricht, Erziehung, Sprachlernen u. s. w. frühzeitig verzärtelt wurden? Auch dies Gedicht (aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh.) ist von einem jener gutartigen Männer, der mit Behagen auf Tristan und Willehalm hinblickt, in Hartmanns ebner Weise, in jener redseligen

421) Ausg. von Pfeiffer. Leipzig 1848.

und beſchreibungsreichen Manier erzählt, aus dem Munde eines Ritters, der dem Verfaſſer aus einer ungereimten Chronik den Inhalt mittheilte. Als Schilderung einer reinen und treuen Eheliebe, die von Gefahren und Abenteuern geſtört und geprüft wird, reiht ſich auch dieſer Inhalt an den von Flore und Blanſcheflur an; und wie dieſes Gedicht bildet auch Mai und Belaflor eine jener beliebten Novellen, die Schöndoch und der Büheler bei uns ſpäter wieder bearbeiteten und die in unſere Volksbücher (von der geduldigen Helene) übergegangen ſind.

Dicht hierneben ſtellen wir den Wilhelm von Orlens[422]) (vor 1241) des Rudolf von Hohenems, Dienſtmannes zu Montfort († 1254), weniger beſorgt um die chronologiſche Reihe der Werke dieſes Dichters, als um die Zuſammenſtellung des Gleichartigen. Des Dichters Vorliebe für Triſtan und Gottfried iſt in ſeiner Alexandreis ſo nachdrucksvoll ausgeſprochen, daß man ſich den Seitenblick dabei auf Wolfram[423]) eben ſo gut erklärt, wie die Beſchaffenheit des Gedichtes, von dem wir reden. Der Wilhelm von Orlens iſt wie ſo Vieles unſerer alten Literatur früher ganz unverſtändig überſchätzt worden, indem man ihn wohl über Wolfram's Willehalm geſetzt oder gefunden hat, daß er ſich „unter allen übrigen Aventiuren am nächſten dem Triſtan anſchließe," daß man ihn eines der ſchönſten Denkmäler der altdeutſchen Poeſie genannt hat. Edelſtein und Glas gleichen einander oft, heißt es im Eraklius, und dieſe Aehnlichkeit der Werke der Meiſter und der Nachahmer hat vielfach unſere altdeutſchen Forſcher getäuſcht. Wir dürfen wieder, obwohl hier nur ſtellenweiſe, den zierlichen, Gottfried von Straßburg nachgeahmten, Vortrag rühmen, deſſen Ton oft ſelbſt in Nachbildung ſeiner kühnen verſchlungenen Perioden wohl getroffen iſt. Was aber die

422) Cod. Pal. Nr. 323. Eine Ausgabe wird Fr. Pfeiffer beſorgen.

423) Einleitung zum 2. Buche des Alexander:

Daz ander rîs ist drûf gezogen, starc und manige wîs gebogen,
wilde guot doch spæhe, mit fremden sprüchen wæhe,
daz hât gebelzet ûf den stam von Eschenbach her Wolfram,
mit wilden âventiuren kunde er die kunst wol stiuren —

dagegen heißt es von Gottfried V. 3060:

— der nie valschen trit
mit valsche in siner rede getrat; wie ist eben sleht gesat
sîn funt, sîn sin sô rîche; wiest sô gar meisterlîche
sîn Tristan; swer den ie gelas, der mac wol hœren, daz er was
ein schrôter süezer worte und wîser sinne ein porte,
wie kunde er sô wol tihten, getihten krümbe slihten,
brîsen beiderhande lip, beide man unt werdiu wip u. ſ. f.

Mähre ſelbſt angeht, die zwar nach einem durch die Vermittelung des Grafen Johann von Ravensburg erhaltenen franzöſiſchen Gedichte überſetzt ward, das unſtreitig völlige Erfindung eines matten Poeten iſt, ſo hat der Deutſche doch darin ſo viel plump und ungeſchickt von Gottfried Entlehntes, daß man aus dieſen ſeinen Zuthaten die Hülfloſigkeit ſeines dichteriſchen Genius wohl kann erkennen lernen. Zuerſt iſt (um von jener Einladung der alten Dichter und Aehnlichem zu ſchweigen) der Tod der Blanſcheflur (im Triſtan) in dem der Ylie copirt. Sie hört von dem Tode ihres Mannes mit großer Gefaßtheit, ſie geht ohne Weinen und Schmerz zu verrathen, im Gegentheil fröhlich, zu ſeiner Leiche, erhebt eine Klage und ſtirbt. Das verſteinerte Herz der Blanſcheflur bleibt hier unglücklicherweiſe bis zum Tode beredt und geſchwätzig; oder der Tod der Getreuen fließt unbegreiflicherweiſe aus Hoffnung und Standhaftigkeit. Wir wollen ein anderes Beiſpiel nehmen. Der junge Wilhelm von Orlens kommt an den engliſchen Hof und wird mit der jungen Amelye erzogen. Sie erzählen ſich gegenſeitig von Puppen- und Jagdſpiel, und die Weichlichkeit im Triſtan und Flore begegnet uns wieder. Als das Mädchen noch kindlich und harmlos blieb, wollte ihr der Knabe ſeine Liebe entdecken. Sie fragt ihn einſt um die Urſache ſeiner Trauer und begreift, als er ihr nun ſeine Eröffnungen macht, ſeine Sehnſucht und die Art ſeiner Liebe nicht; eine jener beliebten naiven Scenen wird eingeleitet: er ſpricht von Wunden, die ſie ihm ſchlage, aber, ſagte ſie, ſie habe ja keine Waffen; ſie liege ihm an ſeinem Herzen, beſchwört er; aber ſie ſäße ja da und er dort, wirft ſie ihm ein. Allein der naive Ton des Veldeke iſt weg; und dieſe Scene verhält ſich zu dem Geſpräche der Lavinia und ihrer Mutter, wie der Tod der Ylie zu Blanſcheflur's. Der Dichter zehrt, wie alle Dichter dieſer Zeit, vom Dageweſenen, ohne im Stande zu ſein, es zu erreichen; es ſchreibt ein Poet, der einigen offenen Sinn, große Vorbilder, wenig ſchaffendes Talent hat. Jene Scene des Veldeke erregt ein innerliches Wohlgefühl und man zweifelt, ſoll man den Dichter oder ſeine Geſchöpfe liebenswürdiger finden, aber hier fehlt dem Dichter die Empfindung, und mit der Empfindung der Ausdruck, und man ſieht ihm das Nachdenken auf der Stirne, wo man im Veldeke das lachende Herz erkennt. Bei dieſem quält ſich die alte wohlerfahrene Mutter vergebens ab, der unbefangenen Tochter einen Begriff von der Minne beizubringen, und bis zum Unmuth empfindet ſie die Schwierigkeit, ſolch ein luftiges Weſen in ein Bild zu bringen; allein hier iſt die Zeit ſchon merklich fortgerückt: dem vierzehnjährigen Knaben gelingt das ſchon beſſer, und wie Amelye gar nicht verſtehen will, wie

ſie ihn lieben ſoll, ſo erklärt ers ihr aufs praktiſchſte: ſie ſolle ihn zum Manne nehmen! Man ſieht wohl, wie leiſe hier die Poeſie in Proſa hinabgleitet und dies iſt dann wie im Ulrich von Lichtenſtein weiter in den Sonderbarkeiten der Fall, in den Turnierfahrten, die der Liebende zu Ehren der Geliebten macht, in dem Gelübde ſich mit Hunger ums Leben zu bringen, als Amelye ihn nicht erhören will, und dergleichen mehr. Zeigt ſich das proſaiſche Gemüth des Dichters ſchon in ſolchen Zügen, ſo zeigt es ſich in der Wahl des ganzen Gegenſtandes noch mehr. Dieſer Roman fängt eine neue Klaſſe an: er dreht ſich um Perſonen wie aus der Gegenwart, um ganz neu ritterliche Sitte, um die perſönlichen, häuslichen Verhältniſſe, um das Mein und Dein, um Lehnſitte, Erbfolge, Vermögensverwaltung und Verzinſung. Wenn der Held reiſt, ſo zieht er nicht mehr als Irrender, ſondern mit einer Hofdienerſchaft; er nimmt Geld mit und gute Lehren, mit dieſem Gelde hübſch ſparſam zu ſein; Alles geht natürlich und einfach und ziemlich gewöhnlich zu. Dies hängt mit der Quelle dieſes Gedichtes zuſammen, die offenbar in Flandern oder Brabant zu ſuchen iſt, wo der ritterlichen Poeſie ſo leicht das Spießbürgerliche anhaften blieb, wie den mythologiſchen Gemälden der Rubens das Caricaturartige der niederländiſchen Kunſt. Genau ſo verhält es ſich mit Konrad's Schwanritter[424]). Auch da herrſcht neben der Abenteuerlichkeit des Stoffes, über deſſen Quelle wir auf Reiffenberg's Einleitung zum chevalier au cygne (Brüſſel 1846) verweiſen, der Ton des gemeinen Lebens und die alltäglichen Verhältniſſe der Gegenwart; auch im Lohengrin iſt der gleiche Fall. Statt daß ſonſt die wirkliche Welt in das Reich der Wunder hinübergerückt war, ſo treten hier nur noch einzelne Wunderlichkeiten in die wirkliche Welt herein. Gleich im Wilhelm von Orlens fällt übrigens eine Stelle auf, die uns zeigt, daß es unſerm Rudolf nur noch halber Ernſt ums Dichten war, wie dem Stricker, deſſen Zweifel wir früher kennen gelernt; auch ihm ſind häufig die Gedanken gekommen, ob er nicht lieber das Dichten aufgäbe[425]).

---

424) In den altdeutſchen Wäldern. 3. Band.

425) Wilhelm von Orlens V. 9863 ff.: Er dachte oft:

lâ varn dîn getihte, man hât ez nû ze nihte!
als ich mir diz gedenke, zehant ich widerwenke
und denke in den sinnen mîn: nû, wer sol dir lieber sîn,
denne dû dir selben bist? Waz ob z' etelicher frist
dir ein danc noch widervert, dâ von dir lîhte wirt beschert
êre, sælde, werdekeit? sô liebet mir diu arbeit
und tihte aber fürbaz. ûf den gedingen tuon ich daz,

Nichts erklärt das Mechaniſche der Arbeiten dieſer Männer beſſer, als dieſe Beobachtung, die wir gleich weiter werden verfolgen können; nichts erklärt beſſer, als dies Mißtrauen in ihre eigne Kraft, wie dieſe Dichter, wie unſer Rudolf im Laufe der Zeit ſtatt Fortſchritten Rückſchritte in ihrer Kunſt machen. Zufolge einer Stelle im Wilhelm von Orlens hat Rudolf ſchon vor dieſem Gedichte (nach Haupt nach 1229, nach Pfeiffer aber wahrſcheinlich früher) den guten Gerhard [426]) gedichtet; ihn und den Barlaam beſitzen wir; ſeine Bekehrung des heiligen Euſtachius hat ſich noch nicht gefunden. Wir geben gern zu, daß der gute Gerhard das gelungenſte von Rudolf's Werken ſei; daß er unſere wohlerwogenen Urtheile über den Dichter zurückzuweiſen fähig ſei, geben wir nicht zu. Man hat mit Recht ſchon darauf aufmerkſam gemacht, welch zweideutiges Talent das ſein müſſe, das mit der Zeit ſtatt vorwärts immer rückwärts ging! Ebene, klare Erzählung macht keinen Dichter; iſt ſie vollends nicht einmal original, ſo iſt auch dies blos äußerliche Verdienſt noch geſchmälert. Nach einem Boccaccio kann ein zweiter, von ganz gleichem Werthe, früh oder ſpät, nie hoffen das gleiche Lob zu ernten, und was iſt am Ende ſelbſt das Lob des Boccaccio? Was war ſelbſt unſer Lob des Hartmann, an deſſen armen Heinrich die einheimiſche Legende vom guten Gerhard am eheſten erinnert. Wir wollen unſeren gutmüthigen Rudolf ſo rügen, wie er es ſelbſt wünſcht: daß unſer Rath freundlich ſei; wir wollen ſeiner Mähren nicht ſpotten, und ihm zu gute annehmen, was er in guter Meinung ſchrieb; wir können aber doch nicht die Wahrheit verſchweigen, die ſich ſo ſtark aufdrängt, denn auch ſie iſt, in guter Meinung geſagt, gut. Kann man aus einem höheren Geſichtspunkt ſelbſt dieſe Erzählungskunſt nur billigen, oder gar dieſe Charakteriſtik, da hier der beſcheidene Mann, der dem ruhm- und prahlſüchtigen Kaiſer Otto dem Rothen entgegengeſetzt und deſſen Selbſtbeſcheidung und Entfernung von Selbſtanrechnung ſeiner Gutthaten in ſo ſtarken Zügen hervorgehoben iſt, zuletzt ſein eigen Lob ganz in dem freigebigſten Ton eines Dritten, die Geſchichte ſeiner Beſcheidenheit ganz in dem wortreichſten Fluſſe eines Dichters erzählt? Sieht man von dieſen eigentlichen poetiſchen Anforderungen ab, ſo iſt der ſchlichte Vortrag

daz ich in deste werder si, den solhiu fuoge wonet bî,
daz ich in durch mînen sin lîhte deste werder bin u. ſ. w.

426) Ausgabe von M. Haupt. 1840.

im Gerhard gefällig, und hiermit vergleichen sich am nächsten die kleinen Erzählungen des Konrad von Würzburg.

Konrad ist wie Gottfried bürgerlichen Standes; er fällt später als Rudolf, der ihn in der Alexandreis noch nicht unter den berühmteren Dichtern nennt; er hat seine poetische Laufbahn erst nach Rudolfs Tode begonnen. Er lebte und starb in Basel, war aber kaum, wie Wackernagel meint, auch dort geboren; eine Reihe von Gönnern sind aus dieser Stadt, auf deren Aufforderung, denen zu gefallen er dieses oder jenes Werk gedichtet oder übersetzt hat. Mit seinen lyrischen Gedichten steht er ganz in der Reihe der Marner und ähnlicher späterer Lyriker, Frauenlob setzte ihm in seiner überschwenglichen Weise ein Denkmal, und Leuten wie ihm und Trimberg empfahl er sich mit seiner Gelehrsamkeit. In den formalen Dingen der Dichtung ist er durch ungemeine Leichtigkeit und Beweglichkeit, so wie durch die tadellose Reinheit seiner Reime ausgezeichnet, und durch den Bau seiner Verse gewissermaßen epochemachend: er hat zuerst aus der lyrischen Dichtung den regelmäßigen Wechsel der Accente, d. h. den rein jambischen Vers in die erzählende Poesie herübergenommen. Ueberschlägt man seine gesammte Dichtung, so erscheint er überall an der Grenze der früheren und späteren Zeit; seine lyrischen Gedichte führen zu den geschraubten, gekünstelten und lehrhaften Poeten am Ende des Jahrhunderts über; seine erzählenden deuten rückwärts und suchen sich an die reine höfische Kunst Gottfrieds von Straßburg anzulehnen. Unter ihnen sind die kleineren, die v. d. Hagen in seine „Gesammtabenteuer" aufgenommen hat, die aber nun auch einzeln größtentheils in reineren Ausgaben zu lesen sind[427]), das empfehlendste. So urtheilt der Herausgeber des Otto mit dem Barte, daß unserm Konrad „zumeist die Erzählung gerecht war, und zwar diejenige, die ihn nicht zwang, sich zu schrauben, und mit seinen Kenntnissen das zu ersetzen, was ihm an ächt poetischem Geiste abging; bei der er nicht Gefahr lief, sich zu erschöpfen, in breite Reflexionen einzulassen und platt oder gar gemein zu werden; die kurze Erzählung also, die ihm einen schlichten Stoff bot, den er kurz und lebhaft in gewandter Sprache und leichten Versen darstellte." Eben um dieses formalen Verdienstes willen, auf das es ja selbst den größeren Dichtern der

427) Engelhard, hrsg. v. Haupt. 1844. Otto mit dem Barte, hrsg. v. Hahn. 1838. Der werlte lôn, hrsg. v. Fr. Roth. 1843, der auch das Herzmähre 1846 herausgegeben hat, und den Schwanritter und das Turnier von Nantes herausgeben wird.

Zeit in ihren größeren Werken faſt allein ankam, und das in dieſen kleineren Mähren offenbar die Hauptſache ſein mußte, preiſt ihn auch der Herausgeber des Engelhard; „ſein Blick beherrſche keinen weiten Geſichtskreis und dringe nicht in den innerſten Kern menſchlicher Dinge; aber was der Ueberlieferung leicht abzugewinnen war, das male er in jener Erzählung mit beſonderem Geſchicke und mit gleichmäßiger Zierlichkeit aus." Und wie wir Neueren ſein Talent zu der kleinen Erzählung hervorheben, ſo ſcheint auch ſchon die damalige Zeit geurtheilt zu haben, die, wie es in größeren Werken mit Wolfram's Namen geſchah, ſo Konrads Namen benutzte, um die kurzen Erzählungen Anderer[428]) mit demſelben fälſchlich zu ſchmücken und zu empfehlen. Neben dem Schwanritter, den wir vorhin ſchon erwähnt haben, würde das Gedicht von Partinopier und Meliur, von dem nur Bruchſtücke übrig ſind[429]), ſeines eigenthümlichen Inhalts wegen (es iſt die griechiſche Fabel von Amor und Pſyche, die in Südfrankreich oder Spanien in einen Ritterroman umgewandelt wurde) am meiſten zur Beſprechung anlocken, wenn es vollſtändig erhalten wäre; in deſſen Abgang iſt die umfangreichere Erzählung von Engelhard und Engeltrut[430]) das willkommenſte unter dieſen Werken, ſowohl das Talent des Dichters in das beſte Licht zu ſtellen, als auch neben Wilhelm von Orlens, Mai und Belaflor und den ähnlichen letztgenannten Erzählungen den leiſe ſich wandelnden Zeitgeſchmack anzudeuten. Dieſe Mähre von ächter Freundestreue erzählt, wie die zwei an Seele und Körper gleichen Freunde Engelhard und Dietrich am Hofe des Königs Frute von Dänemark Dienſte nehmen, wie Beide deſſen Tochter Engeltrut lieben und von ihr geliebt werden; wie ſie ſich für den Erſtern blos der Aehnlichkeit ihrer Namen wegen entſcheidet; wie ſie den Geſtändigen nach Weiberart, die Willige unwillig, abweiſt, dann ihm, als er todtſiech niederliegt, geſtändig wird und ihm zuletzt den Preis der Minne gewährt. Ein Neider verräth ſein Glück; Engelhard leugnet ſeine Sünde; ein Zweikampf ſoll entſcheiden; ſchuld-

428) So die „Birne" in den Geſammtabenteuern 1, 211, und der Heinz von Rothenſtein ebd. 189.

429) Gedruckt in Partonopeus und Melior, hrsg. v. Maßmann. Berlin 1847; zugleich mit mittelniederländiſchen Bruchſtücken und einem Auszug aus dem franzöſiſchen Parthenopeus von Blois (von Denys Piramus), der von Crapelet und Robert 1834 herausgegeben iſt.

430) Es iſt dies die Sage von Amicus und Amelius, die nach C. Hofmann in ſeiner Ausgabe des Amis et Amiles (1852) in einer Münchner Hſ. auch deutſch behandelt exiſtirt.

bewußt fordert er sein Ebenbild, seinen Freund Dietrich auf, für ihn zu kämpfen; dieser siegt, erhält die Engeltrut zur Gattin und liegt bei ihr, durch das scheidende Schwert getrennt; wie Engelhard mittlerweile bei Dietrich's Weibe dessen Rolle vertritt. Bald stirbt König Frute, Engelhard erbt das Reich, die Rollen werden wieder getauscht. Ueber lange aber bekommt Dietrich die Miselsucht; nur das Blut von Engelhard's Kindern soll ihn heilen, und Engelhard bedenkt sich nicht, diesen die Köpfe abzuschlagen; ein Wunder aber stellt sie wieder her. Man sieht leicht, wie fein sich hier unverträgliche Dinge anfangen zu mischen, Form und Inhalt sich zu widersprechen. Im Anfang bildet die Erzählung ein Seitenstück zu den weichen Minnegeschichten, die wir zuletzt erwähnten, doch ist der sonstige Schmelz dieser Scenen nicht mehr erreicht; dann bietet der Rollentausch der Männer eine jener kitzlichen Situationen dar, die aber der ehrbare Konrad nicht in dem Stile der Zeit ausbeutet. Der Zweikampf scheint eine Bestätigung der Gottfried'schen Ansicht von den Gottesurtheilen werden zu sollen, wie windschaffen der heilige Christ sei, aber der ernste Ausgang ist schon ganz in dem Sinne der Zeit der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., wo man in der Literatur die religiöse Aengstlichkeit und Zerknirschung hervorstechen sieht, und in dem Sinne des Dichters, der in dem kleinen Gedichte von der Welt Lohn, in einer an die Person des Wirnt von Gravenberg geknüpften Allegorie, den allgemeinen Rath gibt, die Welt fahren zu lassen um die Seele zu bewahren. Der letzte Zug endlich, die Ermordung der Kinder, bereitet (wie die Ermordung der Mutter durch den Sohn in Graf Mai, wie im Otto mit dem Barte die Züge der Vasallenrohheit) schon auf den Charakter der größeren Dichtungen dieser und der folgenden Periode vor, wo die anarchische Zeit dergleichen Härten zu herrschenden Bestandtheilen macht, die sich hier in den glatten, geleckten Formen der sanften guten Tage Hartmann's und Gottfried's eigenthümlich fremdartig ausnehmen.

Die kleinen Erzählungen, die Novellen, Schwänke, „Abendmährchen", die ohne tiefere Zwecke, zur Kurzweil, als „Wendunmut" geschrieben sind, haben in dieser Zeit der absinkenden epischen Dichtung ihren Höhepunkt, wie es bei einer Gattung natürlich ist, die so oft durch ihre Darstellungen aus der wirklichen Welt, absichtlich und unabsichtlich, einen parodischen Gegensatz gegen die ritterliche Epik bildet. Auch unter den Franzosen trat erst in dieser Zeit Rutebeuf (hrsg. von Jubinal 1837) als der Meister in dieser Dichtungsart auf, deren satirische Schärfe gegen die Standesübertreibungen des ritterlichen und geistlichen Lebens in dieser Nation besonders treffenden Ausdruck und begierige Aufnahme

fand. In Deutschland mag uns Konrad als der Vertreter der kleinen Erzählung gelten, obgleich er dem humoristischen Zweige derselben nicht oblag; wir begnügen uns in der Note[431]) die Namen einer Anzahl von Dichtern zu nennen, die auf diesem Gebiete gearbeitet haben, und auf unsere gedruckten Sammlungen deutscher Schwänke zu verweisen, die wir schon früher bei Gelegenheit des Reinhart Fuchs vom Glicheser erwähnt haben. Wenn die erzählenden Dichter dieser Zeiten in den Stücken kleinen Umfangs noch ihr größtes Geschick bewähren, so können wir umgekehrt ihr Ungeschick am besten dort beobachten, wo sie sich an jene umfassenderen Werke wagen, die zum Theil den Weg von dem Roman zur Reimchronik, von der Dichtung zur Geschichte bahnen. Konrad's trojanischer Krieg[432]), den er für den „werthen Sänger Dietrich von Basel" dichtete, gegen 1280 begann, aber unvollendet hinterließ, ist ein Riesenwerk, das ganz den Sammelcharakter einer Zeit ausspricht, die nichts mehr von der selbstschaffenden Kraft besitzt, welche kein anderes Vorbild braucht als das Leben selbst. Der Dichter selbst vergleicht dies Werk mit einem Flusse, in dem wohl ein Berg versänke, oder mit einem bodenlosen Meere von Sagen, in das sich viele Mähren ergießen, wie die Ströme in den Ocean. Wie so viele ähnliche Erzeugnisse, die wir schon trafen und fortan treffen werden, hat auch dieses das Charakteristische, daß es nachahmt, der Schilderung wie dem Stoffe nach, und in beiden zu überbieten sucht. Man darf nur aufschlagen, um an der Beschreibung des Kampfes zwischen Hektor und Peleus, oder der Liebesintriguen zwischen Jason und Medea, zwischen Achill und Deidamia zu sehen, daß alles Aehnliche, was der Art früher gedichtet ward, übertroffen werden soll und eben dadurch weit dahinter zurückbleibt. Ganz steht der Dichter mit dem Einen Fuße schon in all der prosaischen Plattheit, die jetzt neben dem hochpoetischsten Schwulst allgemein wird, wie ja auch immer die ärgste Prosa im Geschmacke einer Zeit nur das Ueberladenste für Poesie hält. Die Einleitung in den trojanischen Krieg ist in einer ähnlichen Art als das Werk eines ächt dichterischen Geistes bewundert worden, wie man z. B. die des Diodor als eine Musteransicht von

---

431) V. d. Hagen führt als namentlich bezeichnete Verfasser solcher kleiner Stücke auf: Jakob Appet, den Freudeleeren, Heinz den Kellner, Heinrich von Freiberg, Dietrich von Glatz, Hermann Freffant, den Hufferer, Niemand, Rafold, Rüdiger den Hunthover, Rüdiger von Munre, Ruprecht von Würzburg, Sibot, Volrat, den Vrlolsheimer, den Zwickauer, Herrand von Wildonie und andere sonst bekannte.

432) Ein Theil gedruckt in der Sammlung von Müller. 3. Bd.

Geſchichte geprieſen hat. Beides konnte nur die Oberflächlichkeit ausſprechen und ſie konnte nur die Oberflächlichkeit irre leiten. Der Dichter beginnt mit der Klage über die ſchwindende Kunſt [433]), über die wenige Pflege, die ſie noch findet, über die Seltenheit ächter Meiſter. Er klagt über die Theilnahmloſigkeit, mit der ſich nun Alles von Rede und Geſang abwende; doch wolle er darum (V. 140 ff.) nicht ſein Singen laſſen und ſeiner Zunge ihr Amt verbieten, ſondern nur in ſich ſelbſt die Befriedigung ſuchen, die die Welt der Kunſt jetzt verſage. Eine ſolche Beſcheidenheit und Genügſamkeit möchte vielleicht den Philoſophen und überhaupt jeden Mann zieren, der ſich über ſich und die Welt aufklären will; wer aber irgend wie mit den Kräften ſeines Geiſtes wuchern, wer dichtend auftreten will, der drängt ſich doch beſſer, wie jener, „dem die Muſe das machtvollſte Geſchoß gewaltig pflegte" in den Kreis der ſiegreichen Könige und ſucht ſeine Weisheit in der Welt leuchten zu laſſen. Unſer Konrad aber reimte ſo vor ſich hin und bedachte nicht, daß ſich mit ſolchen Anſichten der blühende Ton des Anfangs und die erſte Begeiſterung nicht bis auf die zehnte Seite werde fortführen laſſen. Und wenn auch jene weitere Anſicht unſeres Dichters (V. 74), daß die Dichtkunſt unter allen Künſten die einzige iſt, die nicht gelehrt und gelernt werden kann, von einem höheren Begriffe der Kunſt in ihm zeugt, ſo wie er auch ſonſt (V. 6453) den angebornen Genius von dem gemeinen Talente ſehr ſchön zu unterſcheiden weiß, den von Natur Weiſen vom Gelehrten, ſo iſt dies nur ein Beweis von einem offenen Kopfe, von einem paſſiven Vermögen des Geiſtes, das man mit Recht auch an unſerer neueren romantiſchen Schule als bezeichnend gefunden hat. Von einem dichteriſchen Sinne aber zu einem Dichter iſt ein ſehr weiter Schritt. Und wenn man von irgend einer Dichtkunſt ſagen kann, ſie iſt gelehrt und gelernt, ſo iſt es ganz gewiß die des Konrad. Von der unlernbaren Kunſt der Menſchenkenntniß, der Seelenbeobachtung, der lebendigen und wahren Darſtellung hat er ſeinem Gottfried von Straßburg nichts abgeſehen, aber wo es aufs Ausſchmücken, aufs Verſchwenden großer Kräfte an kleine Dinge ankommt, da hat er den Meiſter zu erreichen geſucht, und hat dieſe Künſte ſogar in allerhand Beſchreibungen und Malereien angewandt, die Gottfried verſchmähte, er hat alſo nicht einmal überall mit Geiſt und dichteriſchem Sinne abgelernt. Daß auch trotz aller Anſtrengung, ſich auf der idealen Höhe der alten Sänger zu halten,

433) Im altdeutſchen Muſeum 1, 62 ff. iſt eine „Klage der Kunſt" abgedruckt, die die Hſ. als ein Gedicht von Konrad gibt, dem es aber Wackernagel abſpricht.

Konrad in das Platte und Proſaiſche überſtreifte, in dem ſich Rudolf noch breiter niedergelaſſen, ſahen wir oben ſchon an ſeinem Schwanritter, und man ſehe nur im trojaniſchen Kriege die Stelle an, die ſich mit den alten Göttern beſchäftigt, welch eine trockne Anſicht das Ganze darſtellt und mit welchem Ungeſchmack er im Rathe der Unſterblichen den Apoll mit ſeiner Apotheke und Latwergbüchſe auftreten läßt.

Auch Rudolf von Ems hat nach einer Stelle ſeiner Weltchronik einen trojaniſchen Krieg gedichtet, der verloren iſt; ſein Alexander[434]), den Pfeiffer der Zeitfolge nach hinter den Wilhelm von Orlens reiht[435]), iſt wahrſcheinlich unvollendet geblieben; von zehn Büchern ſind fünf und ein Theil des ſechſten erhalten. Das Ganze wäre ein Werk von vielleicht 50000 Verſen geworden und reiht ſich daher in die Maſſenwerke der Zeit charakteriſtiſch ein. Von Seiten des gewählten Stoffes und der Behandlung bildet das Gedicht eine erwünſchte Mitte zwiſchen dem Wilhelm und der Weltchronik von Rudolf, um in ſteigenden Verhältniſſen zu verſinnlichen, wie in dieſen Geiſtern und Gemüthern die Poeſie der Proſa wich. Die Grundlagen ſeiner Arbeit gibt der Dichter ſelbſt in der Einleitung des vierten Buches an: zuerſt den Leo (liber de preliis), die Hauptquelle Lambrechts; dann den „weiſen Pfaffen" Curtius Rufus, der die von Leo unbeſchriebenen Schlachten geſchildert hätte; außerdem hat er den Joſephus, den Methodius und anderes Geringfügigere zu gelegentlichen Einſchaltungen benutzt. Die erhaltenen Theile gehen, mit Ausnahme des erſtern Viertheils des Gedichtes, ſelten aus den hiſtoriſchen Ueberlieferungen über Alexander hinaus und reichen bis auf Curtius VII, 7. Nichts würde aber intereſſanter ſein, als wenn die romantiſchen Theile der Sage von Rudolf wären vollendet worden und zur Vergleichung mit Lambrecht vorlägen, mit dem er hier aus Einer Quelle gearbeitet hätte. Die Behandlung würde in ganzer Fülle ausweiſen, daß Rudolf der höheren Empfänglichkeit für das Schöne baar war, die dort Lambrecht ſo trefflich bewährte. Es geht dies ſchon aus dem Anfang ſeiner Alexandreis hervor, wo er die häßliche Geſchichte von Nectanebus, die Lambrecht in wenigen Zeilen verurtheilte, in etwa 1000 Verſen nach jener albernſten Ueberlieferung erzählt, die den Alexander gleich im Beginne ſeiner Laufbahn zum Vatermörder macht; noch mehr aber folgt es aus dem ausgeſprochenen Sinne von Rudolfs ganzer Arbeit ſelbſt. Er hat wie ein Gelehrter den Stoff zu ſeinem Werke, nach ſeinem eigenen Ausdrucke,

434) Hſ. in München. cod. germ. 203.
435) Münchner Gel. Anz. 1842. N. 70.

„compilirt;“ er will ihn vollständig liefern, und verzichtet daher von vorn herein auf den Ruhm, „langen Sinn mit kurzen Worten zu begreifen“, dem Lambrecht doch in derselben Materie sehr nahe kam; er rühmt sich der geschichtlichen Berichte, die er voranstellt, und die von Lambrecht und Herboldsheim leicht übergangen waren; er bildet sich etwas auf seine Quellenforschung ein; er war nach seiner ausdrücklichen Anführung vor Allem auf „ungelogene Wahrheit“ aus, nicht auf jene innere, ideale, künstlerische Wahrheit, die Lambrecht, das Charakteristische aushebend das Unschöne ausscheidend, erstrebte, sondern nach der Wahrheit der Autoritäten. Unter diesen benutzte er den Curtius obenan, den er noch in einem vollständigeren Texte als wir, aber mit nicht allzugründlicher Sprach- und Sachkenntniß las[436]). Man begreift, daß diese chronicalische Dichtung von Schlachten und Heerzügen, von Städteeinnahme und Landpflege, von Verschwörungen und Prozessen ein eintöniges, reizloses Ganze von gereimter Prosa bilden muß. Noch mehr nähert sich das Gedicht der Reimchronik an jenen Stellen im fünften Buche, wo erst kurz die Reihe der persischen Könige vor Alexander, weiterhin ein Ueberblick der jüdischen Königsgeschichte nach der Bibel, nach Josephus und Hieronymus, und dann aus Methodius' Prophezeihungen die Episode von dem Geschlechte Ismaels, von Gog und Magog, in den Curtius eingeschaltet wird. Diese christlichen Autoritäten gehen dann unserem Rudolf, den wir auch als einen eifrigen Legendendichter werden kennen lernen, über den Curtius. Wo er in ihnen eine Erwähnung Alexander's fand, es mochten auch die abgeschmacktesten Geschichten von Wundern und Wunderzeichen sein, versäumte er nicht, sie am rechten Orte, mit dem Geschick eines umsichtigen Compilators, einzutragen. Selbst seine Grundansicht von dem Helden und seiner Sage hat er sich nach diesen unheidnischen Gewährsmännern gebildet. Rudolf ist für die Bedeutung seines Gegenstandes nicht stumpf; die Lehre von der Welt Eitelkeit, die Er wie das ganze Mittelalter daraus zog, konnte ihm doch die Größe des Helden nicht verleiden; er versteht den Zweifel, den er aufgeworfen las, ob es wunderbarer wäre, daß dieser Mann je den Wahn faßte die Welt zu erobern, oder daß er sie wirklich gewann, ob Entwurf oder That, Unternehmung oder Erfolg das Bestaunenswerthere sei. Und wenn er dann dem

436) Zacher, dem ich die freundliche Mittheilung seiner Abschrift des Rudolfischen Alexander zu danken habe, zeigt mir an, daß der Dichter in Curtius 7, 4 für fluviatili pisce muß fluvio Tili gelesen haben, weil er V. 20884 vische ûz dem Tile übersetzt. So hat er anderswo (3, 1), die Interpunction übersehend, aus der Insel Lesbos (V. 4987) einen „Herren und Degen“ gemacht.

Unterschied der Beweggründe in Alexander's Thaten von denen seiner Ritterwelt nachdenkt, wenn er sich (V. 7636 ff.) gestehen muß, daß Alexander's Ritterschaft selten „um Weibes Lohn", sondern aus Hochsinn um Gut und ewigen Ruhm warb, so ist er der Lambrechtischen Ansicht, der ächten Auffassung ganz auf der Spur. Aber diese Ansicht vernichtet er selbst wieder, wenn er dann seinen Helden wiederholt als das bloße Kind eines seltenen Glückes darstellt, und dieses Glück nach Josephus' Anleitung auf die Gunst Gottes schiebt, der ihn zu seiner Geißel erkoren, um an der Heidenschaft seinen Zorn zu büßen. Diesem innersten Geiste der Auffassung entspricht auch die äußere Form. Trotz seiner geschichtlicheren Quelle gelingt Rudolf das alterthümlich ächtere Verständniß der Sage und die gegenständlichere Darstellung nicht, die Lambrecht selbst über den fantastischsten Stoffen festhielt. Alles in der Darstellung ist ritterlich modernisirt, wie bei Veldeke und Herbort. Die griechischen und persischen Helden schlagen ihre geschichtlichen Schlachten nach den französischen Kunstausdrücken der Ritterschaft; die Rede fließt dem Dichter erst da recht, wo er gewohnte Gegenstände der Romane zu behandeln hat, wo er ein Zelt und einen Hof schildert, einen Prunkeinzug beschreibt, wo von Alexander's Milde die Rede ist, wo die Weiber auftreten, vollends wo Er der Dichter selber erscheint. Da gleitet er in die herkömmlichen Spiele mit rührenden und grammatischen Reimen redselig über, die in eine so ernste Materie und gerade in eine so historische Behandlung wenig einpassen wollen.

Rudolf's Alexander bahnt uns von selbst den Weg zu dem letzten seiner Werke, der Weltchronik (zwischen 1250—54). Wir kehren mit diesem Werke und mit dem was ihm anhängt zu allen den Eigenthümlichkeiten jener Zeit zurück, in der die Kaiserchronik entstand; und eine Reihe von Zügen werden uns weiterhin in jene Periode gleichsam zurückversetzen. Die Zweifel der halben historischen Gelehrsamkeit an der Wahrheit der Sagen und Dichtungen, die wir so eben schon in dem Alexandergedichte Rudolf's auftauchen sahen, kommen wieder, die in der Blütezeit der Ritterpoesie von dem Geist der Zeit überwunden worden waren; und wir wollen sogleich weiter anführen, wie sich religiöse Bedenken in diese Zweifel einmischen, und auch die Legende wieder in Schwung bringen, die im 12. Jahrh. ein Hauptgegenstand der dichterischen Erzählung war. Diese Wendung im Geschmacke der Zeit lag in der Natur der Sache. Auch im Einzelwesen kommt das Alter, wo man Mährchen und Erdichtung mit Unwillen von sich wirft und geschichtliche Wahrheit fordert; die zweite Hälfte des 13. Jahrh. zeigt dies ganz

allgemein. In dieſer Zeit trat in der niederländiſchen Literatur jener Maerlant auf, der ſo lange als der Anfangspunkt der ganzen Dichtung in der Volksſprache galt, eben weil er die Loſung gab zum Abwerfen der Romane, worauf dann jene Reihe hiſtoriſcher Reimchroniken folgte, in franzöſiſcher und niederländiſcher Zunge, die den Kern der alten Literatur jener Lande bilden. Entſprechend mit dieſen Erſcheinungen werden wir demnächſt auch bei uns, und zwar durch alle Theile unſeres deutſchen Vaterlandes hin, die nicht durch den eigentlichen Minnegeſang zu erſchöpft waren, die Reimchronik hervortreten ſehen, in der das Geſchichtliche Zweck und Hauptſache iſt, und die die poetiſche Form nur trägt, weil noch keine Proſa gebildet war. Wie nun die Alexander- und Trojanergeſchichten ſchon in der Mitte zwiſchen Dichtung und Geſchichte lagen, und als Uebergänge vom Roman zur Reimchronik betrachtet werden können, ſo noch mehr die Reimchroniken von Rudolf und Enenkel, die wenigſtens noch nicht neue Geſchichte in trockenen Berichten enthalten. Von dieſen hat die Rudolf'ſche Chronik eine außerordentliche Bedeutung erhalten. Sie ſetzt ihn auf eine viel würdigere Art mit der Folgezeit in Verbindung, als Konrad's lyriſche Gedichte dieſen. Die vielfachen Fortſetzungen und Bearbeitungen dieſes Werkes, die Maſſe der Handſchriften, die man nur in irgend einem Handbuche der Literatur überblicken darf[437]), zeigen uns, welch ein verbreiteter und beliebter Gegenſtand dieſe Chronik war, und wie wohl Rudolf die Zeit verſtand und deren Geſchmack mit richtigem Takte traf. Nach neueren Unterſuchungen[438]), denen wir ihr Verdienſt laſſen, ohne es im geringſten zu beneiden, muß man zwei Recenſionen dieſer Chronik, deren eine für König Konrad, die andere für Heinrich von Thüringen (1247—88) gedichtet, jede mit einer beſonderen Einleitung verſehen iſt, als ganz verſchiedene Werke auseinander halten, von denen das erſtere dem Rudolf, das andere einem ungenannten thüringiſchen Nachahmer zuzuſchreiben wäre, der unmittelbar nach Rudolf's in Italien 1254 erfolgtem Tode deſſen Werk fortgeſetzt und in ſeinem Namen gedichtet hätte, wie der Titureldichter in Wolfram's. Jenes umfaßt die altteſtamentliche Geſchichte bis zu Salomo's Tod, dieſes jüngere nur Moſes, Joſua und einen Theil der Richter. Rudolf's Quelle iſt die Bibel, in wenigen Stellen die scholastica historia des Petrus Comeſtor, Gottfried von Viterbo und der Polyhiſtor des

437) Grundriß von Büſching p. 225 ff. Maßmann Kaiſer-Chr. 3, 167 ff.

438) Ueber Rudolf von Ems. Von Vilmar. Marb. 1839. Wozu man Maßmann im 3. Bande ſeiner Kaiſerchronik vergleichen muß.

Solinus; die eingeflochtene Erdkunde hat er, nach Maßmann, aus einerlei Quelle mit dem Geſchichtſpiegel des Vincenz von Beauvais, der als Rudolf ſtarb noch nicht vollendet war. Die andere Recenſion, die Rudolf's Werk nachahmte und benutzte, und ſtellenweiſe, wie Maßmann (K. Chr. 3, 87) gezeigt hat, auch überarbeitete, ſchließt ſich eng an die historia scholastica, überträgt die Einleitung und Schöpfungsgeſchichte des Gottfried von Viterbo, und nennt dieſen als ihre Quelle, obgleich er auch hier nur für die Einleitung benutzt iſt. Wie ſich beide Werke berühren und kreuzen, wie vier oder fünf verſchiedene Handſchriftsgruppen auseinanderzuhalten ſind, muß der, den dieſe Arbeit der Mühe werth dünkt, anderswo aufſuchen. Die pſeudo-rudolfiſche Arbeit gefiel beſſer, man erweiterte ſie mit fremden Zuſätzen, man ſetzte die falſche Einleitung dem ächten Werke vor. Dies war der Fall in der Handſchrift [439]), die wir mit richtigem Takte bei der erſten Auflage dieſer Geſchichte zum Grund unſerer Bemerkungen machten, indem ſie den ächteren Text und die charakteriſtiſchere Einleitung verbindet; was dabei auffallend blieb, daß der Text nicht mit der angegebenen Quelle ſtimmen wollte, haben wir uns ſo erklärt, wie es in der zweiten Recenſion noch immer erklärt werden muß. Wie dieſe Chronik ſich im Laufe der Zeiten geſtaltete, wie ſie in der Bearbeitung des Heinrich von München im 14. Jahrh. und in den weiteren Anſchwellungen dieſer Arbeit ausſieht, iſt ſie eine Haupturkunde für das Sammelweſen dieſer Zeit. Sie wird wie eine neue noch überbotene Kaiſerchronik; ein ungeheurer Wuſt von griechiſch-römiſcher, orientaliſcher Sage, Chronik, Geſchichte, heimiſcher Volksdichtung, in wunderbarer Verwirrung. Theile anderer Werke ähnlicher Art, der Repkauiſchen, der Enenkel'ſchen, der jüngeren Kaiſerchronik, Theile des trojaniſchen Kriegs von Konrad, geiſtliche Dichtungsſtücke, ganze Maſſen der franzöſiſchen Sagen von Karl und Wilhelm von Oranſe, wie ſie von Stricker, von Wolfram und ſeinen Fortſetzern bearbeitet waren [440]), drängten hinein. Wie ſie dagegen in der ächten und einfachſten Geſtalt ausſieht, in der ſie aus Rudolf's Händen kam, iſt und bleibt ſie das langweilige Werk eines langweiligen Dichters. Die fromme Entäußerung haben wir bei dieſem Geſchäfte anerkannt, obgleich auch dies in einem Manne, der über die Sündlichkeit ſeiner weltlichen Dichtungen ſchwach-

439) Cod. Pal. Nr. 146. Die ächte Rudolfiſche Chronik enthält Cod. 327; die falſche Cod. 321.

440) S. im Grundriß von Büſching über die Handſ. von Gleinick, Kremsmünſter und Wolfenbüttel.

müthig in Angst ist, nicht jenen wohlthuenden Eindruck macht, wie die selbstvergnügliche Weihe, die einem Otfried seine Arbeit gab. Bedeutung haben diese biblischen Geschichten wohl dadurch, daß sie dem Volke im 14. und 15. Jahrh. den Inhalt der heiligen Schriften nahe legten, obwohl die Erweiterungen derselben mit lauter weltlichen Sagen wohl ausweisen, daß man dies Werk nicht so sehr gerade um dieses Inhalts willen suchte. Sonst hätte man wohl auch am wenigsten den Enenkel und Aehnliche zur Erweiterung benutzt. In die Ueberarbeitungen der Rudolf'schen Chronik gingen nämlich auch Bestandtheile der Schriften Jans des Enenkels (nach 1250) ein, eines Wiener Bürgers, der gleichfalls, außer einem Fürstenbuch von Oesterreich eine Weltchronik reimte[441]). Beide gehören noch dem dichterischen Gebiete mehr an, als dem geschichtlichen; das Fürstenbuch ist für die östliche Sagengeschichte von Oesterreich so interessant, wie die Kaiserchronik für die des gesammten römischen Reichs; es ist voll von angenehmen Geschichtchen, Anekdoten und Späßen, trägt in Stoff und Erzählung das Novellenartige bei vielem Volksthümlichen, die Behandlung ist noch ganz frei von historischer Beschränkung und zielt auf nichts weniger als auf geschichtliche Treue ab; es führt vielmehr das Gegebene mit so viel poetischer Freiheit aus, wie nur in irgend einem Romane geschehen konnte. Dasselbe ist auch der Fall mit seiner Weltchronik. Sie begnügt sich nicht mit dem biblischen Stoffe, mit der Ausbeutung der Rudolf'schen und Kaiserchronik allein, sondern sie verflicht damit aus der poetischen Sage den trojanischen Krieg, die Thaten des Alexander und die Sagen, die sich zum Theile in der Kaiserchronik finden. Und in welchem Tone diese Chronik hier und da behandelt ist, das darf man nur in den Scenen zwischen Achill und Deidamia und der damit verbundenen Geschichte von der Schwangerschaft ihres Vaters nachsehen. Hier findet man die plumpen und zotigen Schnurren des Bauernschwankes, die Oertlichkeit wo Nithart dichtete, und die Stoffe, mit denen sich schon Herbort von Fritzlar das Aehnliche erlaubt hatte.

Vom Sinne Rudolf's freilich und dessen nächsten Zeitgenossen war eine muthwillige Stimmung dieser Art weit entfernt. Seine Beschäftigung mit der Bibeldichtung floß aus einem Ekel an der weltlichen epischen Poesie, und dies faßte der Dichter, der jene jüngere Chronik in seinem Namen bearbeitete, vortrefflich nach den Zügen auf, die ihm Rudolf im Barlaam an die Hand gegeben hatte. Dort blickt der fromme

441) Jenes ist gedruckt in Rauchs scriptt. I.; diese benutze ich in der Heidelberger Handschrift Nr. 336.

Mann reuig auf seine weltlichen Dichtungen zurück, und ganz in diesem Sinne stellt die pseudorudolfische Einleitung den geistlichen Stoff der Chronik (Cod. Pal. 146. Fol. 1—3.) als die beste Rede hin, die je ein deutscher Mann gedichtet habe, und setzt ihn den lügenhaften Mähren entgegen, die er früher im lieben Wahn auf Ehre und Ruhm mit sündhaftem Munde gedichtet, so daß er nun mit diesem Gedichte die alte Schuld zu tilgen hofft. Auch dieser Zug ist allgemein in dieser Zeit. Viele berühmte Troubadours sind nach einem weltlichen Leben eines ascetischen Endes im Kloster gestorben. Wilhelm von der Normandie, der Dichter eines Artusromans (Fregus), schrieb später einen besant de Dieu, in dem er Rechenschaft von dem ihm verliehenen Pfund gibt, und sein sündiges Leben bereut. Der Dichter eines Ave Maria[442]), das man fälschlich dem Konrad von Würzburg zuschrieb, bedauert, daß er je von Natur und Liebe gesungen habe. Wie dieses Gefühl der Aengstlichkeit aufkam und sich äußerte, und wie es in der Dichtung die Umwälzung hervorbrachte, daß man außer auf Geschichte und geschichtliche Wahrheit, auch auf die Legende und geistliche Dichtung übersprang, mit welchem Zweige wir auch Konrad und Rudolf beschäftigt finden, wollen wir etwas näher betrachten.

b) Legenden.

Der Glaube an die göttliche Gnade, das Bedürfniß der moralischen Unselbständigkeit nach diesem Glauben, die Heiligenverehrung, die damit zusammenhängt, war schon seit Jahrhunderten im Gange und hatte innerhalb der Geistlichkeit selbst allerhand Schicksale gehabt; während der Blüte des Rittergesangs unter Waffen und freierer Lebensansicht war er eigentlich nur auf geraume Zeit und nur in diesem Stande in den Hintergrund getreten. Sobald das eigenthümliche Sittengesetz dieser Klasse seine Gültigkeit und sein Ansehen verlor, der Waffendienst vom Gottes- kampf zu Raub und Mord, der Frauendienst von sinniger Veredlung der Sitten nach dem Beispiele des sittigeren Geschlechtes zu Ehebruch und jeder Gemeinheit, der Hofdienst von geistigem Verkehr und Kunsteifer zu unschicklicher Unterhaltung ausgeartet war, so war es natürlich, daß auch der Gottesdienst mit dieser allgemeinen Verderbniß verderbt ward. Und daß alsdann die Dichtungen, die sich auf diesen bezogen, die Lieder, die dem Frauendienste gewidmet waren, die Epen, welche das ritterliche Treiben abspiegelten, in ähnlichem Verhältnisse sanken, ist nicht anders zu

442) V. d. Hagen M. S. 3, 343:

erwarten. Was nun dieſen Gottesdienſt zunächſt angeht, ſo ſchien es, als ob die Zeit, die jetzt anfing, die mächtigen, gewaltigen Fürſten auf den weltlichen Thronen nicht mehr dulden zu wollen, und die ſich nach unmächtigen Häuptern umſah, mit denen eher auszukommen war, auch im Himmel die furchtbare Majeſtät Gottes zu brechen geſucht hätte. Jenes zwölfte Jahrhundert, das ſich noch an dem Selbſtherrſcher Karl freute, das ſeine Gewalt im Friedrich Barbaroſſa mit ſeiner Herrlichkeit wiederkehren ſah, und beider Reich mit dem der altjüdiſchen Könige verglich, jenes Jahrhundert ſah auch noch ſeinen Gott in der Erhabenheit des ſtrengen Jehova und überall ſpielen die altteſtamentlichen Vorſtellungen in die Gedichte jener Zeit herüber. Allmählig tritt in der dreieinigen Gottheit alsdann der Sohn in den Vordergrund, und dies war ſeiner zwiſchen Gott und Menſchheit vermittelnden Eigenſchaft gemäß. Geiſtreich hat man ferner bemerkt[443]), daß, ſobald die Vorſtellung von der Identität Gottes, des Sohnes und des Vaters allgemeiner ward, eine neue Vermittlung zwiſchen der gerechten Gottheit und dem ſündhaften Menſchengeſchlechte, oder zwiſchen dem unbegreiflichen Weſen des Lenkers der Dinge und dem ſchwachen Verſtande der Sterblichen nöthig ward. Dieſer unſerer Sündhaftigkeit und Begriffsſchwäche griffen dann die Heiligen unter die Arme und die Märtyrer mit ihren unergründlichen Verdienſten. Wir ſehen alſo in dieſer Zeit, indem wir, wie ſchon geſagt, ganz in dieſelbe Periode gleichſam zurückverſetzt werden, in der wir die Kaiſerchronik entſtehen ſahen, die dichteriſchen Bearbeitungen der Legenden nicht allein häufiger, wenigſtens kunſtmäßiger und feierlicher betrieben werden, als je, ſondern auch der ganze Anſtrich des äußeren Lebens erhielt eine heilige Färbung. Wir ſtehen in den Zeiten, wo die Heiligſprechungen anfangen viel häufiger zu werden, wo Caſtilien, Frankreich, England heilige oder fromme Könige auf ihren Thronen ſahen. Wollen wir in Deutſchland an einem Beiſpiele ſehen, wie ſich das Leben mit der Poeſie, die Poeſie mit dem Leben ändert, ſo kann man kein auffallenderes anführen, als den Hof von Thüringen. Wir wollen dazu die Züge aus dem Leben der Eliſabeth wählen[444]), einem Gedichte, das zwar etwas ſpäter fällt, das aber als Kunſtwerk keiner weiteren Beachtung werth, als hiſtoriſche Urkunde dagegen hier ganz brauchbar iſt. Wir werden dort an den alten Hofhalt des Landgrafen Hermann erinnert, an das

443) In einem Aufſatze „Zur Geſchichte der Verehrung der heil. Jungfrau" im deutſchen Merkur 1796, 2. und 1797, 1.

444) Manuſcript in Darmſtadt; auszüglich in der Diutisca 1, 343 ff.

große Ingesinde, das sich an seinem Hofe drängte, wo die Herren und Ritter, die aus aller Welt, aus Ungarn, Rußland, Preußen, Polen, Dänemark sich zur Kurzweile hier zusammenfanden, und Ritterspiel oder Saitenspiel, Turnier oder Gesang suchten. Und von diesem Bilde und der Erinnerung an die Zeit, wo die sechs ruhmvollen Sänger auf Wartburg in Kriegsweise wetteiferten mit Gesang, wo diese mit altgermanischer Wagniß und Geringschätzung des Lebens den Kopf an den Preis ihrer Fürsten setzten, von diesem Gemälde einer tollen Wirthschaft an einem zu freigebigen Hofe, von einem schlagfertigen ritterlichen Fürsten werden wir dann herübergeführt zu seinem Nachfolger, dem frommen Ludwig dem Heiligen und bald zu seinem Bruder, dem Pfaffenkönig Heinrich Raspe, von der Beschützerin des Osterdingen zu ihrer Schwiegertochter, der frommen Elisabeth der Heiligen, von den lüderlichen Gästen an Hermanns Hofe zu dem Ketzerverfolger Konrad von Marburg, und der Dichter führt selbst an, wie das selbstquälende und beschauliche Leben des jungen heiligen Paares und ihres Beichtigers von dem alten Hofe verlacht ward. Und bis zu welchem Ekel geht nicht dies Heiligenleben, dies Armenspeisen, Tränken und Waschen, dies Krankenpflegen, Kasteien und Fasten, diese sophistische Frömmigkeit oder fromme Schlauheit, diese Küchenwunder und was Alles diese Legende oder das Leben der armen Frau ausfüllt, die denn auch bald nach ihrem Tode in die Zahl der Heiligen eintritt. Eine solche Zeit, die aufs neue solche Heilige schuf, die die letzte Begeisterung für die Kreuzzüge krampfhaft empfand, mußte nothwendig die alten Geschichten der alten Märtyrer und Heiligen hervorsuchen. Wo also ein Fürst noch einen Reinbot zum Dichten auffordert, gibt er ihm eine Legende in die Hand; wo ein Legendendichter, wie Hugo von Langenstein, sein Talent bezweifelt, gibt ihm die Heiligkeit des Gegenstandes den fehlenden Muth, denn schon das Lesen solcher christlicher Gedichte gab Seelenheil und Frieden, wie verdienstlich mußte nicht erst das Dichten sein.

Obgleich nun aber damals durch so außerordentliche Verdienste solcher neuer Heiligen der Schatz der Versöhnungsmittel zwischen Gott und dem sündigen Menschen angehäuft war, so schien das leider immer nicht genug, um die noch mehr angehäuften Sünden aufzuwiegen. Denn die damalige Zeit hat dicht neben ihren Heiligen zugleich viele neue Greuel, Gewaltthaten, Landfriedensbruch und Selbsthülfe eigen, wie wir schon aus den Andeutungen des Stricker vernahmen und aus der Geschichte sonst wissen. Ein weiterer Vermittler ward nöthig und diesen suchte man jetzt mehr als je in der Jungfrau Maria, von der im 13. Jahrhundert

eine Erzählung ging, daß sie gut und mächtig genug war, im Jahre 1216, als Christus die Absicht hatte die Weltkugel ihrer sündigen Bewohner halben in Stücke zu zerschmettern, dem gewaltigen Arm des Rächers Einhalt zu thun. Man brauchte einen milderen, mitleidigeren Fürsprecher in dem himmlischen Hofe, und auf wen sollte die Zeit eher verfallen! Wenn doch damals die innere Reinigung im Menschen durch irdische Frauen geleitet ward, wie sollte nicht die himmlische für die Läuterung zum Himmel behülflich sein? Die galante Zeit fühlte sich der Göttin näher, als Gott, bevorzugte sie in ihren Liedern und Gebeten und setzte sie in Bildern zur Rechten Gottes und selbst ein wenig erhaben über ihn. Sah man die reine Jungfrau in ihrem Verhältniß zum Vater und Bräutigam zugleich, so sah man Beide in einem minniglichen Verhältniß[445]), und was war dann billiger, als daß der Liebende ihr die Verehrung zollte, die jeder Liebende der Geliebten! Sah man sie in ihrem Verhältniß zum Sohne, was war dann billiger, als daß der Erzeugte die Wünsche der Mutter erfüllte? Man hatte sehr lustige Geschichten davon, wie sie ihn mit mütterlichen Vorwürfen auf seine Lehren in der Bibel verwies, daß man Vater und Mutter ehren solle, als er einmal Miene machte, ihren häufigen Fürbitten Einhalt thun zu wollen, mit denen sie die Hölle entvölkerte und dem Teufel (ein deutscher Dichter fügt sehr naiv hinzu: leider) vielen Schaden that. Das matteste und weichlichste Geschlecht macht sich nun gerne — wem muß man selbst heute noch diese Erfahrung erst zeigen, als etwa denen, an welchen sie gemacht wird? — macht sich am liebsten so vortheilhafte Vorstellungen zu Nutz und fällt so leicht in eine Andächtelei, mit der man die Gottheit bestechen will. Man steckte sich daher hinter die gutmüthige Himmelsdame, die sich noch mit einer krankhaften Andächtelei, mit Lippengebet und Augendrehen kirren ließ, die Mutter Gottes, die den Sohn so gut ihres Sinnes zu machen wußte; muß ja doch selbst der mürrischste Hausherr und Vater vor solchen vereinigten Waffen weichen. Bald geschah durch sie, „was auf Erden und im Himmel möglich und unmöglich ist.“ Was durften sich fromme Gemüther nicht Alles mit ihr erlauben! Eine Mutter bittet sie um

445) Reimar von Zweter, in einem Briefe bei v. d. Hagen, Minnes. 2, 175 b.
Durch minne wart der alte junc, der ie was alt ân ende,
von himele tet er einen sprunc her ab an diz ellende.
ein got und drî genende enpfienc von einer meide jugent:
daz geschach durch minne.
Eine Einsicht in den Charakter der Erzählungen von Maria ist nun bequem gewährt in Pfeiffers Marienlegenden (aus dem großen Passional) Stuttg. 1846.

Befreiung ihres gefangenen Sohnes, die Erfüllung der Bitte läßt auf sich warten, so nimmt die Mutter auch der Maria den Sohn von ihrem Bilde weg zum Geißel; was will sie thun? sie muß beide Gefangene erlösen. — In zerrütteten Ehen stellte sie Verträglichkeit her[446]). — Ihr Erbarmen hatte durchaus keine Grenze. Räuber und Mörder durften sich ihr nur empfehlen, um der Vergebung des Himmels sicher zu sein. Das Gedicht von Theophilus, das in diesen und späteren Zeiten in deutsche Reime gebracht ist[447]), beweist es, daß man ohne Gefahr für die Seele Gott entsagen und dem Teufel sich verschreiben kann, wenn man nur die Jungfrau nicht verleugnet hatte. Sie rettet Diebe vom Galgen, sie tilgt für ein Ave alle Jugendsünden aus, sie gestattet jedem Hauptverbrecher gerne eine Galgenfrist, ja den in Sünden Gestorbenen eine Auferweckung ins Leben, zur Besserung. Berghohe Sünden in der Einen Schale drückt ein Bißchen Marienliebe in der Andern nieder! Sie unterstützt eine Wette lüderlicher Buben, wer das beste Kleinod von seiner Geliebten vorweisen könne, indem sie einem ihrer Anbeter, der sich in der Gesellschaft findet und mitreißen läßt, ein solches gewährt; und ein Staar, der Ave Maria sprechen gelernt hat, reißt sich damit aus den Klauen eines Habichts, wie sich die sündige Menschenseele damit aus den Krallen des Teufels erlöst. Dies Alles geht doch über den Scherz wie über den Ernst! Das Meiste aber sind Züge, die aus deutschen Dichtungen entlehnt sind. Hier sieht man deutlich wie Legende, Novelle, Schwank auf einer Linie liegt; und man muß nur das anerkennen, daß diese Berührung der Extreme doch in Deutschland noch weit weniger Statt hatte, als in Frankreich, wo sich eine Masse von solchen legendenartigen Anekdoten und schwankartigen Heiligengeschichtchen (contes devots) vorfinden, in welchen die frechsten Späße und die unflätigsten Zoten herrschen. Zu diesen Erzählungen nun bilden die ernsten, größeren, in frommer Begeisterung, in andächtiger Beklemmung, geschriebenen oder — wenn es den Heiligen gefällt — *gedichteten* Legenden einen solchen Gegensatz, wie die neckischen und leichten weltlichen Schwänke zu den feierlichen und pomphaften Ritterepen.

Es kann unmöglich die Absicht sein, bei diesen Dingen uns lange aufzuhalten oder irgend vollständig zu sein; wir heben an dieser Stelle

446) Frauentrost, von Siegfried dem Dorfer. In Haupts Zeitschr. 7, 109.

447) Marienlegenden Nr. 23. hochdeutsch; in Bruns altplattdeutschen Gedichten niederdeutsch. Ueber die Sage und ihre Quellen s. Sommer, de Theophili cum diabolo foedere. Berol. 1844.

das Bedeutendste aus dieser Gattung hervor, weil von der Mitte des 13. Jahrh. bis zu dessen Ende die meisten und vorzüglichsten Legenden gedichtet wurden, die dann im Laufe des 14. Jahrh. wiederholt, ins Niederdeutsche umgesetzt, mit neuen vermehrt wurden, worauf wir dann kaum mehr zurückzukommen denken, da diese Gattung nur in dieser Zeit eine geschichtliche Bedeutung und wenigstens vergleichweise einen poetischen Werth hat. Eben dies Letztere konnte man von der Zeit des 12. Jahrh. aussagen, wo wir die Legende in ungezwungener Frömmigkeit behandelt und als Haupt- und Lieblingsgegenstände der Dichtung verbreitet und in die weltlichen Erzählungsstoffe eingedrungen fanden. Dieser Geschmack ward zur Zeit der Blüte des Rittergedichtes unterbrochen; weltlicher Sinn verdrängte die ausschließliche Richtung auf das Geistliche. Man sollte sagen, daß man diesen Zeitpunkt wenn nicht innerhalb der Legende selbst, so doch an einem Gedichte nachweisen könnte, wo die Legende eine ganz eigenthümliche und neue Verbindung mit einem weltlichen Stoffe eingeht, die von den Beispielen ähnlicher Vereinigungen, die wir früher im 12. Jahrh. gehabt haben, sehr absticht. Wir meinen das Gedicht vom Kaiser Eraclius, das überhaupt schwer unterzuordnen ist, das uns aber aus dem angegebenen Gesichtspunkte am merkwürdigsten scheint. Es ist von einem „gelehrten Manne" Otte aus einem französischen Gedichte von Gautier d'Arras übersetzt; beide hat Maßmann herausgegeben[448]), und wenn sich die geschichtlichen Anspielungen behaupten ließen, die er in beiden nachweist, so hätte das Gedicht für Andere vielleicht noch anderen Werth; für uns ist das das allein Wichtige, daß hier eine schon in der Kaiserchronik vorkommende Legende von der Wiederfindung des heiligen Kreuzes durch den Kaiser Eraclius an eine sehr weltliche Erzählung geknüpft ist, die einen Commentar zu jenem Lieblingssatze der muthwilligsten Liebesdichter abgibt, daß Frauenhut nichts tauge. Beginnt die Legende spruchreich, moralisch, trocken, so fährt dagegen der Schwank von der Untreue und der Seitenliebe der Kaiserin Athanais in so weltlich muthwilligem Tone fort, daß schon dieser die Zeit verräth, in der die deutsche Bearbeitung erst entstanden sein kann (Anfang des 13. Jahrh.). Daß nach dem Durchgang durch eine so ganz den Dingen der Welt zugekehrten Zeit die Legende bei ihrer Wiedergeburt im 13. Jahrh. nicht mehr den alten Ton festhalten, noch aus dem alten Geiste behandelt werden konnte, begreift sich von selbst. Die meisten Dichter, die diese Stoffe zuerst wieder aufgriffen, hatten sich früher mit ritterlicher Dichtung abgegeben, hatten

448) Eraclius, von Otte und Gautier von Arras. hsg. v. Maßmann. 1842.

dies nach den angegebenen Veränderungen in der Zeitstimmung angefangen zu bereuen, und sie griffen nun diese heiligen Gegenstände auf als Bußmittel für die frühere dichterische Versündigung, so jedoch daß sie alle die weltliche Kunstfertigkeit, die sie an jenen Rittermähren erlernt hatten, mit zur Bearbeitung der geistlichen Stoffe herübernahmen. Daß hierbei die Einfalt und die reine Frommheit der alten Legendendichter ebenso wie deren Trockenheit und Nüchternheit nicht mehr zu finden ist, beweist der Blick in jede beliebige Legende dieser Zeiten. Wir treffen hier sogleich auf die zwei namhaften Dichter wieder, mit denen wir uns zuletzt beschäftigten, Konrad und Rudolf. Von Konrad von Würzburg besitzen wir eine seiner früheren Dichtungen in dem heiligen Sylvester[449]), der dem Stoffe nach schon in der Kaiserchronik vorkommt, und wie die heilige Crescentia[450]) jetzt eine neue Bearbeitung findet. Er enthält indessen nichts was ihm hier eine ausführlichere Erwähnung verdienen könnte. So ist es auch mit der Legende von Pantaleon[451]), dem wunderthätigen Arzte und freiwilligen Märtyrer, den Kaiser Maximian mit Feuer und Wasser, mit Schwert und Rad vergebens zu tödten sucht, bis der Heilige es selbst erlaubt. Der Pantaleon ist auf Betrieb des Baselers Johann von Arguel aus dem Lateinischen übersetzt, wie der Sylvester für den Domherrn Leutold von Rotenleim und der Alexius für die beiden Bürger Johann von Barmesweil und Heinrich Iselin gedichtet wurde. Den Alexius hat Haupt in seiner Zeitschrift[452]), und Maßmann in Gesellschaft von sieben anderen mittelhochdeutschen Bearbeitungen herausgegeben. Die Sage von dem Heiligen, der mitten aus Jugend und Reichthum und von der Stufe des Ehebettes weg sich der Armuth und keuschen Selbstpeinigung ergibt und sich pilgernd, und dann als Bettler in dem reichen Hause seiner Eltern und seiner Braut durch das Leben hindurch darin erhält, der wie Konrad sagt von der wahren Gottesminne entzündet wird, in dem Augenblick wo die weltliche Minne ihr Fest feiern sollte; diese Sage ist recht gemacht zum Symbol des merkwürdigen Uebergangs dieser Zeit von weltlicher zu geistlicher Ueppigkeit und Uebertreibung. Ueber den inneren Werth dieser Legende ist wie über so viele andere immer nur das Nämliche zu sagen, daß der Natur und

449) Ausg. v. W. Grimm. 1841.

450) Im Coloczaer Codex altd. Gedichte.

451) In Haupts Zeitschr. 6, 193.

452) Bd. 3, 534. — St. Alexius' Leben in acht gereimten mittelhochd. Behandlungen. Hsg. v. Maßmann. 1843.

ihren ersten und heiligsten Gesetzen darin Hohn gesprochen wird zu Gunsten eines anderen Gesetzes, das nirgends, auch in keiner Offenbarung, geschrieben steht; und daß der gesunde Geist dadurch so beleidigt wird, daß man für alles Andere keinen Sinn übrig behält. — Von den Legenden, die Rudolf von Ems dichtete, ist der heilige Eustachius, den er im Alexander V. 3195 erwähnt, nicht bekannt. Dagegen besitzen wir von ihm (aus den Jahren 1220—23) den Barlaam und Josaphat[453]), eine Sage, die aus einer ursprünglich griechischen Erzählung angeblich des Johannes Damascenus (um 740) frühzeitig in lateinische Uebersetzung, und von da aus in alle europäische Sprachen überging, und auch im 12. und 13. Jahrh. außer von Rudolf noch zweimal deutsch behandelt ward. Rudolf's Gedicht hat früher gleichfalls seine Bewunderer gefunden, die davon behaupteten, ein Jeder müsse sich hingerissen fühlen durch die Schönheit und lebendige Darstellung des Ganzen. Wir fühlen uns nicht berufen, in diese Urtheile einzustimmen, vielmehr vermissen wir im Barlaam selbst das, was den heiligen Georg oder die Martina auszeichnet, eine gewisse religiöse Begeisterung. Rudolf schrieb zwar seine Legende schon in der Zeit, als er sehr verächtlich (115,24) auf die Welt und ihren Wechsel herabsah, als er seine weltlichen Dichtungen schon als Lug und Betrug ansah, den zu büßen er denn diese heilige Geschichte schreibt, bei der der Leser (5,10) sich des armen dichtenden Sünders erinnern solle, der hier nichts aufgenommen habe, als was Apostel und Propheten verbürgen, so daß sein Gedicht als im Gegensatz zu der weltlichen Kunst angesehen werden muß. Wenn hieran sichtbar wird, wie aller poetische Trieb nun selbst in den Männern ausstirbt, welche sich früher mit Freude in der Dichtung von Aventiuren gefielen, so kann man auf der anderen Seite von Rudolf nicht einmal sagen, daß ein frischer frommer Trieb in ihm den poetischen hier ersetze. Ja selbst was ihn im Gerhard auszeichnet, Gewandtheit des Vortrages und eine gewisse poetische Uebung, selbst dies findet sich hier nur in mäßigem Grade; hier verräth sich am meisten seine prosaische Natur, die Docen dem in alle Höhen sich zwingenden Konrad von Würzburg hätte gegenüberstellen können, um zu zeigen, wie verschiedene Wirkungen das Aussterben der dichterischen Stimmung in der Nation auf die verschiedenen Spätlinge dieser Dichterzeit ausübte, statt daß er diesen Dichter dicht neben Gottfried von Straßburg zu rücken nicht üble Lust zeigte[454]). Den Barlaam

453) Ausg. v. Fr. Pfeiffer. Leipzig 1843.

454) Altdeutsches Museum. 1. Band. Gallerie altdeutscher Dichter.

zeichnet vor dem Gewöhnlichsten dieser Art nichts aus, als die größere Breite und jenes gezwungene Bestreben alles Dageweſene zu überbieten, womit gerade alle Wirkung verloren geht. Wer ſollte an ſolchen Stoffen Gefallen finden, wenn Barlaam hier den jungen Joſaphat im Chriſtenthum unterrichtet, ihm dabei einen Auszug aus dem alten und neuen Teſtamente erzählt, ein Miſch von trockener Geſchichte, von erzwungener Begeiſterung, von knapper Erzählung und dürren Namen, von Allegorien, Weiſſagungen, Erfüllungen und Wundern, durch die es dem ſchwankenden Jüngling vollkommen hätte ſchwindeln müſſen! Oder an einem andern Haupttheile des Gedichts, der Disputation zwiſchen den heidniſchen Lehrern und dem Pſeudobarlaam Machor, die nichts von der Einfalt des Aehnlichen in der Kaiſerchronik, noch von dem Schwunge im St. Georg hat. Oder an der Bekehrungsgeſchichte des Joſaphat, die wohl ein Drittel des Ganzen einnimmt; wo uns erzählt wird, wie die wunderlichſten Geſchichten, die ihm vorgetragen werden, die Sonderbarkeit ſeiner Lehrer, ihre halbklaren Gleichniſſe und Beiſpiele, eine Menge von unbegreiflichen Verſicherungen und Glaubensartikeln eine Veränderung in ſeinem Herzen hervorbringen, von der wir am Ende weder ihr Entſtehen begreifen, noch ihre Art einſehen. Was haben wir geleſen und gelernt? Iſt der Chriſt beſſer geworden als der Heide? er war ſchon vorher gut; iſt er weiſer geworden? er hat nichts gehört als Subtilitäten und elende Materie fürs Gedächtniß. Die Veränderung beſteht in einer neuen Hülle, die ſeinem ſuchenden Geiſte übergeworfen wird; ſie beruht auf willkührlichem Vorgeben und Einbildungen; ein Intereſſe an der Sache könnte blos der Dünkel der bekehrenden Partei eingeben.

Mehr Berückſichtigung ſcheint der heilige Georg von Reinbot von Durne[455]) zu verdienen, der auf Aufforderung Otto's des Erlauchten von Baiern (regierte von 1231—53) von dem Dichter vielleicht nach einem franzöſiſchen Originale bearbeitet ward. Wenn Konrad und Rudolf in ihren Anſichten Bewunderung für Gottfried ausſprechen und ſeinem Vorgange folgen ſelbſt in ihren heiligen Gedichten, ſo ſchließt ſich dagegen Reinbot eng an ſeinen Landsmann Wolfram von Eſchenbach an, und nicht in blos äußerlichem Nachahmen von einzelnen

455) In der Sammlung von Büſching und von der Hagen. Band 1. Franz Pfeiffer gibt davon nächſtens eine kritiſche Ausgabe. Reinbot verfaßte den heil. Georg in Wörth (zwiſchen Regensburg und Straubing); ſein Name kommt in Urkunden, die in letzterer Stadt gefertigt ſind, 1240 vor, und er war wie es ſcheint Geheimſchreiber Herzog Otto's des Erlauchten. Dies Alles wird Pfeiffer in ſeiner Ausgabe näher belegen.

Stellen[456]), ſondern in wirklicher Fortbildung der ganzen Manier, ſo daß er eine Mitte bildet zwiſchen Parzival und Titurel, auf deſſen Ton man im St. Georg vortrefflich vorbereitet wird. Wir laſſen ihm hier ſeine Stelle unter all dieſen Anhängern Gottfried's, um die hauptſächlichſten Legenden zuſammenzuhalten, und weil er uns zugleich auf den Uebergang zu Wolfram's Nachfolgern vorbereitet. Hinſichtlich der Quellen der Legende verweiſen wir auf die Einleitung der Herausgeber, und halten es dagegen für der Mühe werth, dem Gedichte etwas genauer zu folgen, um doch wenigſtens an einem Beiſpiele den Charakter dieſer Dichtungsart etwas näher darzulegen. Der Dichter verſichert die ächte Legende mittheilen zu wollen, ohne das Buch mit Lügen zu ſchmücken; er wolle der Wahrheit folgen, damit ſein Werk über alles deutſche Land von Tyrol bis Bremen, von Preßburg bis Metz bekannt werden möge. Er ruft den Heiligen ſelbſt um ſeinen Beiſtand an, wie die Ritter, deren Schutzpatron er iſt, im Kampfe thun, denn kein Chriſtenmann band je den Helm und Eiſenhut auf, ohne mit Herz und Mund an ihn den erſten Ruf ergehen zu laſſen. Ein Markgraf Georius von Paläſtina läßt drei Söhne zurück, Theodor, Demetrius und Georg, die ſich früh in den Kämpfen mit den Sarazenen auszeichnen, beſonders aber der jüngſte, Georg, deſſen Preis ſo ſtrahlend iſt, daß ſich ſeine beiden Brüder neidlos vereinigen, ihr Land ihm zu überlaſſen, an dem ſich die Welt und alle ihre Geſchöpfe, die Engel und Gott und ſeine Mutter freut. Sie gehen nach Spanien in den Kampf gegen die Heiden, Georg aber ſtreitet ruhmvoll in Kappadocien. Die Kaiſer Diocletian und Maximian rüſten gegen ihn und verfolgen alle Chriſten; auf das Gerücht davon eilen beide Brüder aus Spanien zurück. Das Wiederſehen, die Mittheilung Georgs an ſeine Brüder, daß er entſchloſſen ſei an den kaiſerlichen Hof zu gehen (in der Abſicht, die Märtyrerkrone zu verdienen), wird mit einem gewaltigen Schwulſt beſchrieben. Demetrius empfindet darüber einen Jammer, der nicht zergehen werde, „ehe einer einen Blitz oder den Phönix fange, oder einen Thurm bis zum Himmel aufbaue, oder die Sterne und den Sand zählend durch die Hand laufen laſſe.“ Die beſorgten Brüder liebäugeln mit dem jüngern, hätſcheln ihn wie eine Puppe, nennen ihn ſtets Buhlen, verſichern ihn, daß ſie ſich umbringen würden,

456) Zur Vergleichung eine Stelle (1916 ff.), zu einer ähnlichen im Parzival. Er ſpottet ärmlich lebender Leute; dann:

Wê, wes spotte ich tumber man, als der oven tuot des slâtes!
ich hân doch solhes râtes dâ heime niht in mîme wesen,
man möht joch vor mîm spotte genesen u. ſ. w.

wenn ihm ein Leid geſchähe, daß ſie ſich wundern, wie nur ihr Herz noch dieſen Kummer aushielte: denn wäre es ſo groß wie mons Olivet und dazu von Stahl, es müſte davon zerbrechen; lüde man dieſen Jammer auf tauſend Schiffe, er werde ſie alle in den Grund drücken; ihr Herz ſolle ein Leid tragen, dem keinerlei Ding gewachſen ſei, nicht Fels, Waſſer, Berg und Thal, vor dem ſich das Grüne in Haide verwandle und die Vögel ihren Sang verlören; das Kind im Mutterleibe beweine ſeinen Entſchluß zu dieſer Fahrt. Man bemerkt wohl die Nachklänge von Wolfram's Art, und ſieht wohin der Mißbrauch der poetiſchen Freiheit bald führen mußte. Nun malt ihnen tröſtend ihr Bruder die Seligkeit, die Freude und Wonne des Himmels, des Sitzes der hehren Frau und Magd, der Tochter, Mutter und Braut zugleich, die mit Chriſtus, dem Degen, wahrer Minne pflegt, von deren Liebe die Engel in hohem Brautliede ſingen, das zu hören, wie jene zu ſehen der Heilige ſich ſehnt; hier erkennen wir uns ganz in der Zeit und in den Vorſtellungen, von denen wir zunächſt reden. Des heiligen Geiſtes Kraft, der aus ihm ſpricht, verwandelt die Brüder; ſie ſehen ein, daß hier auf Erden nichts zu holen iſt, als heute Freud und morgen Klagen, und daß Kampf und Geſang, Tanz und Frauen doch nichtiges Vergnügen ſind. Dabei tritt ſchon dicht neben eine fließende ſchöne Gabe der Schilderung eine Geſchmackloſigkeit in einzelnen Zügen, die bereits jetzt einleitet, was wir nachher faſt einzig charakteriſtiſch werden ſehen. Der apokalyptiſche Ton des Titurel oder des Wartburgkriegs (deſſen Räthſel auch in ähnlichem Geſchmacke ſchon im Barlaam vorkommen) klingt hier an neben der freundlichſten Erzählung in ſchmeichelnder Leichtigkeit, oder neben jener flammenden Beredtſamkeit, mit der Georg ſeinen Brüdern die Eroberung von Kappadocien ſchildert, über deren Lebhaftigkeit und Gewicht man ſelbſt die Uebertreibung vergißt und die es bedauern läßt, daß nicht frühere ächtere Dichter der Sprache in ähnlicher Weiſe mächtig waren, oder dieſer und ſeine Zeitgenoſſen in eine beſſere Epoche fallen konnten. Der Heilige geht nun nach Konſtantinopel und dort beginnen nun ſeine Leiden und ſeine Wunder. Auf den Ruf davon macht ihm der Kaiſer Dacian Verſprechungen, allein er hat ſich dem ergeben, der auf dem Eſel ritt und ein hoch hiſpaniſch Roß verſchmähte und ſich zur Demuth hielt. Die Kaiſerin leiht dem Wundermanne ihr Ohr; er hat mit ihr ein Geſpräch über Gott; er ſucht ihr zu erklären wie der Allmächtige, das A und das O, Altiſſimus Vater und Kind, die drei Naturen, Kraft, Weisheit und Güte in ſich vereinigt, wie er geboren iſt von der Magd, die er ſelbſt geſchaffen, und wir begegnen wieder jener Vorſtellung, die dies

Wunder der Geburt Gottes mit der Jungfrau Erde vergleicht, die Samen trug als noch kein Pflug sie durchschnitt, und den Adam gebar, dessen Weib, aus seiner Rippe gemacht, zugleich seine Tochter und seine Gattin war; jener Vorstellung, die wir, wenn wir nicht Sonnen- und Mondgötter in Christus und Maria finden können, als den Mittelpunkt ansehen, um die sich alle poetischen Lobpreisungen der Jungfrau herumdrehen. Das Gebet, das der Dichter den Heiligen an die Jungfrau richten läßt um Bekehrung der Kaiserin, ist vollkommen in dem Geschmack aller dieser Lobpreisungen, die wir gleich nachher werden kennen lernen. Wirklich gelingt die Rettung der Fürstin, der heilige Geist läßt sich auf sie nieder und sie begehrt von Georg die Taufe. Sage, ruft sich der Dichter an, lieber Reinbot, wer ward da Gevatter, als Alexandrina die Taufe empfing? wer segnete das Wasser? das that, der der Sonne ihren Weg, ihren Gang und Kreislauf zeigt. Wer sagte ihr den Glauben? das that, der die Taube aus der Arche sandte, der Moses Gebet vernahm, da er doch nicht sprach; der starke Löwe vom Himmel, das sanfte Lamm von Nazaret war ihr Pathe. Bei dem nächsten Wunder erklärt sich die Kaiserin öffentlich. Der Heilige wird aufs Rad geflochten, allein noch war seine Stunde nicht gekommen. Engel hüten ihn da und er schläft sanft und ersteht wieder, erklärend, dies seien die Zeichen deß, der sich nicht in Kalbsgestalt anbeten lasse, der von Vater her des Himmels Sippe, Mutterhalb von der Erde sei, der das Wort zu der Jungfrau sandte, von dem sie den Sohn empfing, der aller Dinge mächtig ist, der den Lauf der Gestirne vorschreibt, des Himmels Tiefe und Höhe, Länge und Breite gemessen, und den Mittelpunkt der Erde geschaffen, an dem das Erdreich festhängt wie das Eisen am Magnet, und der den Erdball, wie tief er mit seiner Schwere niederstrebt, aufwärts hebt zum Firmament. Groß ist die Gewalt dieses Gottes; wäre aller Sand gezählt, der bei den Wassern liegt, und wäre das Alles Pergament und jeder Stern ein Schreiber, sie möchten seine Kraft nicht vollschreiben. Er wohnt im Lichte im Himmel, wo man Ave singt; zwischen ihm und der finsteren Hölle, in der das Oweh tönt, schwebt die Erde mit ihrem Wechsel von Tag und Nacht, von Freude und Trauer. Solche Stellen, die mit innerem Feuer geschrieben sind, kennt der Barlaam, kennen die meisten Legenden durchaus nicht. Schade, daß sie nicht in anderem Verbande stehen. Wir können unmöglich in die Herzählung der Martern und Wunder des Heiligen eingehen, die mit einer peinlichen Wirkung jede Erinnerung an das Schönere des Gedichts rein vertilgen. Wer wird gerne auch in der Malerei jene Greuel der Christenschlächterei abgebildet sehen, die,

um so wahrer sie sind, je mehr anwidern. Wenn man hier hören muß, wie die Kaiserin an den Brüsten aufgehängt, wie Georg bald gerädert, bald zersägt und in Pfützen geworfen wird, wie ihm die Nägel abgehauen und die Wunden vergiftet werden, wer wendet sich da nicht mit Abscheu und Ekel von einer Kunst, ja von einem Religionsglauben weg, die an Schilderung solcher Scheußlichkeiten sich erfreuen oder erbauen konnten. Und was namentlich den Gebrauch von Wundern angeht, so sprachen wir schon oben darüber unsere Ansicht aus; hier gar wiederholen sie sich unzähligemal, und hören dadurch sogar auf, die Neuheit zu enthalten, die ihnen das einzige Interesse gibt und sie eigentlich nur zu Wundern macht.

Anders wieder muß man die heilige Martina von Hugo von Langenstein[457]) betrachten, die, wenn die bisherigen in der bloßen Erzählung und dem heiligen Stoffe ihr Verdienst suchen, mit Allegorie und Lehre zu wirken sucht und daher einen Zusammenhang dieser Gattung mit der didaktischen Poesie öffnet. Wir müssen den versprochenen Druck dieses Gedichtes abwarten, um sicher darüber urtheilen zu können. Wackernagel, der das breite Werk von beinahe 33000 Versen ganz kennt, nennt den Dichter verworren und verwildert in Sprache und Vers, geschmacklos bis zur Freude am Häßlichen, voll von Entlehnungen aus Reinbot und Konrad von Würzburg. Uns schien er in einzelnen Auszügen, die aus dem Werke gedruckt sind, von einer reineren Begeisterung erfüllt, als die meisten anderen Legendendichter der Zeit; und diese Begeisterung leiht ihm stellenweise eine Fülle von Gedanken und Bildern und eine sprudelnde Beredsamkeit, die sich nur hier und da, wie in seiner Schilderung von dem Gaukelspiele der Welt und dem irdischen Treiben der Menschen, zu Spielereien verleiten läßt. Der Vortrag ist in solchen Stellen, obgleich das Gedicht erst in das Jahr 1293 fällt, der blühenden Periode der ritterlichen Dichtung werth; er ist im Wesentlichen ganz und gar nach Gottfried gebildet, trotz der einzelnen Nachahmungen Konrad's und Rudolf's. Dem dürftigen Stoffe der Martergeschichten scheint Hugo haben aufhelfen zu wollen durch seine Lehren, Schilderungen und episodischen Einflechtungen von allerhand Art. Sein Bilderreichthum ist groß wie seine Gelehrsamkeit in Blumen-,

457) Auszüglich in Diutisca, 2. Band, und in Wackernagel's Altd. Handf. der Basler Bibl. Der Dichter kommt 1298 in dem deutschen Hause in Freiburg im Breisgau vor, weist also auch landschaftlich auf die Gegend der Heimat Gottfried's hin. S. Laßberg in der Ausgabe des Littauers von Schondoch, 1826, den er fälschlich diesem Hugo zuschrieb.

Stein- und Thierkenntniß. Neuheit verräth er selbst in so abgedroschenen Themen wie in der Schilderung der Sommer- und Winterzeit; seine Allegorien, die in Graff's Mittheilungen den Mittelpunkt bilden, sind ganz Bestimmtheit und Schärfe. Er kleidet (wie es scheint, gab auch hierin Gottfried das Vorbild) seine heilige Christusbraut in die Gewänder der Tugenden und preist dabei eben jene Idealtugenden der Zeit, wie die Theologie und Scholastik die christlichen theologalen Tugenden anpreisen, die Dante zu ähnlichem Schmucke gebraucht: sie trägt den Mantel der Geduld mit dem Futter der Scham, dem Gürtel der Stätigkeit und dem Kranze, der aus den sechs Blumen der Demuth, Treue, Maße, Barmherzigkeit, Gehorsam und Weisheit geflochten ist.

Einem Sammelwerke von mehr als 100,000 Versen begegnen wir auch in diesem Zweige in dem Passional[458]), einer Dichtung, die in Sprache, in geschicktem, leichtem Vortrage, in der klaren Behandlung dieser heiligen, so leicht in Unklarheit verleitenden Gegenstände sehr an die gedruckten Auszüge aus Hugo von Langenstein erinnert. Wer der Verfasser ist und wer ihm die Anregung zu seiner Arbeit gegeben, verhehlt er selbst (Hahn p. 333) ausdrücklich; einzelne Eigenheiten der Sprache verrathen einen mittelrheinischen Dichter. Sein ungeheures Gedicht besteht aus drei Büchern. Das Erste handelt von Jesu und Maria. Das Zweite von den Aposteln und Evangelisten und (in einem Anhange) von S. Michael, Johannes dem Täufer und M. Magdalena. Das Dritte von 75 Heiligen nach der Ordnung des Kirchenjahrs, von Nicolaus bis zu Katharina. Und außer diesem massigen Stoffe hat der Dichter sogar noch einen vierten Theil oder ein zweites Werk[459]), das Leben der Väter, nach den vitae patrum des H Hieronymus in weiteren 30,000 Versen behandelt; er hat es den früheren Theilen erst später angefügt, da er (Köpke 285, 11) in dem dritten Theile „der Väter Buch" erwähnt, ohne noch seiner Bearbeitung zu gedenken. Der Stoff zu diesem weiten Inhalte ist von dem compilirenden Dichter mit einem arbeitlichen Fleiße und großen „Umsuche", dessen er sich selber rühmt, weither zusammengetragen worden. In den Legenden des dritten Buches scheint er im Ganzen eine gemeinschaftliche Quelle mit Jacobus a Voragine (legenda aurea) zu haben, doch sieht man aus einzelnen Stellen,

458) Die beiden ersten Bücher in: Das alte Passional, hsg. v. C. A. Hahn. 1845. Das dritte in: Das Passional, hsg. v. Fr. Karl Köpke. Quedl. 1852.

459) Hs. in Leipzig. Bruchstücke in Roth's Dichtungen des d. Mittelalters 1845 und Tittmann in den Beitr. zur vaterl. Alterthumskunde. Leipzig 1826.

daß er zu verſchiedenen Heiligenleben, wie von St. Laurentius (374, 12), Gregor (214, 29) u. A., auch beſondere Gewährsmänner hat, und daß er die Werke der ſchriftſtelleriſchen Heiligen, der Ambroſius, Gregorius, Bernhard, Auguſtin u. A. ſehr genau kennt. Im erſten Buche, im Leben der Maria, hat er zum Theil dichteriſche lateiniſche Quellen vor ſich[460]); im zweiten Theile benutzt er die apocryphen acta apostolorum neben der Bibel, den Kirchenvätern, Joſephus, auch deutſchen Quellen und ſogar mündlichen Berichten. Die kleinen Legenden und Wunder, welche die Reliquien, die Gräber, die Erſcheinungen und Bilder der Apoſtel noch nach ihrem Leben verrichtet haben, ſind ohne Rückſicht auf Zeitordnung in das ganze Werk eingeſtreut. Schon in die Geſchichte der Maria iſt eine Anzahl von Erzählungen eingeflochten, die man auch in den weitläufigeren poetiſchen Lebensbeſchreibungen von ihr nicht findet; Viſionen von anderen Geiſtlichen treten ein; des Herodes ganze ſpätere Geſchichte, die Legende von Veronica und Tiberius wird eingefügt; zahlreiche Wunderanekdoten von der Kraft der Marienverehrung, wie wir ſie oben kennen gelernt, werden berichtet. All dies gibt dem Ganzen einen Reichthum von Unterhaltung, was die Geſchichte der Maria gegen Wernher's oder Philipp's etwa ſo erſcheinen läßt, wie Ulrich's Alexander gegen die älteren. Was die Behandlung angeht, ſo haben wir einen geſunden, verſtändigen Mann vor uns, der von ſeinem Gegenſtande warm durchdrungen, der Sprache bis zu großer Geläufigkeit und einer manchmal ganz neuen Geſchmeidigkeit mächtig, von dem ſüßlichen Ton der einen, wie von dem chronikartigen der anderen und dem ſchwülſtigen der dritten gleich frei iſt. Selbſt wo ihn einmal, bei Gelegenheit der Geſchichte des Evangeliſten Johannes, der apokalyptiſche Ton anwandelt, beſinnt er ſich doch gleich wieder[461]) und geſteht lieber,

460) Vgl. darüber Pfeiffer, im Vorwort zu den Marienlegenden (Stuttg. 1846), die er aus dem Paſſional ausgezogen und herausgegeben hat, weil die meiſten in Hahns Ausgabe, die nur Einer Hſ. folgt, abgehen. Dieſe Legenden ſind theilweiſe dem liber de miraculis S. Mariae von Botho von Prüflingen (12. Jahrh.) entnommen; für das Leben Maria's und die Kindheit Jeſu benutzt das Paſſional ein lat. Reimgedicht (vita Mariae virginis et salvatoris metrica), das auch den Mariengedichten Philipps und Walthers von Rheinau zu Grunde liegt. S. Maßmann Heidelb. Jahrb. 1826. p. 1183.

461) So gibt es ſogar eine „Offenbarung Johannes" aus dem 14. Jahrh. von Heinrich Heſler, worin ganz im Gegenſatz zu dem der Apocalypſe nachgeahmten Räthſelton der Spruchdichter, Gottfrieds helle Manier angewandt und dem behandelten Originale ſein Charakter völlig abgeſtreift iſt. Hennig, Würdigung einer hochdeutſchen Ueberſetzung der Bibel. Königsb. 1812. p. XXV ff.

ſtatt ſich in hohle Paraphraſen zu verwirren, daß jener Eingang: „Im Anfang war das Wort," der wie ein Donnerſchlag die Welt durchfahren, ſeinem rechten Sinne nach unerklärbar ſei, wie die Urſachen des Donners, und woher er komme und wohin er gehe. Seine Erzählung iſt überaus leicht, fließend, nicht ſelten bei ſchwierigen Gegenſtänden (wie in der Beſchreibung des von Octavian aufgelegten Cenſus) elegant und zierlich, dabei anſpruchlos und faſt ohne das Ermüdende, das ein ſolcher Stoff mit ſich bringt. Auf der Beſchreibung der Flucht nach Aegypten liegt ein eigener romantiſcher Anſtrich; einzelne Späßchen laufen ſogar mit unter, und die Volksausrufe (Ennumenamen u. a.), die im Grunde das Kirchliche verſpotten. Ueberall auch iſt der Dichter blos auf die Laien bedacht; auf die Feſttage der Heiligen iſt ſteter Bezug genommen; ſein ganzer freierer Vortrag, den man in dieſen Stoffen und in dieſen Zeiten nicht begreifen würde, fließt einzig aus dem lebendigen Tone der Predigt und ihrem Streben nach Anſchaulichkeit. Nach dem Epiloge des zweiten Theiles, der bei Hahn nicht gedruckt iſt, iſt der Dichter wirklich ein Prediger geweſen und er ſchrieb ſein Werk, um der Menſchen Andacht zu reizen und ihre tugendliche Sitte zu ſtärken: was er heute predige, ſagt er, das vergehe mit dem Schalle, was er aber mit der Feder ſchreibe, das, hofft er, ſolle bleiben über manchen Tag. Es begreift ſich daher, daß man an vielen Stellen der Geſinnung, der Materie und den rhetoriſchen Kunſtgriffen nach an die Bertholdiſchen Predigten erinnert wird. Wo der Dichter ſeine Erzählung mit Gebeten, mit Anreden und Ausrufungen unterbricht, fühlt man leicht, aus wie wahrer Begeiſterung dieſe fließen und wie er hierin dem Wernher weit näher ſteht, als deſſen andere Nachfolger; und an den rechten Stellen ergießt ſich des Dichters menſchliche Empfindung in einem feurigen lyriſchen Schwung. Als er Chriſtus' Gefangenſchaft und Geißelung erzählt hat, ruft er aus: Merkt Wunder, die Kraft ließ ſich binden, die Gewalt ſich beugen, die Herrſchaft ſich neigen, der Freie ward da zum Eigenen. Um wen haſt du die Hammerſchläge und das Schmieden auf deiner heiligen Menſchheit gelitten? Seltſames Recht, daß du deinen Knecht befreiteſt um den Preis deiner eigenen Knechtſchaft, und deine göttliche Kraft beugteſt unter dein Geſchöpf. Beweine o Menſch die Nacht, da er gefangen ward, u. ſ. w. Dann verſetzt er ſich mit gleichem Feuer in die Gefühle der Gottesmutter, die ſie damals durchdringen mochten, und in ihre Klage am Kreuz. Man kann tadeln, daß auf dieſen ſchmerzvollen Scenen zu ſehr verweilt iſt; allein es iſt weniger die Abſicht eines Dichters, der auf Rührung, Erhebung und Erſchütterung ausgeht, als viel-

mehr die des Predigers. An den mündlichen, verſinnlichenden Vortrag des Redners erinnert wieder die Scene, in der er mit wahrer Glut eine Unterredung des Teufels mit der Hölle erzählt nach dem Tode des Erlöſers, der nun kommen ſoll, des Satans Willkür zu brechen. Ebenſo die Form, daß er in dem Lob unſerer Frauen, wo er gleichfalls das ſonſt Zerſtreute über dies Thema gleichſam zuſammenfaßt, die Maria redend einführt, was auch ſchon früher geſchieht, wo bei Chriſtus' Leiden am Kreuz der Dichter die Mutter fragt, wie ihr da zu Muthe geweſen, und dann ihr ſelbſt eine lange Rede in den Mund legt. In den erzählenden Legenden des dritten Theils hört dieſer ſchwungreichere Ton des Predigers auf. Dieſen oft langweiligen, oft gräßlichen Stoff konnte auch dieſer Dichter nicht feſſelnd oder angenehm machen. Dennoch verleugnet ſich auch in dieſem Theile die geiſtige Bildung und Ueberlegenheit deſſelben nicht. Es iſt das Charakteriſtiſche dieſer Sammlung, daß der Dichter nicht auf den abenteuerlichen Heiligen und Märtyrern mit der größeren Vorliebe verweilt, ſondern auf denen, die eine geiſtige Bedeutung haben. Das Leben des Auguſtinus iſt daher der Glanzpunkt dieſes Theiles, deſſen innere Kämpfe, Entwicklungen und Lehren mit leichtem Verſtändniſſe eindringlich behandelt ſind.

Etwas kürzer wollen wir uns über die Gedichte zur Ehre der heiligen Jungfrau faſſen. Sie ſind von zweierlei Gattung, entweder lyriſch und pſalmenartig oder epiſch und hymnenartig. Auf dem Leben der Maria vom Pfaffen Wernher bauten ſich erweiterte poetiſche Biographien auf. Die ältere darunter, die aber ſchon in den Anfang des 14. Jahrh. fällt, iſt von Bruder Philipp[462]), der (nach der Pommersfelder Handſchrift) in der ſteiriſchen Karthauſe Seitz dichtete; ſie verhält ſich zu Wernher's Gedicht etwa ſo, wie Rudolf's und Eſchenbach's Alexander zu Lambrecht; ganz ſo iſt der Stoff ausgedehnt, und die alte Quelle verlaſſen und eine weitere oder ſchlechtere, die wir vorhin in Note 460 angezeigt haben, an die Stelle geſetzt. Dem Philipp war der Text des Wernher bekannt, wie dem Rudolf der Lambrecht, es iſt aber merkwürdig, wie alles Schöne und Treffliche verwiſcht oder entſtellt iſt. Die Frömmigkeit, die aus Philipp ſpricht, ſteht gegen die Heiligkeit des Wernher'ſchen Gedichts eben ſo zurück, wie etwa Rudolf's Barlaam gegen die Kaiſerchronik, und wieder ſogar vor den ſpäteren Lebensbeſchreibungen der Maria, wie Rudolph gegen manche Gedichte ſpäterer Jahrzehnte. Sein Werk ſticht

462) Cod. Pal. Nr. 394. Nun herausg. von H. Rückert. Quedl. 1853.

durch prosaischen Ton und trockenen Gang der Erzählung vor, und derselbe Fall ist in dem späteren Marienleben des Walther von Rheinau[463]) aus dem 14. Jahrh., das auch derselben Quelle folgt wie Philipp. In einem dritten Gedichte desselben Inhalts, das von einem Schweizer Namens Wernher herrührt[464]), liegen zwei Seiten nebeneinander, welche die meisten Werke des 14. Jahrhs. zeigen, daß nämlich ein gewisser Schwung der Rede nicht selten mit einigem Erfolge gesucht wird, während das Ganze im Stil der Chronik ermüdend hinschleicht; daß eine Heiligkeit und Größe des Gegenstandes empfunden, damit aber eine Herabwürdigung in der Darstellung verbunden wird, die nichts scheut und allen Anstand mit Füßen tritt. Eben dies ist in so vielen Ritterromanen dieser Zeiten sichtbar, und es ist ganz eigenthümlich, mit welcher Rohheit und Naivetät man hier mit allen Menschlichkeiten des Weibes, mit mütterlichen Hoffnungen und der Hülflosigkeit des Kindes in den Windeln bekannt wird, Unschicklichkeiten, die der ältere Wernher noch verabscheut haben würde. Aber freilich seitdem der Streit der Stercoranisten geführt war, seit Ratbert und Ratram über die Entbindung der Maria gestritten, seit Albert der Große mit unerhörter Eindringlichkeit alle Fragen des Acts der Empfängniß besprochen hatte und der Kampf über die reine Empfängniß der Maria gefochten war, wie sollten nach diesen Vorgängen dieser heiligen christlichen Physiologie nicht alle Physiologica auch im Gedichte erörtert werden können! Die gemeinsten, oft ganz zuchtlosen Vergleichungen der Eigenschaften Gottes oder der Jungfrau drängten sich auch in die Oden oder lyrischen Preisgedichte an die Jungfrau ein: da ja das Erhabenste selbst noch Gottes unwürdig ist, so ist in sofern zwischen dem Erhabensten und Unwürdigsten kein Unterschied und damit entschuldigt Guibert von Nogent diese unanständigen Gleichnisse, die schon in den Psalmen und Propheten vorkommen. An jenen lyrischen Gedichten sehen wir die ähnliche Ausartung, die wir in den epischen bezeichneten, in drei Stücken dreier ausgezeichneter Dichter; wir meinen den Leich des Walther von der Vogelweide, das Loblied Gottfrieds von Straßburg[465]) und die goldene Schmiede

463) A. Keller hat in zwei academischen Festprogrammen 1849 und 52 von vier Büchern (gegen 15,000 Verse) zwei herausgegeben; die anderen sollen folgen.

464) Cod. Pal. Nr. 372.

465) In der Ausgabe seiner Werke von von der Hagen. Vollständiger und besser in Haupt's Zeitschrift. 3, 514.

des Konrad von Würzburg[466]). Der Preis der Jungfrau steigert sich hier in Umfang, in Glut und Ueberladung. An Walthers Leich wird sich jeder, wer auch nicht Freude an dergleichen hat, von der wahrhaften Religiosität und von der feurigen Innigkeit des Dichters ergriffen fühlen und selbst dem künstlerischen Beurtheiler wird der Wechsel des Tons, die stete Frische der Gedanken und Bilder und das rechte Maß genugthun, das hier bewahrt ist. In Gottfried's Lied ist schon die peinigendste Häufung von Benennungen und Vergleichungen, in deren Fülle, Seltsamkeit und Neuheit der Werth des Gedichtes gesetzt wird; die Künstelei im Vortrage zeigt, daß das Herz hier nichts mehr zu thun hat, und die Wortspielereien, die man sich im Tristan etwa gefallen läßt, widern hier an. Selbst dieser Mann scheut sich schon nicht mehr die vulgarsten Benennungen für Gott zu brauchen, an seine Allmacht die spielendsten Gleichnisse zu legen, mit ihm zu tändeln, wie mit der Jungfrau zu liebeln. Alles dies nun ist in der goldenen Schmiede zum *Aeußersten* getrieben, die ausdrücklich (V. 94) von dem Gottfriedischen Gedichte eingegeben oder angeregt scheint und die es neu bestätigt, daß die Dichter dieser Zeit in nichts so sehr ihren Ruhm suchen, als am Ueberladen und Ueberbieten der früheren. Jeder ernstere Mann muß sich hier abwenden, wenn er ewig nichts hört, als endlose Variationen weniger Gedanken und Bilder, mit denen man den geheimnißvollen und wunderbaren Eigenschaften und Verrichtungen der Jungfrau sich zu nähern sucht. Dies dauernde Umdrehen und Umwenden in einerlei Vorstellungen, dies süßliche Versüßen süßer und schmachtender Anrufungen, dies „Schaaren von einem Lob zum andern", dies ewige Hetzen eines Namens mit dem anderen könnte nur einem Muselmanne gefallen, der die hundert Kugeln seines Rosenkranzes abbetet. Wenn man gelesen hat, so hat kein Bild gehaftet, kein Gedanke beschäftigt, keine Empfindung angeklungen, und nicht einmal war der zuckersüße Vers oder die Worte voll Honigseim im Stande, nur in eine ernste oder feierliche Stimmung zu bringen. „Ein Bild, sagt J. Grimm, drängt sich auf das andere, in der Hoffnung, deutlicher zu sein und mehr auszusagen, und da jedes seiner Natur nach für sich besteht und von vorne anhebt, so kann unter ihnen weiter kein äußerlicher Zusammenhang sein." Es sei also nichts als eine Sammlung solcher Gleichnisse, ein Versammlen der üblichen Bilder in ein Schatzkästlein, ein Aneinanderreihen dieser Edelsteine zu einem goldenen

466) Ausg. v. W. Grimm. Berlin 1840; der das Gedicht in die letzten Jahre des Dichters legt.

Geschmeide; ein Rosenkranz also, den man nun abrollen und absingen kann. In einem Gedichte von Maria's Grüßen[467]) aus der Mitte des 13. Jahrhs. wird dies recht sonnenklar, daß die Gedichte zu ihren Ehren gleichsam in einer Beziehung zu dem ihr geweihten Rosenkranze stehen. Da sind fünfzig Grüße hinter einander eingefädelt, von denen man zum Ueberflusse belehrt wird, daß man sie mit 50 Venien sprechen solle, damit die himmlische Frau uns nach unserem Tode im Himmelreich wieder begrüße; dann 50 Freuden, die man eben so hersagte, damit uns die Jungfrau wieder erfreue, und dann 50 Hülfen, bei deren zehnter man jedesmal in Kreuzgestalt auf die Erde fallen soll. Was man verdrossen ist in der Kirchenhistorie lesen zu müssen, den Unsinn der Cyrillischen Gebete, muß man hier als Poesien empfangen. Auch W. Grimm sagt, daß das Gedicht von der goldenen Schmiede jetzt allgemeinem Eindrucke fremd sei. „Daß es aber zu seiner Zeit Eindruck gemacht und als vorzüglich betrachtet wurde, läßt sich schon aus der Nachahmung des Hermann von Sachsenheim im goldnen Tempel schließen, so wie aus der späteren Bearbeitung. Das Sylbenmaß schadet vielleicht durch Eintönigkeit, und in einer von den vielen überreichen damals üblichen Formen würde es wohl prächtiger gelautet haben, aber der Dichter zeigt auch hier seine Gewandtheit und Sprachfülle, womit er vor anderen begabt war. Schwerfällig, trocken und gar nicht zu vergleichen ist das Gedicht des Teichners[468]) von der Empfängniß der Jungfrau."

Bei dem regen Eifer, die Denkmäler unserer alten Literatur zum Drucke zu fördern, werden wir in Kürze sich den Kreis der Dichtung dieser Zeit noch immer erweitern sehen, und es ist zu vermuthen, daß Vieles von geistlichem Inhalt darunter noch zu Tage kommen wird. Eine Himmelfahrt Mariä, eine Bearbeitung von der Frauen Hinfahrt des von Heimesfurt, von einem Dichter Gottfriedischer Schule, und ein Vaterunser von Heinrich von Krolewiz aus Meißen[469]) sind neuerer Zeit gedruckt; wir begnügen uns, beide erwähnt zu haben. Das Letztere ist eine Predigt und Paraphrase des Vaterunsers und erinnert uns in dieser Form wieder an das Aehnliche im 12. Jahrhundert. Der Dichter hat sehr mit der Sprache zu ringen; drei Jahre (1252—55) arbeitete er an den viertausend Versen seines Gedichtes. Interessant ist er uns durch

467) Herausg. von Pfeiffer in Haupts Zeitschr. 8, 274.

468) Altd. Wälder 2, 194.

469) Ausg. von Lisch. 1839. Die Himmelfahrt Mariä in Haupts Zeitschr. 5, 515.

das Local seiner Geburt und Aufenthaltsstätte. Der Herausgeber macht aufmerksam, daß er mit der Regierung des Grafen Gunzelin III. von Schwerin (1228—74) zusammenfällt, und da auch andere Sachsen, wie Rumeland, mit diesem Hofe in genauen Verhältnissen lebten, und die beste Handschrift des Gedichts, die fast eine Urschrift zu nennen ist, sich in Schwerin findet, so schließt er, möge auch Heinrich an diesem Hofe gewesen sein. So würde er uns die Brücke bilden zu jenen späteren gnomologischen Dichtern, die uns vielfach in diese nordischen und östlichen Gegenden überführen.

Nachträge.

Zu p. 172. Ueber Wernher von Tegernsee, seine Persönlichkeit, seine lateinischen und deutschen Gedichte, besonders über die wahrscheinlich von ihm selbst gezeichneten Bilder zu seinem Mariengedichte muß man jetzt vergleichen: Franz Kugler's Schriften und Studien zur Kunstgeschichte. 1853. p. 12 ff.

Zu p. 173. Mit der Legende des Pilatus verwandt ist das Evangelium Nicodemi, das die ächten Evangelien mit apokrypher Erzählung der Höllenfahrt und der Legende von Pilatus und Veronica ergänzt. Es ist gegen Ende des 12. Jahrhs., wie der Pilatus schon in formellerer Vollendung, poetisch bearbeitet, aber außerhalb Oesterreich. Pfeiffer, der es (aus drei Hss. in Görlitz, Stuttgardt und Schwerin) herausgeben wird, sucht den Dichter in Thüringen oder Obersachsen und findet in Bezug auf Reim und Metrik die neuen strengen Gesetze innerhalb der eigenthümlichen in Mitteldeutschland geltenden Lautgesetze auffallend genau beobachtet. Der erzählende Theil bietet uns nichts Besonderes dar; am Schlusse springt der Judenhaß des Dichters von der Zerstörung Jerusalems auf die Fürsten der Gegenwart über, denen er eine äußerst scharfe Strafpredigt darüber hält, daß sie die Juden in Ehren und Würden halten, zu ihren Kämmerern machen, und die in Frieden lassen, die, wenn sie die Ueberkraft hätten, die Christen nie genesen lassen würden. Die Schweriner Hs. ist in diesem Ausfalle breiter und betont das compelle intrare mehr als die Görlitzer, der es genügt, wenn man die Juden leidet oder meidet.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.